



Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 7
April 1913

Verlag: Kaffeehag Bremen



INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

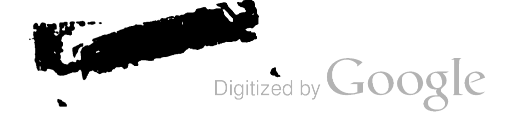
H. Prehn-v. Dewitz: Wirtschaftsstudien.

Beiträge zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage unserer Zeit.

Zur Einführung.

Volkswirtschaft — Weltwirtschaft — zwei Faktoren, die unaufhörlich unser Leben durchdringen, es beherrschen. In beiden, möchte man sagen, ruhen die Angeln unseres, des zwangzigsten Jahrhunderts. Geld-, Mittelstands-, Arbeiter-, Steuer- und Zollfragen durchziehen das ungeheure Gebiet unserer heutigen Volkswirtschaft. Expansions-, Kolonial- und Trustfragen leiten hinüber zur Wirtschaft der Zukunft, der Weltwirtschaft. Politik, Staat und Volkswirtschaft sind drei unzertrennliche Begriffe geworden, — in ihnen wurzelt letzten Endes unser Leben, und sie verstehen, heißt unser Leben verstehen. Nur der Tor lebt in den Tag hinein, nur der Tor fühlt nicht die leisen rhythmischen Schläge des Wirtschaftslebens, merkt nicht die unaufhörlich rauschenden Wellen der Umwälzung und findet sich in einem andern Milieu, unter andern Lebens- und Wirtschaftsbedingungen, ehe er die Revolution erkannt, ihr Ziel geahnt und ihre Notwendigkeit instinktmäßig aufgenommen hat. Der wirtschaftliche Instinkt und in seiner Folge das wirtschaftliche Kalkül sind aber gerade zwei Faktoren, die der moderne, arbeitende, erwerbende und genießende Mensch nicht hoch genug einwerten kann und in der Tat einwertet. Das Genie kann vielleicht vieles mit ungeahntem Sinn erfassen, was der gewöhnliche Sterbliche nur nach harter Arbeit sich anzueignen vermag, doch das Genie bildet die Ausnahme, und die Regel regiert. In der Bildung und Pflege des wirtschaftlichen Instinkts, der gewiß nicht letzten Grades über Erfolg und Glück im Leben des Einzelindividuums entscheidet, gipfelt die Forderung unserer Zeit. Deshalb ist die Volkswirtschaftslehre zu einer Doktrin geworden,





die der moderne Mensch immer und immer wieder braucht, die ihm nicht nur die Zeitung, dieses größte Bildungsmittel der Neuzeit, verständlich macht, die ihn auch für den täglichen wirtschaftlichen Kampf mit realem, grundlegendem Wissen ausrüstet. Von einer hohen Warte wollen wir in einer Reihe von Aufsätzen die Probleme unserer heutigen Volkswirtschaft betrachten. Zu ihrem Verständnis bleibt jedoch ein historischer Rückblick auf die Entwicklung der einzelnen Wirtschaftstufen bis zur Höhe der heutigen Volkswirtschaft unbedingt erforderlich, — ich hoffe, er wird interessant genug sein, um ihn auch in dieser Hinsicht dem Leser gegenüber zu rechtfertigen.

* * *

Die Wirtschaftsgeschichte, ehemals ein nebensächlicher Zweig der Geschichtswissenschaft, ist erst in unseren Tagen zur Geltung gekommen. Der Fachhistoriker alten Schlages war keineswegs imstande, von der wirtschaftlichen Vergangenheit der Menschen oder einzelner Völker ein auch nur annähernd richtiges Bild zu entwerfen, und zwar besonders deshalb nicht, weil die Wendepunkte in der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker durchaus nicht mit den Wendepunkten in ihrem politischen Dasein zusammenzufallen brauchen. Da aber die Geschichtsforschung nur den großen politischen Krisen nachspürte, übersah sie einschneidende wirtschaftliche Ereignisse, die aufzudecken der jungen Wissenschaft der Nationalökonomie vorbehalten blieb. Ihre Vertreter gaben zuerst in großen, vagen Zügen den Grundriß einer Wirtschaftsgeschichte bis auf unsere Zeit. Hier waren es vor allen Dingen die bekannten Nationalökonomen List, Hildebrand, Schmoller und last not least Karl Bücher, die den wirtschaftlichen Fortschritt im Leben der Völker in festliegende, aus der Entwicklung sich ergebende Wirtschaftsstufen einordneten. Karl Büchers Wirtschaftsstufen, die sich im Gegensatz zu den Schmollerschen durch Klarheit und Knappheit auszeichnen, haben heute wohl den größten Anhängerkreis gefunden. Deshalb wollen auch wir sie als Ausgangsprodukt betrachten. Bücher unterscheidet:

1. Die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), auf welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind. (Von den ältesten Zeiten bis ins frühe Mittelalter.)
2. Die Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches), auf welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende

übergehen. (Im ganzen Mittelalter; Übergänge zur Volkswirtschaft seit der Herbeiführung größeren Handelsverkehrs durch die Kreuzzüge.)

3. Die Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufs), auf welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen. (Vom ausgehenden Mittelalter bis auf unsere Zeit.)

Über das Wirtschaftsleben auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft ist naturgemäß nicht viel zu sagen. Da auf jener Stufe das Zusammenleben größerer Familiengruppen noch nicht einmal die Regel bildete, gemeinwirtschaftlicher Sinn und gemeinwirtschaftliche Vorkehrungen also kaum vorhanden waren, so hat jene Zeit auch gar bald aufgehört, das spätere Wirtschaftsleben zu beeinflussen, und in unserer heutigen Wirtschaft sind deshalb nicht die geringsten Ausläufer jener einstigen Urwirtschaft mehr aufzuspüren. Viel nachdrücklicher dagegen hat sich die Wirtschaftsstufe der „Stadtwirtschaft" betont. Verkehrssitten, Gebräuche, ja Gesetze der alten Stadtwirtschaft haben bis in unsere Zeit ihren Einfluß geltend gemacht, und die Gewerbegesetzgebung selbst des 19., ja des 20. Jahrhunderts steht noch, bewußt oder unbewußt, im Banne mittelalterlicher Zunftordnung. Sogar in den ewig akuten Mittelstandsfragen schlummert noch der Gedanke an die einstige Gewerbeunfreiheit, und noch im 20. Jahrhundert hemmt die Erinnerung an altzünftlerisches Wesen, den antiquierten Forderungen nachjagenden gewerblichen Mittelstand am zeitgemäßen „Sichdurchsetzen." Geben wir ein Bild der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, so wird ohne weiteres klar, wie weit sie von der heutigen Volkswirtschaft abweicht.

Die Stadtwirtschaft charakterisiert sich als die Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung, auf der die Güter aus der produzierenden Wirtschaft direkt, d. h. unmittelbar, in die konsumierende übergehen. Die Stadtwirtschaft bedeutet, technisch ausgedrückt, Kundenproduktion. Der Weg, den die Güter auf dieser Stufe zurücklegen, ist ein sehr kurzer, „vom Erzeuger zum Verbraucher". Wir finden heutzutage die sogen. Kundenproduktion nur noch verhältnismäßig selten. Sie kommt vor auf der niedrigsten Stufe des Kleinhandwerks, wo der Produzent direkt mit dem Konsumenten in Verbindung steht und nur auf Bestellung liefert. In Flecken und Dörfern, also namentlich auf dem platten Lande, stellt auch heute noch die Kundenproduktion, wenn auch in der Regel nicht mehr ausschließlich, so doch den Hauptfaktor der Gesamtproduktion des Kleinhandwerkers dar.

Der ländliche Umkreis der mittelalterlichen Stadt, der mehr oder minder unter ihrer wirtschaftlichen Gewalt stand, hatte im mittleren und westlichen Deutschland eine Ausdehnung von 3—4 Meilen, im Osten eine solche von gar 5—8 Meilen, während im Süden nur 2—2½ Meilen Landes in ihrem Wirtschaftsbann standen. „Stellen wir uns," sagt Mitscherlich*), „die Stadt immer im Mittelpunkte eines solchen Gebietsabschnittes vor, so überzeugen wir uns, daß fast überall in Deutschland der Bauer aus den entferntesten ländlichen Niederlassungen den städtischen Markt in einem Tage erreichen und am Abend wieder daheim sein konnte."

Über die Ausdehnung dieser stadtwirtschaftlichen Städte sind vielfach, in Überschätzung ihrer Bedeutung, ganz unverhältnismäßig schwankende Meinungen verbreitet. Die meisten mittelalterlichen Städte zählten höchstens 1—6000 Einwohner, und nach Bücher hatten sogar im 15. Jahrhundert (d. h. einer Zeit, in der die Stadtwirtschaft bereits der Volkswirtschaft zu weichen begann) nur ungefähr 6 deutsche Städte eine Einwohnerzahl von mehr als 10 000, aber keinesfalls über 23 000 Seelen.

Die mittelalterliche Stadtwirtschaft bildete vor allen Dingen insofern einen wirtschaftlichen Fortschritt, als sie im Gegensatz zu der fast ganz von Arbeitsteilung freien Hauswirtschaft die Arbeitsteilung nach allen Seiten hin förderte. Fortan ist nicht mehr der Hausvater mit seinen Angehörigen der Erzeuger aller zum Leben nötigen Produkte — in den städtischen Sonderwirtschaften ist eine weitgehende Differenzierung in der Herstellung der Fertigwaren eingetreten. Bücher nennt schon für die frühmittelalterlichen Städte weit über hundert Arten gewerblicher Betätigung.

Für den allgemeinen wirtschaftlichen Verkehr hatte die mittelalterliche Stadt einen besonderen Zentralort geschaffen, auf dem Stadt und Land ihre Produkte austauschten — den Markt. Auf ihm genossen alle Angehörigen der Stadtwirtschaft Markt- und Zollfreiheit, nur Fremde, d. h. Angehörige einer anderen Stadtwirtschaft, hatten Abgaben zu entrichten. Jeder Besucher des Marktes jedoch, ob einheimisch oder fremd, stand unter dem Marktfrieden und erfreute sich auf der Hin- und Rückreise eines besonderen königlichen Schutzes. Wer den Markt besuchte, galt als Kaufmann — doch dürfen wir den mittelalterlichen Kaufmann keinesfalls mit dem Kaufmann (Großhändler) unserer Zeit vergleichen. Der mittelalterliche Kaufmann zur Zeit der reinen Stadtwirtschaft war entweder Handwerker oder Bauer, und auf dem Markte trat er als Kaufmann nur in der Rolle des Produzenten

*) W. Mitscherlich: Der wirtschaftliche Fortschritt. Leipzig 1910.

oder Konsumenten auf. Dies wird noch deutlicher, wenn wir einen Blick auf die Marktordnung werfen. Bestimmte Marktbeamte hatten für die ordnungsgemäße Abwicklung der Geschäfte Sorge zu tragen, und die Tauschenden mußten sich der öffentlichen Wage und Maße bedienen. Vor allem lag den Marktbeamten ob, darauf zu achten, daß alles aus erster Hand verkauft wurde, also kein sogen. „Vorkauf", d. h. Zwischenhandel stattfand. Das Geld als Tauschmittel war gebräuchlich, aber schließlich doch nur so weit, als es zur Ausgleichung entstehender Wertunterschiede beim Tauschhandel diente.

Die Stadtwirtschaft, die, wie wir gesehen haben, aus vielen Sonderwirtschaften bestand, mußte notgedrungen, wollte sie als Ganzes diesem Konglomerat gegenüber auftreten, wollte sie die Einheit gegenüber Sonderbestrebungen von innen und außen her wahren, Wirtschaftspolitik treiben — Wirtschaftspolitik, die darauf hinauslief, daß:

1. innerhalb der Stadtwirtschaft nach Möglichkeit alles produziert wurde, was zu ihrer Bedürfnisbefriedigung notwendig war;
2. der Einbruch fremder Stadtwirtschaften in die eigene Wirtschaftssphäre ferngehalten wurde, damit die wirtschaftliche Selbständigkeit gewahrt bliebe.

Zur Durchführung solcher wirtschaftspolitischer Maßnahmen bedurfte die alte Stadtwirtschaft einer besonderen zentralen Gewalt, die sie sich im städtischen Rat schuf. Diesem blieb also die Exekutive der stadtwirtschaftlichen Politik überlassen. Er hatte z. B. dafür Sorge zu tragen, daß, wenn der Stadt ein Vertreter für eine besondere Gewerbeart fehlte, von außerhalb ein fremder Meister eben dieses Gewerbes in die Stadt berufen wurde. Er mußte die Bereitstellung kostspieliger Produktionsmittel, deren Anschaffung für die Einzelwirtschaft unerschwinglich war, auf Kosten der Stadt herbeiführen. So sehen wir z. B. die mittelalterlichen Städte Färbereien, Mühlen und Gerbereien errichten, die sie den einzelnen Gewerbetreibenden ihres Wirtschaftsgebietes zur Verfügung stellen, um den einheimischen Markt von fremder Zufuhr unabhängig zu machen. Daneben hatte er vor allen Dingen den Einbruch fremder Stadtwirtschaften in das eigene Gebiet zu vereiteln. Hohe Schutzzölle, die durchaus nicht selten die Gestalt von Einfuhrverboten annahmen, ließen fremde Einfuhr nur insoweit zu, als die Allgemeinheit daraus Nutzen zog und die eigenen Gewerbetreibenden durch sie nicht geschädigt wurden. So ließ man z. B. Luxusartikel, die in der eigenen Stadtwirtschaft nicht erzeugt werden konnten, wie Pelze, feine Tuche, indische Gewürze, aber auch Salz und Wachs,

mit verhältnismäßig niederen Zöllen ein. Neben diesen Einfuhrzöllen bestanden aber auch noch Ausfuhrzölle und Ausfuhrverbote. Sie wurden von dem Gedanken getragen, die Ausfuhr gewisser wertvoller Warengattungen, wie Nahrungsmittel, Edelmetalle usw., von denen man befürchten konnte, sie würden ohne die hemmenden Schranken leicht nach fremden Wirtschaftsgebieten abfließen, nach Möglichkeit zu erschweren, ja ganz zu unterbinden.

Wenn die mittelalterliche Stadt auch keinen eigentlichen Handel aufkommen lassen wollte, ja in Verfolgung ihrer Wirtschaftspolitik selbst nicht einmal durfte, so konnte sie sich im Laufe der Jahrhunderte, die das Zeitalter der Stadtwirtschaft umfaßte, nie ganz frei von ihm halten. Zwei Arten von Handel machten sich mehr und mehr mit dem fortschreitenden Wachstum der Städte in der alten Stadtwirtschaft geltend. Wir können cum grano salis von einem Groß- und einem Kleinhandel in eben dieser Zeit sprechen. Der Großhandel glich ungefähr unserem heutigen Hausierhandel. Der Händler zog von Stadt zu Stadt, tauschte, kaufte und verkaufte. Überallhin aber wurde er von den einzelnen Stadtwirtschaften mit dem größten Mißtrauen verfolgt. Da sein Tun und Treiben so vollständig der Wirtschaftspolitik der Stadt widersprach, suchte man seine Bewegungsfreiheit nach Möglichkeit einzuschränken. So war es z. B., wie Mitscherlich sagt, den Händlern verboten, ihre Waren in Landorten, die der wirtschaftlichen Gewalt einer Stadt unterstanden, oder vor den Stadttoren feilzubieten. Der Händler war gehalten, den städtischen Markt zu besuchen, die Markttage einzuhalten, sowie seine Waren während eines bestimmten Zeitraumes (meist drei Tage) auf offenem Markte auszubieten. Erst nach Befriedigung des direkten Verbrauchs durfte er seine Waren an Wiederverkäufer, Handwerker und Fremde absetzen. Er selbst durfte erst dann zum Einkauf von Waren schreiten, wenn sich die Bürger der Stadt mit Vorrat versorgt hatten. So sehen wir überall die einengenden Grenzen, die jede Stadt dem fremden Händler auferlegte, getreu ihrer Tendenz, Produktion und Konsumption aus sich selbst heraus und in ihren Mauern zu regeln. Als Händlerwaren kamen deshalb auch nur jene Luxusgegenstände und eventuellen Produktionsgüter in Frage, die die mittelalterliche Stadt nicht selbst zu erzeugen vermochte und deren Einfuhr die Kundenproduktion keiner Sonderwirtschaft beeinträchtigte. Neben diesem sogen. Großhandel bestand noch ein geringfügiger Kleinhandel, der sich auf den Verkauf von Lebensmitteln und Erzeugnissen, die man den fremden Händlern abgekauft hatte, bezog. Der Kleinhandel diente eigentlich nur dem kleinen Manne, den er außerhalb der offiziellen Markttage mit Bedürfniswaren versorgte, da dieser in

der Regel nicht über genügende Mittel verfügte, um sich an den Markttagen mit hinreichendem Vorrat einzudecken. Als Kleinhändler galten namentlich Krämer, Höker und Gewandschneider. Einer besonderen wirtschaftlichen Bedeutung konnte sich aber auch dieser Kleinhandel nicht erfreuen, da die Wirtschaftspolitik der Stadt ihn wie jeden die Waren verteuernden Zwischenhandel zu eliminieren trachtete, und wo ihr dies nicht gelang, ihn doch wenigstens durch umfassende Beschränkungsmaßregeln einzudämmen suchte. „Ein ungefähres Bild von dem wirtschaftlichen Marktgetriebe der Stadtwirtschaft kann man sich machen," meint Mitscherlich, „wenn man die Markttage unserer Landstädte besucht. Dort finden sich auch noch heutigen Tages überwiegend nur Produzenten ein, die ihre Erzeugnisse gegenseitig eintauschen, und nur hin und wieder wird die Reihe durch einen Händler unterbrochen, der billigen Putz, Schmuck, Gerätschaften und anderes mehr feilbietet." So war der Handel gewissermaßen ein Fremdkörper im Wirtschaftsleben der mittelalterlichen Stadt, ein Fremdkörper, dem man nicht allzugroße Bedeutung beimaß und den auszuscheiden man mühelos wähnte. Und doch war gerade der Handel es, der den wirtschaftlichen Fortschritt in sich trug, der aus der alten Stadtwirtschaft hinaus in die moderne Volkswirtschaft führte. Aber bis zu ihr ist noch ein weiter Weg. In der mittelalterlichen Stadt regierte das Gewerbe, das seiner Bedeutung gemäß in feste Organisationen eingeordnet war. Es tritt auf bald als Hauswerk, bald als Lohnwerk, bald endlich als Preis- oder Handwerk. Die angesehenste Form gewerblicher Betätigung ist das Handwerk. Es befindet sich im Besitze sämtlisher Produktionsmittel, sowohl des Rohstoffes wie auch der Werkzeuge. Der Handwerker schafft aus dem Rohstoff das fertige Produkt, das er ohne jedweden Zwischenhandel direkt an den Kunden absetzt (Kundenproduktion). Eine bei weitem untergeordnetere Stellung nimmt das Hauswerk ein. Man versteht unter ihm die gewerbliche Erzeugung im Hause für das Haus aus selbst hergestellten Rohstoffen. Der Lohnwerker hat nur sein Werkzeug, er bearbeitet fremden Rohstoif, den ihm der Erzeuger dieses Urproduktes liefert und nach der Zurichtung wieder abnimmt. Das Lohnwerk kennt zwei Formen, die Stör und das Heimwerk. Bei der Stör wird der Lohnwerker in das Haus aufgenommen, erhält Kost, Tagelohn und auch wohl Wohnung und bleibt nur so lange, bis die Bedürfnisse seines Auftraggebers befriedigt sind. Der Heimwerker hat eine eigene Produktionsstätte und es wird ihm der Rohstoff gebracht, für dessen Bearbeitung er „Stücklohn" empfängt. Als Heimwerker haben wir uns namentlich die Besitzer größerer Produktionsstätten, wie Brauer, Müller, Weber, Bäcker usw. vor-

zustellen. Noch jetzt ja gibt es auf dem platten Lande kleinere Mühlen, die nur das Getreide ihrer Kunden mahlen (d. h. den ihnen gebrachten Rohstoff verarbeiten). „Die Stör“, sagt Bücher, „begründet sich auf den ausschließlichen Besitz spezieller Arbeitsgeschicklichkeit, das Heimwerk auf den ausschließlichen Besitz stehender Produktionsmittel.“ Die verschiedenen Gewerbe waren in der Stadtwirtschaft in streng organisierten Verbänden vereinigt. Diese, die man Zunft oder Innung nannte, waren gehalten, unter der Oberaufsicht der Stadtobrigkeit die Verhältnisse ihres Gewerbes in jeder Weise selbständig zu regeln. Wie in einer Zwangsjacke steckte gewissermaßen der freie Gewerbetreibende in der Innung. Der Machtbereich einer Zunft erstreckte sich sogar über das Privatleben ihrer Angehörigen. Dem Gemeininteresse der Zunft mußte jeder Zunftgenosse gegebenenfalls seine Sonderinteressen zum Opfer bringen. Die Zunft überwachte die Herstellung der Waren, sie regelte die Dauer der Arbeitszeit, sie setzte Maximalgrenzen für die Höhe der Produktion fest und wies jedem einzelnen Genossen seinen Anteil an der Gesamterzeugung zu. So hatte sie vor allen Dingen, getreu der Wirtschaftspolitik der alten Stadtwirtschaft, dafür Sorge zu tragen, daß in ihrem Gewerbe keine Produktion über den Bedarf hinaus stattfand, damit kein Vorrat aufgespeichert und somit vielleicht „händlerischer Wucher“ zustande kam. Aber auch unter ihren eigenen Genossen hatte sie darauf zu achten, daß keiner den andern überflügelte, damit jeder Konkurrenzkampf von vornherein erstickt wurde. Waren zuviele Meister vorhanden, so sperrte sie in ihrem Gewerbe für längere oder kürzere Zeit die Möglichkeit, Meister zu werden. Die Gewerbeunfreiheit cat exochen gipfelte in der altzünftlerischen Ordnung. Wer Meister werden wollte mußte eine fünf- bis siebenjährige Lehrzeit und eine längere Gesellenzeit durchmachen, und konnte erst auf Grund eines Meisterstückes und auf Fürsprache der Zunftmeister in die Zunft aufgenommen werden. Erst als Meister war er befugt, einen selbständigen Gewerbebetrieb auszuüben. Er durfte 1—2 Lehrlinge und eine jeweils von der Zunft festzusetzende Anzahl von Gesellen halten. So sorgte die Zunft dafür, daß jeder Meister sein auskömmliches Dasein hatte, aber auch, daß jeder Wettbewerb unter den einzelnen Gewerbetreibenden unterblieb. Unter der Obhut der Zünfte dämmerten die Gewerbe dahin, ohne Ahnung von den wirtschaftlichen Vorgängen und gewaltigen Umwälzungen, die sich vorbereiteten. Noch im Schoße der Zünfte überraschte sie die machtvoll einsetzende neue Wirtschaftsepoche, überraschte sie der Handel mit seinen vieltausendfachen Neubildungen und fand sie gänzlich unvorbereitet. Es war der mittelalterliche Großhandel, von dem die Auflösung der Stadt-

wirtschaft ausging, der zum Träger neuen wirtschaftlichen Fortschritts wurde. Zwar hatte die alte Stadtwirtschaft dauernd Versuche gemacht, auch den Handel in feste Bahnen zu lenken und gleich den Gewerben in dauerhafte Organisationen zu zwingen — doch es war bei dem Experimentieren geblieben und greifbare Resultate waren ihm nicht gefolgt. Es war auch um so schwieriger eine Methode zum Vorgehen gegen den Handel im Sinne der städtischen Wirtschaftspolitik zu finden, als dieser sich niemals auf eine Stadt alleine beschränkte, sondern über viele Städte und Territorien sein Wirtschaftsgebiet ausdehnte. Dazu kam noch, daß dem Handel in den Kreuzzügen ein wichtiger Kulturfaktor für seine Betätigung erwuchs. Durch die Berührung mit dem Orient waren die Menschen mit üppigerer Lebensführung bekannt geworden und gewöhnten sich bald, höhere Anforderungen an die Bedürfnisbefriedigung zu stellen. Der Handel wußte sich die ihm günstige neue Wirtschaftskonstellation zunutze zu machen. Er knüpfte Verbindungen mit dem Morgenlande an und brachte die Erzeugnisse des Orients auf die einheimischen Märkte. So wurde er in der Tat bald aus einem sogenannten Großhandel in Wirklichkeit zu einem Großhandel im Sinne der heutigen Begriffsbestimmung. Langsam wuchs der händlerische Verkehr von Stadt zu Stadt. Die einzelnen Städte büßten immer mehr ihre wirtschaftliche Selbständigkeit ein und wurden zusehends in verschiedenen Warengattungen voneinander abhängig. Verschiedene Orte erwarben sich einen Ruf durch die Güte der in ihnen hergestellten Waren. So wurde Nürnberg bekannt und berühmt durch seine Metallindustrie, Solingen durch seine Klingenbearbeitung, Augsburg und Ulm durch ihre Barchentstoffe. Bald handelte nicht nur eine Stadt mit der andern; allmählich traten ganze Territorien miteinander in wirtschaftlichen Verkehr. Die Städte begannen ihren Handelsradius auszudehnen, weit über See und über Land zogen ihre Händler. Nach England, Rußland und Skandinavien sandten die niederdeutschen Städte ihre Handelsagenten, während die oberdeutschen Städte zu Italien, Österreich und Ungarn Handelsbeziehungen anknüpften. Mählich vermochte sich der Großhandel auch seine eigenen Märkte zu verschaffen. Aus den Jahrmärkten einzelner, durch besonderen Gewerbefleiß ausgezeichneter Städte, entwickelten sich die Zentralstätten des Großhandels — die Messen. Dort gaben sich die Großhändler Stelldichein, dort wurden unter ihnen die großen Geschäfte abgeschlossen, dort versorgten sich die kleineren Händler mit Waren, um sie während des Jahres auf den Märkten der Städte zu verschleißen. Metallwaren, Leder, Felle, Tuche, indische Gewürze, Modeartikel, Hausgerät, Pelze und Weine finden bereits auf den Messen ihren

Engroshandel. Bald begann sich in den Meßstädten eine gewisse wirtschaftliche Superiorität gegenüber den andern Städten geltend zu machen. Sie wurden nunmehr die eigentlichen Träger des wirtschaftlichen Fortschritts. Auf den Messen wurde nicht nur gekauft und verkauft; Bestellungen von Waren, deren Lieferzeit bis zur nächsten Messe oder der Messe einer andern Stadt lief, wurden aufgegeben. Umfangreiche Geldgeschäfte fanden ihren Abschluß. Zum ersten Male bediente man sich in ausgiebiger Weise des Wechsels. Immer blieb die Messe Termin und Erfüllungsort für alle Verpflichtungen. Noch heute finden wir nicht selten auf unsern Wechseln eine Reminiszenz aus jener Zeit; die Bestimmung „zahlbar zur (z. B.) Leipziger Messe", gilt noch jetzt als vollauf genügende Terminfestlegung. Einige Meßstädte nahmen in kurzer Zeit ungeahnten Aufschwung, und die Messen von Frankfurt, Leipzig, Braunschweig, Ulm, Erfurt, Genf, Paris, Lyon wurden weltbekannt. Ähnlich wie sich in den Städten ein Marktrecht entwickelt hatte, so entstand jetzt in den Meßstädten ein Meßrecht. Es bestand hauptsächlich darin, den Fremden Schutz zu gewähren und die Ordnung an den Meßtagen aufrechtzuerhalten.

Neben diesen Meßstädten, die im Grunde genommen doch schließlich nur als Vermittlungsstätten des Handels dienten, in denen der Handel 3—4 Wochen lang im Jahre kulminierte, entstanden die eigentlichen Handelsstädte. Es wäre freilich ein Fehler anzunehmen, eine Meßstadt könne nicht zugleich auch den Charakter der Handelsstadt tragen, wir kennen genügend Beispiele für eine solche Kombination auch im Mittelalter (Lyon, Ulm, Paris); aber eine Handelsstadt brauchte durchaus nicht zu gleicher Zeit auch Meßstadt zu sein. In den Handelsstädten saßen die eigentlichen Kaufleute, die dem Handel immer wieder neue Bahnen wiesen. Dort waren sie das herrschende Element und unter ihren Gilden vegetierten die Zünfte der Gewerbetreibenden. Es ist erklärlich, daß diese Zeit nicht mehr der Periode der alten Stadtwirtschaft zuzurechnen ist, sie fällt so völlig aus ihrem Rahmen heraus — in ihr vollzog sich der Übergang zu einer neuen Wirtschaftsepoche — zur Volkswirtschaft.

Wie sich alle Wirtschaftsbedingungen für die alte Stadtwirtschaft geändert hatten, so änderte sich jetzt auch ihre Politik. Mit dem Aufkommen und Heranwachsen des Handels fällt das Ende der stadtwirtschaftlichen Politik zusammen. Am deutlichsten tritt dies hervor bei den großen Handelsstädten, die fast brüsk aus der einstigen Gewerbepolitik zur Handelspolitik übergehen. Straßenzwang und Stapelrecht, ehemals geschaffen, um den fremden Händler zum Besuch der Stadt und zum Absatz seiner Waren direkt an

den Konsumenten zu zwingen, damit den Gewerbetreibenden kein lästiger Wettbewerb bereitet werde, finden jetzt ihre Bestimmung in Handel befördernden Zwecken. Um den Handel einer Stadt zu vergrößern, sucht man jetzt die fremden Händler in ihr Weichbild zu locken. Mit sicherem Geleit führte man sie heran und sicheres Geleit sagte man ihnen zu, wenn sie weiterzogen. In dem Geleitsrecht, das die Städte in immer ausgedehnterem Maße an sich zu bringen suchten, das sie Fürsten und Adligen mit Gold aufwogen, lag jetzt ein unschätzbarer wirtschaftlicher Vorteil. Die Stadt, deren Schutz möglichst viele und weite Straßen anvertraut waren, die gewissermaßen als Durchfuhrort für entferntere Wirtschaftsgebiete diente, konnte sicher darauf rechnen, den fremden Händler in ihren Mauern zu sehen. Dadurch enstand in solchen Städten von vornherein ein wirtschaftlich regeres Leben. Je mehr der Handel anwuchs, desto mehr erhob er sich aus der Tiefe des alten Hausierhandels. Nicht mehr wie früher zog der Händler von Stadt zu Stadt, um seine Ware feilzubieten, in Korporationen (Gilden) schlossen sich die Kaufleute zusammen, um von einem festen Standort aus ihre Waren abzusetzen. So finden wir bereits im 14. und 15. Jahrhundert Kaufmannsgilden, die nach England, nach Italien, nach Finnland Exporthandel treiben. Doch nicht nur in Gilden, auch selbständig bildete sich der Händler zum Kaufmann heran. Schon in jener Zeit finden wir selbständige Großkaufleute als Träger des wirtschaftlichen Fortschritts, deren Handelsmacht der Macht moderner Kaufherrn nur um ein geringes nachzustehen scheint. Da waren die Krösusse des Mittelalters, die Fugger, die Welser, die Ebner, die Rulands und wie sie alle heißen. Der Handel hatte seinen Siegeszug angetreten — der freie Wettbewerb hatte ihn in gewaltigem Erstarken vorwärtsgetrieben, und während noch die Gewerbe im Schoße der Zünfte dahindämmerten und in der Kerkerluft der Unfreiheit dahinsiechten, hatte bereits der Handel in goldener Freiheit seine Schwingen entfaltet und in immer tollkühnerem Flug führte er vorwärts — vorwärts in eine neue Wirtschaftsepoche.

Prof. Dr. Adolf Mayer: Das türkische Problem.

I.

In diesen Tagen der tragischen Krisis eines Reiches, das mehrere Jahrhunderte hindurch ein Weltreich gewesen, wird oft die Frage erörtert, weshalb denn die Regeneration der Türkei nicht gelingen wolle, weshalb in diesem, dem europäischen Einfluß so ausgesetzten, durch Rasse und Religion dem Europäertum nahestehenden Lande nicht möglich sei, was das am Ende der Welt gelegene heidnische und mongolische Japan mit so glänzendem Erfolge verwirklichen konnte: die Umgestaltung eines mittelalterlichen und asiatischen Staates in einen modernen Verfassungsstaat. Man hält allgemein das Problem für schwierig, ja es ist schon direkt als unlösbar bezeichnet worden. Wer indes wirklich einen Einblick in die orientalische Welt hat, für den liegen die Gründe des Mißerfolges auf der Hand, die prinzipiellen Gründe, abgesehen von den Fehlern und Unzulänglichkeiten der Personen.

Damit eine solche Umgestaltung gelinge, ist vor allem Eines nötig als Grundvoraussetzung: der Wille der Landesbewohner zum Zusammenhalt und Ausbau des Reiches, der Reichspatriotismus. Daß ein Ganzes wirklich da sei, das sich ausgestalten will! Dieses Ganze ist da in Japan; das Land ist geographisch, ethnisch und kulturell ein Ganzes, und ein feuriger Patriotismus verbindet alle Glieder des großen Volkes. Alle arbeiten zusammen. Und so konnten die ungeheuren Lasten und die schmerzlichen Verzichte, die solche prinzipielle Umgestaltungen bringen, auferlegt werden, und es konnten auch die Mißgriffe, die bei so großen Aufgaben unvermeidlich sind, im Laufe der Zeit verbessert werden.

Es ist nicht so allgemein bekannt, wie es zu sein verdient, daß die Umgestaltung Japans durchaus nicht erfolgte wegen einer plötzlich aufgeflammten Begeisterung für unsere Zivilisation oder gar Kultur. Die Japaner halten auch heute, nach erfolgter Umgestaltung, ihre japanische Kultur für viel höher stehend, und sie wollen von uns nur das annehmen, was für ihre politische und ökonomische Konkurrenzfähigkeit nötig ist. Im übrigen wollen sie ihre alte Kultur erhalten und hassen und verachten das Fremde und die Fremden, wenn dies auch abgeleugnet wird. Und wir tun gut, uns mit dem Gedanken — mit der Hinsicht! — vertraut zu machen, daß dieser japanische Hochmut nicht so absurd ist, wie er dem europäischen Hochmut erscheint. In Wahrheit hat das alte Japan das Problem des Lebens und seiner Organisation in einer bewundernswerten und für den Philosophen sehr nachdenklichen Weise gelöst. Das Problem nämlich, für ein Volksganzes von fünf-

zig Millionen Menschen und über Jahrtausende hin eine Gestaltung des Lebens zu schaffen, die bei aller Einfachheit wirklich vornehm ist und dem Feuer des Lebens ein so reines Aufflammen erlaubt, daß über alle die tausend Inseln hinweg ein silbernes Lachen als Zeichen und Beleg für die Höhe des Lebensgefühles so beständig plätschert, wie die Wellen des leise bewegten Meeres. Die Japaner haben die Umgestaltung aus rein politischen Gründen vorgenommen, zum Schutz dieser ihrer alten Kultur. Nachdem nämlich christliche Kriegsschiffe Häfen des von dem Weltverkehr hermetisch abgesperrten Japan beschossen hatten, um einen Handelsvertrag zu erzwingen, sagten sich die leitenden Kreise, daß das Schicksal Indiens und das Los Chinas dem Lande bevorstehe, wenn man nicht die ganze Kraft zusammennehme. Das wollte das stolze Volk nicht sich gefallen lassen. Und mit beispiellosem politischem Verstand begriff und tat man das Rechte. Vor allem wurde der Feudalismus abgeschafft und die Kräfte des Landes wurden einheitlich zusammengefaßt. Die Samurai, die zweitausend Jahre das Land als Adelskaste regiert hatten, dankten einfach ab, mit einer Hochherzigkeit, die bei weitem über dem berühmten Verzicht der beiden obern Stände während der französischen Revolution steht, der doch nur eine schon bestehende Machtlage sanktionierte. Und mit beispiellosem politischem Verstand ging man auch bei der Detailarbeit die richtigen Wege. Man begriff, daß es nicht genüge, in der Weise Chinas Kriegsschiffe und Waffen zu kaufen, daß man auch die europäische Wissenschaft haben müsse, und ernstlich und gründlich, um den ungeheuren Apparat der Landesverteidigung dirigieren zu können. Ferner, daß man auch die europäische Großindustrie haben müsse, da das alte Japan der allgemeinen Gartenwirtschaft die ungeheuren Kosten nicht hätte aufbringen können. Namentlich aber begriff die Leitung, daß eine wirtschaftliche Entwicklung im europäischen Sinn nur möglich sei auf der Grundlage des europäischen gleichen Rechtes für alle, des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Erhebung des alten „Untertans“ zum „Citoyen“, daß das letztere namentlich auch nötig sei, um die Volksgenossenschaft auch innerlich, mit der Empfindung an die neue Ordnung zu fesseln, aus einem bunten Feudalstaat eine einheitlich empfindende Nation zu schaffen. Und die Rechnung der Leitung stimmte! Das Volk korrespondierte mit dem ganzen Beitrag seines glühenden Patriotismus und erwies sich auch geistig durchaus fähig, die neuen schwierigen Wege zu gehen. Wo ein solches Volk da ist und eine solche Leitung, da sind auch Wunder möglich. Und als ein Wunder wird man doch die in der ganzen Weltgeschichte ohne Gegenbild dastehende Umgestaltung Japans ansehen müssen.

Dagegen die Türkei! .... Sehen wir davon ab, daß dort statt eines Mikado Mutsuhito ein Mohammed V., daß statt der die Umgestaltung doch im wesentlichen und gegen ihr Standesinteresse leitenden Samurai die bunte Gesellschaft des Komitee für „Einheit und Fortschritt“ war. Sehen wir von allem Persönlichen ab und richten wir den Blick nur auf das Prinzipielle. Da ist denn vor allem zu konstatieren die Hauptsache: daß die Türkei gar kein Ganzes im Sinne Japans ist, sondern ein aus zentrifugalen Elementen zusammengesetztes Mosaik, das nur durch den Kitt der türkischen Gewaltherrschaft überhaupt zu einer Einheit zusammengefaßt ist. Ja, dies ist noch zu wenig gesagt. Abgesehen von den eigentlichen Türken, die eine kleine Minderheit sind, etwa vier Millionen auf eine Gesamtbevölkerung von zwanzig Millionen, gibt es nur Todhaß gegen das Reich, nur blutigen Willen zu seiner Zerstörung, und nach der Art, wie die Türken ein halbes Jahrtausend regierten, ist ein anderes auch nicht möglich.

Von den Christen der Türkei, den mißhandelten Raja oder „Christenhunden“, braucht die Behauptung nicht erst bewiesen zu werden. Die bombenwerfenden Komitatschi-Männer in Mazedonien sind offenbar in der Wolle gefärbte Türkenhasser, ebenso die der Gefahr immer neuer Metzeleien schutzlos ausgesetzten Armenier. Hingegen verdienen die Griechen eine besondere Erwähnung. Wie sie denken und empfinden, konnte man längst von den Kretern wissen. Die Kreter hatten eigentlich alles was sie brauchten; ihre Abhängigkeit von der Pforte war zuletzt die jener mittelalterlichen Stadt, die einem entfernten Fürsten alljährlich ein Huhn schickte zum Zeichen der Untertänigkeit, im übrigen aber das Jahr hindurch machte, was sie wollte. Aber alle Konzessionen nützen rein gar nichts. Man wollte eben den Anschluß an Griechenland, obschon man wußte, daß man damit eine große Schulden- und Steuerlast mitübernehmen müsse. Und man sage nicht, das sei eben die Eigenbrödelei eines Stammes, den schon der Apostel Paulus wegen seiner Querköpfigkeit und Händelsucht gescholten habe! Es ist die Gesinnung, die notwendig alle Griechen erfüllt und erfüllen muß. Die jetzt unter italienischem Regiment stehenden Inselgriechen würden als italienische Untertanen wahrscheinlich sich besser stellen; aber sie hassen schon jetzt ihre Befreier, weil sie italienische Annexionsgelüste fürchten.

Das ist auch natürlich. Die ganze Küste der Levante ist eine einzige griechische Kolonie. Die Griechen haben die kleinen Wege des Handels, an denen der Weltverkehr vorbeigeht, mit ihren winzigen oder ausrangierten Schiffen in Beschlag genommen und besorgen als unermüdliche Myrmidonen den Verkehr von Bucht zu

Bucht, von Insel zu Insel, zu fabelhaft billigen Preisen und doch gewinnbringend; diese fünf oder sechs Millionen Griechen der Türkei, Herren des Verkehrs und über eine riesige Klientelschaft verfügend, schlau, verschlagen, hielten sich unter Abdul Hamid, der sie protegierte, ruhig, aber in patriotischer Sehnsucht die Zeit erwartend, die da notwendig kommen müsse. Als sie dann mit der Verfassung des jungtürkischen Komitees gekommen war, hatten sie keinen andern Gedanken mehr, als die erlangte relative Bewegungs- und Ellbogenfreiheit zu benutzen, um die Vereinigung mit Griechenland zu betreiben. Der Enthusiasmus, mit dem seinerzeit die italienischen Truppen aufgenommen wurden, weil man glaubte, Italien werde direkt die Inseln an Griechenland abtreten, sprach da deutlich genug. Heute muß die italienische Verwaltung der Inseln vor Aufständen auf der Hut sein!

Aber der Haß gegen die Türkenherrschaft beseelt auch das rein mohammedanische Arabien! Mit allen Mitteln einer schlauen Regierungskunst hatte Abdul Hamid die Araber an sich zu fesseln gesucht, ihren Führern ungezählte Millionen Bestechungsgelder zugesandt, für das Kalifat unermüdlich Propaganda gemacht, die heilige Bahn nach Mekka gebaut; aber selbst er hatte immer mit Aufständen zu kämpfen. Sobald er beseitigt war, stand ganz Arabien in Flammen. Große arabische Fürsten verbündeten sich sogar mit dem italienischen Landes- und Religionsfeind gegen den Padischah, mitten im Krieg!

In Wahrheit hassen und verachten die Araber die Türken. Sie sagen, das Kalifat der türkischen Dynastie sei eine Usurpation; das Kalifat gehöre einem arabischen Fürsten, da Mohammed ein Araber gewesen. Sie, die Araber, seien auch geistig befähigter zur Leitung des mohammedanischen Kulturkreises, sie hätten eine große Begabung erwiesen in einer ruhmvollen Geschichte. Und dies ist wahr! Hingegen die Türken haben immer nur militärische Begabung gezeigt. Von ihnen gilt das Wort Mazzinis: „Dieses Volk hat der Menschheit nie weder einen Gesang, noch eine Idee, noch eine Erfindung geschenkt.“

In einem so beschaffenen Reich den Parlamentarismus, die Gleichberechtigung aller Bürger, Versammlungs- und Preßfreiheit einführen zu wollen, war offenbar an sich ein sinnloser Plan, auch wenn man zunächst die Dinge mehr von außen und nach dem Augenmaß beurteilt. Wenn in einem Lande nur der Druck der Militärgewalt verhindert, daß der Haß aller gegen alle — denn die Volkselemente hassen sich auch gegenseitig — in den Krieg aller gegen alle auslaufe, so darf man offenbar in einem solchen Lande nicht eine grundsätzliche Freiheit einführen wollen, wenn

man nicht ganz eigentlich die allgemeine Auflösung und den Krach des Reiches organisieren will. Allein, wenn man etwas tiefer schürft, so tritt der Unsinn des jungtürkischen Planes, der prinzipielle, unsanierbare Unsinn, noch viel deutlicher hervor.

II.

Damit ein Reich wie das türkische überhaupt auch nur zusammenbleiben könne, ist eine starke und kluge Zentralregierung unbedingt nötig. Eine solche war die Abdul Hamids; und Abdul Hamid hat auch tatsächlich das Staatsschiff volle fünfunddreißig Jahre lang durch die zahllosen und gefährlichen Klippen mit Glück und Geschick geleitet. Erst recht aber ist eine starke, kluge und namentlich auch stetige Zentralregierung nötig, wenn ein so beschaffenes Reich die dornenvolle Straße des Fortschrittes geleitet werden soll. Daß aber das Komitee für „Einheit und Fortschritt" weder stark, noch klug, noch konsequent war, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Seine besten Verteidiger in der europäischen Presse haben auf den Hauptpunkt oft genug hingewiesen: das Komitee war überhaupt nur einig in seinem ersten Aktionsprogramm, „Fort mit Abdul Hamid!" Sobald dies erreicht war, und die Frage der tatsächlichen Regeneration aktuell wurde, zerfiel es in „Tendenzen", die sich gegenseitig lahmlegten.

Man kann nun die Frage aufwerfen, ob ein Mann wie Abdul Hamid das Reich hätte regenerieren können, wenn er nicht nur ein schlauer asiatischer Herrscher, sondern vom echten reformatorischen Geist der großen Völkerführer beseelt gewesen wäre. Es ist dies keine bloße Doktorfrage. Wenn sie nämlich verneinend beantwortet werden muß — und sie muß unbedingt verneint werden! — so ergibt sich a fortiori, daß das Komitee scheitern mußte und auch dessen allfällige Nachfolger keine hoffnungsvolle Aufgabe vor sich haben.

Abdul Hamid begriff gleich zu Anfang seines Regiments mit seinem durchdringenden Verstand, daß die Hauptaufgabe sei, das Reich überhaupt zusammenzuhalten, und daß er zu diesem Zweck vor allem „Kalif" sein müsse. Kalif ist ziemlich dasselbe, was in der Weltanschauung Dantes und des Mittelalters der geheiligte römische Kaiser war, eine politische Macht über Völker und Könige, durch das Schwert, aber mit religiöser Sanktion und Weihe. In der Tat kann die mohammedanische Welt, die so bunt ist wie die christliche und von China bis Zentralafrika reicht, nur durch religiös-geistige Bande zusammengehalten werden; und auch im türkischen Reich selber sind diese Bande die wichtigsten, in Anbetracht, daß die kleine Minderheit von bloß vier Millionen reiner Türken schon numerisch zu schwach ist, auf der Basis bloßer Ge-

walt ein starkes Regiment zu ermöglichen. So spielte er sich denn auf den Kalifen und grundfrommen Muselmann heraus, lebte in geheimnisvoller Abgeschlossenheit, nur am Freitag sich der Menge zeigend, starr und bleich, ein hieratisches Bild mehr als ein Mensch aus Fleisch und Blut. Ein Diener Allahs und des Propheten nach der Frömmigkeit, aber blutig, furchtbar im raschen Handeln, wenn jemand sein Mißfallen oder seine Furcht erregt hatte, so daß er den Namen des „blutigen Sultan" erhielt, was aber bei den Gläubigen den Ruf der Frömmigkeit nicht schmälerte. Daneben von verschwenderischer Freigebigkeit, umgeben von ungeheuren Schätzen und Reichtümern aller Art, fremd, unzugänglich, segenbringend und verderbenbringend wie ein Gott. Durch den ganzen mohammedanischen Orient ging ein beständiges Geflüster und Geraune über die Taten und das Leben des Märchensultans. So gelang es ihm, die ewig unbotmäßigen Araber doch leidlich im Zaume zu halten; die Albanesen hätschelte er und kaufte ihre Führer, so daß er dort wirklich populär war und „Väterchen" genannt wurde, wie der Kaiser in Rußland. Die christlichen Elemente suchte er zu bändigen nach dem Grundsatz „Teile und herrsche". Die ihm weniger gefährlich schienen, Juden, Griechen und Albanesen, behandelte er gut, die Armenier und Bulgaren mit furchtbarer Grausamkeit. Reformen versprach er den Mächten bereitwillig; das war System schon bei den Vorgängern. Seit einem Jahrhundert ist der Weg der türkischen Regierungen mit Reformen gepflastert, wie der des Sünders mit guten Vorsätzen. Aber im Grund des Herzens wollte er sie nicht, weil er ihre Unmöglichkeit und ihre Gefahr für den Bestand des Reiches erkannte. Noch in seinen jetzt veröffentlichten Tagebüchern kann man es lesen: „Was ist für uns die europäische Zivilisation? Ihre Freunde verblenden die Unwissenden und täuschen das Volk, daß es glücklich und zufrieden leben würde. Die europäische Zivilisation ist für uns ein tötliches Gift. Wir beherbergen gastfreundlich die Fremden und sie danken uns, indem sie an unserm Untergang arbeiten." So führte denn unter Abdul Hamid das Land ein dürftiges und unfruchtbares Leben, ein Leben ohne Hoffnung, aber es lebte wenigstens.

Wie nun, wenn dieser Mann, statt ein „blutiger Sultan" zu sein und auf dem alten traditionellen Weg fortzuwursteln, eine erlauchte Lichtgestalt gewesen wäre wie Kaiser Mutsuhito? Wenn er wirklich sein Leben ehrlich, seine eminenten Gaben ohne Trug und Täuschung verwandt hätte, um die „Revolution von oben" durchzuführen und die Türkei zu regenerieren? Wenn nicht ein Talaat Bey in blöder Nachahmung der Formen und Äußerlichkeiten der französischen Revolution da gewaltet, sondern ein wirk-

licher Staatsmann mit den nötigen Machtmitteln und angestammter Autorität die ungeheure Aufgabe unternommen hätte, in diesem asiatischen Staat Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte einzuführen?

Es wäre an der Zeit, daß der Durchschnittsgebildete sich endlich darüber bewußt würde, weshalb eigentlich die französische Revolution in dem ungeheuren Maße, wie geschehen, umgestaltend wirken konnte. Geschrieben ist es längst und in leuchtender Klarheit schon von Taine, der ein Feind der Revolution war. Aber wenn es wirklich in den breiten Schichten der Gebildeten gewußt würde, so hätten die aussichtlosen Bestrebungen des Komitees für „Einheit und Fortschritt“ nicht die enormen moralischen Sympathien gewinnen können, die sie über ganz Europa hin fanden.

Die Menschen gewinnt man, wenn man ihnen etwas Rechtes gibt. Und man behält sie, wenn sie in Sorge leben müssen, diese Güter wieder zu verlieren. Das gilt auch in der Geschichte. Was gab nun die französische Revolution, die eingestandenermaßen das Ideal nicht nur, sondern die Richtschnur geradezu der Jungtürken war, den Menschen, daß sie so feurig und nachhaltig dafür eintraten, daß alle Restaurationsversuche einfach ins Wasser fielen?

Zwei sehr reelle Güter, ein ideelles und ein materielles, das aber auch wieder nach allen Seiten Wirkungen ausstrahlte. Taine hat im ersten Band der „Origines de la France contemporaine“ prachtvoll das alte Frankreich beschrieben, wie es war kurz vor der Revolution. Die Zustände damals erinnern ganz frappant an die der heutigen Türkei und Taine selber weist oft auf diese Ähnlichkeit hin. Hier, wo nur Andeutungen möglich sind, sei nur das für unser Thema Entscheidende gestreift. Mehr als die Hälfte des Bodens in jenem Frankreich vor der Revolution gehörte der Krone, dem Adel oder der Geistlichkeit (Tote Hand). Ferner gab es das nicht, was heute durch den Code Napoleon in Frankreich repräsentiert ist: die Rechtsgleichheit und ihre Corollarien, sondern zahllose Sonderrechte, so daß die Untertanen abhängig waren vom bon plaisir der Edelleute, Gutsbesitzer, Klöster, Sondergerichtshöfe, der Polizei, den Provinzialbeamten und der Zentralregierung. Die Revolution nun teilte die Güter der toten Hand und der Krone auf, womit eine ungeheure Zahl von kleinen Besitzern geschaffen wurde, die dann für immer Anhänger und Verteidiger der Revolution blieben. Ferner führte die Revolution prinzipiell, Napoleon faktisch, die Rechtsgleichheit und das Bürgerliche Gesetzbuch ein mit dem Schutz der Person und einer einheitlichen Justiz. Auch an diese idealen Güter klammerte sich der Franzose mit Leidenschaft, mit Begeisterung und nichts konnte ihn mehr zum „ancien regime“ zurückbekehren.

Hätte nun auch ein „Hamid-Mikado“ dem türkischen Reich das Gleiche oder ein Gleichwertiges geben können? Ganz und gar nicht! Zwar Güter der toten Hand gibt es über die ganze Türkei weg in einer für europäische Begriffe einfach fabelhaften Ausdehnung. Sie heißen dort Wakuf. Allein die religiöse Empfindung, die sie schuf, ist noch so lebendig, daß ein Angriff auf den Wakuf den Aufstand aller Mohammedaner herbeiführen würde. Dies ist so wahr, daß sogar beim Friedensschluß mit Italien die Frage des Wakuf eine der größten Schwierigkeiten bildete, obschon doch die Schicksale der Güter der toten Hand in dem für die Türkei verlorenen Lybien eigentlich in Konstantinopel hätten Hekuba sein müssen. Dann gar das Bürgerliche Gesetzbuch! Die Jungtürken erklärten gleich bei ihrem Regierungsantritt, daß sie sich noch entschiedener als die alte Regierung auf den Scheriat, das Religiöse Recht, stützen würden. Sie mußten so handeln, denn sonst hätten sie vom ersten Schritt an die Todfeindschaft aller Muselmänner auf sich gezogen und keinen Monat regieren können. Aber Scheriat und Koran, Koran und Scheriat, das ist die Gestaltung des mohammedanischen Lebens, die „Kristallisationsform“, sozusagen, die dort das Leben angenommen hat! Davon kann der Muselmann so wenig lassen, wie die Schnecke von der Schale. Ihm den Scheriat zu entreißen, um „europäische“ Lebensformen einzuführen, ist in einem mohammedanischen Reich einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Der mohammedanische Richter ist in Ausübung seines Amtes ein Theologe, nicht ein Jurist; er hat nicht durch eine logische Prozedur aus Rechtsgrundsätzen „das Recht“ herauszuentwickeln, sondern durch richtige Auslegung des Koran für den vorliegenden Fall den wahren Willen Allahs zu ermitteln. Wie sollte der Mohammedaner von dieser Basis seiner Lebensgestaltung lassen, wenn es der Wille Allahs ist! Man kann ja auch in der Türkei ein Gesetzbuch drucken lassen, das kostet nur die Druckkosten. Aber nie wird man es zu lebendigem Leben erwecken können, solange die mohammedanische Religion besteht.

Allein, wenn in einem Lande vielleicht die Hälfte des Bodens dauernd auf die tote Hand festgelegt ist, und ferner alles das einfach unmöglich ist, was mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch gesetzt ist, so ist in einem solchen Lande eo ipso die Umgestaltung in einen modernen Verfassungsstaat einfach unmöglich. Ja auch nur eine ökonomische Entwicklung im modernen europäischen Sinn ist schlechterdings unmöglich. Denn auch diese hat das Bürgerliche Gesetzbuch und dessen Corollarien zur Voraussetzung.

Dazu kommt ein weiteres, was wieder schon für sich allein eine solche Umgestaltung unmöglich macht: die spezifische Men-

talität des Mohammedaners. Hierüber liest man noch heute mit Nutzen Moltkes Briefe aus Kleinasien. Man macht sich von dieser Geistesbeschaffenheit einen schwachen Begriff, wenn man einen recht verbissenen Frommen sich denkt, für den z. B. die Aufstellung eines Blitzableiters Sünde ist, weil ein Eingriff in Gottes Machtsphäre. Noch besser denkt man an einen möglichst altertümlichen orthodoxen Juden. Der Muselmann lebt in der Gesinnung, daß alles Weltgeschehen das direkte Tun Allahs sei, ein direkter Ausfluß seines Willens. Allein damit ist für ihn auch alles, die ganze Natur wie das Menschenschicksal erklärt. Probleme gibt es nicht für den Mohammedaner, weder wissenschaftliche noch philosophische. Forschung, Wissenschaft ist ein Tand — die Türken drücken sich energischer aus! — wenn es nicht geradezu Vorwitz, Sünde ist. Dagegen der Japaner! Sein leichter, luftiger Schintoismus hinderte dort so wenig das Aufflammen des intellektuellen Interesses, als einst die auf gleicher Entwicklungsstufe liegende altgriechische Religion dieses Aufflammen verhindert hatte. Der Japaner kann, ungehindert von seiner Religion, ebenen Fußes in Spencer und Kant, in Darwin und Nietzsche nur so hineintreten, wenn er sonst geistig das Zeug dazu hat. Er ist sofort à niveau. Für den Muselmann sind das Teufelsbücher, besten Falles ganz unnütze, nichtige Bestrebungen. Allah il Allah! Und in der Tat: wenn Allah alles Geschehen bewirkt, so ist auch alles erklärt, und Wissenschaft ist vanitas vanitatum, wenn nicht Schlimmeres. „Alle Gedanken sind schlimme Gedanken!" Also sprach Zarathustra.

Allein wenn die europäische Wissenschaft nicht eigentlich greifen kann auf ein Volk, so ist wieder eo ipso die Umgestaltung in ein europäisches Staatswesen unmöglich. Denn in einem modernen Staat braucht man sie eben für alles, und noch für den Laternenanzünder ist sie wenigstens Voraussetzung „Berufsgrundlage." Der einzelne Türke, Araber, kann in Berlin oder Paris sich der Wissenschaft widmen, wobei er aber unweigerlich seinen Glauben, und damit auch die Fühlung mit seinem Volk und die politische Befähigung für dessen Leitung und Erziehung verliert. Das Volk kann nicht eine geistige Entwicklung im europäischen Sinn durchmachen.

Endlich fehlte die Materia prima für jede Umgestaltung eines theokratischen und absoluten Staates in einen Verfassungsstaat: die Bourgeoisie! Wer soll denn in der Türkei moderne Ideen unter dem Volk ausbreiten, die Samen legen für diese Pflanzen? Japan hatte die Samurai; das war wenigstens für die Inszenierung der Umgestaltung eine mächtige Handhabe. In Europa aber war es die Bourgeoisie, die überall die Überführung des absoluten in

den Verfassungsstaat bewirkt hat. Der kleine Bourgeois ist es, der in der Geschichte der neueren Zeit alles gemacht und alles umgekrempelt hat. Hingegen in der Türkei gibt es weder einen rechten Adel noch eine Bourgeoisie, und so fehlte völlig der Nährboden für die modernen Ideen.

III.

Werfen wir noch einen Blick auf die Gründe sekundärer Natur, die das Scheitern der junktürkischen Initiative herbeizogen.

Vor allem ist evident, daß in einem so beschaffenen Reich Reformen, wenn überhaupt, nur möglich sind auf der Grundlage der Dezentralisation. Die einzelnen Landesteile zum Leben zu erwecken suchen, jeden nach seiner Eigenart, dies war der allein überhaupt mögliche Weg, und diesen Weg gingen auch immer die Mächte, wenn sie von der Türkei Reformen verlangten. Zuletzt stand noch der Vorschlag des Grafen Berchthold auf diesem Boden. Auch Abdul Hamids Regierung war ganz und gar nicht zentralisierend. Hingegen die Jungtürken, in ihrer Wut, alles anders zu machen als der „blutige Sultan“, stellten gegen alle Vernunft und den wahren Sinn des Reiches die Zentralisation als Programm auf. „Ottomanisierung!“ so lautete ihr Schlagwort.

Zwar, so von außen gesehen, nahm sich dieses Programm ziemlich plausibel aus. Vorherrschaft der Erobererrasse, damit das Reich nicht von vornherein auseinanderfliege, und Achtung der „eroberten“ Völker, ihre Ausstattung mit den Rechten des modernen Staatswesens, Einigung der türkischen Familie um das Ottomanentum, den türkischen Staatsgedanken, Freiheit, Einigkeit und Fortschritt! Fehlte leider nur das geistige Band! Nämlich die Liebe zum ottomanischen Staatsgedanken und Staat. Aber auf die Zumutung ihn zu lieben, lachten die Armenier, lachten die Griechen, lachten die Bulgaren, lachten die Albanesen. Ja, alle diese Völker fürchteten anfänglich einen relativen Erfolg dieses Programms und damit eine Erstarkung des Reiches, weil sie etwas ganz anderes wollten, den Anschluß an die Stammländer. Daraus folgte dann, für die Männer des Komitees, daß es von Anfang an nichts war und nichts sein durfte mit der Freiheit und den Rechten; die Eroberten hätten offensichtlich Freiheit und Rechte nur benutzt, um abzubröckeln. Dafür hatten die Komiteemänner sofort das feinste Verständnis, nach wenigen Monaten schwächlicher Versuche mit liberalen Prinzipien, daß man „wenigstens vorläufig“ zu den Methoden Abdul Hamids zurückkehren müsse. Und so waren denn Ausnahmegerichte, Preßknebelung, Negation der Versammlungs-

und Vereinsfreiheit an der Tagesordnung. Auch Beiseiteschaffung gefährlicher Aufwiegler und „Schwärmer" kam vor, in Albanien sogar in furchtbarer Ausdehnung. Und unbedingter Terrorismus während den Wahlen. „So haben es auch unsere Vorbilder in der französischen Revolution gemacht, so und schlimmer," sagten sich die Männer des Komitees. Und das war richtig. Aber jene Revolutionsmänner hatten eine völlig andere Basis ihrer Aktion. Und übrigens wäre auch die französische Revolution an ihren eigenen Fehlern und Verbrechen schließlich wahrscheinlich doch gescheitert, wenn nicht Napoleon sie, oder ihre Ideen, gerettet und „gestaltet" hätte. Aber wie man in Konstantinopel statt eines Mutsuhito einen Mohammed V. hatte, so statt eines Napoleon den Herrn Enver Bey. . . . . . .

Allein selbst das Programm der Ottomanisierung war, aus der Nähe besehen, eine Phrase und Lüge. Tatsächlich betrieben die Männer des Komitees mit allem Nachdruck die Türkisierung schlechthin, wenigstens in Mazedonien! Mit anderen Worten, das an Zahl, Intelligenz, Kultur ärmste Element des Reiches wollte die Politik machen in Mazedonien, welche Rußland in Polen, dem Deutschen Reich in den polnischen Provinzen und im Elsaß so viele Schwierigkeiten bereitet! So wurden die christlichen Bauern aus Mazedonien vertrieben, um den aus Bosnien und der Herzegowina eingewanderten Muselmännern Platz zu machen, so wurden die griechischen, bulgarischen, albanesischen Schulen geschlossen, um „ottomanische" einzuführen, die dann natürlich auf dem Papier blieben. Als ob es anginge, die fortgeschrittenen Elemente eines Volkes warten zu lassen, bis die am weitesten zurückgebliebenen nachkämen! Und dies auf dem Balkan, wo in den letzten zwanzig Jahren neben der stagnierenden Türkei die jungen Balkanstaaten zu kräftigstem Leben erwacht waren! In Albanien wurde sogar die albanesische Sprache in den Schulen verboten, ebenso das Alphabet; es sollte das türkische Alphabet gebraucht werden, zu dessen Erlernung das vielfache der Zeit erforderlich ist. Ferner wurde der allgemeine Militärdienst eingeführt, d. h. man mutete den Unterworfenen und Geknechteten zu, aus reiner Begeisterung für den ottomanischen Staatsgedanken Kriegsdienste zu tun, während sie im Grunde des Herzens an nichts anderes dachten als daran, bei der ersten Gelegenheit die Waffen nicht für den ottomanischen Staatsgedanken, sondern für die Befreiung aus diesem Staat zu brauchen. Es war immer Regierungsweisheit der Türken gewesen, daß die Raja keine Waffen haben dürften und nur die Mohammedaner zum Kriegsdienst, die andern nur zum Steuern heranzuziehen seien. So war das Heer in sich konsistent. Und nun

ruinierte man auch das Heer, sägte den Ast ab, auf dem das Komitee saß, und nach der ganzen Lage der Dinge allein sitzen konnte.

Es würde hier zu viel Raum in Anspruch nehmen, die Gründe auseinanderzusetzen, weshalb die türkische Armee so plötzlich und zu aller Welt Erstaunen versagte. Nur die Bemerkung sei erlaubt, daß es ein Irrtum, unter Umständen auch eine bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung ist, zu behaupten, daß der „Parlamentarismus“ den Ruin des türkischen Heeres verschuldet habe. Das ist schon deshalb falsch, weil es einen Parlamentarismus, d. h. die politische Herrschaft politischer Parteien durch die Führer der Parlamentsfraktionen, in der Türkei nie auch nur ein halbes Jahr gegeben hat. Die Kammer war ein Schattenspiel an der Wand, das meistens nicht einmal spielte, das nur bei feierlichen Anlässen hervorgezogen wurde. Hinter der spanischen Wand des Parlaments haben vom ersten Anfang an nur die Männer des Komitees und die Offizierskreise in der Türkei regiert. Die Gründe für das plötzliche Versagen sind gänzlich auf anderem Boden zu suchen.

Schließlich wäre noch die allgemeine Stimmung des Landes, speziell der Mohammedaner, als ein Hauptgrund der faktischen Ohnmacht der seit vier Jahren am Bosporus waltenden Mächte zu erwähnen. Seit langer Zeit ist eine tiefe Entmutigung über die mohammedanischen Elemente der Türkei gekommen. Der Glaube hat sich ausgebreitet, daß es „Kismet“ sei, daß der Halbmond aus den europäischen Ländern verschwinde. „Asien allein ist unsere Zuflucht.“ So klang es schon lange. Ein beständiger, steigender Strom von Auswanderern aus den türkischen Provinzen Europas, wie auch aus den Balkanländern und Bosnien illustriert diese Behauptung. Aber auch in Asien ist die Türkenherrschaft schwer erschüttert. Syrien schaut gierig auf das gedeihende Ägypten hin. Arabien ist im ewigen Aufstand, wird nicht ruhen, bis es die Selbständigkeit wieder erlangt hat, eventuell auch englische Hilfe nicht verschmähen, um das Kalifat an Arabien zu bringen.

Im ganzen Reich sodann ist die eigentliche Volksmasse, nämlich Proletariat und Bauern, so im Elend, so apathisch, so ausgeschlossen von allem, was in Europa die Menschen verbindet zu einem Ganzen, daß der Gedanke, mit europäischen Mitteln, Verfassung etc. hier regenerierend zu wirken, eigentlich Lachen erregen müßte. Schon der Gedanke einer parlamentarischen Regierung ist diesen Menschen einfach unfaßbar. Allgemeines Stimmrecht, politische Rechte überhaupt, sind ihnen im Superlativ gleichgültig. Selbst für das Geschenk einer europäischen Justiz würden sie kein Verständnis haben und die Güter der Toten Hand würden sie aus religiöser Scheu nicht anzutasten wagen. Es sind denn auch alle

Reformversuche immer gescheitert, auch wenn die Sultane Reformer mit eiserner Faust waren, wie Mahmud der Reformer. Es verläuft alles immer im Sand. Es gibt überhaupt in der asiatischen Türkei kein eigentliches Volksganze, sondern nur zahllose einzelne Gruppen, die in kleinen Partien durcheinanderwohnen, einander blutig hassen und verfolgen. Dazu eine Unwissenheit über die Welt, über das eigene Land, über die Verhältnisse schon jenseits des nächsten Berges, von der sich ein Europäer nur schwer einen Begriff macht.

* * *

Folglich?

Folglich muß eine einsichtige Politik das türkische Problem aus gänzlich andern Gesichtspunkten behandeln, als aus dem illusionären einer Regeneration der Türkei, und die öffentliche Meinung muß entsprechend und ehrlich informiert werden. Es kann sich immer nur um die Frage handeln: welche Regierung gibt die besten Bürgschaften für Stetigkeit und Dauer, und mit welcher kann man die besten deutschen Geschäfte machen. Die einzige in der Türkei mögliche europäische Arbeit ist die innere Kolonisation, der Ausbau einzelner Distrikte durch Intervention europäischen Kapitals und europäischer Intelligenz, aber unter Benutzung der Arbeitskraft des Volkes, die vorzüglich ist. Der anatolische Bauer ist so fleißig wie der bulgarische, wenn er nur Arbeit findet. Für diese Kolonisation ist eine starke Zentralregierung mit reformatorischen Tendenzen nicht einmal wünschenswert; wünschenswert ist nur die Harmlosigkeit dieser unheilbar verseuchten Regierung.

Bleibt die Frage der politisch-militärischen Bündnisfähigkeit für bestimmte Eventualitäten, wobei man wohl daran erinnern darf, daß schon Bismarck diese Bündnisfähigkeit so gering einschätzte, daß er die Türkei nicht im Dreibund wollte, worüber sich Abdul Hamid in seinem Tagebuch ausdrücklich beklagt. Sie wird seither nicht größer geworden sein. . . . .

Félicie Hartlaub: Die Schwester.

Auf den ersten Blick schien alles unverändert, als Gerda endlich das Haus am See wieder betrat. Wie einst empfand sie die dämmernde Kühle der Halle, wie früher stieg sie die Treppe zum Turmzimmer hinauf und sah durch die runden Fenster auf die Baumwipfel, auf das Wasser und ein Stück fernen Uferlandes. Als sie ermüdet von der Reise in ihrem Zimmer ruhte, flimmerten ihr die heiteren Sonnenflecken noch an denselben Stellen der altmodischen Blumentapete vor Augen, wie einst. Die Uhren von den nahen Kirchtürmen schlugen ihre Viertelstunden mit dem alten gewohnten Klang, durch das geöffnete Fenster stieg vom besonnten See der herbe Duft von Schilf und Wasser herauf — alles weckte längst eingeschlafene Erinnerungen wieder zu einer seltsamen Gegenwart und brachte fremde, vergessene Vorstellungen zurück, die einst so vertraut gewesen. Die Vergangenheit kehrte auf den Flügeln dieser kleinen Dinge wieder und nahm sie gefangen.

Bei ihrer Ankunft hatte sie nicht gewagt, einen Blick nach den Zimmern der Schwester zu werfen. Sie gestand sich jetzt, daß sie Furcht hatte vor dem Neuen und Fremden, das sie dort finden würde. Es mußte ja alles anders geworden sein da drinnen; alle Dinge würden sich verwandelt haben, die doch in Gerdas Erinnerung so schmerzlich fest mit dem Bilde der Verstorbenen verwachsen waren. Und wie würde sie gar eine fremde Gestalt hier ertragen, wie eine Stimme, deren Klang ihr nicht vertraut?

Der Schwager hatte lange gebeten, sie möge wiederkommen. Alles warte auf ihren Besuch, schrieb er. Der See, der Garten, die Berge, die doch in jedem Sommer früherer Jahre Zeugen ihrer glücklichen Ferienzeiten gewesen, sie alle harrten unverändert auf Gerdas Rückkehr. Er selbst habe seiner Frau so viel von der jungen Schwägerin erzählt, daß sie ein Zusammentreffen dringend wünsche. Und was Heinz anginge, so sei es doch ganz unnatürlich, daß sie Elisabeths Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen.

Es hatte Gerda viel gekostet, zu kommen, — nun war sie da. Sie zitterte in dem Gefühl, das Andenken an die Schwester ausgelöscht zu finden, verdrängt von lebensvoller Gegenwart, von gegensätzlicher Erscheinung. Während sie am Fenster stand und auf die bunte Sommerpracht des Gartens hinblickte, regte sich in ihrem Herzen wieder jene Bitterkeit, die sie seit der Schwester Tode von Rudolf geschieden. Ängstliche Zweifel und Fragen erwachten in ihr, wenn sie an Elisabeths Krankheit und an ihr Sterben dachte. Die unerwartete Nachricht hatte sie damals furchtbar getroffen. Sie wußte es auch heute noch nicht zu fassen, daß die Schwester ohne

Abschied von ihr gegangen war. Auch jene bittere Stunde kam ihr wieder deutlich in die Seele, als sie Rudolfs Brief las, der ihr in wohlüberlegten Worten mitteilte, das Haus am See habe eine neue Herrin. Sie lebte noch einmal jene eigentümliche Empfindung durch, die sie damals beherrscht hatte, jenen zwiespältigen, schwankenden Zustand, in dem sich Empörung, Unglauben und vielleicht Bewunderung mischten.

Sie erschrak fast, als sie die beiden plötzlich zwischen den bunten Rabatten auftauchen und auf das Haus zukommen sah.

Rudolf war älter geworden, weniger lebhaft in seinen Bewegungen, nicht mehr von jener bestechenden äußeren Haltung, die ihm früher zu eigen gewesen. Eine ruhige Müdigkeit umschattete ihn, der er, wie es schien, gerne nachgab. Irene hatte in ihrem hellen Gewand eine maßvoll besonnene, sichere Art in Gang und Geste. Etwas Einheitlich-Starkes sprach ganz absichtslos aus ihrer Erscheinung. Man konnte sie nicht schön, auf keinen Fall glänzend oder überraschend finden und sich doch einem gewissen Eindruck ihrer Person nicht entziehen.

* * *

Man wartete unten auf Gerda, um am See auf der Terrasse den Tee zu trinken. „Gleicht sie Elisabeth?“ fragte Irene ihren Mann. Er schien darüber noch im Zweifel und meinte: „Als sie aus dem Zuge stieg, erschrak ich beinahe; die kleine Gerda meiner Erinnerung ist sie nicht mehr.“

Er schwieg eine Weile.

„Damals war sie übermütig und unbeherrscht, funkelnd von allerlei wechselnden Einfällen; selbst Elisabeths Lebhaftigkeit konnte ihr nicht in all den Sprüngen und Fahrten folgen. Sie war maßlos in Zorn und Liebe. Sie schien mir manchmal eine große Verheißung.“

„Hat sie gehalten, was sie versprach?“ forschte Irene.

Er suchte nach einer Antwort.

„Du weißt, wie ich sie in den letzten Jahren aus den Augen verloren habe. Andere haben mir von ihren Studien und Reisen berichtet. Sie selbst beschränkte sich auf kurze Mitteilungen, überdies meist geschäftlicher Art. Hätte ich nicht ihre Briefe an Heinz gelesen, wäre sie mir noch fremder geworden. Manchmal denke ich, daß sie gern jeden Zusammenhang mit mir gelöst haben würde, wenn sie den Knaben nicht so liebte.“

„Da kommt sie selbst,“ sagte Irene.

Gerda schritt eilig die Stufen vom Hause herab.

„Ihr wartet gewiß, verzeiht.“

Sie trat an die steinerne Brüstung und sah über den See. „Neue Häuser! Wie gut, daß man nur wenige sieht, und wie die Pappeln und der Nußbaum gewachsen sind!“ Dann wandte sie sich hastig zurück: „Wann kommt Heinz?“

„Noch heute abend, Gerda.“ Rudolf lächelte. „Er kann es nicht erwarten, dich zu sehen. Noch gestern schrieb er mir: „Jedes Jahr, wenn ich in die Ferien komme, heißt es: Gerda wird da sein und dann ist es doch immer nichts.“

Irene bereitete den Tee.

„Er hat schon erklärt, daß er nie „Tante Gerda“ sagen werde. Tanten sind alt, meint er, und schreiben nicht so lustige Sachen.“

Gerda lächelte ein wenig schmerzlich: „Nun, älter bin ich auch geworden, seit ich hier mit ihm auf den Wiesen herumtollte und Esel ritt. Lebt er noch?“

„Der ist alt und womöglich noch weiser geworden, du mußt nachher alles sehen. Jetzt erzähle von dir,“ bat Rudolf. „Wo kommst du her?“

Gerda sprach von ihrer Reise nach Italien, schilderte ihre Eindrücke von Rom und Florenz. Ungezwungen und lebhaft entwickelte sich das Gespräch, denn Rudolf kannte das Land jenseits der Alpen gut und sie hatten gemeinsame Erinnerungen dort, an Bilder, Bauten und Landschaft. Gerdas anschauliche Art zu erzählen, weckte sein Interesse für vieles wieder auf. Er fühlte schmerzlich, wie fern ihm schon die Zeit lag, da er selbst sich eingehend mit künstlerischen Fragen beschäftigt hatte, und erinnerte sich plötzlich, daß einst die Liebe zu diesen Dingen einen Teil seines Wesens ausgemacht.

„Nächsten Winter muß ich einmal wieder nach Rom,“ rief er aus.

Irene hörte der angeregten Unterhaltung schweigend zu.

„Hast du die Reise allein gemacht, Gerda?“ fragte sie dann.

„Mit meinen Freunden.“ Die Antwort klang ein wenig kurz, Gerda schien nicht gewillt, die Rede auf ihre persönlichen Angelegenheiten zu lenken.

Sie fragte nach verschiedenen Bekannten aus der Umgegend, Anwohnern der Häuser und Gärten am See. Aber sie fühlte bald, daß der Verkehr mit den Freunden aus alten Tagen nicht aufrecht erhalten werde. Neue Namen schlugen dafür an ihr Ohr, die keinerlei Platz in ihren Erinnerungen besaßen.

Was wird übrig geblieben sein? dachte Gerda.

* * *

Sie war mit ihrem Schwager durch Garten und Ställe gewandert. Jetzt kehrte man in das Haus zurück, durchschritt die Halle und blieb unwillkürlich vor Elisabeths Zimmer stehen. Gerda öffnete, ohne zu fragen, und trat ein.

Alles war unverändert. Bücher und Briefe lagen auf dem Schreibtisch, Noten auf dem Flügel, nur die Blumen fehlten, mit denen sich Elisabeth stets in verschwenderischer Fülle umgeben hatte.

Gerda war allein. Unbewohnt! dachte sie, und atmete auf.

Die Vorhänge bewegten sich im Winde, blaue Dämmerung lag über dem See, drüben tauchten einzelne Lichter am Ufer auf. Wie hatte Elisabeth diese Stunde geliebt, deren schwerer Zauber ihre Unruhe und Lebhaftigkeit stets merkwürdig niedergehalten. In solchen Abenddämmerungen hatten die Schwestern hier oft gesessen — auf der breiten Fensterbank — und dem Rauschen der alten Tannen gelauscht. So vertraut waren diese Augenblicke gewesen, so innig in ihrer Gemeinschaft, daß selbst Rudolf als Eindringling, beinahe als Fremder erschien, wenn er hereinkam.

Jetzt war Gerda allein. Das Haus war still, unbelebt wie die blumenlosen Zimmer, farblos, kühl wie die Abendluft. Sie saß lange unbeweglich.

„Wo?“ rief plötzlich eine Stimme.

Eilige Schritte kamen herauf, die Tür wurde aufgerissen und ein Knabe stürmte herein.

Er stutzte einen Augenblick.

Gerda kam ihm entgegen: „Kennst du mich noch, Heinz?“

Er schien verwirrt. „Ja, gewiß; vielleicht — Ich dachte . . . .“

Sie streckte die Arme nach ihm aus.

„Endlich bist du nun gekommen,“ sagte er, und ließ sich küssen.

Sie saßen zusammen am Fenster und plauderten. Gerda bemerkte, wie der Knabe neugierig um sich blickte, und daß seine Gedanken umherschweiften.

„Kennst du diese Stube nicht?“ fragte sie schmerzlich erstaunt. „Weißt du nicht, daß deine Mutter hier gewohnt hat?“

„O ja. — Sie haben mich früher oft hereingenommen. Jetzt war ich lange nicht mehr hier, die Ferien sind immer so kurz, weißt du. Aber vorhin, als ich hereinkam, und du saßest am Fenster —“ Er stockte. „Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich früher abends Gute Nacht sagte. Meine Mutter saß an deinem Platze. Es sah gerade so aus.“ Und plötzlich warf er sich weinend an ihre Brust.

Gerda hörte ein Geräusch und sah auf. Rudolf stand vor ihnen und betrachtete sie mit einem Lächeln, das nicht frei war von einer peinlichen Anstrengung.

„Ich sehe, ihr seid schon gute Freunde," sagte er und ging. —

* * *

In Irenens Zimmer brannte das Kaminfeuer, denn obwohl die Tage sommerlich warm waren, brachten die Abendstunden Kühle vom See, und man suchte Licht und Wärme.

Irene saß mit einer feinen Handarbeit am Feuer, Rudolf schritt auf der Terrasse hin und her. Gerda ließ sich von Heinz Bilder und Dinge erklären, die ihr fremd waren, und an denen sie doch Interesse nahm, weil sie ihr vielleicht einen Einblick in Irenens Wesen gewähren konnten.

Sie sah nirgends Erstaunliches, Auffallendes, kein Bild, kein Buch so besonders, daß es Veranlassung zu Fragen und Erklärungen gegeben hätte. Freilich war da auch nichts, was sie befremdete oder gar gegen ihres Schwagers zweite Frau einnahm. Glatt und eben, dachte sie, wie ihre Haare, ihre Kleider und ihre Schrift. Sie sah zu ihr hinüber. Irene erschien ihr nicht viel älter als sie selbst, aber etwas in sich Geschlossenes, Fertiges war an ihr, das in seiner Selbstverständlichkeit beinahe ein wenig aufreizend auf Gerda wirkte.

Die Unterhaltung war etwas ins Stocken geraten. Gerda mußte sich anstrengen, neue Gegenstände ins Gespräch zu bringen, was Irene wie selbstverständlich hinnahm. Man sprach vom Reiten, vom Tennisspielen, — Beschäftigungen, denen Irene als junges Mädchen gehuldigt hatte.

„In den letzten Jahren habe ich wenig Sport getrieben. Du weißt vielleicht, daß Rudolf sich von allem zurückgezogen hat. Am liebsten würde er, glaube ich, alles fernhalten, was unser Leben nur irgend aus dem täglichen Geleise bringt. Auch muß ich mich ja in dieser Zeit besonders schonen." Sie sah Gerda an und lehnte ein wenig müde im Stuhl zurück.

„Meine Frau liebt es nicht, viel Verkehr zu haben," sagte Rudolf, der hinzugekommen war. Über Irenens Züge ging ein fast unmerkliches Lächeln.

„Ich übrigens auch nicht," fügte er hinzu. „Vielleicht habe ich in letzter Zeit eingesehen, daß Ruhe das Beste ist, — für mich, für uns beide."

Gerda dachte an den Knaben.

„Heinz ist wohl selten daheim," fragte sie. Ohne daß sie es wußte, lag etwas wie ein Vorwurf darin.

„Seine Ferien sind im Sommer, dann ist er stets hier.“ Ein wenig befremdet sah Irene zu ihr hinüber.

„Nächsten Sommer müßt ihr ihn einmal zu mir nach H . . . . schicken, es wird doch Zeit, daß er die Heimatstadt seiner Mutter kennen lernt.“

„Möchtest du nicht zu mir kommen nach Norden, Heinz?“ rief sie dem Knaben zu. „Dann zeige ich dir das Meer.“ „O Gerda!“ Strahlend sah er sie an. Rudolf lenkte ab:

„Wirst du dann wieder dauernd in deiner Vaterstadt leben, Gerda?“

„Ich bin zuviel gereist, nun zieht es mich nach Hause.“ Sie sah mit einem hingebenden Ausdruck in die Flammen, den Rudolf noch nie an ihr beobachtet hatte. Er empfand, wie wenig in diesem Augenblick ihr kluges, feingeschnittenes Gesicht von dem früheren spröden Übermut bewahrt hatte. Wie ähnlich sie doch Elisabeth geworden war! — Die Züge der Schwestern vermischten sich für einen Augenblick in seinen Erinnerungen. Sein Gesicht nahm den Ausdruck einer qualvollen Aufmerksamkeit an. Kleine Züge, wie ihre anmutige, nachlässige Haltung, die nervöse Art, wie sie die Finger um die Lehne des Armstuhls schloß, beschworen ein ganzes Heer von Erinnerungen herauf. Und dieser schnelle Wechsel von lebhafter Teilnahme am Gespräch und plötzlichem Insichversunkensein hatte ihn früher so oft mit leisem Unbehagen erfüllt. Ein Gefühl von Verstimmtheit bemächtigte sich seiner.

Heinz hatte sich zu Gerdas Füßen niedergelassen, sie legte liebevoll den Arm um seine Schultern. Die beiden schienen ein Bild vollkommener Zusammengehörigkeit. Eine verwandte Art, zu sehen und zu empfinden, hatte sie schon ganz miteinander vertraut gemacht. Elisabeths Art, die das Haus wieder erfüllte.

Rudolfs Blick suchte Irene, als wünschte er bei ihr Beruhigung und sichere Gegenwart zu finden. Unbemerkt von den anderen hatte sie das Zimmer verlassen.

* * *

Gerda und Rudolf machten am nächsten Morgen einen Gang durch Felder, Wiesen und Weinberge. Es war noch kühl und der Wind strich mit kleinen weißen Wolken zwischen den Bergen hin. Rudolf ging vor ihr und sie beobachtete wieder mit Erstaunen und leiser innerer Abwehr die merkwürdige Lässigkeit seiner Bewegungen. Eigentlich war er ihr fremd geworden. Sie spürte nicht das Verlangen, ihm in der Zukunft noch oft zu begegnen. Aber sie wollte Klarheit haben über das Vergangene. Der alte schmerz-

liche Zorn befiel sie wieder, während sie ihm schweigend den Pfad hinauf folgte.

Auf der steinernen Bank vor dem alten Weinberghäuschen am Bergeshang ließen sie sich nieder. Er hatte eben die Rede auf Heinz gebracht. Gerda fragte nach seiner Erziehung, seinem Verhältnis zu Lehrern und Freunden.

„Ihn wiederzusehen, neu kennen zu lernen, ist eine große Freude für mich. Sonst, Rudolf, kannst du dir wohl denken, daß es nicht leicht für mich war, den Weg hierher zu gehen."

„Einmal mußtest du kommen und mir Gelegenheit geben, mit dir über alles zu sprechen, was uns seit Jahren trennt. Die Notwendigkeit wirst du wohl auch gefühlt haben. Du bist mir so fremd geworden, Gerda, daß es mir schwer wird, den Ton zu finden, der ohne weiteres in dir wiederklingen würde."

Er hatte sich mit einem gespannten Ausdruck zu ihr gewandt. Gerda fühlte zu ihrer Überraschung etwas Dringendes, beinahe Flehendes in Blick und Stimme. Es rührte sie nicht, aber sie verstand, woran er dachte und wich ihm nicht aus.

„Den Ton, der in mir widerklingen soll, wirst du schwerlich treffen," sagte sie mit Bedeutung. „Übrigens ist es gut, daß wir einmal davon sprechen. Laß mich reden," fuhr sie fort, als er einfallen wollte, „und laß mich weit zurückgreifen."

Ihre Stimme bekam einen mühsamen, erregten Klang.

„Was nach Elisabeths Tode geschehen ist, darüber von dir Rechenschaft zu verlangen, könnte mir nie einfallen. Du ahnst vielleicht, daß es mich befremdet, mein Empfinden verletzt hat, aber du warst ja meinen Gefühlen keinerlei Rücksicht schuldig."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Und nun wirst du mich fragen, warum ich dich nicht gerufen habe, als Elisabeth starb! Und dieses Unrecht, wirst du sagen, an ihr und dir, das kann ich nicht wieder gutmachen." Sie war aufgesprungen. Heftig atmend, beinahe drohend stand sie vor ihm:

„Wie war es möglich? Sahst du denn nicht, daß es zu Ende ging?"

„Ich sah es."

„Und gabst mir keine Nachricht! Du mußtest wissen, daß ich vom Ende der Welt gekommen wäre. Du mußtest doch fühlen, daß du eine unerhörte Grausamkeit begingst. Niemand konnte wie du begreifen, wie nahe wir uns standen."

„Niemand so wie ich," sagte er langsam. „Das war es eben."

„Erkläre." Leidenschaftlich, streng sah sie ihn an. „Warum hast du mich ferngehalten?"

„Ich wollte mit ihr allein sein," erwiderte er dumpf.

Sie schwiegen beide. Gerda fühlte, daß etwas Verborgenes in diesen Worten lauerte, etwas Unbekanntes, das vielleicht das Gedächtnis der Schwester beleidigte. Unbestimmte Ahnungen bedrängten sie. Eine namenlose Angst verwirrte beinahe jede klare Überlegung.

Rudolf fuhr fort: „Ich möchte dir nicht von neuem wehe tun. Bedenke, als du in früheren Zeiten an unserem Leben hier teilnahmst, warst du die kleine Gerda, zu jung, zu heiter und unerfahren, um das, was um dich herum geschah, im tiefsten Grunde zu begreifen. Elisabeth hat das wohl so deutlich empfunden wie ich. Ihr mögt viel von mir und meinem Wesen gesprochen haben" — er lächelte bitter —, „aber von unserer Ehe wirst du wenig erfahren haben, von dem ewigen Auf und Nieder, von ihren Versprechungen und Enttäuschungen. Dir mußte damals noch das Gefühl fehlen, um diese Dinge selbst zu beobachten, und Elisabeth wird geschwiegen haben, davon bin ich überzeugt."

„Und doch hast du sie geliebt," sagte Gerda beklommen. „Nie habe ich im mindesten daran gezweifelt. Geliebt in einer stärkeren Bedeutung, als man diesem Begriff gewöhnlich beilegt. Und als sie starb . . . Man schrieb mir, du seiest gebrochen, fassungslos gewesen."

„Geliebt" wiederholte er mit verhaltener Erregung. „Du hast recht, es müßte ein Wort geben, das eben dies und noch viel mehr heißen will. Glaubst du aber, daß man auch ein Wort prägen müßte, Gerda, um Elisabeths Gefühl für mich richtig zu benennen? Gab sie mir wieder, was ich ihr entgegenbrachte?"

Er ging rastlos auf und ab. Die Worte kamen schnell und gleichsam bereitwillig aus seinem Innern. Er sprach sich aus, sprach lange Überlegtes, hin und her Bedachtes endlich aus seiner Seele.

„Wenn du wüßtest, Gerda, wie bald nach unserer Heirat diese Zweifel begannen, wie sie an mir gezehrt und genagt haben! Oft glaubte ich ihre Seele zu halten, sie ganz für mich erobert zu haben, und mußte immer wieder erkennen, daß nur ein Scheinbild ihres tiefsten Wesens mich gestreift hatte. Dieser jahrelange Kampf, Gerda, dieses gleichzeitige Gewähren und Versagen! Wenn ich sie am notwendigsten brauchte, ließ sie mich allein, wandte sich fast unmerklich und doch so entschieden von mir, als sollte ich meine Abhängigkeit doppelt fühlen. Aber machte ich einen Versuch, mich zu befreien, dann schien sie plötzlich greifbar nahe. Der Gedanke, die entsetzliche Angst: wem wird sie ihr wahres Selbst einmal geben? — verfolgte mich schließlich unablässig. Ich kannte sie zu gut,

um zu glauben, daß sie mich absichtlich quälte. Mir allein mußte ich die Schuld, die Schwäche zuschreiben, sie nicht festhalten zu können, die Unmöglichkeit, das Fremde, Ferne zu bannen.

Du und das Kind, ihr habt ihr im Grunde näher gestanden als ich. Mühelos und selbstverständlich fiel euch zu, was ich nicht erzwingen konnte, ob ich gleich meine Lebenskraft in die Wagschale warf. Dann wurde sie krank ....“ Er stockte.

„Weiter,“ sagte Gerda tonlos.

„Anfangs schien keine Gefahr zu drohen. Die Ärzte äußerten sich zuversichtlich. Aber ich wußte bald, daß sich ihr Zustand verschlimmerte, sie selbst ließ sich nicht lange täuschen. Und wie sie sich nun an das entfliehende Leben, an die schwindende Kraft und Gesundheit klammerte, suchte sie Halt und Hilfe bei mir in den Stunden der Angst und Verzweiflung. Es scheint unglaublich, und doch ... in dieser furchtbaren Zeit begann ich zu hoffen. Jetzt endlich schien meine Stunde gekommen. In zitternder Erwartung lebte ich, ob es mir jetzt, endlich jetzt gelingen würde, ihre Seele ganz zu gewinnen. Ein letzter Kampf, ein unmerklicher und doch von meiner Seite ein verzweifelter.“

„Ein verlorener,“ fiel sie ein. Sie ahnte schaudernd die aufgedrungene Qual dieser letzten Tage, die Überlegenheit, die Standhaftigkeit der Sterbenden und wußte plötzlich um seine letzte, endgültige Niederlage.

Sie schwiegen beide lange. Gerda stand auf. „Ich begreife, daß du sie vergessen wolltest, aber ich weiß auch, daß du diese Kraft nicht hast,“ sagte sie. „So wenig wirst du die Erinnerung an sie auslöschen in dir, wie du ihre Seele zu zwingen vermochtest.“

„Du weißt nicht, wie wahr du redest,“ erwiderte er betroffen.

Sie gingen schweigend den Weg zurück, den sie gekommen. Sie war weit fort mit ihren Gedanken, als sie plötzlich hören mußte, wie er hinter ihr mit einer verwandelten, heftigen Stimme fragte: „Und du, Gerda, könnte man deine Seele zwingen?“ Ganz verwundert entgegnete sie: „Wer spricht von mir? Laß uns nach Hause gehen.“

* *
*

Gerda und Heinz waren unzertrennlich. Der Knabe, der seinem Vater stets mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung begegnet war und der Irene gegenüber ein freundliches, aber gleichgültiges Wesen zur Schau trug, schien in Gerdas Gegenwart vom ersten Tage an wie verwandelt. Mühelos ging sie auf seine Gedanken, seine Spiele und knabenhaften Unternehmungen ein.

Mit geheimer Unruhe sann Rudolf wohl darüber nach, was Gerda dem Knaben von seiner Mutter erzählte, wenn beide in der

Abenddämmerung in Elisabeths Zimmer am Fenster saßen. Er kämpfte einige Male mit dem Entschluß, hineinzugehen, aber seit jenem ersten Abend war seine Scheu, die Räume der Verstorbenen zu betreten, noch vermehrt.

Wenn er morgens, an seinem Schreibtisch sitzend, die lachenden Stimmen der Unzertrennlichen hörte, stand er wohl auf, als wolle er ihnen auf ihrem Spaziergang folgen. Vom Fenster aus blickte er ihnen lange nach. Er wurde erst wieder ruhig, wenn nichts mehr zu sehen war, kein Ton im Hause an die vergangene Zeit gemahnte, und die Ruhe seines jetzigen Lebens ihn wieder umgab. Jene ängstlich behütete Ruhe, jene sorgfältige Stille des äußeren und inneren Daseins, die er gesucht und im Zusammenleben mit Irene gefunden, — und die erst jetzt manchmal auf ihm lastete, seit Gerda das Haus betreten.

Die Schwägerin mochte schließlich fühlen, daß sie den Knaben seinem Vater zu sehr entzog. Sie entschloß sich, ihn zu bitten, er möge an den morgendlichen Ritten teilnehmen, die sie und Heinz täglich weit in die Wälder landeinwärts führten. Rudolf fühlte sich wider eigenes Erwarten schnell bereit.

Sie lenkten nun jeden Morgen die schönen Pferde, langsam bergan reitend, zur alten Kastanienallee, die nach dem Walde hinüberführt. Hier oben eröffnete sich der Blick über See und Berge, weit und immer von neuem überraschend. Gerda verweilte gern einen Augenblick auf der freien Höhe. Städte und Dörfer tauchten aus dem Morgennebel hervor, Schiffe mit hellen Segeln glänzten hie und da aus der Tiefe. Heinz nannte eifrig die Namen der Ortschaften und der fernen Hochgebirge, und sein Vater half aus, wenn seine Kenntnisse versagten.

In diesen Morgenstunden, in ihrer gemeinsamen Freude an Bewegung und freier Luft, begegneten sich Gerda und Rudolf um vieles unbefangener. Durch Bemerkungen und Erzählungen erfuhr er manches von dem abwechslungsreichen Leben, das sie bald hierhin bald dorthin getrieben und mit verschieden gearteten Menschen zusammengeführt hatte. Nur von ihren Zukunftsplänen sprach sie nie und bewahrte überhaupt die größte Zurückhaltung, wenn das Gespräch sich ihren persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen zuwandte. Sie ritten aber auch oft schweigend im Schritt durch die langen Waldschneisen, oder spornten ihre Pferde zu einer so schnellen Gangart, daß Heinz auf seinem Pony kaum zu folgen vermochte.

* * *

In diesen Wochen war Irene viel allein. Sie hätte sich gern verborgen, daß sie darunter litt, doch beobachtete sie mit schweigender Sorge Rudolfs verändertes Wesen, das er vor ihr zu ver-

heimlichen suchte, indem er sich halbe Tage in sein Zimmer zurückzog. Durch die gezwungene Fröhlichkeit, mit der er ihr begegnete, ließ sie sich keineswegs täuschen. Etwas Fremdes, Hemmendes stand zwischen ihnen. Schließlich kämpfte Irene doch mit dunklen, halb eingestandenen Befürchtungen. Sie hatte wohl geahnt, daß Gerdas Besuch eine Störung in dem schönen Gleichmaß ihres Lebens bedeuten könnte. Nun fühlte sie, daß er eine Krisis heraufbeschwor, die ihrem Glück gefährlich wurde. Was ging in ihrem Mann vor? Irene fehlte durchaus nicht die Auffassung für die Eigenart, für das Zwingende und Gewinnende in der Person ihres Gastes. Sie vermißte wohl eine gewisse Wärme, eine gleichmäßige Teilnahme für die Angelegenheiten anderer, aber sie gestand sich, daß Gerdas Wesen sie stets von neuem anzog. Mit scheinbarer Unbefangenheit äußerte sie sich einmal ihrem Manne gegenüber in diesem Sinne und fügte hinzu, Gerda habe ihr selbst scherzend erzählt, daß sie nirgends der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung entgehen könne.

„Hat sie so vertraulich mit dir gesprochen?“ fragte Rudolf. „Ihr seid sehr verschieden,“ fügte er etwas gezwungen lächelnd hinzu. „Ich hätte nicht gedacht, daß ihr euch so gut verstehen würdet. Spricht sie auch von ihren Plänen mit dir, von ihren Freunden?“

„Manchmal,“ antwortete Irene. Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Übrigens scheint mir, daß sie bald heiraten wird.“ Irene war darin einer augenblicklichen Eingebung gefolgt, denn Gerdas Äußerungen waren so unbestimmt gewesen, daß sie kaum zu diesem Schluß berechtigten. Sie blickte ihren Mann an und erschrak über die Wirkung ihrer Worte.

Er war aufgesprungen. Niemals sah ihn Irene so erregt.

„Du mußt dich vollkommen täuschen. Ich müßte darum wissen, ich war ihr Vormund, sie hat keinen anderen männlichen Verwandten. Ich habe mich immer verantwortlich für sie gefühlt.“ Er wandte seiner Frau den Rücken.

„Glaubst du, daß Gerda sich viel um dein Verantwortlichkeitsgefühl kümmern wird? Sieht sie aus, als ob sie lange fragen und überlegen würde, wenn endlich der Mann ihren Weg kreuzt, den sie lieben muß?“

Er dachte angestrengt nach.

„Du kennst sie gut, Irene. Wie gut kennt ihr Frauen euch doch gegenseitig. Merkwürdig, daß mir nie der Gedanke kam! Es erklärt vieles.“

Er schien zu sich selbst zu sprechen. Selbstvergessen starrte er ins Leere, während ein namenloses Gefühl von Mattigkeit und Machtlosigkeit ihn überwältigte.

Er wollte allein sein. Langsam, müde, schritt er dem Hause zu. — Irene sah ihm nach.

* * *

Aus Elisabeths Zimmer ertönte Klavierspiel. Gerda hatte den Flügel aus langem Schlaf geweckt, denn das Haus schien ihr ohne Musik ganz fremd und wesenlos. Heinz wich nicht von ihrer Seite, wenn sie spielte. Er erklärte, Musik sei das Schönste von allem.

Heute erschien es Rudolf schon vom Garten her unerträglich, Gerdas Spiel zu hören. Und doch fühlte er, daß er in Wahrheit während der letzten Jahre nach Musik gehungert, daß der Entschluß, mit dem er sie aus seinem Leben verbannt hatte, sich rächte! Immer mehr schien es ihm, als ob das gewaltsam Verdrängte gegen ihn aufstünde, als ob der künstliche Bau von Ruhe und friedlichem, ausgeglichenem Leben kläglich zusammenstürzte. Und Gerda, die Schwester, die Doppelerscheinung, die ihn aus seiner Sicherheit gerissen, die alle Sehnsucht und die Qual entgegengesetzter Gefühle, Haß und Liebe zugleich in ihm wieder genährt hatte, — sie wollte sich loslösen von seinem Hause, seiner Zukunft und ein eigenes Schicksal erleben, an dem er nicht den geringsten Anteil hatte? Der Gedanke schien ihm unfaßbar.

Beinahe ohne zu wissen, was er tat, ging er hinein.

Drinnen begann es zu dunkeln. Gerda hatte bereits die Lichter auf dem Instrument angezündet. Rudolf verweilte einen Augenblick in dem Zwielicht, das den Raum verhüllte, dann trat er leise an den Flügel.

In ihrer Versunkenheit bemerkte sie ihn erst, als der helle Schein auf sein Gesicht fiel. Er schien merkwürdig verwandelt. Sie erschrak und brach ab.

Heinz stand aus dem großen Lehnstuhl auf, in dem er verträumt zugehört hatte, kam zu ihr und bat schmeichelnd: „Weiter, Gerda, und dann noch das andere."

„Morgen, Heinz, geh' jetzt zu Bett, es ist spät," sagte Rudolf heiser.

Der Knabe gehorchte, wenn auch mit Widerstreben, und küßte sie zärtlich.

Gerda bemerkte die Ungeduld und sah den Schwager fast vorwurfsvoll an. Sein Wesen schien ihr verstört und machte sie befangen.

„Verzeih, daß ich so viel gespielt habe, Rudolf. Ich hätte bedenken sollen, daß es dich traurig macht und erregt," sagte sie sehr

herzlich. „Ich konnte aber gar nicht anders, als Elisabeths Noten hervorholen. Nie ist sie mir so gegenwärtig, als wenn ich in diesem Zimmer spiele. Aber für dich wird es anders sein."

„Du suchst, was ich fliehe, — das ist der Unterschied. Du stehst über der Vergangenheit, Gerda, denkst mit tiefem, gesättigtem Schmerz an die Tote. Dein Leid ist wie eine tiefe Wunde, der du Zeit ließest, auszuheilen, darum bist du genesen."

Er blätterte in den Noten.

„Ich wollte die Wunde gewaltsam schließen," fuhr er fort, „so etwas rächt sich. Sie bricht wieder auf. Alle Mittel, mit denen ich sie scheinbar betäubte, versagen, seit du hier bist, seit ich dich sehe und höre, Gerda! Ich komme mir unendlich verächtlich vor. Ich weiß genau, daß ich mich betrogen und belogen habe. Du bist so klug. Hast du nicht alles durchschaut? Kannst du mir nicht helfen, Gerda? Sprich doch!"

Seine Stimme klang kaum noch beherrscht und leidenschaftlich. „Am sichersten helfe ich dir wohl, indem ich gehe," sagte sie mit einer freundlichen Teilnahme, die ihn außer sich brachte, „dann wirst du dich bald beruhigen und dich nicht mehr so quälen, du Armer. Diese Wirkung durfte doch mein Besuch nicht haben. Und Irene soll nicht merken, daß du an den Erinnerungen leidest und daß sie dich wieder gefangen nehmen. Jede Erregung sollte jetzt von ihr ferngehalten werden. Ich muß doch in den nächsten Tagen nach M . . . ."

„Nein, bleibe — du mußt bleiben — ich will, daß du bleibst!" Er ergriff ihre Hände, die sie ihm willenlos vor Überraschung nicht entzog, und zwang sie, ihn anzusehen. Aber er ließ sie los, als er ein plötzliches Verstehen und Erschrecken in ihren Augen las. Gerda schritt zum Fenster. Sie bemühte sich, ihre innere Fassungslosigkeit zu verbergen.

„Meine Abreise ist festgesetzt, sie läßt sich nicht verschieben. In M. . . . erwartet mich mein Verlobter. Du wirst begreifen, daß ich reise." Ihre Stimme klang ruhig, fast hart.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Ihre Züge waren wie ausgelöscht. Wie beschwörend kam er auf sie zu.

„Kein Wort, Rudolf, ich bitte dich," sagte sie gequält. „Ich will in mein neues Leben nichts mitnehmen, was dunkel, verworren und peinigend ist. Kannst du dir und mir nicht vieles ersparen, wenn du mich jetzt allein läßt?"

Er schien nicht auf ihre Worte zu hören.

„Dich loslassen," sagte er fast höhnisch, „ohne Kampf, ohne dir zu sagen, daß du zu mir gehörst, mehr, viel mehr als deine

Schwester. Mein Leben wurde gewaltsam abgebrochen, in eine verkehrte Bahn gelenkt, aber es ist für mich noch nicht zu spät."

Er begann ruhelos im Zimmer auf und ab zu schreiten. Alle Müdigkeit, die seine Bewegungen zu kennzeichnen pflegte, war geschwunden. Er zündete Licht an, um die Gegenstände um sich herum, deren Anblick er so lange gemieden, fest ins Auge zu fassen, — um Gerda zu sehen. In ihrem Anblick wollte er das Gefühl der neuerwachten Kraft auskosten. Sie sollte erkennen, daß er nicht mehr der Resignierte war, der mühsam Weiterlebende, den der Kampf ohne Sieg früherer Zeit für immer geschwächt hatte.

Gerda machte eine Bewegung, als wollte sie das Zimmer verlassen, aber zögernd blieb sie stehen. Das plötzlich aufleuchtende Licht mußte ihr einen letzten, mühsam festgehaltenen Zweifel an der Wirklichkeit des eben Erlebten rauben. Sie war vollkommen überrascht und wie gelähmt. Ratlos fragte sie sich, ob sie in ihrer Blindheit ein Verhängnis von unabsehbaren Folgen heraufbeschworen hätte.

Das Schweigen erschien ihr unerträglich.

Noch einmal wandte sie sich dem Ausgang nach der Terrasse zu. aber Rudolf vertrat ihr den Weg.

„Auszuweichen ist sonst nicht deine Art, Gerda. Wir haben uns viel zu sagen. Und ich weiß jetzt, was ich zu sagen habe. Am ersten Tag, als ich dich wiedersah, hätte ich es wissen müssen: Bist du endlich gekommen? Wiedergekommen? Willst du mir helfen, mich selbst wiederzufinden?"

Gerda hatte sich gesammelt, sie bemühte sich, die richtigen Worte zu finden.

„Alles, was du sagst, tut mir weh. Ich begreife jetzt, daß meine Gegenwart vieles in dir aufwühlen mußte. Ich hätte deine Unruhe eher bemerken und gehen sollen. Nie bin ich auf den Gedanken gekommen, deine Art und Weise so zu deuten, als könntest du mehr oder weniger bewußt Gefühle und Wünsche, die ich noch immer als Elisabeths unveräußerliches Eigentum betrachten würde, auf mich übertragen.

Als ich dich jetzt wiedersah, schien mir, daß du ein anderer geworden in deiner anderen Ehe. Ich habe Irene beinahe lieb gewonnen, weil ich fühle, daß sie meiner Schwester in diesem Hause nichts genommen hat, nicht den Knaben, nicht deine frühere Anbetung und Leidenschaft, nicht das Andenken an die einstige Seele des Hauses, denn das Haus ist leblos geworden seit ihrem Tode und nicht wieder erwacht.

Wenn sich aber deine Gedanken mir zuwenden, Rudolf, mir, wie ich hier vor dir stehe, dann ändert sich alles, und der Schwester

geschähe ein Unrecht. Nur, wenn ich dich liebte, über alles Erinnern und Bedenken hinaus, könnte ich mich von dieser Vorstellung losreißen. Und ich sage dir, daß ich nicht dich so liebe, sondern einen anderen. Einen Menschen, der dir fremd ist ....“

„Den du kanntest, bevor du mich wiedersahst, ehe du wieder hierher kamst, — ändert das nichts?“

Gespannt blickte er sie an, neigte sich zu ihr hinüber, so daß sie sich seinen Blicken, seinen Armen nicht entziehen konnte. Mit einem Gefühl, das aus Angst, Zorn und Widerwillen gemischt war, wandte sie den Kopf zur Seite und sah wie hilfesuchend nach der Tür. Seine Augen folgten ihrem Blick. Da entdeckte er in dem hohen Spiegel zwischen den Türen zum Nebenzimmer sein Selbst früherer Zeiten: hoch aufgerichtet, jung, erregt, und Gerda in seinen Armen, Elisabeths Abbild in jedem kleinsten Zug. Er stand wie gelähmt, vor Grauen unfähig weiterzusprechen, machtlos anderes zu denken, als: Elisabeth. Ein Gefühl des Entsetzens packte ihn.

„Gerda“, rief plötzlich die Stimme des Knaben ungeduldig von oben, „Gerda“, ich warte, daß du mir gute Nacht sagst!“

„Ich komme, Heinz.“ Wie erlöst stieß sie es hervor und machte sich aus Rudolfs Armen frei.

Er machte keinen Versuch, sie zu halten. Als sie das Zimmer verlassen hatte, warf er sich in einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen.

* * *

Spät am Abend, als Gerda ruhelos in ihrem Zimmer umherging, klopfte es und Irene trat herein. Gerda bemerkte, daß sie eine ganz ungewohnte innere Erregtheit verbarg. Sie erklärte ihren späten Besuch anfangs durch allerlei Erkundigungen nach gleichgültigen Dingen, doch mochte sie selbst fühlen, daß sie Gerda nicht täuschen konnte. Zögernd fragte sie endlich, ob Gerda schon schlafen wolle, oder ob sie noch ein wenig mit ihr plaudern könne.

„Gern, Irene, so lange du willst.“

Gerda schob ihr einen Stuhl hin. Sie selbst setzte sich nach ihrer Gewohnheit auf die Fensterbank.

„Ich freue mich, dich noch einmal allein zu sprechen,“ begann Gerda, „denn ich reise sehr bald, und du hast es vielleicht schon erraten, Irene, große, glückliche Ereignisse sollen jetzt in mein Leben treten. Im Herbst werde ich mich verheiraten und ein ganz neues, seßhaftes Leben anfangen. Kannst du dir das wohl vorstellen?“ fragte sie mit einem Versuch zu scherzen.

Sie war beinahe bestürzt über den unverhohlenen Ausdruck von Beruhigung und Erleichterung, der jetzt Irenens blasses Gesicht förmlich verklärte.

„Ich wünsche dir Glück, Gerda, von ganzem Herzen, das mußt du mir glauben."

Sie saßen eine Weile schweigend, dann brach Irene in Tränen aus. — Gerda glitt von ihrem Fenstersitz herunter. Sie umarmte die Weinende mit großer Wärme, mit tiefem Verstehen. Sie streichelte ihr tröstend die schönen Flechten und küßte die glatte Stirn.

„Sei ganz ruhig, Irene, — er täuscht sich über sich selbst. Wenn ich fort bin, wird alles gut. Alles nimmt wieder ein anderes Gesicht an. Deine Gegenwart wird noch einmal die Vergangenheit besiegen. Ruhe und Sicherheit, ohne die er nicht mehr leben kann, bei dir findet er sie wieder, dieses Mal für immer. Ich hätte eher die Gefahr erkennen sollen, die ich für euch werden mußte, weil ich wie ein Stück vergangenen, aber nicht überwundenen Lebens zu euch kam. Du mußt nicht zürnen, Irene, — ihr hattet mich gerufen."

„Gönne ihm Zeit," fuhr sie fort. „Laß ihn nicht wieder gewaltsam überwinden, was jetzt seine Seele quält und peinigt. Er ist keiner von den Starken mehr, die ihr Schicksal zwingen, er meistert weder Vergangenes noch Gegenwärtiges. Aber die Zukunft muß dir gehören, Irene, und schon morgen, wenn ich fort bin, beginnt sie für dich. Durch mich wird kein Schatten hineinfallen, denn ich nehme Abschied von dem Hause am See. Versprich mir nur, daß Heinz bald zu mir kommen darf, du hast ja gesehen, daß er zu mir gehört."

Sie zögerte einen Augenblick, dann fragte sie vorsichtig: „Sage mir noch, Irene, was trieb dich heute abend zu mir? Hörtest du uns in Elisabeths Zimmer sprechen?"

„Ich hörte eure erregten Stimmen! Rudolf ist fortgeritten, noch spät... Er ist noch nicht zurückgekehrt. Ich ertrug es nicht länger, allein zu sein. Was ihr miteinander gesprochen habt, sollst du mir nicht erzählen, — käme er nur zurück!"

Gerda öffnete das Fenster und lauschte in die Nacht. Alles war ruhig. Die Stille lastete auf den beiden Frauen.

„Gerda," sagte Irene angstvoll, „glaubst du? Hieltest du es für möglich?".... Sie wagte den Gedanken nicht auszusprechen.

Gerda beugte sich noch einmal hinaus. Von ferne tönte Hufschlag, der schnell näher kam.

Sie wandte sich zurück: „Nein. Er kommt! Hörst du nicht, Irene? Du hast ihn wieder!" —

Hanns Martin Elster: Zwischen zwei Meeren . . .

Bemerkungen zu Heinrich Manns Schaffen

Von den Brüdern Mann ist Heinrich vor Thomas der Ältere und Interessantere. Fruchtbar, geistreich, phantasievoll, leidenschaftlich, exzeptionell, vorzüglich intellektuell, problematisch, episch-dramatisch, willensschwer steht er zwischen zwei Meeren: der Kunst und dem Leben, der Epik und dem Drama, der germanischen und romanischen Rasse. Und deshalb ist sein Schicksal, sein Schaffen tragisch. Er ist ein innerlich Gehemmter. Und er vermag die Hürden der Lebensrennbahn nicht zu überspringen, weil die Schwere des Künstlertums auf ihm lastet. Es ist ihm unmöglich, das Allerbeste, das Höchste zu erreichen. Und doch muß er danach streben, da es für ihn nur das Ziel gibt: „Alles." Mit dem Augenblicke, wo dies versänke, antwortete er: „Dann Nichts!" Aber die Möglichkeit dieses Nichts existiert nicht für ihn, denn ihn leitet auf seinem Wege zwischen zwei Meeren die Sehnsucht. Sie brennt in ihm, dem Zwiespältigen, sie ist seine Lebensflamme, und sie brennt auf dem Altare seiner Kunst. Sie ist es, die ihn zu dem tragischen Helden seiner Werke macht, weshalb er stets deren Mittelpunkt bildet.

Seine Werke*) sind ihm stetes Ringen um sein Ich. Er sucht Klärung, findet aber stets nur Scheidung. Er sucht Einfachheit, findet aber stets nur Einheit. In ihm ist seine Abstammung — sein Vater war ein Lübecker, seine Mutter eine Brasilianerin mit kreolischem Blute — lebendig, und zwar nicht in enger Verbundenheit des Blutes, sondern in einer parallelen Vermischtheit, in einer konstanten Zerschneidung aller menschlichen Regungen, so daß alles Tun tragisch wird.

Heinrich Mann hat die Tragik seines Wesens vielleicht erkannt; seine letzten Werke scheinen es zu sagen, da er sich entschieden mit allem Willensvermögen einseitig gibt: in Stoffen und Formen; er strebt dem Drama zu, und zwar dem Künstlerdrama. Der No-

---

*) Seine Werke sind: „Das Wunderbare", Novellen (A. Langen, München 1897); „Im Schlaraffenland" (1911); „Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy" (1902/03); „Die Jagd nach Liebe" (1903/04); „Flöten und Dolche" (1904/05); „Professor Unrat" (1905); „Stürmische Morgen" (1906); „Zwischen den Rassen" (1907); „Variété" (1911); „Schauspielerin" (1911, alles Paul Cassirer, Berlin); „Das Herz" (1910); „Die kleine Stadt" (1909); „Die Rückkehr vom Hades" (1911, alles Insel-Verlag, Leipzig); „Eine Freundschaft: Gustave Flaubert und George Sand" (1905/06, E. W. Bonsels, München). Ferner übersetzte Mann aus dem Französischen Werke von Capus, Anatole France, Choderlos de Laclos.

vellenband „Die Rückkehr vom Hades“ und das dreiaktige Drama „Schauspielerin“ sind Zeugnis dafür. Vielleicht ist dieser Weg aber auch nur eine Sackgasse, und er kehrt auf seinen Isthmus zurück, den er möglicherweise nie abschreitet, so lange er lebt und schafft. . .

Leben und Schaffen: beides zusammen, das ist die einzige Einheit, die Heinrich Mann besitzt. Aufgabe des Schaffens hieße auch für ihn — wie für fast alle Männer — Lebensverneinung. Heinrich Mann ist aber ein Optimist infolge der ungeheuren Lebenskraft und des erstaunlichen Schaffenswillens. Er ist freilich — und wieder haben wir hier die Antithese seines Wesens — Pessimist infolge seiner Erlebnisse und Erkenntnisse.

Seine Erlebnisse müssen arm gewesen sein, weil die Schärfe seines Intellekts die Wirklichkeit, das Erlebbare, stets schon da in ihrer ganzen Wahrheit erkannte, wo die Phantasie noch im Himmel ihrer Ideale schwebte. Die Enttäuschung der hohen Einbildung und des Realen war riesengroß. Dadurch wurde es Heinrich Mann unmöglich, zu Gefühlen, zu Gemüt zu gelangen; es blieben ihm nur sentimentale Regungen wie Güte, Mitleid, Zartheit, die Qual des Einsamen. Der Kontrast ließ ihn aber sein Künstlertum erkennen. Und auf dessen Werden wendete er von dem Augenblick an, wo selbsttätiger Wille sich in ihm regte, sein ganzes Dasein zu. Das hieß aber nichts als: äußerstes Streben nach Sinnlichkeit! Sinnlichkeit jeden Gehaltes und jeder Form, im Leben wie in der Kunst. Sinnlichkeit um jeden Preis! Heinrich Mann erlebte bald nicht mehr das Ganze, das All, sondern nur das Einzelne, die Sinnlichkeiten. Und der Gestaltung ihrer Formen strebte er so energisch zu, daß sich sein Künstlertum sozusagen „überschlug“: er wollte die Formen in solcher Klarheit erleben, daß er über das Erleben fortglitt zum Erkennen. Er wurde Intellektualist, damit Kritiker, Satiriker, damit ein Mann der Hyperbel. Er übertrieb sich selbst, er übertrieb die Welt, er übertrieb den Zweck der Welt, die Erlebnisse der Menschen, alles, was ihm einmal zugehörte. Und das tut er noch. Als Dichter der Hyperbel — man kann sagen: der Welt-Hyperbel — ragt Heinrich Mann über unsere Zeit und ihr Wirken weit hinaus. Nicht aber als Dichter seelischer Tiefen, letzter Erlebnisse, verlorener Geheimnisse, idealistischer Zwecke.

Heinrich Mann begann als Grübler. Der innere Widerstreit mußte ihn dazu machen. Und er ist der Grübler geblieben, als der er sich im Ausdruck seiner Grübeleien vereinfacht hat. Er denkt alles bis ans Ende, ja, er steigert das Überdachte noch, es durchdenkend. Alles, was seinen Geist berührt, wird mit allen Kräften, mit hingebendster Energie ergraben, geklärt, konzentriert, verein-

facht. Und zu dieser letzten Einfachheit — in der Erkenntnis und Gestaltung — zu gelangen, scheut er keine Grausamkeiten, keine Willkür, so daß der Stoff an sich oft schon verzerrt wird, ehe der Dichter ihn formt. In seinen früheren Werken drängte er dann in den schöpferischen Prozeß alles hinein, was er bei dem Ringen um Erkenntnis anläßlich dieser oder jener menschlichen Konstellation erlebt hatte. In seinen neuesten Werken hat er das aufgegeben um des Strebens nach Einfachheit willen. Diese behandelt er aber stets antithetisch. Nicht als solche fesselt sie ihn, sondern nur insofern sie einen Gegensatz hat. Der Roman „Im Schlaraffenland“ beginnt damit schon im äußerlichen Milieu und in der Handlung, die auch schließlich trivial endet. Im „Professor Unrat“ ist es deutlich an dem kleinen, jämmerlichen Geist dieser Welt, in der ein ebenso kleiner Geist durch die Gier triumphiert. Durch diese Einfachheit und den Gegensatz wird an den Gestalten des Dichters alles bestimmt: ihr Handeln, ihr Denken, ihr Wünschen, ihr Wollen steigert sich durch beständige Reibung an inneren und äußeren Widerständen stetig zu größter Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit empor. So werden sie zu wilden, taumelnden, bewußtlosen und von allen Trieben ihrer und der allgemeinen Natur gehetzten Komödianten des Lebens, die in irrem Rasen ohne jede Absicht und ohne alles Erkennen mit der Wirklichkeit, dem Dasein und mit ihrer Seele spielen, bis sie plötzlich erwachen, bis sie auferstehen und dann vergehen vor der Not des Verlustes geschwundener Tage und Kräfte oder siegen in der Qual ihrer Einsamkeit. Eine solche Siegerin ist die Herzogin von Assy, das „Ideal“ Heinrich Manns; ein solcher Besiegter ist Professor Unrat. Die Herzogin erschafft eine Welt aus sich selbst, erst der Freiheitssehnsucht, dann dem Kunstfieber folgend und ihr Leben endigend in der Liebeswut, seelisch aber siegend über Leben und Menschen. Professor Unrat sucht auch die Welt zu erschaffen, aber seine Mittel sind zu schwach, sein Ziel ist zu klein, er unterliegt, weil er sich einer Leidenschaft unterjocht. Hier steht die Persönlichkeit der Wirklichkeit gegenüber. Noch wilder wird der Kampf, wenn sich Persönlichkeit gegen Persönlichkeit wendet. Das mußte das Thema sein für einen Rassenroman. Und Heinrich Mann war der Dichter, der ihn zu schreiben vermochte, denn er ist ja das verkörperte Rassenproblem, wenn man so sagen darf. Nichts ist klarer als der antithetische Aufbau von „Zwischen den Rassen“; Pardi stellt die romanische Rasse in Reinkultur dar und Arnold Acton die germanische; Lola steht zwischen beiden; sie entscheidet sich für Arnold Acton. Als der Roman erschien, glaubte man, mit Lola habe Heinrich Mann sich auch entschieden. Aber das nächste Werk, „Die kleine Stadt“, Heinrich

Manns künstlerisch bester Roman mit einer hinreißenden Technik des Dialogs, bewies, wie sehr der Dichter noch immer der Fremde ist, dem eine Heimat nirgends blüht, weshalb er sie sich sucht in der Kunst.

Die Kunst ist der Mittelpunkt seines Seins. Für sie opfert er alles, kennt er keine Rücksichten. Seine größten Feinde sind die Kunstbanausen. Um sie zu bekämpfen, übertreibt er das ein wenig, was jene bekämpfen. Er bleibt darum nicht amoralisch — was er selbst ist — sondern kann unmoralisch werden. Losgelöstheit von der Moral ist ästhetisch. Aktives Negieren der Moral und noch dazu bewußtes Negieren ist unästhetisch. Auch durch diese Erkenntnis hat unser Dichter sich hindurchgerungen. Seine früheren Werke — „Im Schlaraffenland“, „Die Herzogin von Assy“, „Die Jagd nach Liebe“ — sind noch voller lüsterner Unmoral. Die letzten Werke aber zeigen vollkommene Freiheit, das heißt: für ihn existieren Moral und Unmoral nicht mehr; alles ist nur Kunst und Leidenschaft, die einander läutern, steigern, vorwärtsleiten. Und dem Werke liegt eine tiefe Idee zugrunde. Es gibt keine Zustände mehr, keine Kritik, keine Satire, sondern nur noch ein Sein. Heinrich Mann ist aus dem unwilligen Kämpfer, dem zielbewußten Ästhetizisten, dem Gegner des Philistertums, dem jugendlichen Satiriker ein innerlich — innerhalb seiner Zweiheit — freier, hoheitsvoller Künstler geworden, er ist gereift zum Manne, der die Kleinheit der Welt hinter sich läßt um der Kunst willen. Denn er hat die Welt verachten gelernt. Während die Grundlage seiner jüngeren Werke — bis zur „Kleinen Stadt“ — die Worte sind: „Sie wissen wohl nicht, daß wir Künstler immer Rache nehmen durch unsere Werke an allem, was unseren Sinnen Wunden geschlagen, uns Sehnsucht abgenötigt hat, an der ganzen Welt“ . . ., ist jetzt von Rache keine Rede mehr, nur noch von Erkennen und Gestalten; er ist ganz beherrscht vom ästhetischen Triebe. Die Welt kann ihn nicht mehr in ihren Bann nehmen, denn sie ekelt ihn, wie ihn die Feigheit der Menschenseele ekelt; er hat diese Erfahrung an sich selbst gemacht. Damals als er sich hineingerettet hatte in die Pose, in die Gebärde, als die Tragik seiner Zweiheit ihn zerbrechen wollte.

Die Pose ist jetzt Form und Ausdruck seines Schaffens. Darum steht das Problem des Schauspielers vorne an, darum strebt er dem Dialogismus zu, darum dem Drama entgegen. In der Pose kann er seine Zweiheit umfassen, kann er sich selbst offenbaren, findet er Ruhe vor seiner Sehnsucht nach der Frau, findet er Genüge für die Armseligkeit seiner Gefühle, für die Wildheit seiner Leidenschaft, für die Phantasie-Erotik seiner sinnlichen Impotenz. Die Pose — immer in ihrem besten Sinne genommen — schützt

ihn vor der Qual der Einsamkeit und der Eitelkeit, vor dem Andrange der Welt und der Menschen, vor seiner Sehnsucht nach Ganzheit, nach Einheit. Weil er die große Gebärde gefunden hat, hat er seine Kunst gefunden und hat er seine reifste Zeit begonnen. denn nun kann er vom Meere des Lebens in das Meer der Kunst einfahren, kann den Isthmus, das Zwischenland, überschreiten. Ob das freilich zum Besten seiner Kunst sein wird, ist die Frage. Denn die Pose ermüdet nicht nur den Leser, sondern auch den, der sie schafft. Und deshalb wird Heinrich Mann unausbleiblich einer neuen Krisis entgegenwachsen. Er ist nun einmal eine Krisisnatur und wird diesen Fluch nie wieder verlieren.

So bietet Heinrich Mann uns das erschütternde Bild eines nach innerer Harmonie ringenden Menschen und Künstlers, die Tragödie eines um des Blutes willen wahrscheinlich vergeblichen Ringens, dem das Ziel — persönliche und künstlerische Größe — Antrieb ist, zugleich aber vielleicht stets unerreichbar bleiben wird. Der Dichter steht immer an einem Wendepunkt seines Lebens, seiner Seele. Er, der mephistophelische Demokrat der Menschenseele, sucht nach der Aristokratie der Seele. Er ist auf dem Wege. Und alle, die ihm folgen, die zu ihm halten, die ihn lieben, müssen dieser Sehnsucht voll sein, sonst können sie ihn nicht verstehen und seine Werke nicht ganz aufnehmen; sonst hängen sie sich an das Stoffliche, an das Sensationelle, Phantastische, Haltlose, Aufregende, Unkünstlerische, sonst sind sie primitiv mit den Resten der Primitiven; diese unverständigen Leser Manns müssen die Gegner Manns bekämpfen, nicht aber den Dichter selbst. Denn er kennt wohl ein Vervollkommnungsziel — ich sprach früher anders, habe mich aber bekehrt —: eben jene Einheit von Kunst und Leben, von Erleben und Erkennen, Rasse und Individuum, Wollen und Tun, Traum und Ausdruck. Wer dies sieht, der glaubt nicht mehr, daß der „hemmungslose Genießer des Lebens“ Heinrich Manns Ideal sei. Sondern „nur“ die Persönlichkeit. Das ist eine banale Weisheit, aber für unseren Dichter ist sie zugleich tragisch.

Merkwürdig ist es, wie die stilistische Entwicklung des Dichters mit diesem inneren Werdegange der Loslösung von den Äußerlichkeiten, von dem sachlichen Dasein übereinstimmt. Zuerst bot Mann breites Milieu mit allem Aufwand beschreibender, schildernder Mittel; er kontrastierte nicht nur die Menschen, sondern auch die Dinge (Schlaraffenland). Die Herzogin von Assy wandert noch von einer Unwelt in die andere. Aber schon tritt das Milieu in den absoluten Dienst der Charakteristik, besonders in den Novellen, in „Professor Unrat“, bis es in „Zwischen den Rassen“ Mittel wird zur Bestimmung der Eigenarten des Blutes. Die Novellen „Mais

und Ginevra", die „Bösen" (zum Teil), das „Herz" und der Roman „Die kleine Stadt", hier in größter Erreichbarkeit wie in der „Rückkehr zum Hades", dem letzten Novellenbande, bieten die Reife Manns: er hat seinen Stil gefunden, einen „Zwischenstil", halb Epik, halb Dramatik, alles aufgelöst in einem Dialogismus, der von seltsamstem Reize ist und zugleich ermüdet und antreibt, höchste Kunst, aber auch schwerste Kunst, denn so hoch wie sie steht, so nahe steht sie auch der Übertreibung. In ihr hat ja nur das Geltung, was isoliert, geschärft wie des Messers Schneide ist, auf der Spitze steht, im grellsten Lichte leuchtet, immer stark ist, wie im Ausdruck nur die Pose es sein kann. Und so wird jede Einzelheit hinsichtlich des Stiles behandelt. Überraschende Erfülltheiten wechseln mit Sätzen, die inhaltsleer auf Stelzen gehen. Wortbilder von Klang, Farbe und Einheit werden überwuchert von Wiederholungen, Entgleisungen. Impressionistischer Filigran ist der ganze Stil; er tut oft den Augen weh, denn die fortwährende Bewegung des Geschauten wie des Gedachten erfordert äußerste Konzentration vom Leser; es stecken erschreckende Energien in dieser Ausdrucksart. Man achte nur einmal auf diese Art: wie der Stoff, die Handlung aufgespeichert ist, so auch das Einzelne. Das führt notwendigerweise zur Unnatur. Hier ist Manns stilistische Gefahr. Wenn er sich jetzt, das epische Reich hinter sich lassend, dem dramatischen zukehrt, wenn er das vollbringt, was er kürzlich als seine dramatische Aufgabe bezeichnet hat: „er wolle die vorgeschrittenen Seelen und Zwitterwesen unserer Zeit gestalten, und zwar durch starke, alte Situationen ins rechte Licht setzen," dann wird es ihm nicht schwer fallen, der Unnatur auszuweichen; um so größer ist dann aber die Gefahr der Einseitigkeit, der Versandung. Doch wer glaubt an diese bei Heinrich Mann? Ihm wird die Flamme der Sehnsucht immer neu die Scheite seiner Einseitigkeiten entzünden. Ihm wird der wilde Streit von Kunst und Leben stete Bewegung geben. Hoffen wir: Aufwärtsbewegung zwischen den Meeren hindurch. Denn dieses „zwischen den Meeren" ist sein Schicksal.

Paula Becker-Modersohn:

geb. 1876, gest. 1907. **Briefe und Tagebuchblätter.**

IV.

Berlin 1901.

Nun bin ich also in Berlin und fühle mich sehr zahm und sehr eng und möchte die Wände sprengen und ein Stück Himmel sehen. Ich passe in solch eine Stadt nicht, hauptsächlich nicht hierher ins elegante Viertel. Da falle ich aus dem Rahmen. In Paris das quartier latin, das war noch etwas anderes. Aber wenn ich mein Leben erst geordnet habe in Kunst und Kochen, dann wird es wohl besser sein. Hier in der Nähe ist eine Kochschule beiderlei Gestalt, einfacher Mittagstisch und Puterbraten.

* * *

Ich war heute im Museum und hörte die Englein im Himmel singen. Kunst ist doch das Allerschönste. Hier in Berlin mit den vielen Federhüten und den furchtbar lärmenden Elektrischen ist sie mir eine süße liebe Mutter und ein Obdach in dieser Pein. Dann sitze ich ganz still in all diesem Lärm und krieche ganz in mich zusammen. Und in mir lächelt es und meine Seele weilt in seligen Gefilden.

Dein Rembrandt ist ein Mensch, ein Großer, ein Mächtiger, ein König. Ich kann ihn nicht überall anerkennen. In vielen Stücken liegt er mir sehr fern und außerhalb mir, so die Tröstung der Witwe. Er hat auch eine Farbigkeit, in die ich mich erst hineinschauen mußte, eine die mir auf den ersten Blick nicht sympathisch war. Aber dann hast Du recht! In dem hat es gezittert. Die kleine Skizze vom Engel bei Joseph und Maria im Stalle von Bethlehem ist wunderbar. Das Licht auf den Flügeln des Engels und halb auf seinen Armen und seine Hände, und die Maria mit einem blauen Tuche und einem merkwürdigen roten, und der Kuhkopf. Das alles ist so rührend menschlich und so tief, tief empfunden.

O diese Tiefe in unserm Herzen! Sie war mir lange mit Nebeln verhüllt und ich kannte und ahnte sie wenig. Und nun ist es mir, als höbe jedes meiner innern Erlebnisse diese Schleier und ich täte einen Blick hinein in diese süße, zitternde, schwarze, die alles das in sich birgt, was es wert macht, ein Leben zu leben.

Ich fühle stark, wie alles Bisherige, was ich von meiner eigenen Kunst erträumte, noch lange nicht innerlich genug empfunden war. Es muß durch den ganzen Menschen hindurchgehen, durch jede Faser unseres Seins.

* * *

In der Dämmerung ging ich zu Rilke. Da kam ich in ein stilles, arbeitsames Leben voll Schönheit und Zartheit. Er war nicht so froh wie in Worpswede. Dort lebte er schaffend und im Vollgefühl seiner Kunst. Jetzt holt er Atem zu neuen Dingen.

Er las mir einen Akt des neuen Hauptmanndramas: da ist der Mann in die Tiefen der Welt hinabgestiegen und hat Wunderbares zum Vorschein gebracht. Als Drama mögen dem Stück Fehler anhaften, aber eine große Seele spricht daraus.

Das Allverwandte, was den Menschen mit der Kunst und der Natur verbindet, das ist für mich Gott. Und diesen Gott hat Hauptmann erkannt und hat mit ihm gerungen. Und vor solchem Ringen habe man Ehrfurcht. Von solchem Ringen und von solcher Ehrfurcht hat die Presse natürlich keine Ahnung.

Wenn ich an den einsamen Kanälen nach Hause gehe, freue ich mich an den nebelichten Schönheiten dieses schwarzroten Stadtviertels. Nur in den Tiergarten darf ich nicht gehen, denn da bekomme ich zuviel Sehnsucht nach meiner richtigen Natur. Hier ist die Arme doch geknebelt und ganz anders, als sie es gerne sein möchte.

* * *

Ein Englein, das besonders lieblich sang, war eine Böcklin-Photographie bei Keller und Reiner. Drei Mädchen gehen durch den Abend am Wasser entlang. Die vordere, dunkle, schreitet in dunkle Schleier gehüllt und hinten ist eine bezaubernde Blondine mit schwimmendem Angesicht.

Eigentlich mag ich Böcklin nur noch ganz leise für mich denken, denn ganz Berlin schwätzt laut davon. Daß doch die Leute alles in ihre Mäuler nehmen müssen, auch Veilchen und Rosen.

Den Velasquez sah ich heute zum Schluß. Er wirkte mir sehr verfeinert kühl, ich glaube zu gemäßigte Atmosphäre für mich. Ein Haus mit Zentralheizung paßt nicht mehr für mich. Auf der Deele soll es kalt sein und in der Stube warm, und wer an den Ofen faßt, der soll sich brennen und Leben sei überall!

Nur keine Hoftemperatur, dann brauche ich auch hohe Absätze und seidene Strümpfe und frou-frou-Röcklein, und in die Unkosten will ich Deine Zukunft lieber nicht stürzen.

Sehr liebe ich die alten Deutschen und ihre Beweinungen Christi. Heut' sah ich aber einen, der wirkte ein wenig zu wohlgenährt und zufrieden. Was hungernde, suchende Seelen sagten, dem höre ich gerne zu.

Am Sonntag bei Rilke war es schön. Als ich seine Stimme hörte, war es mir wie ein Stück Worpswede. Er las mir den letzten Akt vom letzten Hauptmann. Das war ganz wie sein Hannele.

* * *

Ich bin bei Böcklin gewesen und habe ihn noch nie so schön gesehen. Erst jenes Frühlingsbild mit den drei Lebensaltern. Da ist so sehr viel Rührendes in Gras und Blumen. In der Ferne, hauptsächlich rechts, entzückende Silhouetten entlaubter Bäume. Das kleine Wässerlein so einfach und liebevoll und sehr reizvoll das silbrig hellblaue Mädchen vom Liebespaar mit einem zarten Schleier auf dem Hut. Ich bin so froh, dies alles noch viel stärker empfinden zu können als früher. Böcklein sprach in seinem Buch gegen ein Vorherrschen des Blau. Mir scheint in diesem Bilde der Himmel zu blau. Ich glaube, er würde noch frühlingsseliger, sanfter auf mich wirken, wenn er abgetönter wäre.

Im „Gefilde der Seligen" ist für mich links eine wunderbare Ecke. Ein Liebespaar, das aus güldenen Schalen Leben trinkt, — so tief und farbig und groß und einfach ist das alles, auch der dunkle Rasen, auf dem sie sitzen, und das schweigende Wasser davor. Aber Dr. Meyer hat recht. Die Bilder halten sich nicht gut, dies Bild und noch ein anderes, ich glaube die Pieta, hat viele Risse.

In der schlafenden Nymphe und dem Faunen hab' ich mich am einzelnen sehr erfreut. Der farbige Eindruck war für mich nicht so befriedigend. Die große braune Masse der Faunenkörper hätte vielleicht als Gegengewicht mehr Blau im Bilde erheischt. Ich habe mir das wenigstens als Grund gedacht, daß es ziemlich unerfreulich auf mich wirkte. Aber der silbrige Schleier über der Nymphe, der ist was. Wie der über dem Fleisch liegt und es darunter anschlagen läßt, und wie seine Silbertupfen funkeln. Wunderbar ist auch der Efeu und die mit Flechten überzogenen Steine und der Krug, auf dem sie ruht. Ja, Lieber, im Leben ist viel, viel, viel Wunderbares. Da habe ich oftmals das Gefühl, als müßte man ganz still und fromm dazwischensitzen und den Atem anhalten, auf daß es nicht entfleucht.

* * *

Arnold Böcklin ist nun nicht mehr. Lieber, das ist eine Nachricht, die mich sehr beschäftigt. Ich denke an ihn, den Großen. Das war ein schönes Sterben. Ich meine damit, er hatte noch so viel in sich. Er ist nicht einer, der allmählich durch die Macht der Zeit ausgehöhlt wurde. Über die Familientragödie mit seinem Sohn weiß ich wenig. Ich glaube, sie war ihm viel Bitternis. Aber daß einer mit dreiundsiebzig Jahren noch mächtige Bitternisse empfinden kann, das ist mir dies Wundervolle.

Lieber, daß wir zusammen nun sein Buch lasen noch vor seinem Tode. Mir ist es, als hätten wir ihm noch vor dem Scheiden die Hand gedrückt.

Dieser Tod stimmt mich sehr ernst, beinahe fromm. Wenn der Baum im Herbst die Blätter fallen läßt, dann schaut man dem zu und segnet den Willen der Natur. Denn die Kraft stirbt nicht und im Frühling ersteht ein neuer grüner Zauber.

Und der Geist, der Geist Böcklins, wo bleibt er wohl? Erscheint er uns wieder in Blumen und Bäumen? Vielleicht sehe ich ihn nächsten Frühling auf dem Weyher Berge blühen. Wenn ich das bedenke, so vertausendfacht sich meine Liebe und Demut vor jedem Grashalm. Und ich hatte sie bisher schon so herzinnig lieb. Ich glaube aber, ich werde frommer, vielleicht gerade in dieser unfrommen Stadt. Du weist, Lieber, christlich meine ich damit nicht, denn Kirchen gibt es hier genug. Aber fromme Augen sehe ich so wenig.

Nebenan begleitet M. Schumann-Lieder, und ihr Bruder singt dazu vom Nußbaum und einem Mägdlein, das dächte die Nächte und Tage lang, wußte selber nicht was. In mir ist ein merkwürdiges, weiches, zitterndes, träumendes Lebensgefühl in diesen Tagen. Zwischen diesen großen, kalten, alten, neuen Häusern sehe ich so wenig vom Himmel, aber ich weiß ihn und trage ihn in mir.

(Schluß folgt.)

Politische Rundschau.

Die Lehren von 1813 für 1913. — Die Wendung der Auslandspolitik. — Steuerpolitik des Reichs und der Bundesstaaten. — Die finanzielle Lage Bremens.

Die Ostertage liegen hinter uns, die Osterstimmung in unserem Herzen ist geblieben. Wer wäre in diesen Festtagen nicht hinausgezogen, um unsere liebe, herbe niederdeutsche Landschaft, überzogen vom ersten Grün wiedererwachenden Lebens im hellen Licht der Ostersonne, wenn sie sich zeigen wollte, zu schauen. Wenn unsere Wanderung nicht mehr

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge

und noch seltener

Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht

uns ans Licht brachte, sondern aus moderner Wohnkultur und vom glatten Asphalt; unser Verlangen nach draußen ist nicht weniger sehnsüchtig geworden, vielleicht noch stärker das Verlangen nach einem Stück noch nicht „erschlossener“ Natur da draußen.

Manchem wird dabei auch das Verlangen gefolgt sein, nicht mehr von Wehrvorlagen, Vermögensabgaben und den Brutalitäten des Balkankrieges zu hören. Und doch ist der, dem die Politik nichts als Parteigezänk oder die Würze des Schwatzes am abendlichen Stammtisch ist, Kritik an allem zu üben, was er nicht versteht, ein armseligerer Philister als der arme Famulus, dem gegenüber dem faustischen Drang, hinauf und vorwärts zu dringen, wenn über ihm im blauen Raum verloren ihr schmetternd Lied die Lerche singt, schon der ganze Himmel herniedersteigt, wenn ihn die Geistesfreuden von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt tragen. Zu der Jahrhundertfeier des Jahres 1913 sagt jeder sein eigenes Sprüchlein auf, das aber ist gewiß, daß die Volkserhebung ihre treibende Kraft aus der Notwendigkeit nahm, ein politisches Volk zu werden, nicht mehr allein ausgezeichnet administriert und judiziert zu werden, sondern ein lebendiges Glied des Ganzen zu werden. Befreiung nach außen und Freiheit im Innern!

So gern wir uns durch den romantischen Zauber der Zeit nach 1815 in die Vorstellungswelt Eichendorffs und Moritz von Schwinds zurückträumen, wir wissen doch, daß es tief unglückliche Zeiten waren, unglücklich, weil alles politische Leben wieder aus der Nation gewichen war, niemand aber, der einmal vom Baum politischer Erkenntnis gegessen hat, jemals dessen ganz vergessen kann.

Das ist die bleibende Bedeutung von 1813, im Leben der deutschen Nation ist damals das politische Bewußtsein ein für alle mal erwacht, wie der Schritt aus dem Kindesalter zum Mann niemals zurückgetan werden kann, wenn auch alle Wartefrauen und Schulmeister mit erhobenem Zeigefinger auf die Gefahren der Entwicklung hinweisen, die Nation muß ihren Weg nunmehr gehen und sie wird ihn gehen, es sei denn, sie ginge dereinst an Altersschwäche zu Grunde.

Wo finden wir nun die deutsche Nation im Jahre 1913? Wir sehen sie zunächst außer Stande, einer politischen Frage gegenüber einen einheit-

lichen Standpunkt zu gewinnen. Nicht einmal historisch sind wir uns über 1813 einig. Der König rief — das Volk steht auf, die Volkserhebung war eine große Zeit — aber sie ist in der Ära Metternich restlos in ihr Gegenteil verkehrt, ja ab und zu spukt der Gedanke, Napoleon sei doch eigentlich der Bringer des Lichts gewesen und die Stein und Scharnhorst — sie sind aus allerhöchstem Munde bisher noch nicht genannt — seien gute Kerle, aber Ideologen gewesen, die doch nur der Wiederaufrichtung des Junkerregiments vorgearbeitet hätten.

Wahr ist, daß Napoleon eins der größten historischen Probleme ist, nicht wahr, daß in ihm der entwicklungsfähigere Gedanke geschlagen worden wäre. Er war der Erwürger der bürgerlichen Freiheit, der Gedanke einer tätigen Anteilnahme der Nation an der politischen Leitung war ihm so fremd wie möglich, er war der Tyrann, der mit abhängigen Senaten und Scheinkonstitutionen in Wahrheit ein Regiment des Absolutismus aufgeführt hat und er war auch der absolute Egoist, dem der Gedanke ganz fern lag, nicht für sich, sondern für die Dauer zu bauen.

Hippolyte Taine hat gut reden gehabt bei seinen Franzosen, daß dies System der Tyrannei im gouvernementalen Frankreich noch heute ebenso fortlebte, wie es in seinem europäischen Kaiserreich begründet war. Es ist das bessere Volkstum Norddeutschlands gewesen, das dies glänzende Nessusgewand zerriß, und es deckt den wahren Stand und Charakter der französischen Freiheit auf, daß dies Volk unter der phrygischen Mütze der Republik die Tyrannei auch ohne Tyrannen noch heute ruhig erträgt. Es gibt keine größere historische und politische Lüge als die, daß das französische Volk das Volk der Freiheit wäre. Das System Frankreichs ist das des lateinischen Absolutismus, „gemildert" durch die Phrase der Freiheit.

Diese Phrase aber hat sich zu einer Macht weit über Frankreichs Grenzen hinaus ausgewachsen, sie hat ein journalistisches und parlamentarisches Heer der Urteilslosigkeit, das beispielsweise auch das russische öffentliche Leben beherrscht und den armen Leuten die Idiotie eingehämmert hat, Deutschland bedrohe die Freiheit. Für den russischen Absolutismus ist es selbstverständlich eine glänzende Lösung, auf diesem Wege das „Freiheitsbedürfnis" in kritischen Exzessen gegen Deutschland verpuffen zu lassen, um selbst die Zügel des Staatsabsolutismus straff halten zu können. Die Nowoje Wremja sollte sich als Motiv den Heineschen Vers wählen:

Der Knecht brüllt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke,
Das fördert die Verdauungskraft
Und würzet die Getränke.

Unser offiziöses Borussentum hat viel zu lange geglaubt, daß Rußland doch der Staat wäre und bliebe, der wie in den Tagen Alexander I. sich durch den Charakter seines Staatswesens am meisten zu Preußen hingezogen fühle. Auch Rußland hat sich nationalisiert und die nationale Woge brandet gegen das Deutschtum, absolutistische und feudalistische Velleitäten ändern daran nichts. Bei Rußland ist nur die Frage von Wichtigkeit, inwieweit es sich überhaupt in die nähere europäische Politik einlassen will, wie weit es nicht vielmehr Asien als das Feld seiner Entwicklung betrachtet. Im ersteren Fall muß es gegen Deutschland gehen, das schon deshalb ihm das Gegengewicht halten muß, weil es Österreich nicht fallen lassen kann, anderenfalls

darf es sich Deutschland nicht verfeinden, um seine Kräfte wirklich nach Asien ungehemmt entfalten zu können.

Rußland hat mit der Auflösung der europäischen Türkei beinahe zu viel erreicht. Seine Hilfsvölker am Balkan stehen in Österreichs Flanke und es gibt kein türkisches Gegengewicht mehr — aber die Serben und Bulgaren drohen der Vormundschaft Rußlands zu entwachsen und eine geschickt geleitete österreichische Politik kann die Hand zwischen den Balkanstaaten behalten.

Vor der Hand aber ist der endgültige Ausgang der Liquidation der europäischen Türkei noch ganz dunkel und — wenn man auf diese Charakterisierung Gewicht legt — überaus gefahrvoll.

Wir haben nur zu wünschen, daß Österreich und Italien so bald und so energisch als möglich mit bewaffneter Hand intervenieren, um Albanien zu retten und der Erdrosselung und kirchlichen Vergewaltigung dieses Volkes durch montenegrinisch-serbische Horden, in denen der lange Krieg die Verwilderungen des dreißigjährigen Krieges wachgerufen zu haben scheint, ein Ende zu machen. Darum wird es Rußland nicht zum Kriege kommen lassen und England wird jede Zurückdämmung des russischen Einflusses nur begrüßen können, praktisch wäre damit die Triple-Entente gelöst.

Nicht um den künstlich geschaffenen deutsch-englischen Gegensatz kreist heute die Weltpolitik, sondern allem großen politischen Geschehen liegt heute versteckt der alte russisch-englische Machtkampf um Asien zu Grunde. Es hat manchmal den Anschein gehabt, als ob England vor dieser seiner größten und gefährlichsten Aufgabe bewußt die Augen verschlösse, das hilft ihm aber nichts, „es muß seiner Gefahr stehen“, um ein Bismarcksches Wort zu gebrauchen.

Wie konnte es Japan sich so völlig entgleiten lassen? Wie konnte es sich so weit mit Frankreich einlassen, das wirklich bereit ist, à tout faire, aber gegen Rußland doch nicht verwendbar ist? Die alte Chamberlainsche antideutsche Politik kann nur aus englischer Weltauffassung verstanden werden. Der Durchschnittsdeutsche macht sich gar keine Vorstellung davon, auf welcher Turmhöhe der englische Stolz thront. Diesen Stolz beleidigte der Versuch einer maritimen Rivalität Germanys, des bescheidenen, armseligen, höchstens britischer Gönnerschaft, niemals aber britischer Gleichberechtigung werten Landes, es war gewissermaßen Sportsache, diesen anmaßenden Wassernarren bei nächster Gelegenheit von der See wegzufegen. England kann es sich neben der Bekämpfung Rußlands erlauben, den deutschen Gernegroß zu „züchtigen“.

Die heutige liberale, besser demagogische Regierung besaß niemals den Mut ihrer Meinung und hat den einmal aufgestachelten blinden nationalen Leidenschaften gegen Deutschland in fortwährenden Opfern an Rußland und Frankreich gefröhnt und doch nichts als Wassertreterei betrieben, um oben zu bleiben, um das nationale Mißtrauen des enggeistigen, aber willensstarken englischen Volkes nicht wach werden zu lassen. Ob mit diesen Leuten für uns jemals ein dauerhaftes Abkommen zu treffen sein wird, erscheint mehr als fraglich, zweifelhaft freilich auch, ob in absehbarer Zeit in dem sozialistisch durchwühlten Lande die Unions wieder ans Ruder kommen. Das scheint kaum möglich, wird aber doch auf irgendeinem Wege eintreten, weil der englische politische Takt sich niemals auf die Dauer vergriffen hat.

Wir haben böse Jahre hinter uns. Wir haben es erfahren, daß Frankreich uns unter allen Umständen feindlich sein wird, wir haben gesehen,

daß unsere traditionelle Freundschaft mit Rußland nur Blendwerk gewesen ist und sind in unserer ganzen auswärtigen Politik lahmgelegt worden. Das alles danken wir England, und einer Nation, die so mit den großen Mächten als Figuren Schach spielen konnte, ist die Erkenntnis schwer beizubringen, daß es uns als gleichberechtigte Macht neben sich nicht sowohl als Rivalen, sondern als Bundesgenossen betrachten könnte — „England schließt keine Bündnisse, es gewährt sie." Nur wenn die russische Gefahr ihm ins Gesicht starrt, ist dies Volk zu dieser Erkenntnis zu bringen. Ferner aber ist nötig, daß wir nicht von diplomatischen Kleiderstöcken, sondern von nüchternen, harten Geschäftsmännern England gegenüber bedient werden, Leuten, die ebenso zäh wegen einer Anleihe oder eines Syndikatsvertrages zu verhandeln verständen. Die englischen Diplomaten sind solche Geschäftsmänner, natürlich nicht im Sinne von Berlin W, und sogar die Franzosen, die in der wirtschaftlichen Welt am wenigsten gefürchtet sind, bringen Leute heraus, denen unsere Berufsdiplomaten nicht gewachsen sind. Wie hat es Cambon denn eigentlich fertiggebracht, daß Kiderlen urplötzlich aus kaiserlichem Munde erfahren mußte, daß wir aus Marokko uns einfach hinaussetzen ließen?

Solange das deutsche Volk mit solchen Überraschungen bedacht wird, hat es die Pflicht, auf der Hut zu sein, und die wichtigste Notwendigkeit der inneren Politik ist, daß die in den positiven Parteien interessierten Auslandspolitiker sich zu einer interfraktionellen Liga vereinigen, die auf die auswärtige Politik und unsere Vertretung ein wachsames Auge hat und bereit ist, jeden Augenblick in die schärfste nationale Opposition einzutreten. Das wäre die bewährte Politik des „hilf dir selbst", sie liegt durchaus in der Machtsphäre des Reichstags und der politischen Parteien.

Der Jammer über die mangelnde Berücksichtigung des bürgerlichen Elements tut es nicht, faßt das Problem auch am falschen Ende, denn unser Bürgertum ist auch so durch und durch unpolitisch, daß in seinen Reihen nicht die Botschafter einfach auszuzählen wären.

Mit England können wir nur auf breitester Basis zur Verständigung kommen, es müßte die Lahmlegung Deutschlands auf dem Kontinent aufgeben und eine anständige Beteiligung auf kolonialem Gebiet ihm gewähren, beide müßten verzichten, an einer irgendwie gearteten Kombination gegen den anderen teilzunehmen, dagegen müßten wir ihm seinen Besitzstand, soweit er von außen bedroht wird, garantieren — indische Aufstände können wir nicht niederschlagen.

Diese Politik aber wäre auch gerechtfertigt vor dem geschichtlichen Richterstuhl. Daß wir es letzten Endes nicht verantworten könnten, das britische Weltreich zu zerstören, wenn wir es könnten, daß damit das vielleicht einzige ragende Bollwerk echter germanischer Freiheit dahinsänke, das dürfen wir als Volk, das eine Politik mit dem Gewissen betreiben soll, nicht vergessen.

England und Deutschland sind die einzigen in ihrer staatlichen Struktur königlichen Mächte, nur bei ihnen wird schließlich der Freiheit ein festes Haus erbaut, nur bei ihnen unterwühlt der Parteigeist die Grundfesten des Staates nicht. Möge es Deutschland gelingen, als gleichberechtigte Macht neben England zu treten, nicht als Aschenbrödel und nicht als wilder Mann, wie viele wollen, sondern als getreue Nachbarn, die einen langen Prozeß miteinander hatten, nun aber ihre gemeinschaftlichen Aufgaben wieder erkennen.

Unsere verehrliche Regierung hat uns eine große Überraschung mit einer Milliardenabgabe bereitet. Ganz gewiß soll wieder ein Markstein aufgerichtet werden, mit denen unser Weg seit langem gepflastert ist. Selbstverständlich sind alle dafür begeistert, die nicht davon betroffen werden, und die anderen dürfen, ohne als gemeine Geldsackpolitiker an den Pranger gestellt zu werden, vor dem es den Reinen schaudert, nichts dagegen sagen.

Wenn die Regierung mit dem Reichstag des allgemeinen gleichen Wahlrechtes zu solchen Experimenten verführt, so wäre daraus das gefährlichste Argument gegen das atomhafte Wahlsystem zu unternehmen. „Wie und zu welchem Ende" soll der deutschen Volkswirtschaft eine Milliarde plus so und so viel Erhebungskosten abgezapft werden, und wenn der Aderlaß vorgenommen ist, was mit dem Hort — die neu-wilhelminische Epoche wird gewiß von Nibelungenhort sprechen — beginnen?

Ausgaben, jedenfalls sehr notwendige Ausgaben für Wehrzwecke sollen damit bestritten werden. Bisher aber galt es als Grundsatz, daß diese aus den Einnahmen bestritten werden müßten oder auf Anleihe zu übernehmen wären, die volkswirtschaftlich der Verteilung auf einen längeren Zeitraum dient. Die einmalige Abgabe aber muß eine geradezu unerhörte Störung unseres Wirtschaftslebens mit sich bringen, denn wo soll die Aufnahmefähigkeit des Marktes für das Angebot der zur Aufbringung der Mittel zu realisierenden Effekten herkommen, wer soll Käufer sein, wo alle verkaufen wollen und müssen.

Sollte eine hohe Staatsregierung ihr in Erwägungen schwebendes Haupt nicht vielleicht neigen, um den Vorschlag zu vernehmen, die Zahlung in Reichsanleihe zu übernehmen, dann würde das Reich die Operation vornehmen, die bei Aktiengesellschaften üblich ist, nämlich das Kapital herunter und dann wieder hinaufsetzen und zu diesem Zweck nach durchgeführter Amortisation eine neue Reichsanleihe aufnehmen.

Dann könnte das Reich seinen Bedarf für die neue Wehrvorlage auch entsprechend verteilen, denn wie es auf einmal eine Milliarde ausgeben will, ist nicht ganz klar, erst müssen die Neuerungen doch durchgeführt sein, die dann so heillos viel Geld kosten sollen.

Immer deutlicher wird eins, daß der bundesstaatlichen Verfassung des Reichs keine größere Gefahr droht, als von der Seite der Deckung des finanziellen Bedarfs. Das Reich als solches ist fast vermögenslos und die Kleinstaaten wirtschaften finanztechnisch zu teuer und müssen je nach ihrer Lage — man denke nur an Bremen — eine Menge Ausgaben aus eigener Tasche bestreiten, die von Rechts wegen von der Allgemeinheit getragen werden müßten, dadurch drohen auch sie sich finanziell weißzubluten.

Ist es etwa gesund, daß Bremen seine Häfen, die im höheren Sinne Reichshandelshäfen sind, selbst ausbauen muß, daß es mit seinen schwachen Mitteln die Weser korrigieren und vertiefen muß, ohne daß die Uferstaaten, geschweige denn das Reich sich rührten?

Den Vorteil dieser Entwicklung hat allein Preußen, das die größten eigenen Steuerquellen besitzt und in seinen Staatsbahnen mit ihrem Milliardenaufkommen den deutschen Binnenlandsverkehr monopolisiert und sich dienstbar macht. Preußen muß bei dieser Entwicklung dem Reich und den Bundesstaaten samt und sonders über den Kopf wachsen. Das soll hier weder bedauert noch bejubelt, sondern einfach konstatiert werden, denn erst muß man sich doch einmal darüber klar werden, wohin die Reise geht. Daß auf diesem Wege besonders Bremen seine immer schwieriger werdenden nationalen Auf-

gaben auf die Dauer nicht wird erfüllen können, liegt doch auf der Hand; ein Kleinstaat, der trotz immer schärferer Anspannung seiner Einkommensteuer damit eben die Verzinsung und Amortisation seiner Anleihen besorgen kann, bei dem ist kein Wachstum mehr, sondern Stillstand.

Einer solchen Lage gegenüber ist eine Politik der Harmlosigkeit das Verkehrteste, um so mehr, als die großen politischen Schlagworte die Stunde regieren. Wie lange schon plätschert bei uns der Redefluß von der kräftig fließenden Erbschaftssteuer für das Reich, mit der zugleich die Schlagader unserer Kapitalskraft als Einzelstaat ohne stabile Einkommenquellen, als da sind Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen und Forsten, angeschlagen würde.

Heutzutage werden Steuern nicht als Bedarfsdeckung, sondern als ideale Forderung verlangt. So haben wir uns die Wertzuwachssteuer eingebrockt, um damit elendiglich Fiasko zu machen, und so heißt es auch bei uns „her mit der Reichserbschaftssteuer“. In den Kleinstaaten, besonders aber bei uns, müßte gegenüber einer Reichserbschaftssteuer eine Ausnahmebestimmung Platz greifen und diese Steuer in ganz anderem Maße uns verbleiben — es sei denn, das Reich übernähme die Aufwendungen für Hafenbauten und Flußregulierungen, die in letzter Linie doch nationalen Aufgaben dienen.

Allzeit Mehrer des Reiches zu sein, sind wir gewiß bis zum Letzten entschlossen, Entlastung müssen und dürfen wir da verlangen, wo die Erfüllung dieser Aufgaben für die Gesamtheit sonst unterbleiben müßte.

Der Satz des Aufrufes an mein Volk vom 17. März 1813: „Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört“, hat seine volle Bedeutung auch für die Gegenwart. Es scheint unser Verhängnis zu sein, erst in einen chronischen Zustand solcher Selbsttäuschung geraten zu müssen, bis der Augenblick des Erwachens gekommen ist.

Um im Rahmen unserer Osterbetrachtung zu bleiben, wollen wir diesem Augenblick zurufen, „verweile doch, du bist so schön“ — und sind gewiß, daß dahinter keine mephistophelische Schlinge des Zweifels steckt, an der wir zu Grunde gehen könnten, sondern die Gewißheit des nationalen Lebens!

Bremensis.

Emil Waldmann: Pariser Theater.

Im klassischen französischen Theater, in der Comédie Française, dem Hause Molières, sieht man, außer auf der Bühne, wenig Franzosen. Das meiste sind Fremde, Provinzialen und Kinder. Aber als Fremder sollte man doch recht oft hingehen, besonders wegen der Sprache. Man sagt, daß in der Comédie das beste, reinste Französisch gesprochen wird, und jedenfalls ist es ein Französisch, das auch der Deutsche verstehen kann, selbst wenn es Verse sind. Die Aussprache ist streng klassisch, fast so, wie man es in der Schule lernt, stumme E's gibt es kaum, außer da, wo sie hingehören, und die Diktion ist fast in jedem Augenblick wundervoll, schön wie Musik. Nur einen Schauspieler hörte ich anderswo, der ebensogut und womöglich noch besser, noch gefühlvoller spricht, das ist Ferréal. Aber den kennen die Franzosen kaum, er tritt in einer fürchterlichen Operette im „Concert Mayol“ auf und macht durch die paar Sätze, die er zwischen den albernen Liedern zu sprechen hat, den im übrigen verlorenen Abend erträglich. Was das Repertoir der „Comédie Française“ anbelangt, so tut man gut, danach den Stand der französischen Bühne nicht zu beurteilen. Die Klassiker werden nicht gegeben, außer Molière. Und Molière, ja, wenn wir ganz ehrlich sind, ertragen wir ihn in dieser Form nicht mehr. Selbst der „Eingebildete Kranke“, schauspielerisch eine meisterhafte Charakterleistung von Falconnier, wirkt doch im großen und ganzen verstaubt, ein paar menschlich feine Züge abgerechnet. Die Komik ist nicht unsre Komik, und nichts veraltet so schnell wie der Witz. Der Inhalt des ganzen Stückes, die Quacksalberei, interessiert uns heute auch kaum auf diese Weise. Man bewundert den sozialen Schriftsteller, der mutig den Schäden seiner Zeit zu Leibe ging und dabei im Handumwenden gelegentlich Typen schuf, die nicht aussterben. Zum Lesen, zum Lautlesen, prachtvoll, aber auf der Bühne sagt es uns nicht viel, weil die Zeiten andre geworden sind. Im „Odeon“ wird das Stück moderner gegeben, aber auch das ist ein Kompromiß. Was bei Molière seinerzeit das künstlerisch Wertvolle war, die schlagende Charakteristik, leidet auf diese Weise Schaden. Man denkt an das „Théâtre des Arts“, wo man jetzt die Stücke von Bernard Shaw sehr gut spielt („On never can tell“ war an der Reihe), und man fragt sich, ob Shaw, der bei kleinerem Kaliber ein Molière unsrer Zeit ist, und der heute auch wegen seines sozialen Inhalts so stark wirkt, ob dessen künstlerisches Teil späteren Generationen auch einmal so staubig vorkommen wird. „Nichts ist so unausstehlich, wie ein geistreicher Mensch, der alt wird“, sagte Voltaire, der sich hütete, seine besten Witze auf die Bühne zu bringen.

Im Odeon gab es eine neue Übersetzung von Goethes „Faust“, beide Teile, an einem Abend, umgearbeitet in drei Abschnitte. Die deutschen Zeitungen haben darüber eingehend berichtet, mit dem übereinstimmenden Urteil, es sei ziemlich schlecht gewesen. Das war sehr milde ausgedrückt.

Wer aus Deutschland nach Paris kommt und mit Ansprüchen ins Theater geht, wie er sie an deutsche literarische Bühnen stellt, etwa an die Bühne des Lessingtheaters in Berlin, der wird sehr schnell enttäuscht. Das Literarischste, was heute gespielt wird, ist Bernard Shaw, der sich, seiner Prophezeiung gemäß, nun endlich auch die Franzosen erobert hat. In Paris geht man doch vornehmlich wegen der guten Schauspieler ins Theater, weniger der Stücke wegen — wie bei allen lateinischen Völkern. Aber auch die

großen berühmten Schauspieler waren in diesem Winter eine Enttäuschung. Antoine spielte nicht, Sarah Bernhardt, von der man, wie man sagt, die „Phädra“ immer noch genießen kann, war in Amerika, und von Coquelin hörte man gar nichts. Einen großen Erfolg hatte Mme. Réjane in ihrem Stück „Elsaß“, aber einsichtsvolle ältere Franzosen rieten dem Deutschen dringend ab, sich das anzusehen, weil man sich sicher gegen den chauvinistisch-antideutschen Charakter des Stückes empört hätte. Auch soll die Rolle für sie nicht so gut sein, wie die in dem für sie geschriebenen Stück „Israel“ von Henry Bernstein, wo sie allerdings ganz außerordentlich gut war. Dort gibt sie eine Frau in einem Alter, das ihrem wirklichen Alter annähernd entspricht, und da war sie eine ganz große Künstlerin, ohne die Albernheiten und Mätzchen, die einem ihre gelegentlich im Auslande immer noch einmal vorgesetzte „Madame Sans-Gêne“ so widerwärtig machen. Das Stück „Israel“ ist ja kein feines Stück, ein Tendenzstück zum Thema der Judenfrage in Frankreich, oder vielmehr ein Stück, das aus diesem Problem, Judentum und Antisemitismus, einen ungeheuer effektvollen Konflikt gewonnen hat. Etwas unbekümmert gearbeitet, mit theatralischen Übertreibungen in der Art Sardous, aber doch so, daß es einen Abend lang lebhaft interessiert, weil es zeigt, wie allen Theorien zum Trotz das Leben doch immer noch verwickelter ist, als das verwickeltste Theater. Es enthält eine der psychologisch dankbarsten Rollen, und die große Szene im zweiten Akt, wo eine Aristokratin ihrem Sohn, dem Vorkämpfer der antisemitischen Partei, klarmacht, er dürfe sich mit dem Juden, den er im Klub öffentlich und absichtlich beleidigt hat, nicht schießen, weil, nun weil dieser Jude eben sein heimlicher Vater sei, diese Szene, die fast eine Stunde dauert, ist für Mme. Réjane ein Glanzpunkt ihres schauspielerischen Könnens. Wie sie ihre Mittel in einem fort steigert und wie sie, aus der Rolle heraus, jeden Augenblick echt und im Innern natürlich bleibt — das spielt ihr heute keine nach. Hierbei muß man gerecht sein und das hinnehmen, was sie gibt: die ganz große Schauspielerei. Mag ein solches Stück unsre letzten literarischen Ansprüche nicht befriedigen, es sind doch unsre Angelegenheiten, die da auf der Bühne verhandelt werden, und es vermittelt uns deswegen und wegen des guten Spiels tiefe Einblicke in das Menschliche.

Streicht man vom Pariser Repertoire die Stücke, die eine soziale Tendenz haben, so bleibt vom Besseren nicht viel übrig. Aber es ist ungeheuer schwer, ein solches Stück gut zu schreiben, das heißt bühnenwirksam zu schreiben. Wenn man das Schauspiel „La Femme seule“ von Paul Hervieu liest, so glaubt man, es könne recht gut sein, diese Geschichte eines jungen Mädchens aus guter Familie, das gern arbeiten will, und das, als es wirklich Ernst macht, erst von den Arbeitgebern moralisch ausgenutzt und später von den männlichen Kollegen durch Streikdrohung aus der Arbeit wieder herausgetrieben wird und das dann doch wieder zurückkehren muß in die Konvention, in das Familienleben, in die übliche französische Ehe. Man liest das interessiert und ahnt, daß hier tiefe Stellen des sozialen Problems in Frankreich angerührt werden; tatsächlich sind die Arbeitsmöglichkeiten für eine Dame in Frankreich viel geringer als in Deutschland. Aber auf der Bühne, im Théâtre Gymnase, dessen Interieur noch so aussieht, wie es Menzel auf seinem berühmten Bilde malte, langweilt das Stück und verpufft, trotzdem es sehr gut gegeben wird und trotzdem die mitlaufende Liebesgeschichte sehr diskret gegeben ist und in das Hauptthema sehr geschickt eingreift. Es gehört ein pointierter Geist dazu, ein Mann, der nie geschwätzig wird und

die Bühne gründlich kennt, um ein solches Problem bühnengerecht zu machen. Und es gehört — beschämend zu sagen — eine gewisse Ironie dazu, ein Fernbleiben von den Dingen, eine gewisse Skepsis, die über das Deprimierende der letzten Erkenntnis hinwegkommt und nicht allzu traurig dabei wird, jener spezifisch gallische Optimismus, der bittersüß lächelnd sagt: „Nun, wenn's so nicht geht, dann geht's eben nicht, dann geht's vielleicht anders herum.“ Jene Skepsis des Figaro, die aus Angst, über die Dinge weinen zu müssen, lieber sie von vornherein halb komisch nimmt und sie lächelnd ansieht. Ein solcher Geist ist Maurice Donnay. Sein neues Stück „Les Eclaireuses“ (z. D. etwa „Die Emanzipierten“) im Marigny-Theater ist sicher nicht sein bestes, aber es enthält doch so viel von seinem Geist, daß man es genießt und sich gerne von ihm führen läßt.

Das Stück, das noch nicht gedruckt ist, wie alle an Pariser Bühnen gespielten Novitäten, ist voll von echt Donnayschen Feinheiten, halb Ernst, halb Scherz, und immer da, wo es droht sentimental zu werden, weicht er aus und läßt einen lächeln. Wie die Frau im vierten Akt zu ihrem Liebhaber kommt, der an der Trennung schwer leidet, da erzählt sie und redet von sich, von sich, von sich, und hört nicht auf und merkt gar nichts. Als sie dann schließlich nichts mehr zu erzählen hat, da fragt sie im Ton einer etwas konventionellen Höflichkeit: „Und du, was hast du getan?“ — „Moi — moi, j'ai souffert.“ Hier hört alles Übersetzen auf. Das Wörtliche läßt den Unterton fallen, diese rein im Sprachlichen liegende Beziehung, daß das „Leiden“ eigentlich kein „Tun“ ist. Aktiv und Passiv gehen durcheinander mit einer nur dem Lateiner sofort verständlichen Gefühlsnüance, und diese an sich so harmlose Antwort enthält in ihrer Doppeldeutigkeit schon das ganze Leitmotiv des nachfolgenden Dialogs, sie kennzeichnet genau den Punkt, aus dem sich die Schiefheit der Situation herleitet (den Egoismus der Frau, die ihren innersten Instinkten untreu wird), mit einer unaufdringlichen Präzision, wie sie eben nur die französische Sprache hat.

Donnay ist, nach unsren Ansprüchen gemessen, eher leichten Genres. Er rührt die Dinge eben an und läßt sie laufen, er bringt einem Problem nicht den tiefgründigen Ernst entgegen, den der Deutsche bei einem solchen Stoffe suchen würde und an dem Hervieus „Femme seule“ rettungslos gescheitert ist. Er bleibt in den Grenzen seiner Begabung und seiner Einsichten, er will keine „Frage“ lösen, sondern nur eine Beleuchtung geben; daß er trotzdem ein Stück schreibt, das auch ernsthafte Leute zu interessieren vermag, das nachdenklich macht und damit außer dem Amüsement, das man hat, durch seine eigene Art der Beleuchtung einen Beitrag zur Frage gibt, und das nebenher noch ein paar alte Weisheiten in neuer, überraschender Form und mit bezaubernder Grazie aufzeigt, — das ist eben seine Begabung, eine Begabung von leichter Hand und rein französischem Geist.

Denn das ist ja die spezifisch französische Note, daß ein Lustspiel, wenn es leicht ist, darum doch noch nicht ganz oberflächlich und fade ist und sich trotz allen Leichtsinns doch fernhält vor dem albernen Schwank, über den man lacht, trotzdem man weiß, daß es eigentlich Blödsinn ist. Es ist eben nie ganz Blödsinn, auch wenn es noch so keck und übermütig daherkommt. Da ist im Vaudeville-Theater ein Stück „La Prise de Berg op Zoom“, von Sacha Guitry, (dem Sohne Lucien Guitrys) der selbst einer der allerbesten Schauspieler heute ist und sich seine Stücke für sich und seine Frau, Charlotte Lysès, selber schreibt. „La Prise de Berg op Zoom“ hat mit der historischen Tatsache nur den Titel gemeinsam und dreht sich um die Eroberung

einer Frau. Im vierten Akt belauscht ein Ehemann ein Telephongespräch seiner Frau, die sich ihren Geliebten ins Haus bestellt, er schickt zum Polizeipräfekten, der das flagrant délit feststellen soll, der kommt, aber der Geliebte kommt nicht, denn er ist es selber, der Polizeipräsident! Und nun setzt er dem Gatten auseinander, daß er das délit nicht feststellen könne, denn es fehle ja eine Person, entweder er sei der Geliebte, dann fehle der Polizeipräsident, oder er sei der Polizist, dann aber sei kein Geliebter da — kurz, es ist ein sehr riskierter Ulk, wie er im Boccaccio oder im Hans Sachs stehen könnte.

Im Vaudeville-Theater ist man schon mitten im Pariserischen, man muß mit Parisern hingehen (mit jungen, denn die Pariser der alten Generation finden es schrecklich), die einem schnell die Anspielungen erklären und einem die vielen Argot-Ausdrücke übersetzen; die vielen Gewagtheiten werden so diskret gebracht, daß man leicht über sie hinweghört und gar nicht versteht, warum die Herren grinsen und die Damen sich den Fächer vorhalten.

Womöglich noch pariserischer, aber nicht ganz so witzig, ist „L'Habit Vert", ein Schwank von Flers und Caillavet, im Théâtre Variété, mit dem besten Ensemble, das Paris heute besitzt, mit Guy, Brasseur, Dearley, Mme. Granier und Mlle. Lavallière. Es ist ein Ulk über die Académie Française, über die Amerikanerinnen, die französische Grafen heiraten, und über den Präsidenten der Republik, in dessen Arbeitszimmer die Fäden der Intrigue zusammenlaufen und der sich nicht fassen kann vor Entzücken, daß endlich einmal etwas passiert, wobei er zugegen ist und wovon er etwas erfährt, eine heftige, nicht bösgemeinte Satire, über die man unausgesetzt lacht. Ganz leichtes Kaliber, aber auch hier wieder ernsthaftere Untertöne. Und man schreibt das Lessingsche Motto drüber: „Ein Possenspiel, wenn es von zehn Menschen einen glücklich macht, laßt's euch gefallen." Es sah so aus, als seien mehr als 10 Prozent der Zuschauer an dem Abend glücklich gewesen, und auch der Fremde ließ es sich gern gefallen, wegen des ganz einzig guten Ensembles, trotzdem es manchmal dicht an der Karikatur herging.

Die Académie Française und der Präsident der Republik, das sind zwei unerschöpfliche Fundgruben für Pariser Witz und Pariser Bosheit. In dem kleinen eleganten Théâtre Capucines wird eine unerhört witzige Revue von Rip gegeben, wo alles Aktuelle an einem vorbeidefiliert. Armand Fallières beim Umzug erzählt unglaublich komische Geschichten von seiner Präsidentschaft und von den üppigen Festen, die er gegeben hat — wobei doch jeder weiß, daß es sehr pauvre bei ihm zuging und er sich sehr bereichert hat; auch die Mona Lisa hat er eingesteckt, die hat ihm der Kunstminister „zur Erinnerung" geschenkt. General Lyautey tritt auf und erzählt von seiner Wahl in die Akademie: „J'y entrais et je me disais; voici quarante sièges qui me regardent" — und so weiter mit Grazie. Aber wirklich mit Grazie, nicht mit solchen Albernheiten, wie die Revuen in den großen Theatern „Olympia" und „Folies Bergères", wohin der Fremde, der Pariser Esprit genießen will, zuerst hingeht und wo er sich wundert, daß er den Pariser Esprit nicht findet. Er kann ihn nicht finden, weil diese Bühnen sich längst nach dem Geschmack des internationalen Fremdenstromes umgewandelt haben.

Von der Oper ist nichts Erwähnenswertes zu berichten. In der großen Oper gab es „Fervaal", eine mäßige Musik eines verspäteten Wagnerianers, in der Opéra comique eine musikalisch und in der Disziplin gute, aber stilistisch bedenkliche Aufführung des „Don Juan" im Kostüm des 17. Jahrhunderts mit Donna Anna als Valesquez-Infantin in Schwarz. Nur das „Théâtre des Arts" brachte eine

Auswahl der großen Szenen aus Claudio Monteverdes letzter Oper (1642), der „Krönung der Poppaea“, mit schönen Bühnenbildern von dem bekannten Maler Charles Guérin, die vor einigen Jahren auch in Deutschland aufgeführt wurde, nachdem 1903 die Partitur wieder entdeckt ward. Die Hauptrolle ward von einer ganz vorzüglichen Sängerin, Mme. Croiza, gegeben, das Ganze hatte den echten musikalischen Stil der Opéra seria im Sinne von Gluck, und Mme. Croiza sang so wunderbar die große schwere Rolle, daß man schon Direktor der Großen Oper in Paris sein muß, um nicht zu merken, daß hier einmal wieder eine ganz große klassische Sängerin existiert. Und die Oper könnte es so dringend brauchen.

Ulrich Rauscher: Der gute, alte Kitsch!

Es ist schon lange nicht mehr der gute, alte Kitsch, der die Stirnen unsrer festlichen Tage umkränzt. Und der neue Kitsch taugt nichts. Seit man entdeckt hat, daß sich mit Niniveh und Biedermeier patriotische Gefühle derselben Stärke erzielen lassen, wie mit Tannenreisig und Fähnchenketten; daß sich Kugelbäumchen und dekorative Linie mit Festjungfrauen und Kriegervereinen zu einem erhebenden Ganzen verbinden lassen: seitdem datiert die Herrschaft des neuen Kitsches, der keiner sein will, weil er einige Gebärden, äußerlichste Äußerlichkeiten der Kunst nachmacht.

Die Definition des guten, alten Kitsches lautet: in Massen, ohne Gedanken, für die Ewigkeit. Die Plüschmöbel und golduinrahmten Spiegel des früheren Cafés, die bundesstaatlichen Wappenschilder und der fahnenumstarrte Reichsadler von Kaisers Geburtstag, die entzückenden Nippes-Sachen und Reiseerinnerungen der „guten Stube“, all die glitzernden, leichten Dinge, Hutnadel, Gürtelschloß, Vorstecker, Taschenbeschlag, mit denen sich die Frauen behängten, durchbohrten und umspannten, alles in Masse, ohne Gedanken, seiner Zahllosigkeit nach für die Ewigkeit hergestellt. Und das war gut so. Jeder wußte, wie er daran war, er belächelte und fühlte sich wohl. Da die Dinge mit Kunst nicht das geringste zu tun hatten, dachte kein Mensch, der auf Bildung hielt, daran, zu bewundern. Man hohnlächelte und genoß.

Aber heute ist die Anarchie Trumpf. Von zwei Seiten dringt die Gefahr auf das Häuflein der Gebildeten ein. Sie droht von Spekulanten und von Künstlern. Von denen, die etwas abgeguckt haben und es nun in „Volksausgaben“ auf den Markt werfen und von denen, die arglos und mißleitet die Kunst zu verwerflichen Zwecken liefern. Ist eine öffentliche Feier vorzubereiten, so leistet man sich eine nach Künstlerentwurf. Bruno Paul oder Bernhard richten Cafés ein, Werkstätten für Kunst im Handwerk liefern strebsamen Familien Heimstätten im reinsten Geschmack (leider nicht nach Unterzeichnung des Reverses, bei Konventionalstrafe keinen gipsernen „Rheinfall“ und keinen bräunlichen „Frühlingsmorgen“ hineinzuhängen). Riemerschmied zeichnet Schmuckstücke, die kaum teurer sind als diejenigen der Galanterie-Industrie: die Kunst ist in die Hürden des gedankenlosen Behagens eingebrochen, die altgewohnte Unterscheidung zwischen Kunst- und Gebrauchsgegenstand ist hinfällig geworden, angstvoll sieht der Mensch auf

diese Springflut, die längst alle die genau markierten Pfade des Bewunderswerten verwischt hat.

Wechseln wir das Bild: aus Akademien und Palästen ist der Triumphzug der Kunst auf die Straßen, in Mietshäuser und Kneipen gezogen und das Volk erstaunte und tuschelte. So wie es freudig erstaunt und doch mißfällig tuschelt, wenn ein Fürst grad' wie ein andrer Mann spazieren geht oder gar irgendwo einen Schoppen trinkt. Unter dem Volk aber standen die Spekulanten mit raschen Augen und einem aufnahmebereiten Notizbuch. Sie streckten die Nasen in die Luft und witterten den Zug der Zeit. Eilends trafen sie alle Vorbereitungen, und schon am nächsten Morgen sah das erstaunte Volk aus einem geschickt mit Kulissen hergestellten Palast einen neuen Triumphzug hervorziehen, in Straßen, Mietshäuser und Kneipen einbiegen, nur hieß der Ruf heut nicht: „Heil Euch und Preis!" sondern: „Zu halbem Preis"! Und es wurden Schriften unters Volk verteilt unter der Devise: „Kaufe sofort! Zahle später", darin war zu lesen, daß es unsrer rührigen Industrie wieder gelungen sei, einen schlagenden Beweis ihrer Leistungsfähigkeit zu liefern, indem daß . . . und wird ein jeder in der Lage sein, Möbel à la Bruno Paul, à la Riemerschmied . . . . ganz nach den Ideen der verehrten Meister, ohne jedoch deren Preise im entferntesten zu erreichen . . . . Kunst fürs Volk . . . . . besonders reizvoll aus der Biedermeierzeit mit ff. vergoldeten, abschraubbaren Goldblechornamenten Marke „Malmaison" . . . . .

Hier die Künstler, dort die Spekulanten. In der Mitte der gute, alte Kitsch, den kein Kulturathlet mehr will. Nun aber kommt das Seltsamste: uns (wie ich bescheidentlich sagen will, wenn ich die wenigen Wissenden meine) wird Bruno Paul schlimmer als Kitsch, wenn in seinen Kaffeehaus-Möbeln sich der Sonntag der Großstadt herumflegelt. Die Divergenz zwischen diesen Einnehmern einer Tasse Kaffe oder eines Biers und den edlen Hölzern, den köstlichen Skulpturen, dem harmonisch sich fügenden Raum, ist einfach nicht zu überwinden. Es gibt Stühle, die eine gewisse Haltung verlangen, Geräte, die nur in einer sauber gepflegten Hand funkeln. Die neuen, weiten Dritterklassewagen sind ein Symbol: einfach, zweckmäßig, dem Fahrpreis entsprechend. Ein Weltstadtcafé von Bruno Paul ist ein Widersinn. Den andern aber (und jetzt meine ich, im Gegensatz zu uns, die, welche Wert auf die Anerkennung ihrer Bildung legen) wachsen Erzeugnisse der Spekulanten, der Abgucker, der Hervorbringer dieser Dinge **à la** . . . . . in den Äther allgemein anerkannter Kunst, weil sie ein paar aufgeschraubte Merkmale bei ihnen entdecken, die sie bei den Hervorbringungen der wahren Kunst behalten haben. Wer ihnen den Biedermeierkranz oder den Lilienfries oder das Ebenholzsäulchen in Kirschbaumumgebung oder olivgrünweinrote Farbenzusammenstellung oder den Messel-Pfeiler oder die neudeutsch-dorische Säule reicht, der ist ihr Mann, den bewundern, den preisen, den bejubeln sie: „Das ist doch was anderes als der alte Kitsch!"

Jawohl, meine Herrschaften! Was anderes, nämlich der neue Kitsch! Nur viel gefährlicher als der alte. Bei dem lächelten Sie und lebten voll Behagen. Bei jenem jubeln Sie und haben die richtige Verdauungsschlaf-Stellung im neuen noch nicht heraus! Zwiefache Einbuße hat Ihnen der neue Kitsch gebracht. Erstens ist er nicht so bequem wie der alte. Zweitens passen Sie wohl auf und seien Sie entrüstet. Sie beschauen irgendein anscheinend künstlerisches Werk, Ihr Blick stellt sämtliche mit heißem Bemühen erlernten Merkmale des Bewunderswerten fest, Sie kontrollieren

noch einmal und geben dann dem Zug Ihres Herzens nach, Sie bewundern, loben, preisen! Und plötzlich weist Ihnen ein eiskalter Skeptiker nach, daß Sie versehentlich bewundern und daß Ihre mühsam erworbene, künstlerische Überzeugung Ihnen hier gebiete, zu verabscheuen. Versteht man jetzt die Gefahren des neuen Kitsches? Er wirkt revolutionär, die Klassenordnung ist in Gefahr, seine Nachempfindung veranlaßt die notorisch Gebildeten zu Mißgriffen, die geeignet erscheinen, sie in den Augen Mißgünstiger aus den „ungebildeten Schichten" herabzusetzen. Reinliche Scheidung ist hier vonnöten. Kunst- und Gebrauchsgegenstände, nicht künstlerische Gebrauchsgegenstände (die man im geheimen an „uns" vertreibe)! Die Kunst, in besonders bezeichneten Räumen, für die Bildung, aber der gute, alte Kitsch fürs Herz! Cafés mit Plüschsofas, Marmortischen mit Gußeisenfüßen und goldumrahmten Spiegeln, ohne Riemerschmied! Gute Stuben mit dem Trompeter von Säckingen und der Renaissance-Visitenkartenschale, ohne Bruno Paul! Oscar Paul Höckerromane, ohne Seelenanalyse, Frauen mit Simili behängt, ohne Künstlerentwürfe. Der traditionelle Fürstenempfang soll unser Vorbild sein, ein Gebilde aus einem Geist, von den ewig gleichen Fahnenstangen, den Tannenguirlanden, den zappelnden Fähnchen bis zu den Uniformen, Griffen und Reden: ein heiliger Bezirk, dessen Einheitlichkeit in den letzten 25 Jahren durch die Propaganda für Hurra! zuungunsten von Hoch! nur unwesentlich gestört wurde. Aber, ich sagte es schon, auch an seine Tore pochen Niniveh und Biedermeier, pocht der Modernismus. Es ist Zeit, daß „wir" und die „andern", jeder aus seinen besonderen Gründen, alle zum selben Zweck sich zusammenschließen, um die Kunst zur rechten Zeit einzudämmen. Schon überschwemmt sie die Tasse Kaffee, treibt sie uns aus unseren vier Wänden, hängt sie vom Brandenburger Tor herunter und uns — aus dem Hals. Organisieren wir uns und rufen wir: Mehr Kitsch! Guten, alten Kitsch! Mehr Kitsch!

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.

Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.

Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Das Telegramm. (Humoreske.)

Ich war krank — sehr krank natürlich — nervenkrank. Aber nicht nur so — um sich interessant zu machen oder um stets eine gute Ausrede bei der Hand zu haben, wenn — nun wenn man eben eine Ausrede braucht, sondern ich war ernstlich nervenkrank.

Jeden Monat konsultierte ich eine andere Kapazität, ich schleppte mich von einem Kurort zum andern; hoffnungsvoll kam ich hin, gebrochen an Leib und Seele reiste ich nach kurzer Zeit wieder ab. Es war zum Verzweifeln! — Es schien, als ob sich die Ärzte der ganzen Welt gegen mich verschworen hätten! Der eine erlaubte mir vielleicht eine leichte Zigarre, der andere meinte sogar, ein Glas Bier könne mir nichts schaden, ein dritter, dem ich besonderes Mitleid einflößte, wollte mir sogar hin und wieder ein Gläschen Kognak erlauben — aber in einem Punkte blieben sie alle gleich unerbittlich: »Keinen Kaffee!« —

Hundertmal konnte ich erklären, daß ich lieber im Irrenhause leben wollte mit Kaffee, als unter vernünftigen Menschen ohne Kaffee, umsonst war all mein Bitten — der Kaffee sollte aus meinem Dasein verschwinden! — Dieser Labetrank, der mir ein ganz unentbehrlicher Freund geworden war, der mir über so manche schwere Stunde hinweggeholfen und den ich als meinen größten Wohltäter angesehen hatte, er wurde mir als das entsetzlichste Giftgetränk, als der Fluch der Menschheit, als der Grund der Nervosität des heutigen Geschlechts hingestellt.

»Rauchen Sie meinetwegen jeden Tag ein bis zwei Importen, trinken Sie, wenn es durchaus sein muß, Ihr Gläschen Kognak, an das Sie gewöhnt sind, aber — lassen Sie den Kaffee fort oder ich bin Ihr Arzt gewesen.« Mit diesen Worten entließ mich der berühmte Professor X., an den ich mich in meiner großen Not gewandt hatte. Keinen Kaffee! Es war mein Todesurteil! Es ging einfach über meine Kräfte.

Ich versuchte es. Des Morgens würgte ich meine Buttersemmel trocken hinunter; denn ich konnte keine Tasse mehr sehen, ohne einen Wutanfall zu bekommen. In der Stadt machte ich die unglaublichsten Umwege, um nur ja nicht an einem Café vorübergehen zu müssen! — Am schlimmsten aber gestaltete sich für mich die sonst gemütlichste Stunde des ganzen Tages: das Verdauungsstündchen. Nach dem Essen, die Zigarre im Mund, die Zeitung lesend — ja, aber was nützen alle diese Labsale, wenn dazu das Täßchen Kaffee fehlt! Der bloße Duft dieses Getränks schon fördert die Verdauung und — das Wohlbehagen. —

Was hatte der Professor doch gleich gesagt? — Koffein — richtig, Koffein! Er behauptete, der Kaffee enthalte ein Gift dieses Namens, welches ganz besonders für die Nerven schädlich sei. Ohne dieses Gift würde der Kaffee durchaus harmlos sein. Meine Wut gegen das Koffein wuchs ins Ungeheure, und wurde bei mir geradezu zur fixen Idee. Ärgerte mich mein Junge dadurch, daß er fortwährend ein und denselben Ton auf seiner Trompete blies, so rief ich: »Frau, der Bengel ist Koffein für mich!« War das Mittagessen mißraten, so hieß es: »Frau, das ist schlimmer als Koffein!« — Sogar des Nachts im Traum phantasierte ich von Koffein.

Aber was mich eigentlich am meisten ärgerte, ich merkte allmählich, daß die Ärzte recht hatten. Meine Nervosität war entschieden besser geworden, seit ich den Kaffee mied. Doch diese Besserung nützte mir nichts. — Ich mied meine Freunde, ich besuchte keine Geselligkeiten mehr, meine Skat- und Kegelabende hatte ich aufgegeben. — Alles nur dem Kaffee zuliebe. Ich konnte unmöglich sehen, wie andere Menschen sich skrupellos einem Genusse hingaben, der mir verboten war. — Ich kann nur sagen, ich war nahe daran, Melancholiker zu werden. — So waren mehrere Wochen vergangen. Trübsinnig saß ich in meinem bequemen Klubsessel und dachte darüber nach, ob das Leben ohne Kaffee überhaupt noch lebenswert sei, ob — —

Mir gegenüber saß meine Frau und las mir die Zeitung vor. Seit ich keinen Kaffee mehr dabei trinken durfte, überließ ich das Zeitungslesen anderen. Die Börsennachrichten, die politischen Telegramme hatten nichts Aufregendes gebracht, und ich war im Begriff, mich in Gedanken aus dem kaffeelosen Jammertal zu entfernen, um im Schlaf ein besseres Jenseits zu finden. Meine Frau war bei den Romanen und Heiratsanzeigen angekommen, und die wirkten auf mich wie Morphium.

Plötzlich fuhr ich zusammen. Ein lauter Aufschrei meiner Frau stellte meine Nerven auf eine harte Probe. »Alfred — Alfred wach doch auf! — Da — lies — lies!« — Und vor Erregung am ganzen Körper zitternd, hielt sie mir das Zeitungsblatt hin. Es dauerte eine Weile, bis ich so weit zu mir gekommen war, daß mein Gehirn die Tätigkeit des Lesens aufnehmen konnte. Ich lese — ich lese nochmals — Ja, bin ich denn noch nicht wach? — Aber doch! Da steht es ganz deutlich gedruckt: Koffeinfreier Kaffee, Marke »Hag«, Schutzzeichen: Rettungsring. — Zum Tode verurteilt und plötzlich begnadigt! —

Koffeinfreier Kaffee! — Ich springe auf, ich fasse meine Frau um die Hüfte und führe mit ihr einen Indianertanz auf, wie ich ihn seit meiner frühesten Jugend nicht mehr gewagt hatte. Ganz außer Atem kann ich nur noch rufen: »Schnell, ein Depeschenformular!« — Und ich drahte: »Dringend. Rückantwort bezahlt. Professor X., Berlin. Es gibt koffeinfreien Kaffee, darf ich trinken?« Nach einer halben Stunde kam die Antwort: »Soviel Sie wollen!«

„Kaffee und Treffsicherheit".

Diese im Märzheft enthaltene Abhandlung ergänzt ein Berliner Jäger durch folgende Ausführungen:

„In der vorigen Nummer hat der bekannte Jagdschriftsteller Rudolf Zeitler, Barwies (Tirol), seine (bezw. richtiger gesagt, seines Freundes) Erfahrungen mit dem koffeinfreien Kaffee Hag mitgeteilt. Ich selbst bin nun in der Lage, auf Grund mehrjähriger Erfahrungen das Urteil über die vorzügliche Wirkung dieses Kaffees voll und ganz bestätigen zu können. Vor etwa fünf Jahren wurde meiner Frau von ihrem Arzt der gewöhnliche Kaffee, den wir freilich sehr stark zu trinken gewöhnt waren, gänzlich verboten und als Ersatz der koffeinfreie Kaffee Hag anempfohlen. Als braver Ehemann und um nicht durch doppeltes Kaffeekochen den Haushalt zu erschweren, entschloß ich mich, den Koffeinfreien zu trinken, nachdem ich festgestellt hatte, daß der Geschmack ganz derselbe ist wie beim gewöhnlichen Kaffee.

Abgesehen davon, daß meine Frau den koffeinfreien Kaffee so schwarz trinken kann wie sie will, ohne jemals Herzbeschwerden etc. zu bekommen, merkte ich auch an mir die wohltätige Wirkung, denn meine Nerven, die infolge des starken Kaffeegenusses schon ziemlich herunter waren, sind jetzt, seitdem ich den Kaffee Hag trinke, bedeutend ruhiger geworden, trotzdem ich sehr starker Raucher und tüchtiger Biertrinker bin.

Auffallend ist, wie stark mein Herz und meine Nerven jetzt auf den Genuss von starkem, nicht koffeinfreiem Kaffee reagieren; es stellt sich sofort namentlich wenn ich nach dem Kaffeegenusse anstrengend marschiere, Herzklopfen und Schwindelgefühl ein. Trinke ich gewöhnlichen Kaffee vor meinem gewohnten Mittagsschläfchen, so kann ich sicher sein, nicht einschlafen zu können, oder wenigstens sehr unruhig zu schlafen. Sehr deutlich macht sich der Einfluß des gewöhnlichen Kaffees auf meine Ruhe beim Schießen bemerkbar. So machte ich im vorigen Jahr ein kleines Preisschießen auf Wildscheiben mit nach einem guten Mittagessen, bei dem es als Magenschluß eine Tasse kräftigen Mokka gab; meine Nerven waren so unruhig, daß ich mehrere Male die stehende Rehbockscheibe fehlte, was unter normalen Verhältnissen wohl kaum vorkommen dürfte. Bestens konnte ich feststellen, daß ich, wenn ich vor der Morgenbirsch eine Tasse gewöhnlichen Kaffee getrunken hatte, es mir Mühe machte, die Büchse im Anschlag ruhig genug zu halten, um sicher abzukommen.

Es ist natürlich selbstverständlich, daß ich jetzt durch den mehrjährigen Gebrauch des koffeinfreien Kaffees bedeutend empfindlicher gegen die schädlichen Einwirkungen des Koffeins geworden bin; aber es wird dadurch doch der Beweis erbracht, welch schädliche Einwirkungen der ständige Genuß von starkem Kaffe auf den Körper ausübt. Wer nur Blümchen-Kaffee trinkt, der mag ruhig bei dem gewöhnlichen Kaffee bleiben, wer aber gern eine Tasse starken Kaffees zu sich nimmt, dem kann ich im Interesse seiner Gesundheit nur den Gebrauch des koffeinfreien Kaffee Hag anraten."

Hag-Rundschau.

Reklame und Kunst:

„Was hat Reklame mit Kunst zu tun? Vielleicht wird man antworten: Nun, es ist eine Kunst, eine geschickte Reklame zu machen, und diese Kunst bringt etwas ein! — Aber so ist es hier nicht gemeint; wir reden hier von der Kunst im engeren, rein ästhetischen Sinne. Und da werden viele wohl die Achsel zucken. Verhältnismäßig jung ist die gewaltige Ausgestaltung der Reklame mit allen technischen Hilfsmitteln. Noch jünger aber ist das Bestreben, diesen unentbehrlich gewordenen Faktor des modernen Geschäftslebens in eine Beziehung zur Kunst zu bringen, aus ihm ein Stück Kultur, ein Stück Künstlertum zu machen. Noch sind es immer erst einzelne Pfadfinder, die die Wege zu diesem Ziel weisen. Aber ihre Zahl wächst und es wächst ihre Bedeutung.

Zu diesen Pfadfindern gehört auch unsere Kaffee Hag. Sie hat es wiederholt bewiesen, und sie beweist es neuerdings durch die Herausgabe einer Broschüre, die geradezu ein Musterstück darstellt für die Verbindung von Kunst und Reklame. Eine lustige Geschichte „Der Flüchtling" von Roda Roda, illustriert mit ebenso lustigen Bildern der feinen Griffelkunst von F. Koch-Gotha — dahinter ein flott geschriebener Aufsatz „Ein Kapitel vom Kaffee" — dazu einige ganzseitige bunte Bilder, als Abschluß eine Abbildung des Gebäudekomplexes der Firma; das Ganze in einem Einband von vornehmem Geschmack; so reizt die Broschüre zum Lesen an und bereitet ästhetisches Vergnügen. Natürlich läuft sie hinaus auf eine warme Empfehlung des koffeinfreien Kaffees, wie ihn die Firma vertreibt. Aber alles Plumpe ist dieser Reklame genommen. Hier ist wirklich eine gute, vorbildliche Verbindung geschaffen zwischen Kunst und Reklame." (Bremer Tageblatt 23. März 1913.)

Vorbilder:

Eine lesenswerte, vom Frankfurter Verein für Heimatschutz herausgegebene Broschüre über den Reklameunfug in Frankfurt a. M. enthält folgende Feststellung: „Gegenüber den besprochenen Geschmacksverirrungen ist es erfreulich festzustellen, daß das allgemeine Geschmacksniveau sich zu heben beginnt, langsam, aber merklich. Diese Entwicklung wird ihren Gang weiter gehen. Haben nicht ganze Fabrikationszweige (Glas, Porzellan, Töpferei, Weberei, Möbelbau) ihre Produktionsweise darnach einrichten müssen? Der Geschäftsmann sollte nicht säumen, dem Beispiel zu folgen, auch in der Außenreklame. Es ist ja bekannt, daß einige Großfirmen diesen Zug der Zeit frühzeitig erkannt und ihren ganzen Geschäftsbetrieb nach dieser Richtung hin organisiert haben. Es genügt Kaffee Hag, Bremen, und Bahlsen, Hannover, zu nennen."

Patentstreit:

In einem Patentstreitverfahren gegen die Thum-Maschinen-Gesellschaft in Dresden hat das Reichsgericht die Entscheidung des Kaiserlichen Patentamtes vom 25. April, durch welche die Nichtigkeitserklärung des Thum-Patentes (Kaffeewaschverfahren) ausgesprochen wurde, bestätigt. Die Begründung des reichsgerichtlichen Urteils sagt darüber folgendes:

„. . . Zur Patentwürdigkeit des Verfahrens ist außer dem Fortschritt noch der Erfindungscharakter erforderlich. Dieser ist nur dann vorhanden, wenn das erzielte Ergebnis der Ausfluß einer gewissen geistigen Überlegung ist und sich nicht lediglich als naheliegende Anwendung eines jedem Fachmanne geläufigen Mittels darstellt. Eine derartige Erfindungshöhe läßt das in Rede stehende Verfahren vermissen. Denn die gleichzeitige Anwendung von Wasser und Bürsten zur Säuberung fester Gegenstände ist ein im täglichen Leben so allgemein gebräuchliches Mittel, daß der Gedanke, durch dieses Mittel Gegenstände von lösbaren Unreinlichkeiten zu befreien, sich jedermann bei passender Gelegenheit von selbst aufdrängt."

Das Kaffeeproblem:

Einen wertvollen Beitrag zu dem in letzter Zeit vielumstrittenen Kaffeeproblem liefert in Nr. 6 und 7 der „Münchener med. Wochenschrift" der Würzburger Hygieniker Professor Dr. K. B. Lehmann. Da Prof. Lehmann schon früher grundlegende Arbeiten über die wirksamen Stoffe des Kaffees veröffentlicht hat und als Hauptbegründer der landläufigen Lehre gilt, daß die schädlichen Wirkungen des Kaffees auf seinem Gehalt an Koffein beruhen, beanspruchen seine Ausführungen besonderes Interesse, zumal in neuerer Zeit von Prof. Harnack-Halle behauptet worden ist, daß nicht das Koffein die besonders nachteiligen Wirkungen des Kaffees bedinge, sondern gewisse flüchtige Röstprodukte. Auf Grund eines großen Untersuchungsmaterials kommt nun Prof. Lehmann zu dem Ergebnis, daß der nach Thum gewaschene Kaffee vor anderem ordentlich behandelten Kaffee praktisch keinen Vorzug hat, und daß der Anspruch der Reklame auf besondere hygienische Vorzüge unbegründet sei. Die Behauptungen Prof. Harnacks weist Prof. Lehmann als wissenschaftlich unbegründet zurück. Seine umfangreichen neuen Untersuchungen und Versuche haben zu einer Bestätigung der alten Lehre, daß das Koffein der einzige gift g wirkende Stoff im Kaffee ist, geführt. Die Röstprodukte seien zwar für Geruch und Geschmack sehr wichtig, aber eine ausgesprochene Wirkung im Sinne Harnacks komme ihnen nicht zu. Hingegen erfülle der koffeinfreie Kaffee Hag die an einen unschädlichen und dabei doch wohlschmeckenden Kaffee zu stellenden Ansprüche. (Leipziger Tageblatt 21. März 1913.)

Künstlerische Fabrikarchitektur:

Aus der Silhouette der Stadt Bremen ragt der hochcharaktervolle Bau, den die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft errichten ließ. Der verblüffend frische, ästhetisch und praktisch vollendete Bau ist in der Tat eine Sehenswürdigkeit der alten Hansastadt, dessen Besichtigung allen Personen empfohlen sei, die sich für künstlerische Fabrikarchitektur, vollkommene technische Einrichtungen und modernste kaufmännische Organisation interessieren. In dieser Fabrik werden die Kaffeebohnen von dem giftigen Bestandteil, dem Koffein befreit, ohne das wertvolle Stoffe verloren gehen, noch fremde Stoffe aufgenommen werden. Damit ist eine große Aufgabe der Nahrungsmittelchemie gelöst und ein Kaffee geboten, der allen Anforderungen des verwöhntesten Geschmacks gerecht wird und absolut keine schädlichen Nebenwirkungen ausübt.

(Königsb. Allg. Ztg. 23. März 1913.)

Weitere Kostproben im Zeitungsbetrieb:

„Eine überraschende Abwechslung brachte gestern vormittag ein Vertreter der Kaffeegesellschaft Hag in Bremen in den Betrieb der Kornackerschen Druckerei. Er erschien mit seiner fliegenden Küche und braute einen famos duftenden Kaffee, ihn in schmuckem Geschirr den Angestellten des Betriebes der Hildesheimschen Zeitung kredenzend. Damen sind nun einmal die zuständigen Beurteiler in Kaffeegeschmacksfragen, und wenn sie immer und immer wieder nach einer frischen Tasse Kaffee Hag verlangten, so ist damit schon der Beweis geliefert für den Wohlgeschmack des Kaffee Hag. So priesen sie denn den Trunk in allen Tönen, sodaß die männlichen Trinkgenossen, die natürlich den Damen in der Verkündigung der vorzüglichen Eigenschaften des Kaffee Hag den Vortritt ließen, nun nicht mehr anstanden, ebenfalls in dieses Lob einzustimmen." (Hildesheimsche Zeitung, 14. März 1913.)

„Ein Probekaffeekochen fand am Dienstag nachmittag im Packersaal des „Schwarzwälder Bote" statt. Es galt die Erprobung des koffeinfreien Kaffee Hag, der, wie einmütig festgestellt wurde, in bezug auf Geschmack und Aroma den Vergleich mit dem nichtkoffeinfreien Kaffee vollständig aushält . . ."

(Schwarzwälder Bote, Oberndorf a. N., 7. März 1913.)

Der „Agfa"-Prospekt 1913 ist erschienen!

Pünktlich mit dem Beginn des Jahres sind die Photohändter von der „Agfa" mit dieser Drucksache ausgerüstet worden, die auf rupfenartigem Umschlag eine interessante Photosilhouette zeigt. Der Inhalt ist wieder sehr übersichtlich angeordnet und ausgezeichnete Photographien beweisen von neuem die Leistungsfähigkeit der „Agfa"-Photoartikel. Als hochwichtige Neuheit sind die „Agfa"-Filmpacks aufgenommen, die bei dem hohen Ansehen, das die „Agfa" als Herstellerin erstklassiger Negativmaterialien seit Jahren mit Fug und Recht genießt, ohne Frage freundlicher Aufnahme bei den Benutzern von Filmpack-Kassetten begegnen werden. Die Beschaffung des Prospektes, der sowohl von den Photohändlern ausgefertigt, wie auch von der „Agfa" auf Wunsch frei zugesandt wird, lohnt sich schon, um über erwähnte Neuheit eingehend informiert zu werden.

Das Sprungbrett, Verband deutscher Autoren.

Berlin W. 35, Am Karlsbad 2 II. Tel.: Nollendorf, 675.

„Das Sprungbrett, Verband deutscher Autoren", ist eine auf genossenschaftlicher Basis begründete Schriftstellervereinigung, deren Reingewinn den Mitgliedern zufließt. Sie bezweckt die Förderung schriftstellerischer Talente durch Verlag ihrer Werke, durch deren Vertrieb an Zeitungen und Zeitschriften, durch Unterstützung junger Autoren bei der Umarbeitung stofflich interessanter, aber formal noch unbeholfener Arbeiten, durch Mitarbeit an der Verbandszeitschrift, durch Vortragsabende und Vorlesungen vor einem größeren Publikum im Lessing-Museum zu Berlin usw. Der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder beträgt 20 Mk. Außerordentliche Mitglieder zahlen einen Beitrag von 5 Mk. Jedes Mitglied erhält jährlich kostenlos nach seiner Wahl ein Werk aus den Veröffentlichungen des Verbandsverlages, sowie monatlich die Verbandszeitschrift.

Die Perle des Thüringer Waldes.

An den sanft abfallenden waldreichen Abhängen des Goldberges im Schwarzatal liegt idyllisch im weiten grünen Kranze das **Sanatorium am Goldberg.** Die ganze Anlage, die unter der persönlichen umsichtigen Leitung des Besitzers Dr. Karl Schulze steht, ist ein im besten Sinne des Wortes modernes Kurheim. Es eignet sich vor allem durch seine diätetisch-physikalische Heilweise für Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten, Nervöse, Frauenleiden, Herz-, Magen- und Darmkranke. Nichts erinnert in dem großzügig erbauten Sanatorium an das bienenkorbähnliche, nervenaufreibende Treiben so mancher Modekurstätte. Wohltuende Ruhe bietet vor allem empfindsamen Nerven Gewähr für eine wirksame Kur. Die diätetische Behandlung wird durch eine mustergültige Küche unterstützt. Musikliebhabern steht ein guter Konzertflügel zur Verfügung. Spielplätze laden zur Benutzung ein. Das Gesellschaftshaus liegt vollständig von den Patientenräumen getrennt, wodurch jede Störung von vornherein vermieden ist. Wer Spiel oder gesellschaftliche Kurzweil sucht, erreicht es bequem durch den gedeckten Wandelgang, der beide Häuser miteinander verbindet. Ein besonderer Vorzug des Sanatoriums ist die Gelegenheit zu prächtigen weiten und nahen Spaziergängen. Herrliche Blicke eröffnen sich von den vorteilhaft angelegten und gutgepflegten Wegen in das reizende, fesselnde Landschaftsbild der Thüringer Berge. Luft- und Sonnenbäder mit allen Einrichtungen für Gymnastik vervollkommnen die lange Reihe des Gebotenen. Dabei ist ein Aufenthalt im Sanatorium am Goldberg nicht nur Kranken oder Rekonvaleszenten zu empfehlen. Auch für gesunde Menschen empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit auszuruhen, sich auszuspannen aus dem Joche anstrengender Arbeit oder neue Kräfte zu sammeln, wenn die ursprünglichen durch heftige seelische Erregungen erschüttert wurden. — Alle weiteren Aufschlüsse geben die kostenlos herausgegebenen illustrierten Prospekte oder der Leiter und Besitzer der Anstalt, Dr. Karl Schulze.

Digitized by Google

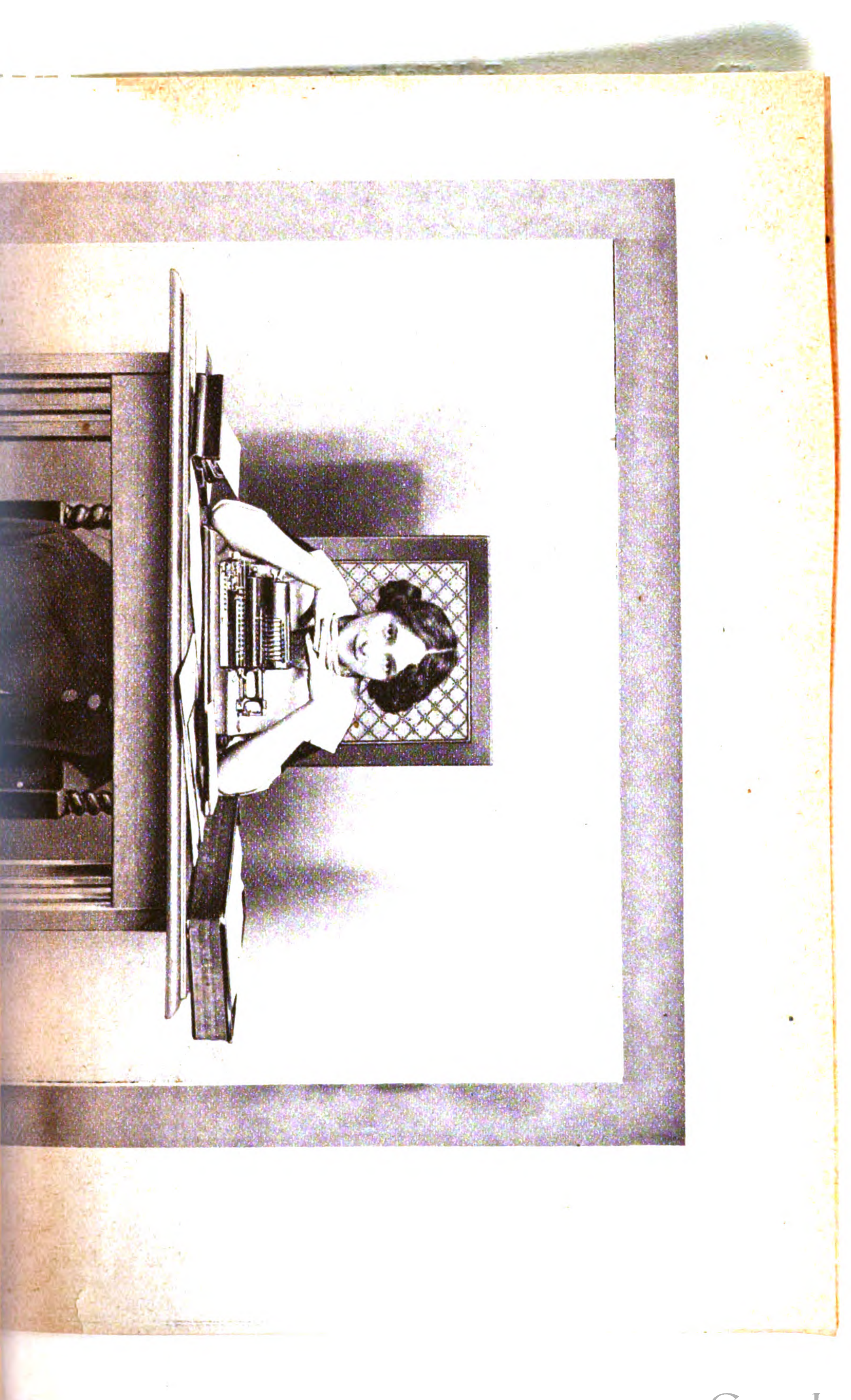
Die Güldenkammer

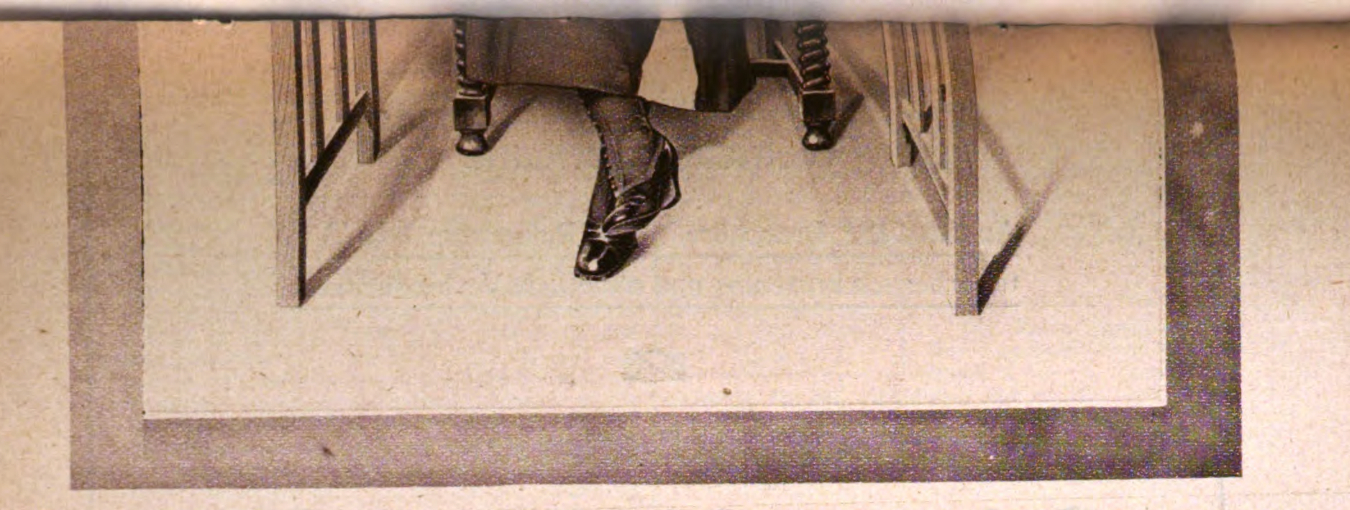
3. Jahrgang
Heft 8
Mai 1913

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.
Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft Mk. 0.80.
Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.





So zufrieden ist Ihr Personal

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

F. Müller-Lyer: Verfall?

Von manchen Soziologen werden zwei verschiedene Arten von Zeitaltern unterschieden: die stabilen und die kritischen. In den ersteren ist die Gesellschaft ihren Lebensbedingungen angepaßt, es herrscht Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit. In den kritischen Zeitaltern dagegen treten Ereignisse ein, die eine Änderung des Gesellschaftsbaues notwendig machen, und die Gesellschaft selbst gerät in einen Zustand der Unordnung und der aufgeregten Unzufriedenheit. — „Kritisch“ heißt eine solche Zeit, weil die Änderung nach aufwärts oder nach abwärts führen kann: zu einer neuen, höheren Entwicklungsstufe oder — zum Verfall.

Daß unser *gegenwärtiges* Zeitalter nicht zu den stabilen, sondern zu den kritischen gehört, darüber wäre jedes Wort überflüssig. Und so erhebt sich nun die Frage, ob wir uns auf dem Wege des Fortschritts oder des Verfalls befinden. Diese Frage ist nicht leicht und mit Sicherheit wohl überhaupt nicht zu beantworten. Denn auch bei der Entstehung einer neuen Kulturstufe findet neben der Neubildung höherer Formen ein *Verfall der alten Formen* statt (aus denen z. T. ja die neuen entstehen); und je nachdem nun ein Beobachter seine Aufmerksamkeit mehr auf die verfallenden alten Formen oder aber auf die Entstehung neuer höherer Formen richtet, wird er zu einer entgegengesetzten Prognose kommen, das eine Mal zu einer pessimistischen, das andere Mal zu einer optimistischen.

Auch dies trifft für unsere Zeit zu. Während die einen eine neue höhere Kulturstufe, eine ungeheure Steigerung der Produktivität, eine gerechte Verteilung der Arbeitsprodukte und ein mächtiges Aufblühen der Wissenschaften und Künste voraussagen, gehen nach den andern die Nationen, die jetzt in der Zivilisation am

höchsten gestiegen sind, einem Verfall entgegen, der unabwendbar ist und unsere gesamte Kultur wieder auf ein niederes Niveau hinabsinken lassen muß. Der bedeutendste Vertreter dieser pessimistischen Anschauung ist wohl der Amerikaner Brooks Adams, der in seinem Buch: „Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls" den Nachweis versuchte, daß alle Völker, sobald sie die Stufe des Kapitalismus erstiegen haben, rettungslos und nach einer ehernen Gesetzmäßigkeit dem Untergang verfallen sind. Doch will ich auf diese Theorie, deren Irrtümern ich andernorts (in meinem Buch über „Die Familie") nachgegangen bin und die auch schon von Franz Oppenheimer widerlegt worden sind, hier nicht weiter in Betracht ziehen.

Dagegen möchte ich einem soeben erschienenen Buch von Dr. H. Kurella*), das den Pessimismus des Amerikaners teilt, aber in ganz anderer Weise begründet, eine kurze Besprechung widmen. In dieser ungemein anregenden, auf langjährigen Forschungen beruhenden Arbeit stellt Kurella die Behauptung auf, daß (wenn ich die These möglichst scharf und derb hinstellen darf) die sogen. „intellektuellen oder ideologischen Talente" aussterben werden und die Künste und Wissenschaften und damit die modernen Kulturvölker selbst dem Niedergang geweiht seien.

Kurella unterscheidet nämlich unter den hervorragenden Begabungen drei Arten:

I. die Praktiker, d. h. die Unternehmer (Industriellen), die Staatsmänner und die Soldaten;

II. die Techniker und

III. die intellektuellen oder ideologischen Talente, zu denen er die wissenschaftlichen Forscher und alle Künstler, auch die Schauspieler und Tänzer, rechnet. Er glaubt nun, daß diese dritte Klasse, die ideologischen Talente, nicht nur von den beiden ersten Klassen, den Praktikern und Technikern, immer mehr verdrängt, sondern daß auch die biologischen „Mutterböden", aus denen sie hervorsprießen, durch unsere Kulturentwicklung nach und nach vernichtet würden. — Die Gründe für diese Ansicht sind ungefähr folgende:

Die größte Macht in unserer Zeit besitzt der große Unternehmer, der Plutokrat, der nur vom Geld getrieben wird und der daher keinerlei ideologischen Bedürfnisse hat. Für seine Luxusbedürfnisse genügt „der Techniker, der Kunsthandwerker, der Rhe-

---

*) Dr. H. Kurella: „Die Intellektuellen und die Gesellschaft." Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien. Wiesbaden 1913. Aus: Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von L. Loewenfeld in München.

tor, die Kokotte, der Parasit, der „Komfort der Neuzeit", das Grammophon, die Kinematographie, die farbige Photographie" usw. — Der Ideologe ist dagegen für sein Kunstbedürfnis entbehrlich.

Und ebenso ungünstig ist, nach Kurella, den ideologischen Talenten unser Offiziers- und Beamtentum, das besonders in Preußen völlig subalternisiert, verknechtet und zum willenlosen Werkzeug entartet ist. Die subalterne und subfeudale Gesinnung, der „Unteroffiziersgeist" wird in diesen Ständen zum Grabe jeder ideologischen Begabung. So wird z. B. in Preußen, das nicht das deutsche Sparta, sondern das „deutsche Böotien" genannt zu werden verdient, ein simpler Provinzleutnant es geradezu als eine Unehre empfinden, wenn er eine hochbegabte Schwester hat, die als Schauspielerin in der Hauptstadt durch ihre Kunst das Publikum entzückt. Ebenso ist das Gymnasium zu einer Geistesverbildungsanstalt verknöchert, der Hochschullehrer ist völlig unfrei geworden, er ist so sehr in das allgemeine Unteroffizierssystem eingereiht, daß fast kein Professor mehr wagt, öffentlich für eine oppositionelle Überzeugung einzutreten. Die evangelische Geistlichkeit ist in gleichem Maße politisch verknechtet, wie die katholische intellektuell und keines freien Wortes mehr fähig. Die Zeitungen und das Theater werden immer mehr rein kapitalistische Unternehmungen, die freien Schriftsteller geraten in zunehmende Abhängigkeit von den kapitalistischen Verlagsfirmen, und diese werden immer mehr abhängig von den großen Banken. So bricht die freie Kunst und die freie Forschung immer mehr zusammen, sie werden eingeschlossen in das große Gefängnis, in dem der Bureaukrat und vor allem der Plutokrat schrankenlos gebieten. — „Bureau, Tinte, Gold und Weihwasser", sagt Kurella, „werden unsere Kultur ruinieren, wie sie Spanien ruiniert haben." „Die Alliance des Kapitalismus mit den kulturfeindlichen Mächten der kirchlichen und politischen Knechtung führt zur Vernichtung der ideologischen Schicht der Bevölkerung und ihres Mutterbodens und wird dadurch den Untergang unserer Art herbeiführen." Es wird schließlich nichts mehr übrig bleiben als: Techniker, die, als Künstlersurrogate sich fühlend, hilflos alle möglichen Stilarten nebeneinander kopieren, Unternehmer, die in ihrem Auftrag tätigen Berufspolitiker und die im Betriebe angestellten Arbeiter.

Aber nicht nur zeitenweise verdrängt werden die ideologischen Talente, sondern auch der biologische Mutterboden, aus dem sie bis jetzt hervorwuchsen, wird nach Kurella allmählich vernichtet. Denn die meisten ideologischen Talente gingen bisher aus bestimmten Ständen und bestimmten Familien hervor, nämlich

aus den Familien der Handwerker, der Gelehrten, des mittleren Beamtentums, aus dem protestantischen Pfarrhause und aus dem Bauernstand.

Der wichtigste Mutterboden der bildenden Künstler war früher das Handwerk; aus den begabten Handwerkerfamilien stammten, wie Kurella zeigt, die meisten Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Holzschnitzer usw.; da nun aber das Handwerk dem Untergang zueilt, „so kann die Zukunft der Kunst nichts anderes sein als phantastische Barbarei der aus dem Proletariat kommenden Produzenten, getragen vom Snobismus der emporgekommenen Abnehmer der Kapitalistenklasse.“ Auch die begabten Familien der protestantischen Geistlichkeit, des Bauernstandes, des Beamtentums sterben mehr und mehr aus, entweder durch das Zweikindersystem oder durch Hinabsinken in die Schichte des Proletariats oder durch Aufsteigen in eine höhere Schichte, wobei die Sucht, Geld oder Karriere zu machen, alles ideologische Streben ertötet. Viele begabte Familien gehen auch durch Geldheirat zugrunde und auch dadurch, daß viele ideologische Talente aus Einsamkeitsbedürfnis nicht heiraten. Die Folge davon ist, daß nicht nur die Talente selbst, sondern auch die Familien, aus denen sie entspringen, untergehen und dadurch die Nation einen niemals wieder gut zu machenden Schaden erleidet.

Dies ist ungefähr in großen Zügen die Theorie Kurellas. Sie deckt mit unerbittlicher Wucht Mißstände unserer Zeit auf, die wohl kein Einsichtiger gänzlich wegleugnen wird. Die Schilderung ist pessimistisch, aber die Tatsachen, die geschildert werden, sind wahr. Über die Schlußfolgerungen dagegen, die aus diesem Tatbestand gezogen werden, und über die sich daraus ergebende Prognose kann man doch anderer Ansicht sein.

Daß unsere Zeit vorwiegend mit wirtschaftlichen und technischen Aufgaben beschäftigt ist, das ist noch kein Zeichen des Rückschritts oder Verfalls, vielmehr läßt sich diese Erscheinung geradezu als der Ausdruck eines soziologischen Fortschrittsgesetzes auffassen. Die Soziologie zeigt uns nämlich, daß die Wirtschaft die Grundlage ist, auf der erst die geistige Kultur Wurzel fassen kann. Jede neue höhere Kulturstufe beginnt daher mit einer neuen höheren Wirtschaft. Erst wenn die neue wirtschaftliche Organisation bis zu einem gewissen Grad durchgeführt ist, erst dann sind die Bedingungen gegeben, die zu einem höheren Aufschwung der geistigen Kultur: der Moral, der Philosophie, der Wissenschaften und Künste notwendig sind. Wenn daher unsere Zeit augenblicklich vorwiegend im Dienste materieller Probleme steht, so dürfen wir sie ebenso wenig schelten, wie etwa

einen Baumeister, der vielleicht mit der Grundlegung eines Palastes beschäftigt ist und lange Zeit nicht aus den Erdarbeiten herauskommt.

Ferner: das ideologische Talent ist keineswegs an bestimmte Familien gebunden, und noch weniger an bestimmte Stände, aus denen es notwendig hervorgehen müßte. Wenn dies allerdings im mittelalterlichen Ständestaat so schien, so waren dafür die Ursachen nicht innere, sondern äußere; denn im Ständestaat war der Beruf an die Familie gebunden, das Gewerbe vererbte sich vom Vater auf den Sohn; und die bildenden Künste: die Malerei, Bildhauerei, Holzschnitzerei, Goldschmiedekunst usw., galten als Handwerke und waren in der Familie erblich. Wenn dagegen in unserer Zeit, wie die sehr lehrreichen Tabellen Kurellas zeigen, die bildenden Künstler z. B. nicht mehr vorwiegend aus dem Handwerkerstand hervorgehen, so darf man daraus wohl nicht folgern, daß nun der Mutterboden für die Kunst versande.

Diese Theorie, daß hervorragende Begabung an bestimmte Familien (Adel) gebunden sei, ist ja noch weit verbreitet und wird noch immer von solchen Rassehygienikern vertreten, die in dem Gedankenkreis des alten Ständestaates stehen geblieben sind. Aber schon Galton, der Vater der modernen Eugenik, zeigte, daß zwar höhere Begabung öfters in einzelnen Familien erblich vorkommt, aber doch nur vorübergehend, nur einige Generationen lang, worauf dann die Familie wieder zur Durchschnittslinie herabsinkt. Und ebenso findet der hervorragende Familienforscher Robert Sommer („Familienforschung und Vererbungslehre"), daß der „natürliche Adel" (dessen Begriff er dem falschen, irreführenden vulgären Adelsbegriff entgegenstellt) „in allen Ständen ziemlich gleichmäßig, und zwar in der Minderheit vertreten ist". Auch A. Odin („Genèse des grands hommes") ist auf Grund einer sehr großen Statistik zu dem Ergebnis gekommen, daß Fälle von vererblichem Talent überhaupt verhältnismäßig selten sind und daß das Talent weder an besondere Familien noch besondere Klassen gebunden ist, sondern am meisten abhängig ist von dem „Milieu éducateur". Mit diesem Ausdruck will Odin sagen, daß mittlere Talente, die übrigens in außerordentlich großer Anzahl sich überall zerstreut in den einzelnen Familien und Ständen finden, unter guten Außenbedingungen sehr Hervorragendes leisten können, während in einem ungünstigen Milieu, d. h. ohne jede Pflege und Anregung — man denke sich z. B. Beethoven oder Kant in einem Australnegerstamm geboren —, auch große Begabungen ganz verloren gehen können. — Von wie hervorragender Bedeutung in der Tat das „Milieu édicateur" ist, das zeigt uns ja auch

die Geschichte. So leuchteten z. B. im Italien der Renaissance plötzlich Hunderte von erstklassigen Maltalenten auf, und zwar in einem Volke, das weder zuvor noch nachher wieder eine solche Blüte der bildenden Kunst jemals erlebt hat.

Und das ist sehr erklärlich. Denn die vaterrechtliche Familie ist überhaupt kein brauchbarer biologischer Begriff; wenn wir sagen: die Carnots, die Feuerbach, die Hohenzollern, so ist das doch nur ein irreführendes Wort. Denn in den Adern des Kindes fließt ja nicht bloß das Blut des namengebenden Stammvaters, sondern ebensogut das Blut vieler Mütter und ihrer unzähligen Ahnen, so daß vom Stammvater schließlich fast gar nichts mehr übrig bleibt. Nur bei absoluter Inzucht, wie etwa bei den ägyptischen Ptolemäern, wäre die Familie ein richtiger biologischer Begriff. So aber ist sie nur ein kleiner künstlicher Ausschnitt aus einem fast unendlichen Gewebe von Blutsverwandtschaften.

Außerdem sind aber auch die einzelnen Kinder eines und desselben Ehepaares oft von ganz verschiedener Begabung. Es kommt alles auf die Verbindung, auf die Interferrenz von Sperma und Ei an. Da das Talent eine Mischung von verschiedenen hervorragenden Eigenschaften bedingt, so kann dasselbe Ehepaar, je nachdem im gegebenen Fall der eine der Eltern diese, der andere andere Eigenschaften beisteuert, Kinder der verschiedensten Begabung erzeugen. Aus dieser Interferrenz erklärt es sich auch, daß unsere größten Männer, wie z. B. Schiller, Goethe, Kant, Bismarck usw., aus Familien stammten, die sich weder vorher noch nachher jemals durch hervorragende Mitglieder ausgezeichnet hatten. Wenn Kurella meint: „Begabung vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht gleichbleibend oder allmählich zunehmend oder plötzlich in einem Maximum gipfelnd,“ so dürfte dieser Satz mit der Erfahrung nur in sehr refraktärer Weise übereinstimmen.

Daraus geht nun ein praktisch wichtiger Schluß hervor. Wenn wir nämlich darauf ausgehen, möglichst viele Talente zu entwickeln, was für die Wohlfahrt des Volkes von allerhöchstem Nutzen wäre, so wird dazu der bessere Weg nicht die Züchtung sein, wie Kurella glaubt, sondern die planmäßig durchgeführte Auslese: nicht Zuchtwahl, sondern Auswahl. — Hier hat uns Wilhelm Ostwald vorangeleuchtet. Wir müssen unsere Pädagogen befähigen, daß sie schon früh, in der Schule, die von der Natur gebotenen Talente zu erkennen vermögen und müssen die so Ausgelesenen dann durch Staatsmittel, Stipendien usw. in jeder Weise zur höchsten Entfaltung zu bringen suchen. Durch dieses System, das schon dem kleinen Württemberg zu der auffallenden Anzahl „Großer Schwaben“ verholfen hat und das neuerdings auch in Neuseeland eingeführt

worden ist, wird dann ermöglicht werden, daß die Talente nicht mehr bloß vorwiegend aus einer kleinen besitzenden Oberschicht, sondern aus allen Volksschichten ans Licht gezogen werden können und daß so eine reichentwickelte „Sozialaristokratie“ (nach Robert Sommer) entsteht, deren Mutterboden — die ganze Nation ist.

Eine solche Entwicklung scheint aber ersichtlich in der Richtung der zunehmenden Demokratisierung aller modernen Kulturnationen zu liegen. Denn eine Demokratie ohne Sozialaristokratie ist überhaupt nicht existenzfähig. Und wenn Kurella das Umsichgreifen des Mammonismus und des „Unteroffiziersgeistes“ in der herrschenden Klasse betont, so dürfen wir doch auch nicht übersehen, daß gerade dieser Geist eine machtvolle Gegenbewegung hervorzurufen mitgeholfen hat und daß diese große demokratische Bewegung noch in einem viel stärkeren Wachstum ist und immer größere Kreise des deutschen Volkes zu ergreifen scheint.

Ich glaube also, wenn man dies alles zusammenfaßt und nicht bloß ausschließlich die dunkeln Seiten unserer gegenwärtigen Kultur in Betracht zieht, so wird man nicht geneigt sein, den Pessimismus Kurellas zu teilen und noch weniger seiner Beweisführung zuzustimmen. Andrerseits wird aber auch nicht zu verkennen sein, daß Kurella tapfer und unerbittlich tatsächlich bestehende Mißstände bloßlegt, daß er das soziale Problem von einer neuen Seite beleuchtet und überdies den Leser mit einer Fülle scharfsinniger Beobachtungen und geistreicher Bemerkungen bereichert. Deshalb soll sein Buch allen, denen die Zukunft unserer Kunst, unserer Kultur und unseres Volkes am Herzen liegt, bestens empfohlen sein.

Willy Seidel: Der Ungeborene. Novelle.

„. . . Und ich sage Ihnen, meine Herren, ein Satansbengel ist das, vif, fix, für seine fünfzehn Jahre, ein Draufgänger, ein Tausendkerl, ein ganz famoser Bursch!“ Die runde, kräftige Faust des Doktors fiel mit schußähnlichem Geräusch auf den Tisch, so daß die Batterie der bereits geleerten Rotweinflaschen erklirrte. Für Sekunden verschwand sein gesundes, strotzendes Gesicht mit dem graumelierten Lockenkopf in dem Zigarrenqualm, der ihm aus den stolz gerundeten, saftigen Lippen schoß. Man befand sich in einer versteckten Weinstube im Herzen Berlins der allerjüngsten Gegenwart. Ein paar gesetzte Herren von würdigem, zur Zeit etwas schwankendem Aspekt hatten sich ein gelegentliches Stelldichein gegeben, da sie aus demselben Städtchen stammten und teils in Berlin selbst, teils in den Vororten zweckmäßige Berufe erwählt hatten und ausübten.

Als der beliebte Arzt das Thema solchermaßen aus unsicheren Regionen in die geschützte Hürde der Familienweide lockte, gerieten die anderen Köpfe in ein beifälliges Wiegen, und von nun ab kam man auf die Söhne zu sprechen. Sie wurden in der Luft mit den Händen modelliert und dann zur Betrachtung gleichsam auf den Tisch gesetzt, die Satansbengel. Über jede der massigen Schultern blickte verstohlen aus dem Tabaknebel heraus ein blühendes Gesicht, auf dem zarte Farben leuchteten: Farben der Gesundheit, Farben des Wohlbefindens und netter, sorgloser Jugend. Und in den rauhen Zusammenklang der väterlicher Stimmen herein, klangen andere, vom Tonfall der alten zwar, aber heller, kecker und spontaner. Die zweite Generation — offenbar ein Geschlecht, das zu großen Erwartungen berechtigte — stand als blühende Trutzwehr hinter der älteren. Die Stimmen wurden heiserer; wurden zum Hymnus an den gesegneten Fortbestand. Doktor Fischer, der beliebte Arzt, hatte das Wort wieder an sich gerissen, und zum Schluß erhob er sich zu einem donnernden Toast. Sechs Gläser schwankten in der Luft, klirrten aneinander, und sanken, exakt geleert, mit einem wuchtigen Ton auf den Tisch zurück.

Ein Glas fehlte diesmal, und um seinen Fuß schloß sich eine gelbe, dürre Hand wie eine unbewegliche Klammer. Der greise Landrat a. D. Ottokar Freiherr von Grieseck, nun ja, der brauchte auf keinen Erben zu toasten. „Holla!“ schrie man; „Baron, ermuntern Sie sich!“ Der Greis sah finster und trübselig in den Kranz der animierten Gesichter hinein. Sein Antlitz war gelb und sah ganz alt aus, uralt, von feinen Runzeln ganz bedeckt,

und seine Hakennase schnupperte den Duft des Glases, das er sachte mit einer fast zeremoniellen Bewegung erhob. Er war nicht mehr nüchtern. Die vierte Flasche saß bereits, halb zu Geist aufgelöst, lächelnd um sein Herz. Der Rotwein hatte sein vertracktes, schon halb stagnierendes Blut zum Sausen gebracht; doch dieses Sausen war eine innere Temperamentsauslösung und gab sich nur in seinen schwimmenden blassen Augen kund . . . . . . Man war auch nicht mehr in der Lage dazu, irgendwelche Beobachtungen über ihn anzustellen; man hatte ihn überhaupt fast vergessen. Er war nicht unsympathisch, aber von jeher sehr reserviert. Zuerst hatte er noch ein paar Bemerkungen gemacht, aber als dann später das Gespräch auf Familie und Söhne kam, hatte er sich uninteressiert eingekapselt und nur schweigend seine Margaux-Flasche genossen, mit Liebe und Luxus in der Geste; — ach Gott, so ein alter Mann; so ein ausgemachter Hagestolz!

Nun erhob sich der Baron und sagte „Adieu!“ „Was, Sie gehen schon, Baron?“ schrie der Doktor Fischer. „Jawohl, ich finde allein ins Hotel.“ „Na, geraten Sie nur nicht daneben!“ Man lachte geräuschvoll. „Sie haben am Ende noch was vor?!“ — „Nein,“ sagte von Grieseck streng. „Ich habe nichts mehr vor.“ Er hatte seinen Pelz erhalten und zahlte. „Aber lassen Sie sich nicht im geringsten durch meinen Abschied inkommodieren!“ — Und nach einem kurzen Kampf mit der Drehtüre befand er sich auf der Straße.

Zunächst stand er noch unbeweglich vor dem Eingang auf dem Trottoir. „So, so, siehst du,“ dachte er, „das ist also wieder einmal Berlin.“ Seine leicht rötlich unterlaufenen Augen, die bei der Kälte voll Tränen schossen, starrten nach vorne. Die stille, abgelegene Straße, in der er stand, mündete in eine lebhaftere, und weiter, wiederum durch ein paar Straßen getrennt, schwoll und pulste fernes Getöse, kroch durch die Häuserzüge, schickte schwache und lockende Wellen, vielfach gebrochen, bis zu ihm herüber: Blut aus dem Herzen Berlins. Ihm war, als seien alle Hausfronten in einem barocken stummen Marsch begriffen, in den von Bogenlicht durchtränkten Nebel hinein, in dem das Zentrum steckte. Irgend etwas zog an ihm: war es das große Geräusch, das er von dort ahnte? — Er ging vorwärts, mit einem schwebenden Gefühl. „Ich will mich ein wenig treiben lassen;“ sagte er zu seinem alten Leib, zu seinem sanft erwärmten Herzen. „Ich habe nichts zu versäumen, gar nichts. . . In der Tat, meine Lage ist befremdlich; jetzt bin ich der Letzte meines Namens; die mir nahestanden, sind nun alle, alle tot und verschollen! Ich bin allein, ein Unikum, ein treibendes Wrack, das nächstens zerschellen wird; und das,

was ich hinterlasse, ist ein sekundenlanger Schaumwirbel über dem versinkenden Namen, kaum erkennbar, auf der herzlos flutenden Zeit! . . . Was habe ich schließlich mit den Leuten da drinnen noch gemeinsam? Im Grunde nichts! Sie rücken eine zweite, tapfere Garde ins Feld, gesunde Söhne, rotbackige, rücksichtslose Ebenbilder ihrer rücksichtslosen Erzeuger, von diesen als Taschenspiegel hervorgeholt, wenn das Bedürfnis herrscht, sich als komplett, als seßhaft und daseinsberechtigt zu empfinden. Dann werfen sie sich in die Brust, stoßen Luft hervor und zechen, während sich ihre weinblanken Blicke wie Waffen kreuzen. Wunden vertragen diese Plebejer ja; sie haben gesunde Verdauung; und ihre Söhne, die haben das alles geerbt!“

Er stand jetzt an einer Biegung, wo ihm ein greller Lichtschein entgegendrang. Als er um die Ecke bog, fuhr ihm ein eiskalter Finger in den Pelzverschluß am Hals; es war, als kitzele ihn jemand derb am Schlüsselbein, und ein Schauer rieselte ihm in die Knochen. Gleichzeitig hörte er ein leises, geborstenes Kichern und sah noch, als er sich umdrehte, eine große, dunkle Gestalt mit wallendem Überwurf hinter der Ecke verschwinden. Ein kleiner Schreck, wie eine plötzliche Herzstockung, befiel ihn; doch lag das Erschreckende, wie er gleich darauf erkannte, nur in der abergläubischen Nervosität, mit der er von der Wirkung auf die Ursache schloß. Das Kältegefühl hielt an: kein Wunder, denn ein steifer Nordost blies ihm in den Spalt der Astrachanaufschläge seines Mantelkragens hinein. Der Mantel war neu geliefert; der Schneider war ein Stümper! „Ich werde in Zukunft zu Bockmüller gehen, der ist renommierter;“ dachte er in lässiger Wut. „Der Doktor Fischer läßt längst bei ihm arbeiten; und der Doktor Fischer ist mit der Mode ganz auf dem laufenden!“ Er suchte mit konfuser Hand nach dem Verschluß, doch fand er ihn nicht. So preßte er die Hand dagegen und ging erbost weiter. — „Nicht so zimperlich!“ dachte er. „Ein wenig Luft, das schadet nichts!“ Er wurde nun auch davon abgelenkt, denn er war in einen Menschenstrom geraten und spürte, wie er von Licht, von Stimmengewirr, von dem Geräusch der Schritte und Stöcke und von der breiten, vom Menschendunst geschwängerten Woge der Weltstadt überschwemmt und fortgetragen ward. Neben ihm, hinter ihm, hart an den Randstein gelenkt, federten die Kraftwagen vorüber; die Hupen, drei-, vierfach zugleich aufheulend, trieben Lücken vor sich in den Strom, die sich blitzschnell schlossen und wieder auftaten; die dicht hintereinander gekeilten elektrischen Wagen der Stadtbahn krochen unter endlosem Geklingel wie große Raupen mit glänzenden Leibsegmenten in der Ferne vorbei. Der Landrat

schloß die Augen zur Hälfte und ließ sich schieben. Auf einmal stand er auf einer Asphaltinsel des Potsdamer Platzes. Der Rotwein sang in ihm und füllte sein ganzes Wesen mit einer sanften Glut, einem träumerischen Fatalismus. Der Wein hatte ihn befähigt, wie ein Mondsüchtiger schier instinktiv die richtigsten und sichersten Schritte durch diesen Wust von Passanten und Fahrzeugen zu tun, als ein Gefeiter hindurchzuwandeln ohne Aufenthalt, wie unter dem Druck eines dunklen Auftrags. Als er nun dastand und sich umsah, blickte er in das Panorama der netzartig verzweigenden Straßen, in all die lichtschwärenden Schluchten, in denen das Leben fieberte und rumorte; er sah hoch darüber die farbigen Transparentreklamen aufblitzen und rotieren; er sah in das Meer von Glühkörpern, in die Bogenflammen, die Funken spien, das kalkweiße Licht der Wolfram-Birnen hinter den Barfenstern; er hörte aufjammernde Pfiffe abgehetzter Maschinen und hörte den großen Eisenton vom Bahnhof her, mit seltsam geschärftem Gehör, als schwebe er unkörperlich im Raum, wie ein elastischer Ball von Äther und Geist, mit dem all die brutalen Geräusche Fangball spielten. Dann senkte er die Augen, und plötzlich fühlte er sich wie einen frierenden, verstoßenen Hund im Strudel des Verkehrs; er tat einen Blick in sein Inneres und es starrte ihn plötzlich an, blind und taub, wie eine bodenlose Gruft.

Langsam drehte er sich um und musterte die Passanten, mit einem jähen Wunsch, menschliche Züge zu sehen! Überall sah er blinzelnde, übernächtige Augen; all die Gesichter waren seltsam nackt. Da ging er wie ein schwaches Kind, den Stock mit der Nashornkrücke ungleichmäßig vorwärtssetzend, über den Platz. So erreichte er die Potsdamer Straße und das Gefühl von Taubheit und Leere ging mit ihm; er steckte in einem Fluidum von Überdruß und das grelle Leben strömte unbeteiligt an ihm vorüber.

„Ach, wenn ich doch jetzt nicht so ganz allein wäre, ich könnte mich diesen Abend noch meines Lebens freuen!“ dachte er. „Ich bin nun völlig passé. Irgendeine warme, feste Hand, und nur zu gelegentlichem Druck! Aber ich bin ein weinerlicher und abergläubischer Kerl ...“ Er geriet in eine Gruppe von Kokotten, die ihre kolossalen Federhüte zusammendrängten. Eine von ihnen hielt eine hastige Rede. Sie verstummte plötzlich, und der Landrat verspürte den Druck von widerlich weichen Ellbogen an beiden Armen. „Nein, meine Damen,“ sprach er mit leiser Stimme, „wir müssen uns heute schonen; ich habe mich erkältet; mein Pelz schließt nicht gut, sehen Sie, hier! Überzeugen Sie sich, bitte!“ Er hörte ein amüsiert-bedauerndes Gurren und ein schnell zerplatzendes Gelächter ... dann war er wieder allein und bohrte

sich stumm eine Gasse. „Es ist wahr," dachte er, „es ist wirklich wahr, wenn ich jetzt sterbe, gibt es nicht einmal mehr ein Tier, das an mich denkt. Nicht einmal einen kleinen Hund gibt es! Es braucht ja keine schöne schlanke Frau zu sein, die sich wundert, warum ich nicht nach Hause komme; es braucht ja kein Kind zu sein, obwohl es hübsch wäre, einen kleinen Ottokar zu besitzen, der feste Fäuste hat ... Ich werde noch etwas trinken; vielleicht ist das ein Trost." Eine verhangene Tür lockte ihn, aus der es schrillte. Er trat ein und setzte sich im Mantel irgendwo in eine Ecke, stumpf, teilnahmlos. Ein Mulatte in einem roten Frack stellte ein schillerndes Getränk vor ihn hin. Die Geigentöne im Hintergrund verschwammen mit rohen Farben, die sich um ihn drehten. Er blickte auf weiße Hälse, an denen es blitzte, schwarze Köpfe, die aus klaffenden, zurückgeworfenen Mündern heisere Lachtöne emporwarfen, und obszöne Gesten mit verschränkten Fingern und zuckenden Knien ... Dies alles sah er, und die Kälte wollte nicht weichen. Er blickte wie durch einen Frostnebel auf sinnlose, entseelte Gebärden; auf das geile Spiel von Puppen, die ihm Ekel bereiteten, ohne ihn zu erheitern. Da, auf einmal packte ihn ein würgender Husten, und er schluckte gierig das schillernde Getränk, das ihn sofort beruhigte und seltsam müde machte. Ein zeitloses Gefühl ergriff ihn, dem ein klein wenig Neugierde zugesetzt war; ein Gefühl angenehmer Schläfrigkeit, das ihn gleichwohl befähigte, alles ganz klar um sich herum zu erkennen. Aller Überdruß, aller Ekel war ausgetilgt und ersetzt durch diese schwebende Erkenntnis ohne Haß, die mit einer gewissen still resignierenden Güte verwandt war. Er glaubte in den Augen der Leute, die in seiner Nähe saßen, eine bedeutungsvolle Anteilnahme wahrzunehmen; sie drehten die Köpfe nach ihm; geschminkte Lider hoben sich empor; scharfe, wie eingeätzte Lachfurchen traten an flüchtig gekräuselte Lippen. Von Grieseck dachte: „Diese Leute haben vielleicht ähnliche Entbehrungen erlitten, wie ich; das macht spöttisch; ich weiß es aus Erfahrung; sie wollen gütig lächeln; wenn Grimassen daraus werden, mein Gott, so sind daran ihre Enttäuschungen schuld. Ich glaube, sie meinen es gut mit mir!" Er wollte das Glas heben und damit zu ihnen hinüberwinken, nur aus Koulanterie; beileibe nicht, um sich anzubiedern. Da steckten sie drüben die Köpfe zusammen und wisperten. Der Landrat brachte das Glas nicht in die Höhe, so vergaß er seinen Vorsatz. „Jetzt sprechen sie von mir," dachte er gerührt. „Sie sind gut, meine Damen und Herren; ich bin Ihnen dankbar, daß Sie über mich debattieren; ich scheine Ihnen am Herzen zu liegen; es tut mir ungemein wohl, daß ich Ihr Interesse erwecke!" — Er lächelte vor sich hin, stierte auf die weiße Marmor-

platte und hörte ein Sausen in den Ohren. Der Nebentisch rückte plötzlich von ihm weg; nein, halt, er war noch da; aber alles ward so undeutlich, ward zu einem rötlichen Nebel, der allen Lärm aufsog, wie ein riesiger Trichter. Eine plötzliche Totenstille sank herab. Der Landrat erschrak nicht; er blickte wieder auf .... da stand, aus dem Nebel auftauchend, der große, dunkle Mann mit dem wallenden Überwurf vor ihm, den er schon früher an der Straßenbiegung bemerkt zu haben glaubte, als es ihn plötzlich am Halse fror. Und unter der herabgezogenen Hutkrempe kam eine tiefe, merkwürdig volle Stimme hervor:

„Sie verzeihen; darf ich Sie bitten, mir einen Augenblick zu folgen? — Ich habe eine Überraschung für Sie in petto, ein kleines Amüsement.“

Der Landrat wunderte sich nicht; er sagte nur: „Du meine Güte; haben wir uns heute nicht schon einmal getroffen?“

„Kunststück!“ erwiderte der Mann; „man trifft mich nicht selten. Ich muß doch Propaganda für mein neues Etablissement machen. Etwas für Sie!“ — Und zugleich winkte er mit einer gebieterischen Geste, die so wenig Aufschub duldete, daß der Landrat sich mit der Leichtigkeit eines Vogels erhob und ihm folgte. Sie waren jetzt wieder offenbar auf der Potsdamer Straße. Der Landrat schritt plötzlich sehr gewandt und schnell durch den wimmelnden Verkehr; doch die Stille, jene Totenstille, die im Lokal auf ihn herabgesunken war, begleitete ihn und enthob alle Dinge der Wirklichkeit. Nach kurzer Zeit standen sie vor einem Lichtspieltheater, dessen Eingang nach der Straße zu durch schwarze Vorhänge verdeckt war. Der Mann ging voran und verschwand in dem gläsernen Kasten, dem Billettschalter offenbar, der in der Ecke des kahlen Vorraumes stand.

„Nun gut! also ein Billett!“ sagte der Landrat. „Es kostet?“

„Ist bezahlt!“ klang die Stimme aus dem Schalter.

„? ? ?“

„Nun ja, mit Ihrem Leben, mein Herr. Es summiert sich da manches zusammen; und aus den vielen kleinen Unzulänglichkeiten schaut doch am Ende etwas Positives heraus. Und dann bedenken Sie: ich hatte mir heute den kleinen Scherz gemacht, Sie am Hals zu kitzeln, weil ihr Pelzkragen so verführerisch offen stand. Dafür möchte ich Ihnen etwas bieten: eine kleine Entschädigung sozusagen; eine kleine Aufklärung ... bitte treten Sie ein; die Vorstellung wird sogleich beginnen.“ Der Baron schlug die Samtportiere zurück, die der am Eingang hängenden ganz ähnlich war, und gelangte in einen großen, länglichen Raum mit vollkommen schwarz verhängten Wänden. In dem schwachen, rötlichen Licht

sah er eine Reihe von leeren Fauteuils in peinlichster Symmetrie aufgestellt. Am Ende des Raumes befand sich eine weißgekalkte Wand. Er tappte in eine Reihe hinein und setzte sich. Es war sehr still, wie in einer Gruft; eine laue Wärme herrschte. Jetzt erklang eine leise Ouvertüre, doch die Spielenden waren verborgen. Die Töne gebaren sich gleichsam aus dem Dunkel und schienen aus allen Ecken zugleich zu dringen. Es war eine fatale, eine peinigende Musik; sie hatte keine faßbaren Motive, sondern bestand aus Akkordfolgen, die ermüdend auf- und abschwollen und sich ohne Auflösungen träg durcheinanderschlangen, so, wie wenn jemand unablässig weint und kein Ende seiner Trauer findet.

Nun ertönte hinter ihm in der Höhe ein leises Knacken; der Strom wurde eingeschaltet und der Apparat begann zu surren. Auf der Gipswand erschienen, schwarz auf gelb, in großer Antiqua die marktschreierischen Worte:

„DIE ERMORDUNG DES KLEINEN OTTOKAR."

Sensationeller Verwandlungstrick in vier Bildern.

„Das ist sicher etwas Abgeschmacktes!" dachte der Landrat schläfrig.

— —

Die Musik spielte ein Kinderliedchen, eine jener Weisen von Dalcroze, die alle Jugendzeiten hätten durchklingen sollen. Auf der Gipswand war zunächst alles grau, dann wurde es heller und die Konturen von Gegenständen gewannen feste Form. Und auf einmal sah der Landrat in die Tiefe eines Zimmers hinein: „Mein Gott," dachte er, „dieses Zimmer kenne ich doch!" Zweifellos war es sein Zimmer; da waren noch die strengen alten Möbel, der Spiegelaufsatz, der Sekretär und die Kommode mit den bauchig vorspringenden, durch perlmutterne Einlagen so unvergeßlichen Schubladen. An dem Griffe hatte er sich einmal gestoßen, so daß es blutete! Und dort war der Vorhang mit den verschlungenen Arabasken, hinter deren Gitter er sich den silbernen Zauber unergründlicher Städte und Wälder geträumt!

Jetzt regte sich etwas an dem Vorhang, ein Etwas, das er zu spät entdeckte, als habe es sich in verschmitztem Anpassungsvermögen bislang seinen Blicken entzogen. Da ward es plastisch; das war ein Kind, ein neunjähriger Knabe, in einem ausgeschnittenen Leinenkittel, mit Gurt und breitkarierten, weiten Hosen. Und dieser, nach einigen verträumten Bewegungen, so, als wolle er langen, langen Schlaf von sich schütteln, drehte sich um, blinzelte umher

und ging dann in den Vordergrund, an den schweren Tisch, an den gelehnt er dem Zuschauerraum zugewendet blieb. Und seltsam: dem einzigen Besucher in der hinteren Sitzreihe sah er gerade ins Gesicht.

Er sah aus wie aus einer Daguerrotypie geschnitten. Zweifellos trug er nicht die neueste Mode und sein Gesicht war etwas verwischt, als habe man ihn jahrzehntelang versteckt gehalten und nun mit begreiflichen Mitteln frisch und beweglich gemacht. Und auf eine Art beweglich, daß ihm nichts Puppenhaftes mehr anhing, daß er keine geheimen Fäden vermuten ließ, und nicht im geringsten baumelte oder mit toter Exaktheit abrupte Gesten vollführte, sondern so, daß er völlig Fleisch und Blut schien und ein süßes Leben zeigte. Und als der Landrat in die Augen sah, die so dunkel und ernst, ohne die gejagte Haltlosigkeit in den Pupillen anderer kleiner Filmspieler, in dem runden Gesichtchen ruhten, da brauste ihn eine Erkenntnis an, eine Liebe, wie sie in solcher Heftigkeit nur aus Verschollenem aufsteigt: das war ja er selbst und kein anderer; er selbst in einer aussichtsreichen Periode; dort oben stand seine eigene Person, sie war historisch geworden, sie lächelte und tat sich etwas zugut darauf!

Ja, der Kleine lächelte und drückte dabei sein rundes Kinn in den Halsausschnitt. Und dann drehte er sich plötzlich um und sah nach dem Vorhang zurück. Dieser teilte sich und ein kleines Mädchen erschien, in einem breiten, weißen Kleid mit dreifach übereinandergeschichteten Volants und breit hervorlugenden Höschen. Das war Lisbeth; auch damit hatte es also seine Richtigkeit. Und nun spielten die Kinder miteinander. Da, hast du nicht gesehen, zausten sie sich an den Haaren; und der kleine Ottokar fiel mit dem Kopf — das sah man deutlich — an den bewußten Schubladengriff .... ei, wie sonderbar; just dieser Augenblick war festgehalten! ... Und es zeigte sich auch im folgenden, daß er bedeutsam war; denn die kleine Lisbeth hatte es eilig, ein Tuch zu holen und den kleinen Ottokar mit einer ungemein tatkräftigen Mütterlichkeit zu verpflegen. Zu guter Letzt küßten sich die zwei. „Bravo,“ dachte der Landrat. „Alles stimmt. Ja, nun erinnere ich mich genau. — Sehen wir weiter zu!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt kamen beide, perspektifisch zunächst verkürzt und in korrektester Proportion aus dem Hintergrund einer Straße hervor, durch einen Kiefernwald. Sie waren nicht sittsam; sie schubsten sich mit dem Ellenbogen .... Sie liefen nach Ruppin in das Abendrot hinein, zum Onkel Theo, der die zahme Hirschkuh hatte. Sie gingen schnell vorüber, links in die Ecke des Bildes; zu guter



Letzt flimmerten ihre Gesichter und wurden ganz groß und undeutlich. Aber der Landrat hatte doch noch Zeit gehabt zu bemerken, daß Ottokar nun ein schlanker, großer Knabe war, mit einer scharfen Nase, beiläufig fünfzehn Jahre alt, etwas zart von Farbe zwar, aber frisch; und Lisbeth ein bald ausgewachsenes Frauenzimmerchen mit gedrehten Locken und gekreuzten Schuhbändern. Er selbst, Ottokar, trug eine knappe Jacke mit doppelreihigen Messingknöpfen und dazu weiße lange Hosen, die ihm gut standen. „Schade, daß es so schnell ging!“ dachte er, aber es half nichts; denn nun erschien flugs das

dritte Bild

und hier war er nun gar ein Mann und stand in der Stube, die wir schon kennen.

Ein junger Mann! Er stand an dem Tisch und grübelte. Welche Situation war es doch? . . . Etwas mußte ihm schwer auf dem Herzen liegen. Er trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte, drehte sich ins Profil, und sein Gesicht senkte sich bekümmert mit gefalteter Stirn; es war, als kröche sein Hinterkopf noch etwas tiefer in den aufgesteppten Rockkragen. Dann setzte er sich und schlug die Beine übereinander, was der Form seiner Hosen keinen Abbruch tat, denn sie wurden durch eine Stoffstrippe unter der Sohle festgespannt. Er war eine Erscheinung von einfacher Eleganz, die selbst in der Unruhe noch Haltung in jedem Punkt wahrte; man sah, daß er sich nicht so leicht aus der Fassung bringen lasse.

Der Apparat am Ende des Saales begann schneller zu surren und die Musik pulsierte drängender. Etwas war im Anzug . . Nun erschien Lisbeth als ein ausgewachsenes Mädchen. Der Landrat im Fauteuil war fast erschrocken, so schön fand er sie; und zugleich wußte er mit einer entsetzlichen Deutlichkeit, was nun geschehen werde. „Tu' ihr nichts!“ wollte er dem jungen Manne zuschreien; „tu' ihr nichts an!“ Aber er war machtlos und sein Schrei erstickte in einem Seufzer; denn vor ihm entwickelte sich alles erbarmungslos historisch; Schlag auf Schlag; ein heftiges Gebärdenspiel, ein Wechsel von Licht und Schatten in den Mienen. Der Schatten blieb, ihr Gesicht war wie tot. Sie hatte sich erhoben; er hatte das Band zwischen ihnen brutal zerrissen. Den Kopf senkend, wandte sie sich zur Seite. Ihr Gesicht zuckte zum Greifen deutlich, halb nach vorne gewandt, in mühsamem Schluchzen . . . Da geschah etwas Unerwartetes.

Der neunjährige Knabe des ersten Bildes kam wieder hervor. Er kam wie ein Gespenstlein; hatte etwas Geisterhaftes. Durch seine Person hindurch sah man wie durch ganz trübes Glas die Dinge

verschwommen schimmern. Er schlich sich an Lisbeth heran, reckte sich in die Höhe und fuhr ihr mit der Hand übers Gesicht; und sie, starren Blickes, nickte mit dem Kopf irgendwohin.... Dann sprach sie mit ihm, vielleicht war es das Wort: „Ja, damals, damals!“ — — — Nun aber raffte sich der junge Mann, der inzwischen die Hände vor das Gesicht gehalten hatte, zusammen, wurde ganz gerade wie aus Holz und rief irgend etwas Brutales, Gellendes, Böses. Was er gerufen, das wußte nur der alte Landrat, das klang in seinem eigenen Herzen Silbe für Silbe auf, wie ein schriller Schrei, den selbst die Zeit und die Taubheit des Lichtspiels da droben nicht zu dämpfen vermochte. Gleichzeitig pausierte die Musik nach einem schwachen kleinen Wirbeltusch von wüster Tonfarbe; und das Gespenst des Kinders zitterte, als habe es einen mörderischen Schlag erhalten, streckte die Hände aus und taumelte ruckweise zurück, bis es, gänzlich verblassend, mit dem Vorhang verschmolz. Die Musik griff auf das Musikstück der Ouvertüre zurück, auf die quälenden hohen Passagen, die unaufhaltsamem Kinderweinen glichen; und der Landrat, der dies alles erbebend und wider Willen wahrgenommen hatte, dachte: „Mein Gott, warum habe ich das getan! Ja, so war es! — Mich selbst habe ich vergewaltigt, erstickt, ermordet, zunichte gemacht! — — Das war ein Frevel! ein unsühnbarer Frevel!“ und Schwermut verdunkelte sein Herz.

Nun wurde die Musik zu einem tonlosen Summen, bei dem man an eine breite trübe Flut dachte oder auch an eine kahle Reihe inhaltloser Jahre. Nur vereinzelt blitzten darin Bruchstücke von Motiven auf und versanken wieder. Ein viertes Bild erschien, und nun sah der Landrat noch einmal die Stube seiner Kindheit wieder.

Eine farblose Dämmerung herrschte. Und wie hinter Regenschleiern, endlos rauschenden, schrie in seiner Brust, ganz schrill und zart, ein unersättliches Verlangen auf: sich noch einmal zu sehen, wie er damals war, als er den Kopf an den Handgriff der Kommode schlug!

Der alte Landrat erhob sich im Fauteuil. Der Apparat summte gleichmütig weiter, wie eine große Fliege an dunkler Fensterscheibe. Und ein grauer Schatten kroch, aus allen Winkeln schwärend, über die Gegenstände des Zimmers; langsam verdunkelte es sich zu einem toten, gleichmäßigen Grau. Da tappte der Alte aus der Sitzreihe hervor und je näher er dem Bilde kam, desto schneller surrte der Apparat. Wie eine emsige, quälende Arbeit klang's herab, als mühe man sich ab, heiß ab, etwas auf der grauen Fläche entstehen zu lassen, was sich sträubte, Gestalt zu gewinnen; als jage man mit aufgepeitschter Hast einem Punkte zu, der kommen

mußte, naturnotwendig kommen mußte...... und jetzt...... und jetzt.....

Eine kleine, schwarze Silhouette formte sich; die Silhouette des Knaben. Zögernd kam er näher; in abweisender Haltung voll Widerstreben. Er stand als schwarzer, unbeweglicher Umriß an der Wand.

Auf einmal spürte der Greis, wie man ihn von hinten aufhielt. „Halten Sie sich auf die Seite!" tönte die Stimme des Mannes, den er am Schalter gesehen. „Gehen Sie nicht heran, sonst fällt Ihr eigener Schatten auf das Bild und löscht es aus!....." Der Landrat hielt inne. Da blitzte ein Licht auf dem Bilde auf und wurde zur Flamme auf einem kleinen Kerzenstumpf, den der Knabe in der Hand hielt. Und das weiche Oval des jungen Gesichtes hob sich bestrahlt und deutlich aus dem Grunde; es war von makelloser Reinheit, und alle toten Wünsche wachten darin auf und zuckten um Mund und Brauen.... Und die Stimme sprach weiter hinter dem Landrat, dunkel und tief, wie eine Posaune: „Siehst du, das hast du nun besessen, das warst du, das waren deine Möglichkeiten; es war kein leichtes Stück Arbeit, dir das plausibel zu machen. Da hast du nun dein ungeborenes Söhnchen! — — Nachher lösch' ich euch beide aus; denn ihr seid ja ein und dieselbe Person, ganz ein und dieselbe Person!"

Der Knabe begann zu lächeln. Der Greis taumelte nach vorne in den Lichtkegel hinein. Er brachte es nicht über sich, zu widerstehn... Da verdeckte sein eigener unförmiger Schatten das Bild, schluckte es spurlos auf; er tastete nach dem Knaben, blind in den eigenen Schatten hinein, doch das, woran seine mageren Hände schlugen, war eine kahle, glatte, fühllose Fläche von Gips. Er prallte mit der Stirn dagegen und stürzte zusammen.

Da war es, als ob die Saiten all der unsichtbaren Instrumente mit einem Rucke platzten; und die Musik endete in einem jähen, disharmonischen Schrei.

H. Prehn-v. Dewitz: Wirtschaftsstudien.

Beiträge zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Eine gewaltige Revolution ging um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts durch das Wirtschaftsleben der Völker. Katastrophal möchte man jene Umwälzung nennen, die das Zeitalter der Entdeckungen mit sich brachte. Ungeahnt, unvermutet brach sie herein. Neue Weltteile taten sich auf, der Menschenwitz, so lange im Banne mittelalterlicher Finsternis, fand in der Freiheit unbetretene Pfade der Betätigung. Hand in Hand mit den Entdeckungen gingen die großen Erfindungen. Fortan brauchte der Schiffer nicht mehr ängstlich dem Land nachzuspähen — sicherer als alle Küstenmarken führte ihn der Kompaß über das Weltmeer. Ein Goldregen floß aus dem neuentdeckten Amerika über die Länder des alternden Europas. Schatzkammern taten sich auf, die den Wundern aus Tausend und eine Nacht glichen. Der fast plötzlich einsetzende Überfluß an Edelmetallen brach die Geldkrisis, die den Ausgang des Mittelalters typisch bezeichnete. In der Zeit unserer Entwicklungsepoche, der katastrophale Veränderungen vollständig fehlen, in der das wirtschaftliche Leben sich unter berechenbaren Konstellationen abzuspielen pflegt, können wir uns nur schwer ein Bild von der Wirtschaftsrevolution jener Tage machen. Die schnell anwachsende Vermehrung der geldlichen Umlaufmittel hatte einen doppelten Erfolg. Einmal brachte sie eine rapide Preissteigerung aller Wirtschaftsgüter, zum andern aber, und hierin liegt ihre eminente fortschrittliche Bedeutung, wurde sie das treibende Agens des jung emporblühenden Handels. Gütererzeugung und Bedarfsdeckung wurden in neue Formen gedrängt und fanden auf großzügigerer Basis als im Mittelalter ihr Gegenspiel. Der mächtig aufsteigende Geldbedarf schuf großzügig fundierte Kreditinstitute, und die Häuser der Fugger, der Welser, der Medici und Strozzi wurden zu Führern und Beherrschern des Großhandels. Daneben hatte die Auffindung des Seeweges nach Ostindien für den überseeischen Handel gewaltige Perspektiven und unbegrenzt scheinende Betätigungsgebiete geschaffen. Beide Faktoren, sowohl die Steigerung des Überseehandels wie auch die akute Edelmetallbereicherung aller Volksschichten und Kreise, trugen dazu bei, daß der alte Markthandel mehr und mehr seine Bedeutung verlor und an seine Stelle der stehende Handel trat. Erst von dieser Zeit an kann man eigentlich von einem kaufmännischen Handel im Sinne unserer Zeit sprechen. Ein- und Ausfuhrgeschäfte entstanden, Bank- und Kommissionsgeschäfte taten sich auf. Der großzügige Spekulationshandel der Neuzeit

fand seine Vorläufer in dieser Epoche. Selbst Versicherungsgeschäfte finden wir schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Natürlich war jetzt der Handelsherr auch nicht mehr imstande, seine Geschäfte selbständig zu besorgen, ein Stab von Angestellten, Schreibern, Buchhaltern und Prokuristen verrichtete die notwendigen Arbeiten. Das Geld hatte seine Bedeutung vollständig gewechselt. Bisher fast ausschließlich ein Tauschmittel, war es jetzt zu einem Umlaufs- und Erwerbsmittel geworden. Neben der ältesten Form des Kredits, dem Immobiliar-Kredit, hatte sich der reine Geschäfts- und Produktivkredit siegreich Bahn gebrochen. Die wirtschaftlichen Güter waren zu Waren geworden, die man handelte, die man nicht mehr auf Märkten und Messen aus erster Hand in die letzte Hand, d. h. vom Produzenten an den Konsumenten verkaufte. Der Weg vom Hersteller zum Verbraucher war immer länger geworden, immer neue Zwischenglieder hatten sich eingeschoben. „Der Handel,“ definiert der bereits früher zitierte Mitscherlich, „hatte also in seinen maßgebenden Faktoren das Handwerksmäßige ganz abgestreift, war aus einer Bedarfs- zu einer Erwerbswirtschaft, zu einer Unternehmung geworden und hatte in seiner Organisation und in seinem Gebahren volkswirtschaftlichen Charakter angenommen.“ Hatte aber auch der Handel wirtschaftlich so bereits das Niveau der Volkswirtschaft erreicht, so fehlte ihm zu schrankenloser Betätigung doch noch eines — der Staat, der sein Wirken begünstigte, der geschlossene, einheitliche Staat, der ihn freimachte von den Städten und ihrer Politik — von der alten Stadtwirtschaft mit ihren noch vorhandenen tausendfältigen Auswüchsen, der ihm die großzügige Basis schuf, auf der er ungehindert seine Fittiche entbreiten konnte. Der Weg zum Einheitsstaat, zum Nationalstaat war kein ganz einfacher. In jahrhundertelanger Entwicklung hatten die Städte sich freizumachen gewußt von der staatlichen Zentralgewalt, und in eigener Verwaltung ihre eigene Wirtschaftspolitik geschaffen. Es hatten sich so Mächte und Machtgruppen gebildet, die der Fürst als Träger der Zentralgewalt, als Träger der staatlichen Gewalt nicht nur politisch sich unterwerfen mußte, die es auch wirtschaftlich abhängig machen galt von der allen Sonderinteressen abholden Staatswirtschaft. Sollte der Staat nach einheitlichen Prinzipien verwaltet und regiert werden, so war nach wirtschaftlicher Seite vor allen Dingen ein einheitliches Maß-, Münz- und Gewichtssystem vonnöten, mit dem zusammen die Neuregelung der staatlichen Abgaben, Steuern und Zölle zu erfolgen hatte. Die Durchführung dieser wirtschaftlichen Reformen mußte notwendigerweise auf den Widerstand der Städte stoßen. Für den Staat galt es also, die Beseitigung der Stadtwirtschaft anzustreben. Vor

allen Dingen mußten den Städten die vielseitigen wirtschaftlichen Privilegien genommen werden, die sie in den Stand setzten, eine eigene und unabhängige Wirtschaftspolitik zu treiben. Fortan sollte der Staat der alleinige Träger einer uniformen und zentralisierten Wirtschaftspolitik sein. Die Unterordnung der städtischen unter die staatliche Wirtschaftspolitik vollzog sich jedoch keineswegs ohne Kampf. Schritt für Schritt stritten die Städte um ihre Sonderrechte und Schritt für Schritt mußte der Staat jeden Fußbreit Boden erobern. Zu ganz verschiedenen Epochen und mit ganz ungleichen Resultaten vollzog sich allmählich die Unterordnung der Städte. In Württemberg hatte der Staat schon um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts einen entschiedenen Sieg davongetragen, während um diese Zeit im Brandenburgischen noch die alte Stadtwirtschaft dominierte. Erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts setzte sich auch in Brandenburg der Staat als Träger einheitlicher Wirtschaftspolitik durch und die hohenzollernschen Fürsten nahmen den Städten die Möglichkeit, eigene Handelspolitik zu treiben. Frankreich hatte am frühesten den Weg zum modernen Staatswesen betreten. Dort hatte bereits Franz I. den gesamten Korn-Aus- und -Einfuhrhandel den Städten und ihrer Gefolgschaft abgenommen und der Krone übertragen. 1577 galt schon der Handel in Frankreich als ein „droit domanial". War den Staaten auch mit der Übernahme und Vereinheitlichung des Zoll-, Maß-, Münz- und Gewichtswesens ein wichtiger Schritt vorwärts gelungen, so hieß es doch noch viele Hindernisse überwinden, ehe der eigentliche moderne Staat als solcher ins Leben treten konnte. Dazu gehörte vornehmlich die Beseitigung der den freien Handelsverkehr belastenden und hindernden Binnenzölle, die immer noch an den Grenzen der verschiedenen Provinzen erhoben wurden. Erst nach ihrer Beseitigung konnte der Staat wirtschaftlich als homogene Macht gelten und eine unabhängige Wirtschaftspolitik inaugurieren. Wieder war es Frankreich, das auch auf diesem Wege voranging. Schon unter Colbert fielen die alten Zollschranken zwischen den einzelnen Landesteilen. Die Beseitigung der Binnenzölle brachte endlich nach Jahrhunderten einer bereits in den Wurzeln faulen, nur mühsam von den Zünften gestützten stadtwirtschaftlichen Politik die staatswirtschaftliche Politik, die Politik des Nationalstaates, der Volkswirtschaft. Ihre Anfänge waren noch ganz von den Ideen der alten Stadtwirtschaft beeinflußt. Wie der Staat aus der Stadt herausgewachsen war, so wuchs auch jetzt seine Politik aus der der mittelalterlichen Stadt. Die politischen Gesichtspunkte waren dieselben geworden, nur die Sphäre ihrer Betätigung hatte sich erweitert. Hatte man einst den städtischen Markt

ängstlich gegen fremde Händler abgeschlossen, so tat man jetzt dasselbe bei dem nationalen Markt. Um jeden Preis wollte man die heimischen Händler vor dem Einfall fremder Händler schützen. Die Mittel, deren man sich zum Zwecke dieses Selbstschutzes bediente, waren die denkbar rigorosesten, ganz im Sinne der alten Stadtwirtschaft. Man dekretierte entweder, fremde Waren dürfen nur auf einheimischen Schiffen ins Land gebracht werden, oder man schloß die Grenzen überhaupt durch hohe Zölle und Einfuhrverbote. Zum Überfluß nahm man dem ausländischen Handel vollständig seine Berechtigung, indem man wie ehemals fremde Gewerbetreibende ins Land zog, denen es oblag, die andernfalls importfähigen Waren im Lande selbst herzustellen. So schloß, einer chinesischen Mauer gleich, die frühstaatliche Wirtschaftspolitik, der sogen. Merkantilismus, die Staaten voneinander ab. Diese freiwillige Klausur hatte aber weitgehende Folgen. Sie war die Vorbedingung für die fast gleichzeitig einsetzende Kolonialpolitik. Die einzelnen Länder sahen sich gezwungen, neue Wirtschaftsgebiete zu erwerben, die sie unter Umgehung des Auslandes mit fehlenden Rohprodukten, Halbfabrikaten und Luxuswaren versorgen konnten. So entstand letzten Endes aus dem Merkantilsystem das Kolonialfieber, das die Nationen im ganzen 17. Jahrhundert beherrschte.*)

In demselben Maße, wie der Handel rastlos vorwärts getrieben und sich selbst treibend emporblühte, siechte das zünftige Handwerk dahin. Mehr und mehr wurde der Handwerker selbst zum Händler. Er produzierte jetzt nicht nur noch für den einzelnen Kunden, er arbeitete bereits ohne Bestellung auf sein eigenes Risiko für ihm unbekannte Abnehmer. Die Handwerker, die auf die Messen zogen, um ihre gewerblichen Erzeugnisse abzusetzen, sahen sich jetzt nicht mehr einem reinen Konsumentenkreise gegenüber, sondern einem Publikum, das sich wohl noch aus Verbrauchern ihrer Produkte, überwiegend jedoch schon aus Händlern zusammensetzte. Der alten Stadtwirtschaft fehlte das Vermögen zur Erkenntnis der neugearteten wirtschaftlichen Vorgänge keineswegs. Immer und immer wieder erlassen die Zünfte Verbote, Erzeugnisse auf Vorrat zu arbeiten, um sie im großen abzusetzen. Die Zeit hatte ihren Verboten die Berechtigung genommen. Überall triumphierte der Händler über den Kleinhandwerker, und da die Zünfte nicht einmal mehr ihre Genossen vor dem freien Wettbewerb zu schützen

*) Mitscherlich bemerkt hierzu treffend: Am Ende des 19. Jahrhunderts sehen wir uns einer Erscheinung gegenüber, die aus den gleichen Ursachen hervorgegangen ist. Auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts tritt mit der Schutzzollära ein Kolonialfieber zu Tage.

vermochten, so ließ sich mancher sonst zunfttreue Handwerker durch lockende Angebote der Händler zur Verletzung der alten Zunftordnung drängen. Die Händler traten in das Verhältnis von Kunden zu den Handwerkern, die ihnen auf Bestellung lieferten. Ein Händler beschäftigte oft mehrere Meister, die ihm durch Handschlag zur Lieferung aller ihrer Produkte verpflichtet waren. Durch vermehrte Dingung von Gesellen schien jetzt auch für den Handwerker die Gelegenheit zum Großbetrieb gekommen zu sein. Allein die Stadtwirtschaft widersetzte sich mit ganzer Kraft dieser neudrohenden Phase der Entwicklung, und diesmal gelang es. Der wirtschaftliche Fortschritt fand in dieser Richtung ein „Halt“. Doch in anderer wußte er ungleich leichter und unauffälliger eine Bresche in die alte Wirtschaftsordnung zu schlagen. Reiche Zunftmeister warteten jetzt in der Regel gar nicht erst die Bestellungen ab, sondern arbeiteten im großen auf eigenes Risiko, indem sie ärmere Zunftmeister für sich auf Vorrat arbeiten ließen. So überschritten sie die ihnen zustehende Zahl der Gesellen nicht und erreichten doch dasselbe, was die Stadtwirtschaft verhindern wollte — nämlich den Großbetrieb. Neben den reichen Zunftmeistern waren es namentlich die Händler, die diese Art der Großspekulation auch ihrerseits förderten. Sie schufen sich große Warenlager, deren Bestände sie rein spekulativ je nach Zeit und Konjunktur regulierten. So entstand neben der alten Zunft, von dieser freilich nur widerwillig geduldet, wie ein Polyp an ihrem Marke zehrend, das Verlagssystem — ein System, das seine Hauptaufgabe in der Aufspeicherung von Waren sah, deren Abstoßung und Verwertung Marktlage und Nachfrage bedangen. Der Verleger wurde zum Unternehmer. Hatte er sich anfangs damit begnügt, die Ware aufzukaufen, um sie bis zum Verkauf bei günstiger Gelegenheit zu lagern, so tauchten jetzt auch bald Verleger auf, die den Werkmeistern den Rohstoff samt den Produktionsmitteln lieferten, um aus ihren Händen schließlich die Fertigware entgegenzunehmen. Von hier aus aber war kein weiter Weg mehr, um endgültig den ganzen Produktionsprozeß vieler zerstreuter hausindustrieller Arbeiter an einem Ort zu vereinen und sie nebeneinander arbeiten zu lassen. Die Vorteile eines solchen Vorgehens lagen auf der Hand. Nicht nur eine einheitliche Güte der Ware war auf diese Weise leichter zu erzielen, der Unternehmer war auch vor jedem Betrug des Arbeiters am Rohstoff von vornherein gesichert.

Mit dieser Konzentration von Arbeitskräften an einem bestimmten Orte war der erste Schritt zu einem fabrikmäßigen Betriebe getan. Der Laie hat wohl meist die Ansicht, die Fabrik falle mit dem Aufkommen der ersten Maschinen, mit dem Siegeszuge

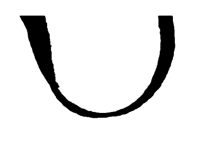
des Dampfes zusammen. Diese Meinung ist vollkommen irrig — die Maschine ist rein Betriebsmittel, doch keinesfalls Vorbedingung, um einen Betrieb unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten als „fabrikmäßig“ erscheinen zu lassen. Ökonomisch bedeutet „fabrikmäßig“ ganz einfach die Erzeugung im großen durch Zusammenwirken vieler Arbeitskräfte an einem bestimmten Orte und durch Arbeitsteilung. Dieses letztere Moment mußte hinzukommen, um den altstadtwirtschaftlichen Betrieben völlig das Signum der Fabrik aufzudrücken. Es war ein gewaltiger wirtschaftlicher Fortschritt. Nicht wie einst besorgte mehr der einzelne den ganzen Herstellungsvorgang der Ware, von der Bearbeitung des Urstoffes bis zur Vollendung des Fertigguts, der Arbeitsprozeß wurde jetzt in viele Teilverrichtungen zerlegt. Dadurch gewann jeder auf seinem Gebiete eine erhöhte Virtuosität und der ganze Herstellungsvorgang wurde dadurch verfeinert. Der Schuster, der hinfort nur Sohlen arbeitete, konnte natürlich in seinem beschränkten Arbeitsfeld weit Besseres leisten, als wenn er den ganzen Stiefel von Anfang bis zu Ende anzufertigen hatte. Der wirtschaftliche Erfolg einer solchen Arbeitszerlegung war eine erhöhte Produktion, erzielt durch die Vereinfachung der Arbeit, die der einzelne zu leisten hatte, und durch die Möglichkeit, schwierigere und leichtere Funktionen an die dafür geeigneten Arbeitskräfte bequem verteilen zu können. Natürlich konnte ein derartiger Fabrikbetrieb nicht mehr auf der Kundenproduktion basieren — schon für das voraufgehende Verlagssystem hatte sie wirtschaftlich ihre Bedeutung verloren — nun schaltete der Fabrikbetrieb, dessen äußerliches Sichdurchsetzen ganz von den Absatzmöglichkeiten einer Großerzeugung abhing, sie vollständig aus. Damit war die Auflösung des stadtwirtschaftlichen Gewerbes ein für allemal gegeben. Die Vorbedingung für das Aufkommen von Verlagssystem und Fabrikbetrieb war allerdings das Vorhandensein einer ausgedehnteren Geldwirtschaft, d. h. vor allen Dingen eines Marktes, der die Erzeugnisse aufzunehmen vermochte, und eines Handels, der den Waren die geeigneten Absatzquellen erschließen konnte. Die Auflösung des stadtwirtschaftlichen Gewerbes fiel daher erst in die Zeit nach der Auflösung des stadtwirtschaftlichen Handels und ist je nach dem Entwicklungsstand der einzelnen Städte in das 14. bis 17. Jahrhundert zu verlegen.

Der neuerstehende Staat sah sich also gleich vor eine äußerst schwer zu lösende wirtschaftspolitische Aufgabe gestellt. Einem bereits volkswirtschaftlichen Handel stand noch wie ein Vermächtnis aus guter alter Zeit das stadtwirtschaftliche Gewerbe gegenüber — doch auch nicht mehr geschlossen —, hie und da zeigten sich Auswüchse und Erscheinungen, die auch für das Gewerbe eine neue

Zeit ankündigten. Es war nicht eine allgemeine Revolution, es war ein mähliches Fortschreiten, das die Gewerbe aus der Zeit der Stadtwirtschaft zur Volkswirtschaft überführte — es war eine lange, lange Übergangszeit, in der die alten kleinmeisterlichen zünftlerischen Betriebe neben den aufkommenden Großwerken dahindämmerten, und beiden sollte der moderne Staat gerecht werden. Beide galt es einzuordnen in den staatlichen Organismus. Die Wege, die der Staat dabei einschlagen mußte, waren ihm von vornherein vorgezeichnet. Sie konnten nur in der Anpassung an das bereits Bestehende zum Ziele führen. Die beiden neuen Betriebsarten, Verlagssystem und Fabrik, waren zu einer Zeit entstanden, als die gesamte gewerbliche Produktion sich noch im Rahmen zünftlerischer Verordnungen vollzog. Diese Verordnungen, die in ihrer Gesamtheit die alte stadtwirtschaftliche Politik ausmachten, galt es nun unter analogen Gesichtspunkten in die staatliche Organisation einzuordnen. Die Zunftordnung mußte daher auch für den modernen Staat etwas Sakrosanktes, etwas Unantastbares bleiben. Ihren lokalen Charakter freilich mußte er ihr nehmen, dafür aber sollte sie der staatliche entschädigen. Die ganze Entwicklung kam ihm dabei zustatten. Die an straffe Zucht und Reglementierung gewohnten Produzentenkreise äußerten auch unter den neuen Verhältnissen schon recht bald den Wunsch nach staatlichen zünftlerischen Verordnungen. Für den freien Wettbewerb war die Zeit noch nicht reif. Nur der Gedanke an die Möglichkeit eines Konkurrenzkampfes schien schon in den an geschäftliche Gemächlichkeit gewöhnten Zunftgenossen einen „Terror" auszulösen. Deshalb verlangten sie auch von der Wirtschaftspolitik des Staates dieselben Garantien für ihr Auskommen, die ihnen ehemals die Stadtwirtschaft gewährleistet hatte. Selbst Verleger und Kaufleute wünschten die Bildung einer Innung mit festen Normen, um sich nicht selbst zu unterbieten und um die kleinen Meister, denen sie Verdienst gaben, zu hindern, „hausieren zu gehen", „die Messen und Märkte zu überlaufen" und damit die Preise zu werfen. „Sie wünschten," sagt Schmoller, „daß in technischer Beziehung alle Meister mehr oder weniger das gleiche Produkt lieferten, und daß die Waren nicht aus zu schlechtem Rohstoff hergestellt wurden. Und umgekehrt hatten natürlich die kleinen Meister das größte Interesse daran, durch eine Genossenschaft gegen die konkurrierende Großindustrie geschützt zu werden, um in ihr ein Abwehrmittel gegen Verlag und Fabrik zu finden."

Merkwürdigerweise standen diesen Wünschen aus dem Produzentenkreise ganz ähnliche aus dem Abnehmerkreise gegenüber. Auch die Konsumenten waren in jahrhundertelanger Gewohnheit

von der Notwendigkeit zünftlerischer Gewerbeordnung überzeugt. Der Geist der Bevormundung, der die Stadtwirtschaft auszeichnete, führte auch hinüber zur Volkswirtschaft. Selbstverständlich kam der Staat allen diesen Wünschen nur zu gerne nach, und so sehen wir überall Verordnungen für die junge Großindustrie entstehen, wo sie sich auch entwickeln mochte, in Deutschland, Frankreich, England oder Italien. Colbert brachte in Frankreich die gesamte Textilindustrie unter eine einheitliche Ordnung. Alle technischen Operationen wurden bis ins kleinste vorgeschrieben. Vom Tuche forderte man ein ganz bestimmtes Aussehen, Länge und Breite wurden vorgeschrieben, die Farbtöne genau festgesetzt. In Baden und Württemberg erließen die Fürsten ähnliche Tuchordnungen. In Baden ging man im 16. Jahrhundert sogar so weit, die Preise zu regulieren und den Preis festzusetzen, der für die einzelnen Waren gezahlt werden mußte. Durch alle diese Verordnungen wollte man nicht nur dafür sorgen, daß eine gute und gediegene Ware hergestellt wurde, man wollte auch, ganz wie zu Zeiten der Stadtwirtschaft, von vornherein die Überproduktion ausschalten und die ganze Erzeugung nach den vorhandenen Absatzmöglichkeiten quantitativ regeln. Die Folge dieser überreichen Verordnungswirtschaft war keineswegs, wie man geglaubt hatte, ein wirtschaftlicher Fortschritt, sie trug vielmehr zu einer schwer sich empfindbar machenden Stagnation bei, die den Anfang der Volkswirtschaft kennzeichnete. Sie untergrub nicht nur die Initiative der Wirtschaftenden, sondern machte sie für den wirtschaftlichen Kampf selbst auch so untüchtig und energielos, daß diese gar bald verlernten, auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst zu fördern. So waren die Anfänge der Volkswirtschaft durchaus nicht glücklich — eine neue Phase der Entwicklung hatte freilich begonnen —, doch auf der einen Seite zwang der moderne Staat in einengendem Verordnungssystem die Gewerbe in schwere Fesseln, auf der andern Seite nahm er im Merkantilismus dem Handel die Möglichkeit zur Entfaltung. Es waren Schranken, die hier aufgetürmt lagen, Schranken, für die der Staat selbst nicht in allzu hohem Maße verantwortlich gemacht werden konnte, Schranken, die aus der Entwicklung herausgewachsen, Anklänge an die alte Stadtwirtschaft bildeten. Noch wie im grauen Mittelalter umgab sich die junge Volkswirtschaft mit einengenden Mauern, um den freien Wettbewerb zu hindern, um den Lebenskampf einzudämmen, ohne den doch keine große Entwicklung möglich ist. Erst als diese Mauern fielen, als die Gewerbefreiheit mit dem freien Wettbewerb proklamiert wurde, zog das Morgenrot der modernen Volkswirtschaft herauf, der Volkswirtschaft des 19. und 20. Jahrhunderts.



S. D. Gallwitz: Wort und Ton und Mozart.

Der Deutsche Bühnenverein hat vor einiger Zeit ein Preisausschreiben in die Welt gehen lassen, das jedes Herz, in welchem Musik lebendig ist, höher schlagen machen mußte; die Aufgabe ist eine neue Verdeutschung des Librettos von Mozarts „Don Giovanni".

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sind rund gerechnet hundert Versuche gemacht worden, den da Ponteschen Text bis zu dem Grade unserm Deutsch gefügig zu machen, daß Original und Übersetzung sich deckten; immer wieder aber drängten sich dabei in kürzester Zeit die Unvollkommenheiten durch das scheinbar Gelungene an die Oberfläche. Zuletzt machte Hermann Levys Textübersetzung von sich reden, die der unübertrefflich guten Don-Juan-Einstudierung des Münchner Residenztheaters in den neunziger Jahren zu Grunde lag; heute hat sie kaum schwerwiegendere Bedeutung als ihre Vorgängerinnen, die so schnell, wie sie ihrerzeit gekommen, auch wieder verschwunden sind; sie zählt mit in das Hundert hinein.

Das Tun des Deutschen Bühnenvereins ist symptomatisch: es geht ein Zug durch die Gegenwart: zurück zu Mozart! Nicht bei den musikalisch Schaffenden, die gegenwärtig ferner denn je allem Epigonentum sind und die es durchaus ablehnen, bei irgendeinem Meister der Vergangenheit, Klassiker oder Romantiker, in die Schule zu gehen. Gerade Mozart hat auch den Schaffenden niemals mehr geben können, als er jedem musikgesinnten Hörer gibt. Dieses Meisters Art hatte nichts in sich, das zu einer Führerschaft, zum Schulemachen taugte; kein Verfolgen seiner Wege vermochte über ihn hinauszuführen. Er bekrönte das große Musikwerk Italiens und Deutschlands, wie die in kunstvoller Leichtigkeit ausstrahlenden Türme unsere gotischen Dome bekrönen: die Kontur wie aufgelöst in spielende Linien; das Werk einer Genialität, die „auf leichten Füßen läuft". Wer unter den Komponisten, bezwungen von seinem Geist, ihm jemals hat nachfolgen wollen, ist ein Dürftiger geblieben. Vielleicht auch liegt schon in der Tatsache, daß man dieses harmonisch abgeschlossene Maß von Klarheit meinte als Ziel wählen zu können, ein Merkmal von Unproduktivität im Eigenen.

Die Schaffenden sind heute den Möglichkeiten Mozartischer Einfachheit und Harmonie weit entrückt; es geht um andere Ziele. Und wir gehen mit ihnen. Doch ist da etwas, das uns immer wieder zu diesem Meister zurückzieht; es tut wohl, aus dem dis-

harmonischen Ringen der Zeit heraus in seiner Größe und Klarheit des absolut Erreichten ausruhen zu können.

In dem Vorgehen des Bühnenvereins liegt eine Erklärung, die sich in erfreulichem Gegensatz zu einer sich neuerlich in der Musikwelt verbreitenden Auffassung stellt. Es handelt sich dabei um die Lebensbedingungen, die für den „Don Giovanni“ der Zukunft Gültigkeit unter uns haben werden. Daß die Notwendigkeit einer Reformierung so dringlich empfunden wird, heißt so viel, als daß man gesonnen ist, diese Oper in die allzeit lebendigen Kunstwerke einzurangieren, die ein Zeitalter nach dem andern überdauern und jede neue Epoche zwingen, sich zu neuem Eigenbesitz mit ihm auseinanderzusetzen. Mit „Figaros Hochzeit“ ist es anders; diese Kostbarkeit wird sich immer ausgeprägter zu einem Meisterstück des Rokoko kristallisieren und an dem Maße der Herausarbeitung des Stiles jener Kulturperiode wird der Wert ihrer Belebung durch unsere Theater gemessen werden. Die Schicksale Figaros und Susannens, der Gräfin und des Pagen werden mehr und mehr für uns ein holdes Spiel sein, zu welchem die Musik uns einlädt. Im „Don Giovanni“ aber geht es um uns selbst. Mögen Leporello, Massetto und Zerlinchen ihre Späße vor uns treiben — — sie sind uns lediglich eine reizende Zugabe. Die Teile der eigentlichen dramatischen Tondichtung, die von Donna Anna und Donna Elvira, von Don Octavio und dem Titelhelden handeln, wenden sich an unser innerlichstes Wesen und holen aus jeder neuen Generation wieder von neuem das rein Menschliche heraus. Sie stehen da in großer und ruhiger Zeitlosigkeit, wartend, daß jedes Geschlecht sie mit dem ihm eigenen Geist in Einklang bringe. Sehr weniges von Rokoko empfinden wir heute in diesem Werk, aber viel immerbleibende Wahrheit und Tragik.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß man bei dem Entschluß, sich wieder neu und eng zu Mozarts Meisterwerk zu stellen (wie es in dem Preisausschreiben in Erscheinung tritt), sein Augenmerk vor allem auf den Text richtet; ein Symptom der Einseitigkeit, mit welcher man seit Jahrzehnten in der Musik dem Wort vor dem Ton die bedeutungsvollste Stelle anweist.

Die Geschichte der Vokalmusik ist die Geschichte eines ständigen Kampfes, der zwischen Ton und Wort geführt worden ist. Beide Elemente haben sich durchaus nicht gutwillig in die enge Zweisamkeit des vokalen Stiles gefunden; es gab eine fortwährende Verschiebung ihrer Machtverhältnisse. Da waren Perioden, in denen das Musikalische spottend jeden Zusammenhang mit dem Wort negierte und da gab es andere, die den Gesang nur als

eine gesteigerte Kunst der Sprache gelten lassen wollten. Aus beiden Richtungen, aus dem ewigen sich anziehen und wieder abstoßen von Wort und Ton, haben sich die reichen Inhalte der Vokalmusik gesammelt. Wer könnte sagen und registrieren, von welcher Seite die größeren Werte hinzugetragen worden sind? . . Das Musikalische vermochte nur aus der Unbekümmertheit darüber, ob der Ton das nahe Verhältnis mit dem Wort aufrecht erhalte, hervorzusprießen. Aber der frei dahinfließenden Strömung der tondichterischen Phantasie warfen sich in Zeiten intellektueller Geistesrichtungen andere Strömungen entgegen, die diese absolute Freiheit in die bedingte, unter das Wort gestellte, die reine Kunst gleichsam in eine angewandte Kunst entwickelt sehen wollten. Nur wenige Male, an Stellen, die durch ein Genie vokaler Tonkunst gekennzeichnet sind, kam es zu einem reichen, harmonischen Verschmelzen der beiden.

Einen weiten Weg müssen wir zurückgehen, um zu dem Punkt zu kommen, wo in der Vokalmusik Ton und Wort zum ersten Mal als eine Doppelheit empfunden wurde und der schöpferische Zwiespalt entstand. Der große Gregor setzt diesem Wege ein Ziel. Was an Kenntnissen über diesen Musikmeister und Papst des frühesten Mittelalters populär geworden ist, begrenzt sich in das Wort: Kirchentöne; daneben lobt man ihn als Organisator und Pädagogen. Weit über diesen Wert aber steht bei ihm das musikalisch Schöpferische; er war ein Umstürzler, ein Romantiker, dem die bestehenden Ausdrucksmittel nicht genügten. Sollte man einmal auf den Gedanken kommen, dem ersten abendländischen Tondichter ein Denkmal setzen, so müßte es Gregor gelten. Denn er ist es gewesen, der zuerst dem Musikalischen einen Selbstzweck gegeben hat; er löste die Existenz des Tones von der Herrschaft des Wortes. Die Reichtümer, die sein musikalischer Satz dadurch sich zu eigen machte, erscheinen uns dürftig, wenn wir im Licht der Gegenwart uns seine Responsorien, Sequenzen und liturgischen Formen vor Augen stellen; der gesunde Umsturz und das Neuschöpferische tritt aber aus ihnen hervor, wenn sie in Zusammenhang mit ihrer eigenen Zeit, zumal mit den ambrosianischen Weisen gesetzt werden. Bei Ambros bildeten die von Griechenland übernommenen Gesetze der Metrik und Syllabik die Grundlage; Musik war eine Bewegung der Maße, die die Sprache diktierte, ein Reigen leichter und schwerer Silben. Gregor zerstörte diesen Reigen. Jedem Ton gab er gleiche Länge und Schwere und brach damit das unzertrennlich scheinende Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihm und dem Wort. Damit war der erste Schritt zur musikalischen Freiheit ge-

tan. Die Musik wurde auf eigene Füße gestellt, hinaufgehoben in ein neues Leben, in welchem ihre innerliche Wesensart und nicht die Sprache Gesetze diktierten. In dem von Silben und Wörtern unabhängig gewordenen Tonmaß lag die Ungebundenheit, die Voraussetzung war für eine selbständige Tonsprache und ihre Entwicklung zur Tonkunst. Der Befreiung folgte auch gleich eine erste freie Melodik auf dem Fuße nach: Gregor baute die Schlüsse seiner psalmodierenden Sätze zu verschiedenartigen und sehr stimmungsvollen melodischen Formen, die sich in schönen leichten Linien über die Basis des Textes erhoben, aus.

Dieses „Los vom Wort“ war und blieb das Grundprinzip der mittelalterlichen Tonkunst. Die Polyphonie konnte des Wortes entraten; ihrer enggebundenen Vielstimmigkeit lag jeder Subjektivismus und jede deklamatorische Belebung des Textes fern. Ihr Charakter stellt die ungeheure Macht und Entschlossenheit christlicher Weltanschauung heraus, wie sie in der mittelalterlichen Kirche zu einer Kunstform erstarrt war.

Die Renaissance wurde auch hier zur Befreierin und sprengte den ehernen Ring. Mit der Individualität der Instrumente wurde auch die Persönlichkeit der Singstimme entdeckt und herausgehoben aus der engen Gemeinschaft gleichberechtigten Vielklanges. Mit dem Einzelgesang bekam das Wort wieder erhöhte Bedeutung. Madrigale und Canzonetten lösten den Chorsatz ab; der Subjektivismus des musikalischen Ausdruckes zog das Wort in den Vordergrund. Aber es war schon viel zu viel selbständige Musik in der Welt, als daß Metrik und Syllabik hätten wieder zur Herrschaft kommen können. In den Kompositionen der italienischen Tonsetzer des 16. Jahrhunderts, der Peri, Cavalli, Caccini usw., die dem neuformulierten Prinzip huldigten, daß Musik in erster Linie Sprache und Rhythmus und erst in zweiter Linie Ton sei, finden wir wohl eine melodische Linienführung, die den Empfindungsbewegungen des Textes folgt, alles andere aber als eine sklavische Abhängigkeit von den Maßen des Einzelwortes. Auch in der großen Periode der klassischen italienischen Oper der Monteverdi und Scarlatti setzte die Musik sich keine Grenzen durch die Rücksichtnahme auf die Metrik; die war ihr nur wie ein Pfeiler, um welchen sie einen unerschöpflichen Reichtum musikalischer Gewinde in freiesten Bewegungen sich ranken ließ. In der Musik Italiens blieb jederzeit der Tondichter in besonderem Sinne ein Ausgestalter melodischer Formen. Wo ein verstärkter Empfindungsausdruck dem Wort und Ton sich gesellte, da wurde er nicht

dem individuellen Vortrag des Sängers überlassen, den Nuancierungen des Einzeltones, den Akzenten der Deklamation, sondern die Komposition griff mit charakterisierenden Tonfiguren und kleinen melodischen Episoden ein.

Eine sehr oberflächlich generalisierende Art der Betrachtung steht hinter der Gepflogenheit, diesen musikalisch verschwenderischen Stil als Koloraturgesang einzuschätzen und damit das in tieferem Sinne Ausdruckslose, das leer Ornamentale zu bezeichnen. Es muß unterschieden werden zwischen einem spielerigen Ziergesang, der so viel besagt, als die Fähigkeit einer Virtuosenkehle, jede Form in eine weitest ausschweifende Menge von Diminutionen, von Kadenzen, Läufen, Trillern, Fiorturen usw. auflösen zu können, und den vom Tondichter entworfenen Biegungen, der Linien. Man könnte diese eine dynamische Belebung der Kontur nennen, rein vom Gesanglichen ausgehend und analog der Belebung, die im Schwellen und Wiederabnehmen des Einzeltones durch den Sänger zum Ausdruck kommt.

Unsere Klassiker übernahmen in der vokalen Tonkunst das Erbe Italiens. Doch hat es nicht wohl anders sein können, als daß, von deutscher Art ausgehend, die Vokalmusik immer wieder einen engeren Anschluß an das Wort gesucht hat; es spricht dabei derselbe Einschlag unseres Wesens mit, der die deutsche absolute Musik an die Spitze der Tonkunst aller Kulturvölker geschnellt hat. Weniger als anderen Rassen ist unserer Art die Kunst ein Spiel: ein grüblerisch metaphysischer Zug hat auch in der Musik uns niemals am schönen Schein Genüge finden lassen. Gerade in der Tonkunst — und das ist das Moment, welches uns den höchsten Rang auf diesem Gebiet verleiht — ging es um das Tiefste und Innerlichste. So gab unser Wesen uns auch für die Vokalkomposition das künstlerische Gebot, möglichst tief in den Sinn des Textes hineinzusteigen, um diesen Sinn musikalisch herausheben zu können. Etwas Rührendes und etwas sehr Großes spricht aus dem jahrhundertelangen Ringen unserer Vokalmusiker, in welchem die starke individuelle Empfindung mit der musikalischen Sprödigkeit und Unkultur des Ausdruckes im Kampfe lag.

Ein Ungeschickter im musikalischen Wortausdruck war auch noch jener Königsberger Heinrich Albert, der Beginner des Kunstliedes. Die goldenen Theorien, die er aufgestellt hat, und die es wert wären, für alle Zeiten als Grundgesetze der Vokalkomposition bestehen zu bleiben (so u. a.: daß der Tondichter singend komponieren solle), sind kostbarere Hinterlassenschaften als seine Lieder. Albert war der Wegbereiter eines viel später auf-

tretenden Messias: Franz Schubert. Der Name Schubert bezeichnet einen Kulminationspunkt, einen Ruhepunkt; das Ringen zwischen Wort und Ton ist hier einer vollsten Harmonie zwischen beiden gewichen. So sehr gehen bei diesem Genie des Liedes die feindlichen Elemente in einander über, daß sie sich auch in unserm Bewußtsein nicht mehr von einander zu trennen vermögen; Gedicht und Komposition leben als eine Neuschöpfung in uns weiter, selbst wenn jenes bereits vordem unser Besitz gewesen war. Schon bei Schumann verschiebt sich von neuem das Verhältnis: der Text löst sich auf in dem Stimmungsbild der Komposition. Nicht um das Gedicht geht es hier, das musikalisch umgedichtet und von Vor- und Nachspiel umarmt wird, — Schumanns Muse lebt von dem feinsten Duft der Romantik, der über jeder echten Lyrik schwebt; er ist reicher in dem, was er musikalisch zwischen den Zeilen, als was er Hand in Hand mit den Zeilen sagt. Die stärkste Hingabe an das Wort kam von der neudeutschen Schule. Wie Fanatismus klingt es aus dem Glaubensbekenntnis eines Liszt, Cornelius, Ritter usw. heraus: der Verzicht auf die melodische Linie und den melodischen Ausdruck zu Gunsten des Wortes. Aber wenn bei einem Heinrich Albert die Theorie höher zu werten war, als das, was auf der Basis dieser Theorie wuchs, so war bei den Neudeutschen das Umgekehrte der Fall: ihre Musik umsprießte das Prinzip wie frische Reiser einen vertrockneten Stamm. Denn das ist dieser Richtung Sinn: so viel der Tondichter Musik hineinzuhören weiß in das ihm vorliegende Wort, so viel Musik wird er auch im strengsten Anschluß daran herauszuholen vermögen.

Hier haben wir das Geheimnis in Richard Wagners Kunst.

Der Schöpfer des Musikdramas gab dem Ton wie der Tonfolge nebensächliche Bedeutung: die Musik sollte in ein Nichts zusammenfallen, wenn ihr der Kern des Wortes genommen sei. Dieses Prinzip steht und fällt mit Wagners Art der Konzeption. Die Texte seiner größten Dramen (Ring, Tristan) sind wie aus Musik heraus geboren; mit einer ewigen Sehnsucht nach Musik in sich. Sie als selbständige und abgeschlossene Sonderdichtungen in Umlauf zu bringen, wie es vor einigen Jahren eine Gepflogenheit war, heißt, ihre Bedeutung nach einer Richtung hin ebenso hoch übersteigern, wie nach der andern unterschätzen. Für Richard Wagner hat das Wort andern Sinn gehabt, als für irgend einen Vokalkomponisten vor ihm. Die Sprache seiner Dichtungen war ihm nicht nur der zu Poesie gesteigerte Ausdruck des Gedankens und der Empfindung, er belebte etwas in dem Idiom, das, längst vergessen in unserm Laienbewußtsein, in ein erstes primitives

Stadium des sprachlichen Ausdruckes zurückgreift. Seine in der dichterischen Form der Alliteration gegebene Lautsymbolik ist nichts anderes, als die Wiederbelebung einer elementaren Redeweise, der Ursprache, bei welcher nicht so sehr der vordenkende Intellekt, sondern Trieb und Empfindung sich mitteilten in Formen, die ihr Wesen unmittelbar zum Ausdruck brachten. Die Laute malten; die Laute wurden zur Plastik. Wenn in der „Walküre“ Brünhilde dem Wotan singt: „wer bin ich, wär ich dein Wille nicht —“, so ist die grenzenlose Hingabe hier nicht nur durch den Wortsinn, sondern in eben dem Maße durch den in Wiederholungen sich immer mehr und mehr verstärkenden und steigernden Konsonnaten zur Wirkung gebracht.

Mit den latent musikalischen Ausdruckselementen der Ursprache, die ganz naturgemäß mit jedem Affekt sich steigern und das Empfindungsleben in einer reichen Dynamik gestalten, ist Richard Wagners Musikdrama den engsten Bund eingegangen. Er durfte den Ton dem Wort unterstellen, weil ihm das Wort nicht den rein gedanklichen, sondern auch den künstlerisch anschaulichen, den musikalischen Sinn gab. Für jedes Gesangstalent, sofern nur die notwendige stimmliche Quantität dahinter steht, ist es etwas Begeisterndes, Wagner zu singen; rein um der Tätigkeit des Singens willen und allen Reden von dem stimmörderischen und undankbaren Charakter seiner Musik zum Trotz. Es ist das in der Tat keine Musik, die nur mit der Kehle zu tun hat. Man kann sich nicht äußerlich auf sie einsingen, und alsdann den sogenannten Vortrag, den Empfindungsausdruck, dazutun (wie die ältere italienische Musik es verträgt). Man erreicht auch eine Wirkung dabei nicht, wenn man nur den Schein innerlichen Miterlebens, und sei er der kunstvollste, herausstellt. Bei Wagner geht es um den ganzen Menschen. Wessen sich der Affekt der Handlung bemächtigt hat, dem ist das Ausströmen desselben in der Musik nicht ein Sichbewegenmüssen zwischen den Schranken von Kunstformen, sorndern ein sich Gesteigertfühlen im Triebhaften durch die musikalisch deklamatorische Tondichtung. Wagners musikdramatischer Vokalstil ist ein Naturalismus des Ausdruckes, vergeistigt durch die Kunst des Gesanges.

Alles, was im engen Anschluß an Wagners Prinzip an Musikdramen erschienen ist, waren matte Gewächse; es fehlte die Hauptsache für dieses Prinzip: Geist und Eigenart der zu Grunde liegenden Textesworte. Bei unsern Neuen neigt sich nicht mehr das Wort vor dem Ton, wie es in den Dichtungen Richard Wagners der Fall war. Der hohe künstlerische Sinn des Prinzipes der neudeutschen Schule, der Verzicht auf alles Melodische, das auf Kosten

innerer Wahrheit des Ausdrucks ging, entartete in eine trockene verstandesmäßige Praxis. Die Wahrheit wurde als Wirklichkeit und Realismus gefaßt und dem Wort meinte man mit der Musik am nächsten zu kommen, wenn man von dieser ängstlich jede Hebung und Senkung der Sprache, auch wo sie durchaus unstilisiert ist, mitmachen ließ. Auch hiermit noch konnte man sich auf den großen Tonangeber des neuzeitlichen musikalischen Schaffens, auf Richard Wagner berufen, denn auch bei ihm finden sich Anklänge an diesen musikalischen Sprachrealismus. In den kleinen buffonen Szenen der „Meistersinger", sind die eckigen und kurzen Bewegungen der Deklamation nichts anderes, als die musikalisch eng angepaßte Begleitlinie zu dem Fall der Worte. Wie sehr Wagner in diesen Stellen nur mit dem Naturalismus der Sprache gearbeitet und ihn unverändert im Musikalischen wiedergegeben hat, kann man sich mit einem Experiment klar machen. Wenn wir die musikalische Linie bestimmter Sätze in den genannten Szenen in die Sprache zurückübertragen, so gewinnen wir dabei ein Stück unverfälschten sächsischen Dialektes; (den Richard Wagner bekanntlich trotz seiner internationalen Existenz sein ganzes Leben hindurch in unverminderter Prägnanz gesprochen hat).

Die Sprache als Grundlage musikalischer Deklamation ist für uns Deutsche eine gefährlichere Sache, als für die Romanen. Das Italienische wie das Französische sind Sprachen eines geschlossenen Flusses der Linien; die dynamische Bewegung des jeweiligen Satzes steigt nur einmal an und ebbt ruhig wieder zurück. Deshalb ist auch dort ein Musikdrama auf der Grundlage realistischer Texthandlung niemals in dem Maße musik- und melodienwidrig als bei uns, denn die beste Voraussetzung für den vokalen Stil, die Möglichkeit ruhiger Tonfolgen, ist gegeben. Für unsere Sprache, soweit sie nicht poetisch stilisiert wird, ist diese Voraussetzung nicht vorhanden. Die Dynamik des Deutschen ist der Akzent, der in verschiedenen Stärkegraden auf die Worte niederfällt und die Linie unterbricht. War doch auch die früheste Form germanischen poetischen Ausdruckes, der Stabreim, auf den rhythmitisierten Akzent und nicht auf den Rhythmus der Linie eingestellt.

Starke Veranlagungen nach einer Richtung hin werden balanziert durch die engeren Begrenzungen, die jede Einseitigkeit zieht. Daß unsere Musik einen so festen geistigen Bund mit dem Wort eingehen konnte, gab dem Sprachlichen eine allzu starke Vorherrschaft vor dem Musikalischen. Wir sind, und mit Recht, ohn Maßen stolz darauf, daß Voltaires Anspruch: gesungen würde, was zu dumm sei, um gesprochen zu werden, für uns keine Gültigkeit hat. (Bei-

läufig: dieser Spott enthält einen feinen und sichern musikästhetischen Hinweis zwischen den Zeilen.) So denken wir auch heute in der Vokalmusik dreimal an das Wort, ehe wir einmal an die Musik denken. Wir singen (und komponieren) als ob wir sprächen: aus dem Sprachgefühl und nicht aus dem Musikgefühl heraus. Dieser Vortrag aber, der einem Wagner eignet, ist eine grausame Zerstückelung für unsere gesamte klassische und romantische Musik und eine Übertragung der Werke Italiens, die sich der musikalischen Fälschung schuldig macht. Man ist heute — und das ist ein guter Anfang nach einer neuen Richtung hin — in der Beziehung nicht mehr gleichgültig. Es fällt hier und da das Wort von musikalischer Stilverwirrung. Man beklagt auch die schlechten Übersetzungen der Ausländer in der Oper; die Art, wie man das tut, läßt aber befürchten, daß man dabei nur an Aufbesserung der Korrektheit des Sinnes denkt.

Und nun soll auch Mozart reformiert werden: sein Don Juan. Ich wüßte mir eine Reform: daß man ihn allezeit mit Instrument und Stimme so spielte und sänge, wie er gespielt und gesungen werden will, aus seinem musikalischen Wesen heraus: in goldklaren Linien und Tönen. Und nur ein ideales Textbuch wird es je für den „Don Giovanni“ geben: das italienische! Man stelle doch singend es einmal nebeneinander vor sich hin: „Là ci darem la mano —“ und: „Reich mir die Hand, mein Leben —“! . . . . . Bei Mozart ist die diskrete Einschmelzung der Texteswortc in die Musik ein nicht weniger starkes, künstlerisches Moment, als bei Richard Wagner die Herausarbeitung derselben zum Hochrelief. Um den Don Juan so zu verdeutschen, daß dabei das Wort mit der Musik in Harmonie bleibt und sie nicht zerreißt, muß eine bis zur Genialität gesteigerte Liebe zu dieser Komposition einer musikalischen und sprachlichen Genialität in einer und derselben Person die Hand reichen. Ob das leicht ist? — fast müßte es schon ein zweiter Mozart sein.

Aber so, wie unsere Richtung in der Vokalmusik heute ist, steht zu befürchten, daß man die Don-Juan-Textverbesserung im philologischen Sinne einer Vertiefung anstreben wird, woraus dann unsere Sänger und Sängerinnen wieder ein neues ungeschriebenes Gesetz empfangen, diesem vertieften Wort alle Ehre zu geben mit ihrem Vortrag, und wieder die „Betonung“ als Ausdruck das Feld behauptet. Das wäre der Tod für Mozarts anmutsvolle musikalische Geistigkeit. Sie kann der Vertiefung und Verbreiterung durch das Wort entraten; sie ist groß genug dafür.

Stärker als alle Argumente, die man gegen das ästhetisch Bedenkliche eines vokalen Stiles, in welchem Wort und Ton um die Vorherrschaft ringen, aufstellen kann, ist das, was uns Goethe zu diesem Problem sagt. Nicht mit Worten, sondern aus seinem Leben heraus. Goethes Stellung zur Musik wird oft zum Anlaß genommen, ihn unmusikalisch zu nennen. Er kannte die Kompositionen seiner Gedichte von Schubert und Beethoven, aber er bevorzugte die dünnen Produkte eines Zelter. Goethe, der Meister der Form und alles Maßes, empfand den reineren Stil einer künstlerischen Doppelerscheinung, die auf Ergänzung angelegt ist, in welcher das Starke mit Schwachem sich eint. So mochte auch seine vollkommene Lyrik ihm nur das geschlossene Kunstwerk bleiben im Zusammenhang mit einer Musik, die zurückhaltend und wie unauffällig sich dazugesellte, und die das Wort nicht sprengte und nicht erdrückte.

Es sollte sich für uns in der Gegenwart besonders lohnen, dem Sinn dieser Tatsache tiefer nachzudenken.

Paula Becker-Modersohn:

geb. 1876, gest. 1907.

Briefe und Tagebuchblätter.

(Schluß.)

Paris 1905.

An Otto Modersohn, Worpswede.

Ich habe das kleine Gefängnis in der Rue Cassette verlassen, genieße jetzt Luft, Licht und Raum im fünften Stock der Rue Madame und bin in Bälde damit fertig, mich zu akklimatisieren. Eins muß ich dir erzählen, was dich und die Worpsweder Familie ergötzen wird: Mein petit chapeau gris ist hier durchgefallen. Paris, das so viel ertragen kann und muß, konnte das Hütlein nicht ertragen. Jeder guckte mich an oder lachte, sogar die vorbeifahrenden Droschkenkutscher riefen mir Witze nach. Es war gerade zwischen 12 und 1 Uhr mittags, wo die kleinen Ladenmädchen und Lehrjungen in Klumpen auf der Straße stehen, da wurde ich von ihren Lachsalven verfolgt.

Bei Durand-Ruel flüsterte der Portier dem garçon zu: „C'est une anarchiste“. Schließlich flüchtete ich in das Innere eines Omnibus, wo mich doch nur eine beschränkte Anzahl Augen wahrnehmen konnte, fuhr nach dem Bon-marché und erstand mir eine Kopfbedeckung, die nun geduldet wird, die ich aber nicht leiden

kann. Und ich war so stolz auf meinen petit chapeau gris und nun zwingt mich die böse Welt, ihn kaltzustellen.

Man ist hier überhaupt kolossal moquant. Auch im Atelier, die Mädels werfen sich immer Blicke zu und kichern wie die Kinder.

Dies Volk hat etwas durch und durch Kindliches. Sie zanken sich gern, sind aber gleich wieder gut miteinander, können rabbeln, daß der Mund nicht stille steht, haben für das Naive und Gemütliche Geschmack.

Dann haben sie auch etwas Helfendes vom barmherzigen Samariter. So polterte mir heute auf der Straße mein Malkasten auseinander, alle Farben nach einer andern Richtung. Da half mir eine Dame aufsammeln, obgleich es schneite und schmutzig war. Das würden hier aber viele tun.

Im Atelier gibt es lauter Französinnen, die sehr amüsant sind. Sie malen aber wie vor hundert Jahren, als ob sie die Malerei von Courbet an nicht miterlebt hätten. Sie gehen nur in die Ausstellungen für den Prix de Rôme und das wird wohl in etwas besserer Qualität derselbe Dreck sein.

Meine Malerei sehen die andern sehr mißtrauisch an und in der Pause, wenn ich meine Staffelei verlassen habe, stehen sie mit Sechsen davor und debattieren darüber.

Eine Russin fragte mich, ob ich das wirklich so sähe, wie ich das mache, und wer mir das beigebracht habe.

Da log ich und sagte stolz: „Mon mari“. Darauf ging ihr ein Talglicht auf und sie sagte erleuchtet: „Ah, Sie malen wie Ihr Mann malt?“ Daß man so malt, wie man selber es sieht, das vermuten sie nicht.

Aber eine Leinwand habe ich hier gefunden, die meine Leibleinewand wird. Gestern, zur Feier deines Geburtstages, habe ich ein Stilleben drauf gemalt, Apfelsinen und Zitronen, die sehr lockten.

Und nun bin ich von ganzem Herzen dein und denke an deinen Rotbart in dieser großen Stadt und freue mich, daß ich ein bischen fern von dir bin, weil es dann um so schöner wird.

Mit all ihrer Liebe

deine kleine Frau.

Ich war in Cottets Atelier. Das ist voll der schönsten Dinge, die ich dir zeigen möchte, es würde dich äußerst anregen. Cottet hat jetzt eine große Ausstellung von Studien aus Spanien, Konstantinopel und Afrika. Seine Bretagne ist mir aber lieber als der Süden. Merkwürdig, diesmal wirken auf mich die alten Meister nicht so stark, sondern hauptsächlich die aller-allermodernsten.

Veuillard und Denis will ich aufsuchen, im Atelier hat man doch den Haupteindruck. Von Bonnard sah ich zwei Sachen, die mir nicht sehr gefielen. Cottet war auch bei mir und fand vieles gut. Ich werde mich aber tüchtig auf die Hosen setzen, wenn ich nach Hause komme.

Der Geist dieses Volkes ist so beweglich und zu Wortspielen geneigt. Ich fragte heute in der Nähe des Temple einen Händler nach dem Preise einer goldenen Borte, mit der er handelte. Er nannte mir den Preis, worauf ich sagte: „Mais, si cher monsieur, c'est donc vieux.“ Lächelnd erwiderte er: „Ah, mademoiselle, c'est le contraire comme chez nous qui sont chers, quand nous sommes jeunes.“

Auf der Straße habe ich manchmal dieselbe Stimmung wie vor drei Jahren. Alles rast und hastet um mich her und ich fühle mich wie eine verschleierte Königin.

Ich sah heute eine Ausstellung altjapanischer Malereien und Skulpturen, mich packte die große innere Merkwürdigkeit dieser Dinge. Der Ausdruck des Nächtlichen, des Grauenhaften, des Lieblichen, Weiblichen, des Koketten, alles dies scheint auf eine kindlichere, treffendere Weise gelöst zu sein, als wir es tun würden. Auf das Hauptsächliche das Gewicht legen!

Als ich von den Bildern den Blick auf die Menschen gleiten ließ, fand ich sie viel merkwürdiger, schlagender, frappanter als sie je gemalt worden sind. Solche Erkenntnisse kommen uns nur in Augenblicken, aber aus solchen Augenblicken muß die Kunst entstehen.

Gestern, in der Rue Lafitte, kam mir eine andre Erkenntnis: Ich bewundre das Schaffen aus dem Moment heraus, was die Franzosen in so hohem Maße besitzen. Es ist ihnen einerlei, ob es gerade ein Bild wird, was sie schaffen, und ob das Publikum sie immer versteht. Die Hauptsache ist ihnen, daß es Kunst ist. Sie schaffen, weil es sie reizt, oft im kleinsten Maßstabe; Degas, Daumier, Millet.

Dabei haben sie eine entzückend reizvolle Art des Farbenauftrags: feinfühlig, liebevoll und voll künstlerischer Pikanterie.

Rodin sagte zu Clara Rilke: „Rien à peu près“. Dieses Gefühl wohnt der ganzen Nation inne, dieses den Nagel auf den Kopf treffen.

Ich sehe sehr viel und komme innerlich der Schönheit näher. In den letzten Tagen habe ich viel Form empfunden und gedacht. Ich stand bis jetzt der Antike fremd gegenüber. Ich fühlte ihre Schönheit, aber ich konnte kein Band finden von ihr zur modernen Kunst. Und nun habe ich es gefunden. Ich fühle eine innere Ver-

wandschaft der frühen Antike zur Gothik und von der Gothik zu meinem Formempfinden.

Von jeher habe ich mich bemüht, den Köpfen, die ich malte oder zeichnete, die Einfachheit der Natur zu verleihen. Jetzt fühle ich tief, wie ich an den Köpfen der Antike lernen kann, wie einfach in seinen Flächen solch ein antiker Mund erfaßt ist!

Am Donnerstag war ich bei George Petit zur Eröffnung einer Ausstellung von Cottet, Simon, Zoloaga. Frau Simon hatte mir dazu eine Einladung gegeben. Es war ein echt parisischer Eindruck: viel feine Damen, viel Schleppen, viel feine Herren.

Heute hat der einäugige, uralte Professor an der Académie Julien mir ein Lob erteilt. Ein wenig komme ich mir aber doch vor wie auf dem Theater, und zwar so, als ob ich eigentlich die Person aus einem ganz andern Stück sei, und nun in einem fremden Stück mitspiele, was manchmal etwas dümmliche Disharmonien gibt.

Es ist aber interessant und lehrreich, zu sehen, wie alle Leute hier unter der Macht der Tradition und der Schule stehen. Es ist eine Art soldatischer Manneszucht.

Wir in Deutschland fangen die Geschichte viel zu genialisch an. Da redet jeder immer gleich von Persönlichkeit. Die ältesten Professoren sind hier ungefähr die besten, weil sie eben nur das A B C lehren.

* * *

Der Salon des Indépendants ist eröffnet. Es gibt keine Jury. An den Wänden, die mit Sackleinen bekleidet sind, hängen alphabetisch geordnet die Bilder in bunter Verwirrung. Man weiß nicht, wo die Schraube eigentlich los ist, aber daß sie irgendwo fehlt, empfindet man dunkel.

Es ist einmal wieder ganz und gar Paris mit seinen Launen, mit seiner Kindlichkeit: dümmste Konvention neben exzentrischen Pointellierversuchen.

Die Kerls mit den Schlapphüten und ihren Weibchen, die gestern bei der Eröffnung der Ausstellung herumliefen, hättest du sehen sollen. Mir machen sie immer Spaß. Sie kommen mir vor wie Jungen beim Soldatenspielen. Von denen wird auch hier und da einer ein Feldherr.

Paris ist jetzt entzückend mit seinem duftig-dunstigen Frühjahrshimmel und den lustigen neuenStrohhüten.

Einige schöne Vormittage hatte ich in der Bibliotheque nationale mit Rembrandt Radierungen. Abends bei B.s mit nordischen Menschen und nordischen Eindrücken. Auch interessant. Es herrscht eben ein kolossales Leben und ein kolossaler Geist in diesen Mauern. Dies Gefühl wirkt auf mich fast mystisch.

Au revoir mon chéri, mon coucou sagen hier die kleinen verliebten Mädchen. Je suis à toi de tout mon coeur.

Ta petite femme aimante.

* * *

Worpswede.

Ich komme unsern Leuten hier wieder nahe, empfinde ihre große biblische Einfachheit. Gestern saß ich eine Stunde bei der alten Frau am Hürdenberg. Diese sinnliche Anschauung, mit der sie mir den Tod ihrer fünf Kinder und drei Winterschweine erzählte! Dann zeigte sie mir den großen Kirschbaum, den ihre Tochter gepflanzt hatte. Sie war im achten Jahre gestorben. „So as dat Sprekword segt:

„Wenn de Bom is hoch
Is de Planter dod.“

Die Art, wie Mackensen die Leute hier auffaßt, ist mir nicht groß genug, zu genrehaft. Wer es könnte, müßte sie mit Runenschrift schreiben.

Mir schwebt etwas vor, wie im Louvre das Grabdenkmal mit den acht tragenden Figuren. Kalkreuth hat in seinen alten Frauen manchmal dies merkwürdig Runenhafte. Die Frau mit den Gänsen und die Alte mit dem Kinderrollwagen.

* * *

Merkwürdig, mir ist, als ob meine Stimme neue Töne bekäme, als ob mein Wesen neue Register hätte. Ich fühle es größer in mir werden und weiter. Wollte Gott, es würde etwas mit mir.

* * *

Worpswede, 19. 1. 1906.

Liebe Mutter!

Frau Rassow ist gestorben. Es hat mich sehr ergriffen das Ende dieser großangelegten Frau. Langsam, langsam und allmählich der Lebensenergie entzogen zu werden, die sie in so hohem Maße besaß. Sie war noch ein Baum, bereitet, Früchte zu tragen. Und dieser Sturz!

Wuchernde, kalbsköpfige, plattfüßige Existenzen bleiben bestehen. Wie kann man das Leben verstehen, wenn man es nicht auffaßte als das Arbeiten jedes Einzelnen am Geiste, man kann wohl sagen am heiligen Geiste. Der eine tut es mit mehr, der andere mit weniger Inbrunst. Aber ein jeder, auch der kleinste, gibt sein Scherflein dazu.

Die Gabe und Arbeit, die Frau Rassow brachte, war mit Energie und durch manchen Kampf hervorgebracht. Sie hat stark am Geiste gearbeitet mit Bewußtsein und Willen. Es strahlte von

dieser Frau eine große, geschulte, geistige Selbstzucht aus, die ich sehr hoch schätze. Für mich war Frau Rassow die Frau in Bremen, vor der ich die größte Hochachtung hatte. Ich vermute, ich hätte es ihr einmal gesagt. Vielleicht hätte ich es gekonnt, wenn sie noch länger gelebt hätte, denn ich fühle, daß jetzt manche Scheidewände, die Worpswede zwischen mir und der Welt aufrichtete, fallen.

Eine große Scheidewand war immer unser angestrebt bäuerliches Leben, das, wenn es mit städtischem Leben in Berührung kam, an den oberflächlichen Verschiedenheiten sich stieß.

Auch wünschte ich, Frau Rassow hätte noch erlebt, daß ich etwas würde. Auf die Weise hätte ich mich ihr am schlichtesten dargelegt.

Denn ich werde noch etwas. Wie groß oder wie klein, das kann ich selbst nicht sagen, aber es wird etwas in sich Geschlossenes. Dieses unentwegte Brausen dem Ziele zu, das ist das Schönste im Leben. Dem kommt nichts anderes gleich.

Daß ich für mich brause, immer, immerzu, nur manchmal ausruhend, um wieder dem Ziele nachzubrausen, das bitte ich dich zu bedenken, wenn ich manchmal liebearm erscheine. Es ist ein Konzentrieren meiner Kräfte auf das eine. Ich weiß nicht, ob man das noch Egoismus nennen darf. Jedenfalls ist es der adeligste.

Ich lege meinen Kopf in deinen Schoß, aus welchem ich hervorgegangen bin, und danke dir für mein Leben.

Dein Kind.

* * *

Der Abend leget warme
Hernieder seine Arme,
Und wo die Welt zu Ende,
Da ruhen seine Hände.
Die Mücklein summen leise
In ihrer hellen Weise,
Und alle Wesen beben
Und singen leis vom Leben.
Es ist nicht groß,
Es ist nicht breit,
S'ist eine kleine Spanne Zeit,
Und lange währt die Ewigkeit — — —

(Geschrieben an meiner Lehmkuhle.)

Willi Dünwald: Der junge Goethe.

Heimgekehrt aus der Fremde, die Leipzig hieß, saß der Sohn im dreifenstrigen Giebelzimmer seines elterlichen Hauses am Hirschgraben, belastet und gequält von den mörderischen Gedanken eines an Leib und Seele Siechen. Man schrieb Dezember 1768. Am siebenten Tage dieses Monates hatte ihn der Tod an den gleichen Ohren gehabt, denen ein paar Monate zuvor die Leipziger, von französischem Parfüm durchtränkten Windchen nicht keck genug hatten sein können. An diesem Tage war Mutterangst getrieben von höchster Not in der Bibel zu lesen, wie man in Sternen liest. Und das heilige Orakel hatte durch den Mund Jeremias' über das Schicksal des Sohnes also gesprochen und geweissagt: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen."

Die Mutter glaubte ihn sich neu geboren zu haben, aber ihm war dieses wiedergeschenkte Leben, wie es sich darbot, nicht recht. Ach, was hatte das häßliche Geschwür am Halse, die Stiche, die zeitweilig auftretenden heftigen Stiche in der Lunge und der infame Druck im Magen zu bedeuten gegen das Andere, das Schmerzhaftere, gegen den Drang im Herzen; die schlimmste Krankheit hieß doch Kätchen Schönkopf. Wie weh es doch tat, aus einem Herzen verstoßen zu werden! Und aus solch einem Herzen! Aus diesem aus Anmut und Würde geborenen Herzen, das seine Studentensinne so ganz und gar eingenommen.

Wenn er doch zurück könnte nach Leipzig! Aber ein Vater, der ihm nicht verzeihen konnte, daß er statt den Doktorandus juris etliche Krankheiten heimbrachte, hielt ihn hier gefangen. Für einen kaiserlichen Rat war dieser Vater recht „klein und irdisch", degradierte er sich doch zu einem Gefangenenaufseher. Nicht aushalten könnte man, wenn die heitere Mutter und die tröstende Schwester Cornelia nicht wären. Ach, warum ließ man ihn nicht ziehen, wo doch sein Körper auszuheilen schien. Warum ließ man ihn nicht ziehen, damit auch seine Seele genese? In dieser häuslichen Enge mochte das wohl nie geschehen können. Sie verdammte ihn, sich immer und immer wieder nach innen zu stülpen, damit er immer wieder seine kranke Seele gewahr werde. Wie wenig wollten ihm die selbstbetröstenden Gedanken taugen: Unglück sei zur Inkehr gut; diese Bannzeit sei eine Klärung des eigenen Ichs, ein Gottsuchen, was noch immer ein Sichselbstfinden war. Schlecht fügten sich diese Gedanken in seine Weltkindschaft ein.

Und um den Grübeleien zu entgehen, las er. Mit Molière, Shakespeare, Tacitus und Properz hatte er sich angefüllt und an Rousseaus Emil und der neuen Heloise einen schönen Rausch getrunken; mit dem heiligen Klopstock war er fertig und den lüsternenen Wieland mochte er nur noch wie Medizin genießen. Seine besten Stunden aber dankte er jenem hohen Geist, der Lessing hieß. Doch er war des Lesens müde, ihm brummte der Kopf davon. Bücher waren und blieben doch nur ein Abglanz des Lebens und ihn verlangte, vom Lichtglanz des Lebens selbst getroffen zu werden.

Und weil das nicht sein konnte, griff er doch wieder zur Lektüre, wenn schon mit einem solchen Seufzer, wie ihn nur Widerwärtigkeit und Ekel aus sich gebären können. Er griff ein Buch, das ihm Cornelia in des Vaters Bibliothek aufgestöbert. Seine chère soeur, die darin geschmökert, war voll ansteckender Begeisterung gewesen. Er nahm das Buch und las den Titel:

> Lebens — — Beschreibung Herrn Gözen's von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayser's Maximilian's I. und Caroli V. kühnen und tapferen Reichs-Cavaliers, Worinnen derselbe 1) all seine von Jugend auf gehabte Fehden, und im Kriege ausgeübte Thathandlungen, 2) seine in den Bauern-Krieg A. 1525 widerwillig geleisteten Dienste und dann 3) einige andere, ausserhalb dem Krieg, und denen Fehden, gethane Ritter-Dienste aufrichtig erzähle, und dabei seine erlebten Fatalitäten mit anführt."

Er las und verlor sich in jene weit zurückliegende Zeit, in der das heilige deutsche Reich an Altersschwäche darniederlag und andere Mächte, Geld- und Bildungsmächte, Taten jungen ließen und die Ritter, weil sie zwar Haumänner, aber keine Schlaumänner waren, samt Schwerter und Schilder in die Rumpelkammer des Jahrhunderts warfen. Demzufolge die Göttin Justitia dahin umlernen mußte, bisheriges Recht für Unrecht anzusehen, darob sie in der Handhabung von Wage und Richtschwert ein wenig unsicher wurde. Er las von einem, dem es nicht besser ging, als dieser Göttin, aber weil er ein Mann und nicht ein wankelmütiges Weib, fest hielt am Väterrecht, wie die Vorfahren festgehalten am Väterglauben, im Aufrechten geknickt wurde, weil er sich nicht beugen konnte.

Nicht viel hatte Götz von seiner auf Burg Jagsthausen verlebten Jugend zu erzählen, und auch Götz, den Knappen, schien das Leben nicht sonderlich überrascht zu haben. Ritte zum Reichstag, kleine Feldzüge unter hohenzollerischem Banner, kleine

Abenteuer, Dolch gegen Brotmesser, mit einem schön frisierten polnischen Edelknaben wollten nichts heißen für einen geborenen Ritter. Und wie wenig konnte seiner Herzenslust, raufen dürfen, in dem Schweizer Kriege unter schwarzweißen Fähnlein Genüge geschehen. Aber dann, als aus dem Ritterbub ein Rittersmann geworden, ward viel Ehr' eingeheimst durch jene persönliche Tapferkeit, welche die Nürnberger um, den Markgrafen zu einem Siege brachte. Wofür ihm einige Jahre später, im bayrischen Erbfolgekriege, Nürnberg durch eine Kanonenkugel, die ihm eine Hand fortriß, quittierten Dank schickte. Infolgedessen er als Mann des Eisens sich eine Hand, eine hiebfeste Rechte von eben diesem Metalle als Ersatz vom Waffenschmied schaffen ließ.

Aber höher schlug das Herz des Lesenden bei den Berichten zahlloser Fehden, die der Schreiber seiner Lebensgeschichte alter Sitte und altem Brauch gemäß Menschen und Städte angesagt und dadurch mit neuer Sitte und neuem Recht in Konflikt gekommen, als Raubritter gebrandmarkt wurde, obgleich nicht mutwillige Räuberei, sondern Rechtsselbsthilfe stets Zweck aller Fehden gewesen. Auch darin hatte das tapfere Blut am ärgsten mit Nürnberg zu tun gehabt; denn die Nürnberger beliebten ihm einen Knecht zu erschlagen und Fritz von Littwach, den Jugendfreund, gefangen zu halten. Ein Einbeiniger, Hans von Selbitz, stand dem Einhändigen in der Rache bei, und zwar derart, daß Kaiser Maximilian, zu dessen Füßen die Nürnberger Krämerseelen Schutz suchten, ausrief: „Heiliger Gott, Heiliger Gott! Was ist das? Der eine hat eine Hand, und der andere ein Bein. Wenn sie erst zwei Hände hätten und zwei Beine, wie wollt ihr dann tun?" Aber in in die Reichsacht war der Götz gekommen, obgleich, was in rechter Fehde geschah, straf- und bußlos gewesen seit jeher. Einst war Fehde Ahndung eines Friedensbruchs und nun sollte Fehde selbst Landfriedensbruch sein!

Blatt um Blatt ward umgeschlagen, schärfer und klarer trat die gedrungene und tapfere Gestalt des Berlichingen vor die Seele des mit heißen Augen Lesenden. Hei, welch ein tapferes Verteidigen auf Schloß Möckmühl, allwo der Ritter etliche Wochen eines Herzogs Amtmann war; eines Herzogs, der floh, als Krieg über ihn kam. Ein Verteidigen bis Ultimo, bis Menschenmund und Kanonenschlund nichts mehr zu essen fanden und der Verteidiger ausbrach, willens, den ihn umschließenden Feindesring zu durchbrechen, aber, im Blute 35 sterbender Mitstreiter stehend, gefangen wurde. Drei Jahre hielt der Bund der Fürsten den Helden in Heilbronn in Nummero Sicher, bis er gelobte, kein Glied des Bundes je anzugreifen. Schlecht war dem reichsfreien

Ritter das Zugeständnis an die Zeit: sich einem Fürsten als Vasall zu beamten, bekommen. Schlechter noch sollte das getane Gelöbnis zu verdauen sein.

Luthers Ruf von der christlichen Freiheit echote durch das Land. Allerorts taten die Bauern die Ohren auf, wurden mutig und empörten sich gegen ihre Unterdrücker, gegen die Herren der Welt mit und ohne Tonsur. Die Odenwälder wählten sich Nachbar Götz zum Hauptmann. Der Eidgebundene weigerte sich, aber die Bauern drohten. Und weil seine Burg nicht verteidigungsfähig, und weil darin sein Weib in Kindesnöten lag, sagte er auf acht Tage zu, bedingend: nicht zu plündern, nicht zu brennen, nicht zu morden, sondern die Forderungen in botsmäßiger Ruhe geltend zu machen. Aber die revolutionierenden Bauern scherten sich nicht um Ermahnungen und noch weniger um den Ermahner, der ihnen zu verdächtig war, als daß sie ihn nach den acht verpflichteten Tagen fortließen. Ein Monat Hauptmannschaft, durch Flucht beendet, brachte dem Ritter als Eidbrüchigen unter Anklage. Vertrauend auf seine gute Sache, ritt er nach Augsburg, den Fürsten des Schwäbischen Bundes Rechenschaft zu geben. Dort aber nahm man ihn wie einen in die Falle gegangenen Fuchs in Empfang und setzte ihn zwei Jahre in den Turm.

Die Erregung, die dem alten Götz bei der Niederschrift in den Adern getobt, da er sich des erduldeten Unrechtes erinnerte, übertrug sich auf den Jüngling, der trotz der späten Nachtstunde des inbrünstigen Lesens nicht Einhalt zu tun vermochte. Er empörte sich über das Verhalten und Verfahren dieser fürstlichen Herren gegenüber einem tapferen und freiheitsliebenden Manne; er empörte sich über die Führung des Prozesses und er glaubte zu spüren, wie es Götz in den Händen gezuckt, um sich selbst kurzerhand zu Recht zu verhelfen. Ihn empörte die Freilassung des Ritters mit der grausamen Verpflichtung, zeitlebens seinen Fuß nicht mehr außerhalb seines Burggeheges zu setzen. Besser, er wäre in seinem Gefängnis gestorben, als so ein päpstliches Klausurleben führen zu müssen! Wie konnte ein in die Freiheit und Ungebundenheit verliebter Mann solch ein Leben ertragen!

Nimmer wollte dem leidenschaftlichen Jüngling die kaiserliche Gnade behagen, die sich vielleicht etwas darauf zugute tat, aus einem unfreien Mann einen freien Mann machen zu können. Was wollten Götzens Ritte unter kaiserlichem Banner gegen Türken und Franzosen besagen? Wandelte er nicht als einer, der sich selbst überlebt hatte, durch die Zeit? Und welch ein Schicksalshohn, dem Helden einzugeben, sich einen Pastor zur Seite zu halten .... einen Pastor, an welcher Stelle früher ein Hans von Selbitz ge-

gangen. Und war es eines Götz würdig, am 23. Juli 1562 im Burggeheg zu sterben? Durfte eine Heldenseele sich so friedlich aus dem Staube machen, wie etwa ängstliche Zahlenseelen hinter Nürnberger Butzenscheiben? Dieser Mann starb nicht mit den Worten: „Freiheit! Freiheit!“ auf den Lippen? Wie traurig, wie zum Weinen traurig doch der Rest eines Menschenlebens ist, das endete vor dem Sterben. Warum nur hatte jener Geist, der Leben geben und Leben nehmen kann, warum hatte dieser Geist dem freiheitsliebenden Ritter nicht ins Augsburger Gefängnis den Bringer der großen Freiheit, den dunklen und doch so hellen Heros als Erlöser gesandt! Wenn er Gott wäre —

Und er sann darüber nach, was er getan, wenn dieses großen, rechtschaffenen Mannes Leben, auf das eine zwielichtige Zeit entstellende Schatten warf, in seiner Hand gelegen. In dieser Stunde arbeitete ein Teil der unendlichen Gotteskraft in ihm und behob die von irdischen Leiden verursachte Lähmung. Sein Leben wußte nichts von Halsgeschwüren, Bruststichen und Magenschwere, sein Herz litt nicht Schmerz um Kätchen Schönkopf. In seinem Blute jauchzte derselbe Jubel, der vor wenigen Wochen Mutterangst besänftigt, da das Bibelorakel gesprochen: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle spielen, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugeteilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immerstörenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt zu erklären: das Rechte sei das, was ihm gemäß sei.

* * *

Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüten und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran teilnehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Übel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last.

(Goethe in „Dichtung und Wahrheit“.)

Dr. Reinhold Schmidt: Die Home Rule-Debatten.

Die innere Politik Englands des Jahres 1912 hat mit kurzen Unterbrechungen ganz unter dem Zeichen des Home Rule-Kampfes gestanden. Allerdings ist der Kampf außerhalb Westminsters erbitterter gewesen, als im Unterhause selbst. In Versammlungen und auf offener Straße hat die politische Woge geflutet; am heißesten war der Kampf natürlich in Ulster. Schon ehe das Gesetz dem Unterhause zur 1. Lesung vorgelegt war, hatten die „Ulstermen" den Kampf aufgenommen. Diese Massenproteste hatten etwas von dem alten puritanischen Märtyrergeist der Reformationszeit. Man eröffnete die Versammlungen mit einem Gebet und sang den 90. Psalm.

Die imposanteste Kundgebung fand am 28. September statt. Dieser Tag galt schlechthin als der „Ulster Day". Es war ein Text aufgesetzt worden mit der Schlußformel: „We will not have Home Rule." Dieser Text „The Solemn Covenant" war in Tausenden von Abzügen auf Pergament gedruckt und sollte die Unterschrift des betreffenden Ulsterman tragen, der sich dem Proteste anschließen wollte. Als eingerahmtes Dokument sollte es an der Zimmerwand eines jeden Puritaners prangen und dereinst den späteren Geschlechtern als Beispiel der Überzeugungstreue und des Märtyrertums der Vorfahren voranleuchten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Veranstaltung mit großem Geschick ins Werk gesetzt, indem man sie zu einer heiligen Gewissenssache stempelte, und der Erfolg blieb nicht aus. Sir Edward Carson (der Führer der Ulstervertreter im Parlament) konnte dem Unterhause stolz mitteilen, daß allein in der Provinz Ulster 218 206 Männer und 228 999 Frauen den „Covenant" unterzeichnet hätten. Allerdings hatte man die Altersgrenze für die Jugend sehr weitherzig festgesetzt. Jeder, der über 16 Jahre war, wurde für politisch reif erklärt und durfte sein Gewissen durch eine Unterschrift erleichtern.

In wesentlich ruhigeren Bahnen bewegten sich die Parlamentsdebatten im Unterhause. Sie zogen sich vom April 1912 bis Mitte Januar 1913 hin und stellten eine hohe Geduldsprobe an die Unionisten (Konservativen). Die Verhandlungen warfen ein charakteristisches Streiflicht auf das ganze Parlamentswesen, wie es nur in England möglich ist. Die zufällig am Ruder befindliche Regierungspartei peitscht ihr Programm durch, und der ganze Widerstand der „Opposition" ist nur Formsache. So war es auch diesmal bei der Home Rule-Debatte. Damit die Gegenpartei nicht durch Obstruktion ein Gesetz in die Länge ziehen oder gar zu Fall bringen kann, haben die Engländer die „Guillotine" erfunden, das heißt, ganz mechanisch wird zu einer festgesetzten Stunde des Tages die Debatte abgebrochen, und man schreitet zur Abstimmung (division). Um 7½ beziehungsweise 10½ klapperte in der Home Rule-Debatte die Guillotine, und der betreffende Paragraph der Vorlage war erledigt. Es ist kein Wunder, wenn dann 24 Paragraphen mit etwa 900 Änderungsanträgen überhaupt gar nicht zur Besprechung gelangten, sondern ohne Debatte erledigt wurden. In Reihen ausgedrückt kommt der Widerspruch noch mehr zum Ausdruck. Bonar Law (der Führer der Opposition) erinnerte daran, daß von dem ganzen Gesetz nur 212 Textreihen in der „committee stage", der Hauptberatung, zur Diskussion gelangt seien, während 1434 Reihen ohne diese angenommen werden mußten.

Durch das Blocksystem der jetzigen liberalen Regierungspartei (die ihre Mehrheit nur der Anhängerschaft der Labour party und den irischen Nationalisten verdankt), war die Opposition (Unionisten) von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Die „Liberals“ bekamen ihre Vorlagen alle durch, und von den vielen Änderungsanträgen (Amendments) der Opposition ist kein einziger angenommen. Die Regierung hatte mit einer fast ertötenden Gleichmäßigkeit eine Mehrheit von etwa 100 Stimmen, und man wußte stets im voraus den Ausfall der jeweiligen Abstimmung. Eine überraschende Ausnahme bildete bekanntlich der 11. November, wo durch eine sogenannte „snap division“ die Regierung mit 21 Stimmen geschlagen wurde. Dieser unvorhergesehene Staatsstreich war nur möglich, alldieweil blauer Montag war, wo die englischen Abgeordneten noch nicht zur Arbeit zurückzukehren belieben. Die Aufhebung dieses Zufallsbeschlusses ist ja bekannt.

Was die Home Rule-Vorlage selbst anbetrifft, so baut sie sich im ganzen auf der Gladstoneschen Bill vom Jahre 1893 auf. Irland erhält sein eigenes Parlament nach dem englischen Vorbilde (164 Mitglieder fürs Unterhaus und 40 Senatsmitglieder als Oberhaus). Der Senat wird in der ersten Zusammensetzung von England auf fünf Jahre ernannt, bei späteren Ergänzungen ernennt ihn das irische Regierungskabinett.

Von den 164 Unterhausmitgliedern (Gladstone hatte nur 103 vorgesehen) entsendet die Provinz Ulster allein 59 Abgeordnete, entschieden ein sehr großes Entgegenkommen den Protestanten gegenüber. Den Suffragisten ist die Vorlage vorsichtig aus dem Wege gegangen, indem sie die Entscheidung des irischen Frauenstimmrechts dem irischen Parlament selbst überlassen will. An der Spitze der Exekutive steht der Lord Lieutenant, ausgestattet mit unumschränktem Vetorecht. Im englischen Parlament soll Irland mit 42 Stimmen vertreten sein, d. h. auf je 100 000 schickt es einen Abgeordneten. (Augenblicklich haben die Iren noch 103 Stimmen, was schon immer als eine ungerechte „Übervertretung“ empfunden wurde.) Interessant ist es vielleicht zu erfahren, daß Gladstone in der Home Rule-Vorlage von 1893 im Falle der Annahme den Iren im englischen Unterhaus noch 80 Stimmen vorbehalten wollte. Man sieht, daß die Liberalen bescheidener geworden sind.

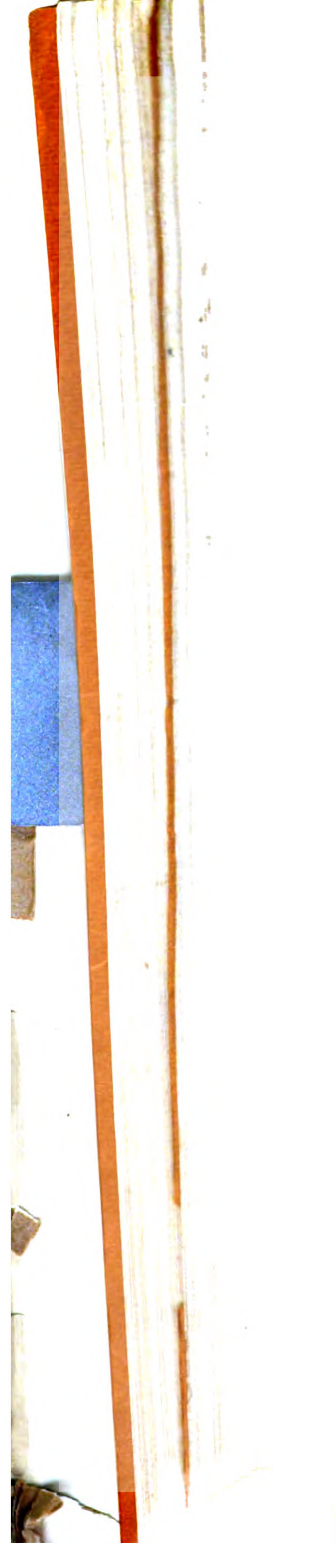
Auf den ersten Blick scheint es verwunderlich, daß Irland überhaupt noch im „Imperial Parliament“ vertreten sein soll. Der Grund ist der, daß die Iren englische Steuerzahler bleiben, und dafür zahlt England als Gegenleistung den Iren einen jährlichen Staatszuschuß.

Hier liegt der wundeste Punkt des Home Rule-Gesetzes. Irland soll „self government“ erhalten und unabhängig werden und — kann nicht reiten, weil es kein Geld hat. Schon jetzt mußte England jährlich 30 Millionen Mark an Irland zuschießen. Ohne diese finanzielle Verquickung würde der Trennungsschmerz viel leichter überwunden werden. Für spätere Jahre ist für Irland eine stärkere Vertretung im englischen Parlament in Aussicht genommen, wenn es seine wirtschaftliche und finanzielle Befähigung nachgewiesen hat. Damit aber Irland die Möglichkeit erhält, seine Schulden abzuschütteln, darf es nach dem Home Rule-Gesetz seinen Bewohnern noch eigene Steuern auferlegen, sowie die englischen Zölle noch erhöhen. Irland erhält seine eigene Post, und damit gibt England nicht etwa eine große Einnahmequelle auf, sondern schüttelt eine empfindliche Last ab, denn auch die irische Post kostete dem englischen Staatssäckel bisher einen jährlichen Zuschuß von etwa 5 Millionen Mark.

Von den vielen Änderungsanträgen, die die Opposition ihren Wählern zuliebe gestellt hatte (obgleich die Ablehnung derselben selbstverständlich war), erregte besonderes Interesse das „Ulster amendment“, das die ganze Provinz Ulster von der Home Rule ausschließen wollte. Der Antrag wurde in der „Report stage“ von dem schon erwähnten Sir E. Carson gestellt. Interessant ist dabei, daß in der „Committee stage“ ein ähnlicher Antrag, wenigstens die 4 nordöstlichen „counties“ von Ulster von der Home Rule-Bill auszuschließen, von den Unionisten abgewiesen war, um an den übrigen Protestanten keinen Verrat zu üben. Jetzt wollten sie aber ganz Ulster retten, und Bonar Law verstieg sich sogar zu der Äußerung, daß Ulster lieber von einer fremden Nation regiert sein wollte, als von einem irisch-nationalistischen Parlament. Diese kühne Drohung veranlaßte dann den „First Lord of the Admiralty“, Mr. Churchill zu der boshaften Wortverdrehung, Bonar Law habe gesagt, daß Ulster lieber zu Deutschland gehören wolle als zu Irland. Die stürmische Szene, die diese Wortunterschiebung im Unterhause hervorrief, ist ja bekannt.

Der ganze Ulster-Antrag blieb natürlich ebenso ergebnislos wie alle anderen Änderungsanträge der Opposition, aber die Unionisten hatten ihre Pflicht getan und ihre Hände rein gewaschen. Auch die Labour Party mußte eine Gewissensprobe bestehen. Da sie die Regierungsvorlage unterstützte, so wollten die Unionisten feststellen, ob ihre Home Rule-Freundschaft aufrichtig wäre oder ob sie sich nur verkauft hätten. Die Opposition brachte den Antrag ein, daß das irische Parlament kein Recht haben sollte, über Fabriken, Werkstätten, Bergwerke sowie über die Arbeitszeit und Arbeiterlöhne selbstständige Gesetze zu erlassen, weil sonst die Organisation der Gewerkvereine durchbrochen und zu Schanden gemacht würde. Mac Donald, der Führer der Labour Party, fiel auf diese arbeiterfreundliche Mausefalle nicht herein, er erwiderte kaltlächelnd, die bisherige Arbeitergesetzgebung Englands sei so erbärmlich (disappointing), daß es durch die Home Rule nicht schlimmer werden könnte, und der Oppositionsantrag erlitt seine übliche Abfuhr.

Im allgemeinen gilt bei Verfassungsschwärmern das englische Parlamentswesen als die denkbar beste Regierungsform, die auf unserer Erde bisher erfunden. Die Home Rule-Debatten haben aber wieder gezeigt, daß es keine terroristischere Vergewaltigung der jeweiligen Minderheitspartei gibt als im englischen Unterhause. Die augenblicklich am Ruder befindlichen Staatslenker können ohne Rücksicht auf den Einspruch der Gegenpartei die von ihnen vorgeschlagenen Vorlagen uneingeschränkt durchdrücken, während die Gegenpartei sich mit der fruchtlosen Arbeit bescheiden muß, die Arbeit der Regierung nach Kräften zu erschweren, die Unfähigkeit der Regierung vor aller Welt darzutun und die Staatslenker sobald wie möglich zu stürzen. Nicht eine erfolgreiche Mitarbeit an der Gestaltung der Gesetze, sondern die Vorbereitung des Sturzes der Regierung ist ihr einziger Zweck, und ist der Sturz erreicht, dann wird der Spieß umgedreht, und das Spiel wiederholt sich. Von sämtlichen Änderungsanträgen der Opposition ist auch nicht ein einziger angenommen, und das ist der übliche Lauf der Dinge. Das Unterhaus hat sich vom 11. April 1912 bis jetzt fast ausschließlich der Home Rule gewidmet (nur die noch schwebenden Insurance Bill- und Welsh Disestablishment Bill-Verhandlungen brachten mal etwas Abwechselung ins Haus), dabei hat das Haus nur kurze Sommerferien gemacht, und doch ist noch nicht einmal der sechste Teil überhaupt zur Beratung gelangt, alle übrigen



Anträge mußten mit Hilfe der Guillotine durchgepeitscht werden und wurden ohne weiteres angenommen.

Jeden Engländer bewegt jetzt die Frage: Wird die Home Rule-Vorlage wirklich Gesetz werden? Das Unterhaus hatte bekanntlich am 16. Januar die Vorlage in der dritten Lesung erledigt, und das Oberhaus hatte kurz darauf, wie vorauszusehen war, genau wie 1893 die Bill verworfen, aber damit ist Home Rule noch nicht gescheitert, sondern nur auf zwei Jahre hinausgeschoben. Denn das Oberhaus hat (seit 1911) kein unbedingtes Vetorecht mehr, sondern sein Veto hat nur eine aufschiebende Wirkung der Bill. Wenn das Unterhaus trotz zweimaliger Ablehnung seitens der Lords bei seinem Entschlusse bleibt, wird die Bill nach Ablauf von zwei Jahren ganz automatisch zum Gesetz, selbst wenn das Oberhaus zum dritten Male nein sagen sollte. Welches sind also noch die Hoffnungen der Unionisten? Sie hoffen, daß bis dahin die jetzige Regierung gestürzt, eine neue „general election" stattgefunden, und daß dann im neuen Parlament die Home Rule-Bill eine Niederlage erleiden wird. Die englischen Neuwahlen haben schon oft tolle Überraschungen geboten, und daß eine Partei plötzlich mit mehr als hundert Stimmen gestärkt oder geschwächt nach Westminster zurückkehrt, ist nichts Außergewöhnliches. Die politische Überzeugungstreue ist ein sehr relatives Ding, und der englische Wähler wählt nicht für eine Partei, sondern für ein Programm, und wenn das Programm seiner Partei ihm nicht zusagt, wählt er die Gegenpartei. Also große Schwankungen in der Stimmenzahl sind bei den Neuwahlen an der Tagesordnung, aber trotzdem müssen die Unionisten die Trommel schon tüchtig rühren, wenn sie die Liberalen schlagen wollen, denn sie müssen immer mit dem Block der „Liberals-Labour-Nationalists" rechnen. Jetzt stehen die Liberalen ohne Block schon mit 264 Mitgliedern der Opposition nur um wenige Stimmen nach (282 Unionisten). Dazu kommen heute für den Block die 40 Labour-Stimmen und 76 Nationalisten. Also heiß wird der Kampf werden, und Bonar Laws Partei rüstet schon heute auf allen Seiten. Wenn die Regierung nicht schon vorher einen Sturz erleidet, muß spätestens 1915 eine Neuwahl erfolgen, und das Jahr 1915 wird dann auch über die Home Rule entscheiden.

Herbert Ihering: Berliner Theater.

Den berliner Theatern wird in den großen deutschen Provinzstädten ebensoviel Bewunderung, wie Mißtrauen und Haß entgegengebracht. Die Bewunderung gilt mehr, als den Leistungen selbst, dem Ruhme, der den Leistungen vorangeht, das Mißtrauen richtet sich nicht nur gegen das Tempo, in dem die Ereignisse sich vollziehen, sondern gegen die Fähigkeit, dieses Tempo aufzunehmen und durchzuhalten. Wenn jemand, der den berliner Rhythmus noch in Nerven und Muskeln hat, in eine Großstadt des Reiches kommt, so verwirrt sich der Takt seines Atmens, seines Schreitens, weil er nicht die Antwort findet, die ihn trägt und fortführt. Umgekehrt geht es dem Provinzler, der nach Berlin kommt, ebenso. Sein geistiger und körperlicher Rhythmus findet keinen Widerhall, keine Unterstützung. Er wird von dem Organismus, in dessen Bewegungstempo er sich nicht eingliedern konnte, ausgestoßen.

Das Tempo Berlins nun hat auch die Theater unterjocht. Und Reinhardt war der erste, der die neuen rhythmischen Anforderungen erkannte. Selbst seine schlechtesten Aufführungen werden von den Energien, die unter ihnen schlummern, über das Alltägliche hinaus getragen. Die Zirkusvorstellungen bekommen in diesem Zusammenhange, obwohl künstlerisch gegen den „Ödipus" kein Tadel zu heftig ist, ihre Bedeutung. Es ist keine Frage, daß in unserer Zeit der Quantität die Masse zur Qualität werden kann. Im Theater der Fünftausend wird Reinhardt vielleicht glücklicher als im Zirkus Schumann davon überzeugen, wenn er sich an die geeigneten Dichtungen hält. In dieser Saison hat er im Zirkus nur seine alten Inszenierungen wiederholt und neue Einstudierungen im Deutschen Theater gebracht. Wenn man von dem mißglückten „Blauen Vogel" absieht, der zu schwer und deutlich wurde, fanden ihn die andern Dramen auf der Höhe seiner Phantasie, seiner Einfühlung, seiner Stilsicherheit. In Strindbergs „Totentanz", dem schauspielerisch und dekorativ die letzten Konsequenzen fehlten, schuf Reinhardt ein doppeltes Symbol für den Rücklauf des Geschehens: er rundete den Halbkreis, der durch die Turmszenerie bedingt war, nach vorn über die Rampe hinweg zu einem Vollkreis aus und hob damit die drei Menschen der Handlung auf eine neutrale Scheibe, deren Ring sie von der Außenwelt abschloß; er ließ ferner Edgar und Alice die ersten Worte, dem Publikum den Rücken zugekehrt, an einander vorbei ins Leere sprechen, und sie am Schluß in dieselbe Stellung zurückkehren. Shakespeares „König Heinrich IV." erhielt von Reinhardt, obwohl der erste Teil matt blieb, seine Einheit zurück. Er fiel nicht mehr in eine Hälfte der Staatsaktionen und in eine Hälfte der Narrenstreiche auseinander, beide Hälften gingen zusammen, beleuchteten sich gegenseitig, kreuzten sich, arbeiteten aufeinander hin. Sternheims betont skizzenhafte, aufreizend interessante Komödie „Bürger Schippel" wurde von Reinhardt launig ergänzt, und Tolstois schweres, sich verwahrendes, tief innerliches Nachlaßdrama „Der lebende Leichnam" mit szenischer Andacht und pantomimischer Phantasie über seinen fragmentarischen Charakter hinweg zu einem vielfältigen Lebensausschnitt erweitert. Literarische Experimente waren die Aufführungen von Sternheims gekünstelt phantastischem „Don uan". von Thomas Manns vornehm blasser „Fiorenza" und — in großem Abstand — von Stuckens männlich sympathischer, aber künstlerisch un-

sicherer Island-Tragödie „Astrid". Das Deutsche Theater hat außer Reinhardt keinen großen Regisseur und darum werden bühnenschwächere Stücke oft szenisch und darstellerisch zu wenig unterstützt. Daran leidet das Deutsche Theater am meisten, und von anspruchsvollen Dramen, die Reinhardt nicht selbst inszenierte, wurde nur Hebbels „Maria Magdalena" zu einem Ereignis, weil Lucie Höflich die Clara und Bassermann den Meister Anton gab.

Nächst Reinhardt ist Barnowsky Berlins modernster Regisseur. Er gab im Kleinen Theater ausgezeichnete Ensemblevorstellungen, denen nur die schauspielerischen Gipfel fehlten. Thomas etwas karg, arm und schematisch ausgefallene Bauerntragödie „Magdalena", Hauptmanns „Michael Kramer" und vor allem Schnitzlers männlich skeptischer „Professor Bernhardi" wurden geschlossen, mit gedämpfter Chargenkunst gegeben. Als Direktor des Lessingtheaters wird Barnowsky in der nächsten Saison zeigen müssen, wie er vor größeren Aufgaben besteht. Einen Fortschritt wird seine Direktion auf jeden Fall bedeuten. Denn Brahm war nach dem Weggang seiner besten Schauspieler selbst verarmt. Literarisch hatte er sich überlebt, und als Bühnenleiter scheint er mehr ein Hinderer als ein Schöpfer gewesen zu sein. Er verbot die Unnatürlichkeit, konnte aber auf der erreichten Natürlichkeit nicht weiterbauen. Er holte aus mittelmäßigen Schauspielern nichts heraus, sondern trieb nur ihre Unarten zurück, was ihm aber auch zuletzt nicht mehr gelang. Das Lessingtheater war grau und langweilig geworden. Es hatte den Zusammenhang mit Berlin und seinen Energien verloren und deswegen in der Provinz die Achtung als Berlins vornehmstes Theater gewonnen.

Auf einem ganz anderen Niveau wollen Meinhard und Bernauer das neuberliner Leben bewältigen. Sie haben das Berliner Theater zur besten Aktualitätsbühne gemacht und mit ihren Possen das Metropoltheater geschlagen. Sie hätten die Fähigkeit und die Schauspieler, ihre zweite Bühne, das frühere Hebbeltheater in der Königgrätzerstraße, zu einer ebenbürtigen Lustspielstätte zu stempeln, wenn sie in ihrem Repertoire konsequent blieben. Aber sie führen Shakespeares „Macbeth", Hebbels „Herodes und Mariamne" auf, ohne die Kräfte zu haben, und geben überflüssigerweise Ibsens „Hedda Gabler". Ein literarisches Verdienst bedeutet nur die Einstudierung von Ibsens „Brand", weil keine andere Bühne sich an ihn herangewagt hatte. Aber dennoch: gute Aufführungen von mittelmäßigen Lustspielen sind mir lieber, als mittelmäßige Aufführungen von guten Tragödien. Und man scheint sich auch mit Lothar Schmidts allerdings schwachem „Buch einer Frau" seiner eigentlichen Bestimmung wieder zuzuwenden.

Alle diese Theater haben in ihrer Stetigkeit oder in ihrer Unstetigkeit irgendeine Verbindung mit dem stürmischen, anfeuernden, ungeduldigen Wesen Berlins. Nur die Königlichen Theater liegen außerhalb. Das Schauspielhaus ist ein Antiquariat, über dessen Modrigkeit nicht zu reden ist. Das Opernhaus hat wenigstens sein Orchester, seinen Chor und einige hervorragende Solisten. Aber an Arbeitsleistung und modernen Inszenierungsversuchen wird es schon jetzt von dem jungen Deutschen Opernhause in Charlottenburg übertroffen. Dieses Theater, als Organisation musterhaft, scheint auch geschäftlich eine neue Ära heraufzuführen. Aus dem Wirrwarr der Krache und Pleiten heben sich Gründungen, die auf ganz neuen Fundamenten ruhen. Das Deutsche Künstlertheater, das die frühern Mitglieder des Lessingtheaters mit jüngeren Schauspielern anderer Bühnen in der Kurfürstenoper vereinigen will, verwirklicht den Gedanken einer Künstler-Sozietät.

Das Neue Volkstheater, das ein großes Kunsthaus bekommen soll, an dem die Stadt Berlin beteiligt ist, hat sich aus der Neuen freien Volksbühne entwickelt, die sich jetzt mit der älteren Vereinigung, der Freien Volksbühne, zu einem Kartell zusammengeschlossen hat, dem 70 000 Mitglieder angehören, und steht ganz auf demokratischer Grundlage. Unternehmungen wie das unselige Komödienhaus des Herrn Rudolf Lothar werden in Zukunft ebenso unwahrscheinlich sein, wie das dilettantische Zufallstheater des Herrn Adolf Lantz, Deutsches Schauspielhaus genannt.

Man würde hinter der widerspruchsvollen Vielfältigkeit, die den verwirrenden und belebenden Charakter des berliner Theaterwinters ausmacht, zurückbleiben, wenn man die beiden Gastspiele des russischen Balletts verschwiege. Anna Pawlowa kam mit einer mäßigen Truppe, aber mit dem vortrefflichen Regisseur Fokin, der phantastische Balletts und neue körperliche Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen hat. Die Pawlowa ist die Vollendung der alten Ballettkunst. Zehenspitzentanz ist ihr notwendige Befreiung. Ihr schlanker, herber Körper scheint nur da zu sein, sich über sich selbst zu erhöhen, über sich selbst hinauszuwachsen. Ihre Kunst hat etwas Hinauflangendes, Ekstatisches, Sichverzehrendes und kann dennoch flatterhaft, leicht, humoristisch und fast kokett schelmisch sein. Anna Pawlowa — das ist die Überwindung des Körperlichen fast bis zur Geschlechtslosigkeit. Ihr Tanz ist das Subtilste, was das Talent erreichen kann. Nijinsky jedoch ist das Genie. Er kam ohne den Regisseur Fokin, aber mit dessen alten Balletts und fand seine eigene Vollendung im „Nachmittag eines Faun“, den er selbst auf Debussys Musik gedichtet hat. Nijinsky ist das Wunder, um ihn ist das Geheimnis, um ihn ist atmosphärisches Strömen.

Diese Gastspiele sind keine folgenlosen, unorganischen Ereignisse. Das Fremde, das in Berlin ist, gehört zu ihm. Wie Berlin groß ist im Geben und seine eigenen Theater über die Grenzen schickt, so ist es auch groß im Empfangen. Aber es erwirbt das Ausländische, um es zu besitzen. Es bildet fort und läßt das Fernste im Eigenen verschmelzen. Berlin ist die einzige wirklich internationale Stadt Europas. Es sammelt die Strahlen und läßt sie von sich ausgehen.

J. v. Bülow: Elitetruppen.

Angesichts der neuen Forderungen für eine Verstärkung unseres Heeres, deren Notwendigkeit hier nicht erörtert werden soll, scheint die Frage von Interesse, ob der Wert unseres Heeres sich nicht auch auf anderem Wege heben läßt. Es wird zweifellos alles getan, um unsere Waffen, unsere Ausrüstung stets auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Lediglich die Ausbildung des einzelnen Mannes unterliegt einem althergebrachten klischierten Verfahren, das sich in seiner Art zwar bewährt, aber einer sehr erheblichen Verbesserung zugänglich sein dürfte.

Es wäre von nicht zu unterschätzendem Vorteil, wenn innerhalb des Mannschaftsstandes eine Bevorzugung wirklich befähigter Personen eintreten könnte. Es soll hier nicht etwa der Möglichkeit das Wort geredet werden, den Unteroffizieren die Offizierslaufbahn zu eröffnen. Die Er-

fahrung, die andere Heere gemacht haben, ermutigen nicht dazu, wohl aber ist eine Steigerung der Fähigkeiten und des Interesses am Dienst beim einzelnen Mann möglich und nützlich.

Durch die heute im ganzen Heer gleichmäßig geübte Ausbildung des Mannes wird ein Durchschnitt erreicht, hinter dem nur wenige zurückbleiben, den aber diejenigen, die es könnten, nicht überschreiten dürfen, solange sie nicht die lediglich zeitlichen Vorbedingungen eines höheren Grades erfüllt haben. Die Einheitlichkeit der Ausbildung erhöht fraglos die Schlagfertigkeit eines Heeres. Dennoch dürfte sich durch ein Aussondern der wirklich besseren Elemente diese Schlagfertigkeit noch um ein Bedeutendes vermehren lassen. Die höheren Leistungen, welche einzelne Truppenteile aufzuweisen haben, weil sie von vornherein einen intelligenteren Ersatz bekommen, wie die Jägerbataillone, sind von den Heerführern sicher niemals als schädlich empfunden worden. Würde statt der wenigen Jägerbataillone jedes Regiment eine Elite-Abteilung haben, so wäre eine Steigerung der militärischen Erfolge unseres Heeres zweifellos. Heute wird der gerade beim Militär notwendige Ehrgeiz des einzelnen Mannes nicht übermäßig begünstigt. Es ist ihm leicht, über den mittleren Durchschnitt emporzusteigen, aber schwer, sich noch weiter auszuzeichnen. Würde man bei jedem Regiment eine Eliteabteilung einrichten, in die die besten Leute aller Kompagnien etc. versetzt werden und aus denen heraus die älteren wieder besten Elemente als Gefreite und Unteroffiziere in die andern Kompagnien zurückkehren, so würde der Durchschnitt aller Abteilungen sehr schnell in die Höhe gehen. Jeder einzelne Mann würde das Bestreben haben, in die auserwählte Abteilung zu kommen, würde auch dem notwendigen alltäglichen Drill einen Reiz abgewinnen und die Leistungen auf allen Gebieten würden zunehmen, ohne daß tatsächlich auch nur ein Pfennig erhöhte Kosten entstehen. Ein Aussondern der wirklich unfähigen Elemente, die stets vorhanden sind und heute nur dazu dienen, die Ausbildung einer Abteilung zurückzuhalten und den Gesamteindruck zu verschlechtern, kann nur von Vorteil sein, da eine Menge von Arbeit zu leisten ist, für welche die besseren Elemente zu schade sind und die sie infolgedessen auch nur widerwillig und ungenügend tun. Eine solche Sonderabteilung wird die Freude am militärischen Dienst ohne weiteres erhöhen und für Offiziere und Unteroffiziere ein Ansporn sein, sich auszuzeichnen, da naturgemäß bei der Eliteabteilung die zu Führern genommen werden müssen, die mehr leisten als die anderen. Auf diese Weise ist für alle Teile des Heeres vom ersten Tage des Eintrittes an die Möglichkeit gegeben, alle Kräfte auszulösen. Im Ernstfalle kann ein Heerführer, wo es schwierige Aufgaben gilt, die ganz besondere Anforderungen an die Truppe stellen, mit einem hierfür geeigneten Material rechnen, sobald er die Eliteabteilung der einzelnen Regimenter zusammenfaßt. Es wird möglich sein, mit einer geringen Zahl von tüchtigen Leuten das Vielfache von dem zu erreichen, was von einer höheren Zahl Durchschnittssoldaten erwartet wird. Tausend Scharfschützen werden ein wichtigerer Gefechtskoeffizient sein, wie fünftausend, die die Durchschnittsleistung von heute aufweisen. Es ist ohne weiteres klar, daß eine erdrückende Zahl nicht einer geringeren aber fähigeren Macht überlegen ist.

Es scheint immer mehr, wie wenn ein tatsächliches Hervortreten unseres Heeres so bald nicht erforderlich wäre. Der Volkserziehungswert der allgemeinen Wehrpflicht tritt immer stärker in den Vordergrund und auch unter diesem Gesichtspunkte ist die Bildung von Elitetruppen zu befürworten,



denn für den Militärpflichtigen, der sich ohne Mühe dem Durchschnitt anpaßt oder darüber erhebt, bedeutet die Dienstzeit keinen Lebensfortschritt, sondern Stillstand.

Es gibt genug junge Leute, die ohne die Bildung der Einjährigen zu haben, ihnen doch an militärischen Fähigkeiten gleichkommen, wenn nicht überlegen sind. Für alle diese ist die gleiche Zeit wie für den Einjährigen zur Ausbildung hinreichend, aber eine Möglichkeit, zur Stellung des Unteroffiziers emporzurücken, ist erst normalerweise nach Ablauf ihrer Dienstzeit gegeben. Ihnen bedeutet das zweite Dienstjahr eine Zeit spielender Erholung, für die sie zweifellos zu jung sind. Daher würde die Einführung einer solchen Elite-Abteilung ein wertvoller Faktor für die Erziehung unseres Volkes sein.

Ulrich Rauscher: Frau Frühling.

Frau Frühling hat Madame Humbert in zwei Dingen übertroffen: sie war konsequenter und phantastischer. Sie hat die Dummheit ihrer werten Mitmenschen bis zum letzten Rest ausgebeutet und zugleich deren Herz mit dynastisch-menschelnder Geheimsage erwärmt. Sie hat für uns wieder einmal den Pegelstand des Bürgerherzens bestimmt, seine Fassungsmöglichkeit für Romantik und Fürstenliebe. Ein seltsamer Bezirk, der am Spießertum hängt, wie eine phantastische Blüte an einem Dornenhag.

Frau Frühling ist vierzig Jahre alt. Sie war Lehrerin und dann mit einem Hamburger Organisten verheiratet, von dem sie geschieden wurde, nachdem beide vorher zusammen noch den Offenbarungseid geschworen hatten. Dann begann ihre große Laufbahn. Urplötzlich und sehr erfolgreich. Sie brachte als Betriebskapital lediglich ein schlecht erfundenes, unwahrscheinliches, lächerliches Märchen mit, aber dieses Märchen hatte den rechten Ton: Kaiser und Fürsten kamen darin vor, Bastarde und Millionen, Bismarck ragte in den wirren Wundergarten dieses Schicksals, geheimnisvolle Beziehungen regten sich von allen Seiten, der nüchterne deutsche Tag bevölkerte sich mit verschwiegenen Ammen, treuen alten Dienern und der Nachricht von verborgenen Geburtsdokumenten. Hätte Frau Frühling eine notariell beglaubigte Schenkungsurkunde vom Durchschnitts-Millionär Schulze in Händen gehabt, kein Mensch wäre mit einem Pfennig herausgerückt, um sie zu unterstützen. Als sie einfach erzählte, sie sei die natürliche Tochter Kaiser Friedrichs und eine Schwester der Fürstin Bismarck, da fanden sich in Hamburg, Blankenese, Glückstadt, in Berlin und Lichterfelde, in Dresden und Schandau wohlsituierte Bürger, vorsichtige Geschäftsleute, weichherzige Witwen, die ihr zusammen in drei Jahren über eine halbe Million pumpten, bezwungen von diesem fürstlichen Blut in bürgerlicher Dunkelheit.

Die Dresdener Strafkammer, vor der Frau Frühling jetzt sitzt, hat sie auf ihren Geisteszustand untersuchen lassen, ohne Defekte feststellen zu können. Wie wär's, wenn das Gericht einmal die Geldgeber untersuchen lassen würde? Diese Leute, die ohne jeden geringsten Beweis einer früheren

Bremer Lehrerin und Hamburger Kantorsfrau eine halbe Million opferten, nur weil sie sich zum Hohenzollernbankert hinabsteigerte? Man würde da zu seltsamen Resultaten kommen. Erkenntnissen über den Zusammenhang von Byzantinismus und menschlicher Sehnsucht. Über den menschlichen Rest im Spieß, den dieser ein Leben lang vergaß und nun nicht mehr zu beherrschen vermag. Der wie ein fremdes Wesen in ihm hockt und den Geschäftsmann, den Hüter der Ordnung, den Träger deutschen Bürgertums über den Haufen rennt.

Warum haben die Männer und Frauen der geschiedenen Frühling das Geld nachgeworfen? Wegen ihres angeblich fürstlichen Geblüts? Weil sie selbst ihren bürgerlichen Stand so gering einschätzten, daß ihnen der Gedanke unerträglich war, eine Tochter Friedrichs III. müsse ihn teilen? Oder weil ihnen in dieser Frau, die ihr Leben von allerhöchster Stelle empfangen hatte, und die von Kaiser Wilhelm II. höchstselbst getadelt worden war, weil sie so verschwenderisch sei, etwas von dem Glanz, der Erdenferne entgegengetreten war, deren ihr enges, dumpfes Leben entbehrte? So das Wunderbare? Es muß ihnen wohl so gewesen sein, als könne eine halbe Hohenzollerin unmöglich mit gewöhnlicher Arbeit sich abgeben, als sei es einfach selbstverständlich, daß man diesem verirrten Höhenwesen helfe, bis ihr thronendes Geschlecht sich ihrer wieder in Gnaden erinnere. Dazu kam wohl das Hochgefühl, Mitwisser einer menschlichen Schwäche so vergotteter Personen zu sein, sozusagen Vertrauter der intimsten Seiten des Herrscherhauses. Die andern mochten ruhig Hoch und Hurra schreien, wenn der Kaiser vorbeifuhr, man tat es ja auch, aber (und das war jedes Opfer wert) mit dem berauschenden Gefühl: Ich weiß, was du aller Welt verbirgst, was nur den allergeheimsten Beratern deines Hauses bekannt ist, ich bin der Vertraute — deiner Schwester.

Man sagt, die Frau Frühling glaube selbst an ihr Märchen. Das ist möglich und würde ihren Erfolg erklären. In drei Jahren eine halbe Million teils in bar, teils in Waren zu erschwindeln, nicht etwa sie einer, vielleicht schrullenhaften Person abzunehmen, ist durch geschicktes Lügen fast unmöglich. Dazu gehört der Glaube an die eigene Sache, messianische Gewißheit, an der sich Jünger und Propheten entzünden. Dann bekommt man eine Villa mit 1000 Mark Anzahlung und kann sie ohne einen Heller erweitern, umbauen, möblieren und beziehen. Vor dem Heiligenschein solcher selbstherrlicher Berufung erblaßt alles, die Kleinbürgerlichkeit der Organistenfrau, die Fassungslosigkeit gegenüber einem 25-Mark-Dinerkuvert, das technische Unvermögen, eine halbe Million anständig kleinzukriegen, die ganze Ungelerntheit der unteren Bürgersfrau, die nur unter ihresgleichen Gottesgnadentum macht; nur das erzählt, was auf sie selbst wirken würde und das daher auch auf die andern, auf ihresgleichen wirkt; das schließlich mit seinen verwirrenden Klängen aus einer andern, einer höheren Welt ihr den Kopf verdreht. Freilich auf eine so verschmitzte Art, daß dem Gerichtspsychiater keine Feststellung gelingt.

Was bei den „Opfern“ Sehnsucht, was Byzantinismus, was einfach Dummheit war? Ich glaube: fast alles genau soviel wie bei der erfindungsreichen Frühling selbst. Der Gebildete, der selber aus dem engsten Volke kommt, kann mit dem Volk am besten sprechen. Die Hochstaplerin aus dem Volk erfindet die besten, die zugkräftigen Märchen fürs Volk. Märchen, die uns wie ein Kolportageroman klingen, aber für die Ohren, denen sie be-

stimmt sind, den lockenden Klang von romantischer Herrlichkeit haben. Ein geschmackvoller Schwindler hätte ein psychologisch fundiertes, auf seine unantastbare Wahrscheinlichkeit erprobtes Märchen erfunden — und keinen blauen Lappen erwischt. Frau Frühling sagt Kaiser Friedrich, Bismarcks Schwägerin, brüderliche Audienz beim Kaiser, häuft darum ein Durcheinander von Zahlen und Protzigkeiten — und kann in drei Jahren eine halbe Million gutbürgerlicher Gelder erheben. Was ist Wahrscheinlichkeit?

Hugo Kloß: Rentenfrühling.

Dem abgelaufenen Jahre werden wohl alle, die von unseren heimischen Anleihen ein Pöstchen im Geldschrank zu liegen hatten, kaum eine Träne nachweinen. Es brachte ihnen die niedrigsten Kurse, die wir je erlebten. Noch vor einigen Jahren hätte niemand geglaubt, daß die Anleihen des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten jemals einen derartig tiefen Stand erreichen könnten, wie er heute zur Tatsache geworden ist.

Die Gründe für diese Entwertung, welche unsere besten Papiere über sich ergehen lassen mußten, sind zahlreich wie der Sand am Meer. In der Hauptsache ist der beklagenswerte Kursrückgang wohl auf die zunehmende Teurung und die gesteigerten Lebensansprüche zurückzuführen. Beide Umstände veranlaßten viele jener kleinen Rentiers, deren Zinsen in normalen Zeiten zur Bestreitung des Lebensunterhalts gerade ausreichten, der Rente untreu zu werden und sich dem Aktienmarkt zuzuwenden, wo ihrem Kapital größere Gewinnchancen und höhere Verzinsung winkten. So ist es gekommen, daß am Aktienmarkt viele kleine Sparer interessiert waren, die keinerlei börsentechnische Schulung und Erfahrung besaßen.

Das war nicht übermäßig schlimm, solange die Börse das Haussepanier fröhlich flattern lassen konnte. Anders wurde das Bild aber, als sich am Horizont dunkle Wolken zusammenballten, als die Haussekonjunktur einen Riß bekam, der sich nicht wieder flicken lassen wollte. Schon der Beginn des turko-italienischen Krieges gab der Börse einen kleinen Vorgeschmack dessen, was sie zu erwarten hatte, wenn die Spekulation aus dem Haussetaumel, in dem sie befangen war, einst erwachen würde. In den Tagen, welche dem Ausbruch des Balkankrieges folgten, wurden die schlimmsten Befürchtungen weit übertroffen. Über Nacht brach an den internationalen Börsen eine wilde Panik aus, die zu dem bisherigen Optimismus in grellem Gegensatz stand und deshalb umso überraschender wirkte. Die meisten Leute verloren gleich beim ersten Kriegsruf den Kopf, warfen ihre Ware auf den Markt und suchten sie um jeden Preis zu verkaufen, ohne sich über die Folgen eines solchen Vorgehens klar zu werden. „Sauve qui peut!“ hieß die Devise. — Was nützte es da, Ruhe als die erste Bürgerpflicht zu predigen, wer hörte danach hin? — Dem enormen Angebot standen in der ersten Zeit so gut wie gar keine Abnehmer gegenüber, weil die ganze Börse vorher auf Haussespekulation eingeschworen war und daher keine nennenswerte Baissepartei existierte, die der lawinenartigen Abwärtsbewegung ein Paroli hätte bieten können.

So mußte der Kurssturz rapide werden, doch nicht nur Dividendenpapiere, sondern auch festverzinsliche Anlagewerte waren ihm ausgesetzt. Natürlich machten sich hier die Schwankungen lange nicht so stark geltend wie auf dem Aktienmarkt. Immerhin jedoch noch stark genug, um das Mißtrauen, das sich in weiten Kreisen dieser Effektenkategorie gegenüber seit einiger Zeit festgesetzt hat, noch weiter zu vertiefen. Unsere heimischen Anleihen rangieren heute im Kurse hinter denen von Staaten zweiter Güte. Ja, man kann noch weitergehen und sagen, letztere sind bei vielen Kapitalisten bedeutend beliebter als Consols und Reichsanleihe. Lange Zeit hindurch glaubte man, der höhere Zinsfuß allein wäre es, der unsere Rentiers veranlasse, ihr Geld ins Ausland zu tragen. Man begann an unserem Anleihesystem herumzudoktern. Unglücklicherweise aber tat man das so ungeschickt, daß alle Sparer vor den Kopf gestoßen werden mußten. Niemand ist so ängstlich wie der kleine Rentier. Wenn der nun Tag für Tag in seinem Blättchen liest, das Reich würde unter der Last seiner Schulden bald erdrückt werden, es genieße draußen überhaupt keinen Kredit mehr, mit seiner finanziellen Kriegsbereitschaft sei es schlecht bestellt und was dergleichen Schauermären mehr waren, die in der Welt ganz irrige Ansichten über unsere Finanzen verbreiteten, kann man es da den Leuten verdenken, wenn sie dem Reichsschuldbuch den Rücken kehrten und sich höher verzinslichen (dafür aber auch mit größerem Risiko belasteten) Papieren zuwandten? Die gestatteten ihnen doch — einstweilen wenigstens — Sonntags ihr Huhn im Topfe zu haben. Und waren, angeblich, sicherer als die des Deutschen Reiches. Den Großbanken kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie viel zur Verbreitung derartiger Anschauungen beigetragen haben, indem sie in ihren Depositenkassen den anlagesuchenden Kapitalisten vielfach ausländische Rentenpapiere empfahlen, bei deren Ausgabe sie als Emissionshäuser natürlich bedeutend mehr verdienten, als an heimischen Anleihen.

Jetzt macht sich ein allgemeiner Umschwung bemerkbar. Das Kursniveau der Fondsmärkte hat sich infolge des Balkankrieges an allen Börsenplätzen beträchtlich gesenkt. An Dividendenpapieren sind im letzten Vierteljahr Hunderte von Millionen verloren worden. Viele, die sich zu Spekulanten berufen fühlten, haben eingesehen, daß sie dazu nicht auserwählt sind. Sie haben genug für diese Erkenntnis zahlen müssen, als daß sie dieselbe leichtfertig in den Wind schlagen sollten. Es ist aber eine alte Tatsache, daß, wenn auf dem Aktienmarkt nichts mehr zu holen ist, für Anlagewerte stets eine günstige Konjunktur anbricht.

„On revient toujours à ses premiers amours.“ — Auch der Rentier wird wieder zu seinen Renten zurückkehren. Die Erfahrungen, die er mit Dividendenpapieren gemacht hat, sind zu bitter. Zudem liegt in dem jetzigen niedrigen Kursstand der meisten Anlagewerte ein Anreiz zum Kauf, der nicht zu unterschätzen ist. Selten war die Gelegenheit zum Erwerb so günstig wie jetzt. Wohin man den Blick auch richtet, überall hat sich das Kursniveau im Einklang mit der schwachen Allgemeintendenz erheblich gesenkt. Bei dem ersten Anzeichen, das die Wiederkehr normaler Zeiten andeutet, wird sich zuerst auf dem Anlagemarkt eine Regeneration der Kurse vollziehen. Unsere heimischen Staatsanleihen haben einen derartig niedrigen Stand erreicht, daß es ausgeschlossen ist, daß sie dauernd auf demselben verharren sollten. Um den Kurs zu heben, bedarf es gar keiner künstlichen Mittel und Mittelchen, wie z. B. des Sparkassengesetzes. Sie nützen in normalen Zeiten wenig und versagen sicher, wenn sie einmal die Kraftprobe be-

stehen sollen. Will die Regierung etwas tun, um ihre Anleihegläubiger in Zukunft wirksam vor Kursentwertung zu schützen (und sie hat die Pflicht dazu, wenn sie verlangt, daß ihren Schuldtitres das Prädikat „mündelsicher" verbleiben soll), so müßte sie einen neuen Anleihetyp schaffen, der, ähnlich wie die Schatzanweisungen, zu pari rückzahlbar ist. Dann hätte jeder, der solche Renten erwirbt, die Sicherheit, daß er bei der Auslosung sein angelegtes Kapital voll wiedererhält, und braucht sich vorübergehender Kursschwankungen wegen nicht zu beunruhigen. Auch eine Hinaufkonvertierung der dreiprozentigen Reichsanleihe — ein Lieblingsprojekt des einstigen Schatzsekretärs Wermuth — würde Wunder wirken.

Man kann nur bedauern, daß nicht schon längst wirksame Maßnahmen ergriffen worden sind, um der Anleihemisere ein Ende zu machen, und daß erst durch „höhere Gewalt", den Balkankrieg, der Rentenmarkt gründlich — allerdings auch schmerzhaft — saniert werden mußte. Jetzt sind die Kurse soweit heruntergedrückt, daß sie nur noch steigen können. Die technische Position des Anlagemarktes war selten so günstig wie heute, so daß man sich nunmehr der Hoffnung hingeben kann, das vielgefürchtete Jahr 1913 werde wenigstens den Renteninhabern einen Frühling bringen, der sie für manche Bitternis entschädigen wird und den man im wahren Sinne des Wortes als „Wonnemond" begrüßen kann.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Neue Bücher.

Charles-Louis Philippe: Gesammelte Werke (6 Bände). Herausgegeben von Wilhelm Südel. Egon Fleischel & Co.-Verlag, Berlin.
Otto Flake: Freitagskind. Roman. S. Fischer-Verlag, Berlin.
Hermann Hesse: Aus Indien. S. Fischer-Verlag, Berlin.
Konrad Maß: Zum Licht. Roman. Neuer Verlag deutsche Zukunft, Leipzig.
Herm. Anders Krüger: Diakonus Kaufung. Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn.
Heinrich Federer: Sisto e Sesto. Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn.
Angela Langer: Stromaufwärts. Aus einem Frauenleben. S. Fischer-Verlag, Berlin.
Auguste Hauschner: Die große Pantomime. Roman. Egon Fleischel & Co.-Verlag, Berlin.



Ein Kapitel vom Kaffee.

Schreckliche Zeiten waren's für Deutschland um das Jahr 1680. Louis XIV. hatte im tiefsten Frieden Straßburg überfallen und genommen; im Westen und Norden eine drohende Allianz der Seemächte; Ungarn ein ewig glimmender Herd der Rebellion, und im Süden die größte, die Türkengefahr — wie eine geladene Mine — stets bereit, auf einen Wink des Franzosenkönigs loszugehen.

Das deutsche Volk war eingekreist.

Allüberall — im Kaukasus und an der Adria, in den arabischen Wüsten — hoben die Türken Kräfte aus zu einem neuen, einem vernichtenden Schlag gegen die Christenheit.

1683 ward er geführt. Kara Mustapha erschien mit einem Riesenheer in Ungarn, warf alles vor sich nieder und stand bald vor den Toren Wiens. Rüdiger von Starhemberg verteidigte die Stadt. Monatelang währte der Kampf. Der letzte Mann auf den Wällen, Munition und Proviant erschöpft. Am Abend, wenn der Sturm ruhte, wenn die ermüdeten Posten die Nachtwache bezogen, stiegen vom Stefansturm Raketen auf, die um Hilfe riefen.

Und immer noch keine Nachricht vom Ersatzheer.

Da, als die Verzweiflung aufs höchste gestiegen war, als mit der Übergabe täglich gerechnet werden mußte, erbot sich der Pole Kolschitzky, die Nachricht von der verzweifelten Lage der Festung zu den Kaiserlichen zu bringen und sie aufzustacheln zur Befreiung der erschöpften Garnison. In geschickter Verkleidung trug Kolschitzky seine Botschaft durchs Türkenheer, unter tausend Gefahren brachte er die Antwort: „Der Ersatz naht."

Am 12. September fluteten plötzlich vom Kahlenberg verheerende Wildbäche nieder — Karl von Lothringen, Johann Sobiesky mit ihren Scharen. Im Nu war das türkische Lager überschwemmt. Die Tore Wiens öffneten ihre Schleusen und spieen auch ihre Massen aus. Da mahlten Gottes Mühlen. Zwischen den Mühlsteinen blieb das türkische Belagerungsheer.

Als man die reiche Beute verteilte, die goldtuschierten Waffen, kostbare morgenländische Geräte, die Teppiche und Zelte, die Sklaven und Frauen, Pferde und Trophäen — da sollte auch der wackere Kolschitzky sein Teil haben. Und er wählte — wie sonderbar — unter all den Schätzen für sich das Unscheinbarste aus: nur ein paar hundert Säcke, von denen eigentlich niemand wußte, was sie enthielten. Graugrüne und goldgelbe Körner, vielleicht Samen einer unbekannten Pflanze. Es war Kaffee.

Von diesen Körnern braute Kolschitzky den Wienern einen lieben Trank: den ersten Mokka im ersten Kaffeehaus des heiligen römisch-deutschen Reiches. Freilich, schon vier Jahre vorher, 1679, soll in Hamburg ein Kaffeehaus gegründet worden sein. Auf zwei Wegen also, vom Süden her und vom Meere, kam der Kaffee nach Deutschland.

In Persien mag er schon im neunten Jahrhundert gebraut worden sein, in Abessinien vielleicht noch früher. Die Araber lernten ihn im fünfzehnten Jahrhundert kennen, und das erste Kaffeehaus Europas wurde 1645 in Venedig eröffnet.

Jahrhundertelang blieb der Kaffee Eigentum der Reichsten, sein Genuß von tausend Luxusverordnungen eingeschränkt — und drang dennoch in immer weitere Kreise und wurde ein immer allgemeineres Bedürfnis. Von dem Umfang des Kaffeekonsums und seiner Steigerung können ein paar Zahlen eine Vorstellung geben. Deutschland verbrauchte:

1892 .	122	Millionen	Kilogramm	Kaffee
1897 .	136	"	"	"
1899 .	154	"	"	"
1906 .	187	"	"	"

Im Augenblick ist die 200. Million längst überschritten.

Ein Konsummittel, das in solch ungeheurer Menge ins Land kommt, zum täglichen Gebrauch des Bettelmannes wie des Edelmannes dient, will wohl auf seine Folgeerscheinungen geprüft sein. Wenn der koffeinhaltige Kaffee gefährlich ist, sein Genuß Schäden nach sich ziehen sollte, dann wäre die Eindämmung des Kaffeegenusses sicher ein großes Problem der Nation.

Der Kaffee ist ein schleichender, ein scheinheiliger und eben darum gefährlicher Feind: er täuscht unsere hastige Zeit über die Erschöpfung ihres Nervensystems hinweg — er redet der Menschheit Kräfte ein, die er ihr heimlich nimmt — ein falscher Patron, der uns süß beschwatzt und bitter enttäuscht. Ihn zu entlarven ist die Pflicht der führenden Geister.

Von einer Alkoholgefahr kann heute kaum mehr die Rede sein. Wer dem Alkoholgenuß frönt, tut es in dem Bewußtsein, damit sich und seinen Nachkommen zu schaden. Wer den Genuß übertreibt, an dem ist jedes Wort verloren: er ist als Kranker zu behandeln — in der Trinkerheilstätte.

Und der Kaffee? Ist er wirklich schädlich? Jeder einzelne hat es wohl schon an sich beobachtet. Jeder lehnt die Tasse Mokka, die man ihm bietet, am Abend ab — er verzichtet auf einen angenehmen Trunk zu Gunsten eines angenehmen Schlafes. Das herzbeklemmende Gefühl, zuviel Kaffee getrunken zu haben, ist keinem



von uns erspart geblieben, ohne daß wir uns in jedem einzelnen Fall Rechenschaft darüber geben, woran wir eben leiden: an einer leichten Koffeinvergiftung.

1771 schrieb F. D. Constantini:

„Die Erfahrung bestätigt, daß der Kaffee bei den meisten Menschen Schlaflosigkeit erzeugt. Der Kaffee greift das Nervensystem an, verursacht Wallungen des Blutes, Herzklopfen, Angst u. dgl. Dies ist die Hauptursache, weshalb er den Schlaf verhindert. Diese Wirkung ist aber so weit entfernt von einer aufgeweckten Munterkeit und stärkenden Erfrischung der Lebensgeister, die man von dem Kaffeetrinken erwartet, daß ihr vielmehr der Name einer ängstlichen Unruhe zukommt, wodurch der Schlaf verzögert wird, und also, aus Mangel an der nötigen Ruhe, die Abmagerung des Körpers mit Verlust seiner Kräfte erfolgen muß."

Was moderne Hygieniker über den verderblichen Kaffeegenuß geschrieben haben, füllt Bände; und schließlich ist alles — auf das gelehrteste ausgedrückt, im geschraubtesten Medizinerdeutsch gesagt — nichts anderes als eine Wiederholung und Erweiterung der Sätze Constantinis.

Der Geheime Medizinalrat Professor F. Mendel faßt die Wirkungen des Kaffeegenusses in drei Gruppen zusammen: Störungen des Zentralnervensystems — Muskelveränderungen — und gestörte Zirkulationsbedingungen infolge von gestörter Herzarbeit.

Er fährt dann ungefähr fort:

„Eine Hauptklage der Patienten ist allgemeines Schwächegefühl und deprimierte Gemütsstimmung. Die frühere Arbeitslust ist geschwunden, sie können sich zu dem gewohnten Tagewerk nur mühsam aufraffen, und das Gefühl der Energielosigkeit macht ihnen die Erfüllung ihrer Berufspflichten unmöglich. Nicht selten hört man Klagen über heftigen Kopfdruck und anhaltende Schlaflosigkeit, die das Gefühl der Abgeschlagenheit noch erhöht.

Dieser neurasthenische Zustand ist auf eine Überanstrengung des Nervensystems zurückzuführen. Er weicht in verhältnismäßig kurzer Zeit vor einer Therapie, deren wesentlicher Faktor im Verbot des Kaffeetrinkens besteht — ein Beweis, daß nicht wirkliche, auf andern Ursachen beruhende Neurasthenie vorgelegen hat, die ja bekanntlich jeder Behandlung hartnäckig zu trotzen pflegt."

Aus all den umfangreichen, gelehrten Abhandlungen können wir immer nur eins herauslesen: der Kaffee peitscht uns aus unserer Ermüdung auf, ohne uns zu stärken. Die kurze, künstliche, scheinbare Ermunterung bezahlen wir mit beklemmender Unruhe und mutloser Erschlaffung. Wir setzen den Kaffeegenuß fort und steigern ihn — müssen ihn steigern, um heute der übergroßen Er-

müdung Herr zu werden, die uns von gestern her noch in den Gliedern liegt. Dann kriegen wir es aber mit der Herzvergrößerung zu schaffen; und hört, was uns Professor Dr. Goldscheider in Aussicht stellt: wir gehen der Gefäßverkalkung entgegen.

Virchow hat den Kaffeegenuß leidenschaftlich verdammt. Er wies darauf hin, daß der Kaffee keinen Nährwert hat, daß die Aufhebung des Hungergefühls nichts als Verstellung ist der gelähmten und betäubten Nerven unseres leeren Magens. Virchow stellte die Giftigkeit des Kaffees geradezu neben die des Alkohols.

Weigl in München warnt die Wöchnerin vor dem Kaffee. Kinder von Frauen, die dem Kaffeegenuß ergeben sind, leiden nach Weigl an allgemeiner Körperschwäche. Krämpfe, Muskelzuckungen, die schlechte Verdauung des Säuglings sind auf das Kaffeetrinken der Mutter zurückzuführen. Die schädlichen Bestandteile des Kaffees gehen mit der Muttermilch auf das Kind über.

Welcher Bestandteil nun ist schuld an der ungünstigen Wirkung des Kaffees?

Schon vor fast hundert Jahren, 1820, fand Runge das wirksame Prinzip des Kaffees in einem Alkaloid, das er Koffein nannte. Das Koffein bildet lange, weiße, biegsame, asbestartige Kristalle. Es ist geruchlos und nahezu auch geschmacklos, löst sich leicht in heißem Wasser. Die moderne Chemie hat für das Koffein die Formel $C_5H(CH_3)_3N_4O_2$ aufgestellt und spricht die komplizierte Formel Trimethylxanthin aus. Einem unserer größten Chemiker, E. Fischer, ist die Synthese, das heißt: die künstliche Darstellung des Koffeins gelungen.

Dieses Koffein ist ein stark wirkendes Pflanzengift. Wenn man es dem Versuchskaninchen beibringt, ruft es genau jene Wirkungen hervor, die wir nach starkem Kaffeegenuß an uns und andern erleben. Es ist für die physiologischen Wirkungen ganz gleichgültig, ob wir das Koffein rein oder in Form von Kaffee zu uns nehmen. Das Koffein erleidet beim Rösten des Kaffees keine Veränderung, es geht in den Kaffeeaufguß fast vollständig, jedenfalls aber unzersetzt über. In einer mittleren Tasse normalen Kaffeeaufgusses sind 0,15 g Koffein enthalten.

0,15 g Gift in einer Tasse Kaffee!

Und 0,50 g Koffein ist die größte Menge, die ein Arzt seinem Patienten noch verschreiben darf!

Das Leben des Alltags läßt es aber nie bei einer Tasse Kaffee bewenden. Wir mögen auch keinen normalen, wir lieben guten, das heißt: starken Kaffee. Nicht hie und da, zu festlichen Stunden — nein, täglich — täglich zwei- und dreimal. Denke einmal nach: kann diese immer erneute Zufuhr eines so heftigen Giftes ohne Ein-

fluß auf uns bleiben? Auf die Gesündesten unter uns? Erst recht auf die übergroße Zahl der Herz- und Nervenkranken?

Deutschland verbraucht jährlich über 200 Millionen Kilogramm Kaffee. Die rohe Bohne enthält, das bezeugen alle chemischen Analysen übereinstimmend, mindestens ungefähr 1 % (manchmal über 2 %) Koffein. Also wird alljährlich Deutschland allein mit über zwei Millionen Kilogramm Koffein infiziert. Auf dreißig Menschen zwei Pfund Gift. Angesichts solcher Zahlen wird kein Arzt, kein Hygieniker mehr den Kaffee als unschuldiges Getränk betrachten dürfen.

Enthält der Kaffee außer dem Koffein noch andere schädliche Stoffe?

Nach Aussage einiger der besten Chemiker nur einen: das Kaffeöl. Es ist im Kaffee aber in unmeßbar geringen Mengen enthalten; ist überdies, mit dem Koffein verglichen, ein harmloser Bursche. Wir könnten vierhundert Tassen trinken, ehe wir durch Kaffeeöl vergiftet würden. Die Bohne enthält fünfzigmal mehr Koffein als Kaffeeöl! Weder das Kaffeeöl noch irgendein anderer Kaffeebestandteil außer dem Koffein kommt für die schädliche Wirkung des Kaffees auch nur im geringsten in Betracht.

Nicht der Kaffee schlechtweg ist also schädlich, sondern einer seiner Bestandteile, das Koffein. Wenn das Koffein dem Kaffee entzogen würde, ist gegen seinen Genuß nichts einzuwenden.

Koffeinfreier Kaffee .... wie mag er schmecken?

Nun, die Probe auf das Exempel ist leicht zu machen. Man geht in den nächsten Laden und kauft ein Paket koffeinfreien Kaffee. Man läßt ihn heimlich von der Köchin brauen.

Mediziner und Physiologen machen ihre Versuche meistens an Fröschen, weißen Mäusen und Karnickeln. Derlei Getier ist aber in der deutschen Familie schwer aufzutreiben. Darum brauchen wir uns immer noch nicht selbst in Gefahren zu stürzen: wir haben ja unsere teure Schwiegermama.

Sie schlürft den Trank — ohne zu merken, daß sie eine neue Sorte schlürfe, ohne mit einer Wimper zu zucken — und lobt sich ihn am Ende. Da tun wir selbst einen Schluck — und erkennen zu unserer Überraschung, daß koffeinfreier Kaffee nicht eine Spur anders schmeckt als gewöhnlicher Kaffee. Man kann ihn mit Hilfe der Geschmacksnerven allein von gewöhnlichem Kaffee gar nicht unterscheiden.

Der Chemiker klärt uns auf: Koffein ist absolut geruchlos und fast geschmacklos. Ob Koffein im Kaffee enthalten ist oder nicht, hat auf den würzigen Charakter des Getränks nicht den geringsten Einfluß.

Welchem Bestandteil der geröstete Kaffee seinen lieblichen Duft, seinen eigentümlichen angenehmen Geschmack verdankt — dem Kaffeeöl, wie die einen glauben, oder der Kaffeegerbsäure nach Ansicht der andern — das zu entscheiden, überlassen wir ruhig den Professoren. Uns kann gleichgültig sein, woher Duft und Geschmack kommen, genug, sie sind da, und wir freuen uns daran. Die Tatsache, die uns einzig interessiert, ist: mit dem Koffein haben Geruch und Güte des Kaffees nicht das mindeste zu schaffen — schlechter Kaffee wird nicht besser, guter Kaffee nicht schlechter durch Koffeinentziehung — so wenig, wie etwa eine Pflaume leidet, wenn man den Kern aus ihr löst, oder Schokolade, wenn man sie aus dem Stanniol wickelt.

Patienten, die mit allen Erscheinungen einer chronischen Koffeinvergiftung ins Sanatorium gebracht wurden, tranken dort wochenlang koffeinfreien Kaffee, ohne die Unterschiebung auch nur zu ahnen — und ich selbst habe einer interessanten Probe beigewohnt: man kochte Kaffee von zwanzig verschiedenen Sorten auf, zehn koffeinhaltigen und zehn koffeinfreien; dann rief man den Küchenchef eines großen Hotels — einen Mann also, der vermöge seines Berufes empfindliche Zungennerven haben muß — und gab ihm auf, die koffeinfreien Kaffees durch Kostproben herauszufinden. Es ist dem Mann durchaus mißlungen.

Alles gut und schön. Wenn wir aber den Kaffee etwa grade seiner physiologischen und psychischen Wirkungen wegen trinken? Wenn wir durch ihn angeregt sein wollen? Und der koffeinfreie Kaffee entbehrt der von uns erstrebten Wirkung? — dann wäre jeglicher Versuch, uns koffeinfreien Kaffee zu bieten, ein von vornehin aussichtsloses Unterfangen.

Gewiß. Aber gibt es wirklich Menschen, die ihr Bier, ihr Glas Wein hinabstürzen mit der bestimmten Absicht, sich zu betäuben?

Ja, solche Menschen gibt es: Jünglinge im Liebeskummer, Bankkassierer am Vorabend der Kassenrevision; dramatische Autoren nach der Erstaufführung. Menschen mit fünf Sinnen sind es nicht.

Ebensowenig trinkt ein Mensch mit fünf Sinnen Kaffee, um Herzklopfen und Angstschweiß an sich hervorzuzaubern. Man genießt den Kaffee — schwarz wie die Nacht, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe — als Getränk von wohltuender Wärme, von köstlichem Geschmack.

Und er ist Gift.

Wenn der Kaffee so schädlich ist — gerade wegen seines Gehalts an Koffein — haben wir dann nicht ein sehr einfaches

Aushilfsmittel? Wir lassen einfach den Kaffee sein und trinken Tee zum Frühstück. Tee ist doch sozusagen der natürliche nächste Ersatz für Kaffee?

Ja, wenn das Teein nicht identisch mit dem Koffein wäre!

Haargenau dasselbe — ein einziger Stoff, der ehedem, als wir noch in die Schule gingen, zwei verschiedene Namen trug, Koffein und Teein — Satan und Belzebub.

An Versuchen, koffeinfreien Kaffee herzustellen, hat es nie gefehlt. Gelehrte, die den verderblichen Einfluß des Koffeins auf die menschliche Gesundheit erkannt hatten, gingen an die Arbeit. Die einen zerstampften die rohe Bohne zu Pulver und entzogen dem Pulver das Gift auf umständliche Art. Die andern probierten es ebenso mit der gerösteten zermahlenen Bohne. Die dritten griffen das unzerstückelte Samenkorn an — von allen Seiten, mit allen möglichen Mitteln, im Vakuum, unter Druck, bei allen denkbaren Temperaturen. Immer vergebens; entweder schmeckte der Kaffee wie Sägemehl oder er blieb koffeinhaltig wie zuvor.

Man mußte ein Verfahren finden, das einerseits das Koffein leicht und ausgiebig löst, andererseits aber den Rohkaffee keines Stoffes beraubt, der für die Entwicklung des Aromas beim Rösten, für die Farbe und den Geschmack des Aufgusses nötig ist.

Einfach war die Sache nicht. Der Kaffee ist ein harter Same mit dickwandigen Zellen, das Koffein ist in den Zellen verteilt wie Honig in den Bienenwaben, hängt zäh an ihnen und will nicht daraus weichen.

Die erste Aufgabe war: die festverschlossenen Zellen öffnen. Den Schlüssel bot der Wasserdampf. Indem man die Bohnen einer kurzen Einwirkung von reinem, heißem Wasserdampf aussetzte, brachte man sie gleichsam zum Aufblühen und konnte dann durch einen zweiten kunstvollen Eingriff — mit Hilfe von ätherischen, leichtflüchtigen Dämpfen — fast alles vorhandene Koffein zerlegen, auflösen und entziehen.

Bohnen, die auf diese Art behandelt wurden, verloren mindestens neun Zehnteile ihres Koffeingehaltes, manchmal sogar neunundneunzig Hundertteile, und gingen aus dieser grausamen Behandlung dennoch vollkommen heil hervor.

Dutzende von Chemikern von Universitäten haben die Probe auf das Exempel gemacht, indem sie die von Wimmer hergestellten koffeinfreien Bohnen untersuchten; immer war den Bohnen nur das Koffein entzogen — bis auf winzig kleine, für den Genießer ganz und gar unmerkliche Spuren — und niemals konnte die geringste Beimengung eines fremden Stoffes, niemals auch nur der kleinste Rest des Koffein-Lösungsmittels in den Bohnen nachgewiesen werden.

Die Herstellung von koffeinfreiem Kaffee war dank den Bemühungen Wimmers gelungen.

Des koffeinfreien Kaffees? Darf man ihn wirklich so nennen? Er enthält doch immer noch Koffein — wenn auch nur winzige Teile der ursprünglichen Menge?

Für eine Tasse braucht man fünf Gramm koffeinfreien Kaffee. Sie enthalten etwa 0,08 Prozent Koffein, also insgesamt 0,004 Gramm. Die übliche Art der häuslichen Kaffeezubereitung löst ungefähr siebzig Prozent des im gemahlenen Kaffee vorhandenen Alkaloids — in unserm Falle demnach 0,003 Gramm — ein homöopatisches Quantum, dem gewiß auch der Vorsichtigste keine schädliche Wirkung mehr zuschreiben wird. Man könnte hundert Tassen koffeinfreien Kaffee auf einmal trinken oder dreihundert im Tag, ohne jene Menge Koffein erreicht zu haben, die der Arzt in Krankheitsfällen verordnen darf.

Die Berechtigung, solchen Kaffee koffeinfrei zu nennen, werden nach dieser Erwägung selbst Gegner anerkennen müssen.

Auf Grund dieser Laboratoriumsversuche gründete man 1907 in Bremen die Kaffeehandels-Aktiengesellschaft mit der Absicht, koffeinfreien Kaffee nach dem neuen Verfahren im großen zu erzeugen.

Die Männer, die sich zur Gründung zusammenfanden, müssen sich wohl bewußt gewesen sein, welches Wagnis sie unternahmen. Man hatte mit dem Vorurteil der Menge gegen alles Neue zu rechnen; mit der Schwerfälligkeit des Deutschen gerade in Magenfragen; man muß bedacht haben, daß der koffeinfreie Kaffee auch in Kreisen, die von der Schädlichkeit des Koffeins überzeugt sind, mit tausend Gegnerschaften zu rechnen haben wird — mit all den Surrogaten aus Birnen, Eicheln, Rüben, Gerste, Weizen, Feigen, Datteln und Zichorienwurzeln, die alle den Namen Kaffee tragen — immer in irgendeiner beschönigenden Zusammensetzung.

Trotzdem fanden die Gründer den Mut, ihr Geld und ihre Arbeitskraft zu wagen. Geld ist ja, wie zu jedem Kampf, hier vor allem nötig gewesen. Binnen einigen Tagen war eine Million aufgebracht, nach kurzen Wochen standen mehrere Millionen zur Verfügung einer Gruppe, die der Volkswohlfahrt auf ihre Weise dienen wollte, um eine ganze Generation von sechzig Millionen Deutschen vor der Vergiftung durch das Koffein zu bewahren.

Man erwarb ein Terrain am Holzhafen von Bremen und ging rasch und umsichtig an den Bau einer modernen Fabrik. Sie ist schon in ihrem Äußern eine Sehenswürdigkeit geworden. Einfache Linien, für deren edle Anmut noch nicht jeder von uns ein Auge hat.

Zu Schiff aus den fernsten Teilen der Erde — aus Brasilien, Mittelamerika und beiden Indien — treffen die Kaffeesäcke im Hafen von Bremen ein, täglich in immensen Ladungen. Fleißige

Eisenbahnwagen schaffen die Lasten unmittelbar vor die Tore der Fabrik.

Dort übernimmt sie ein Transportband und bringt sie eilends durch einen langen, kühlen Tunnel vor die sonderbarste Einrichtung der Erde. Nichts als ein Trichter ist da sichtbar, worin der Inhalt der Säcke strudelnd verschwindet. Ein Gebläse ist es, das den Kaffee da aufsaugt, reinigt und sechs Stockwerke hochpustet. Kein Staubteilchen, kein fremder Bestandteil bleibt an dem Kaffee haften. Starke Magnete halten das kleinste Stückchen Eisen auf, das der Zufall etwa, in Gestalt von Nägeln vielleicht, von Nadeln und Splinten, dem Kaffee beigemengt haben könnte.

Im sechsten Stockwerk besorgt dasselbe Gebläse die Verteilung des Rohkaffees auf die Sortiermaschinen und Dampfkessel. Man weiß, was hier mit den Bohnen geschieht: der Dampf reinigt sie noch einmal, bis auch die letzte Spur von Staub und Krankheitsstoffen ertötet und von ihnen genommen ist — und derselbe Dampf bringt die Bohnen gleichzeitig zum Erblühen. „Aufschließen“ nennt es der Fabrikchemiker in seinem Deutsch. Der Aufschließungsprozeß öffnet die winzigen Zellen und zerlegt die Koffeinsalze.

Ein Stockwerk tiefer begegnet uns der Kaffee wiederum — aber wir sehen ihn nicht. Er ist auf verborgenen Wegen in riesige Zylinder gewandert, die den Körnersegen rütteln und schütteln, mengen und mischen und dem ätherischen Verfahren aussetzen. Hier begegnet uns auch — in sauberen Wannen — zum erstenmal das Koffein: Würfel, so groß, daß wir meinen, wir würden sie nur mit Anstrengung heben können — und sind doch so leicht wie Hollundermark.

Nebenher zeigt man uns noch ein braunes, häßliches Wachs, das bei der Koffeinentziehung als Nebenprodukt abfiel. Es ist jene Masse von Schmutz und gestocktem Fett, die vor der Behandlung des Rohkaffees an der Oberfläche der Bohnen haftete und nun unschädlich gemacht ist. — Man zerbrach sich in der Fabrik lange den Kopf, woher es käme, daß der koffeinfreie Kaffee so viel haltbarer ist als gewöhnlicher Kaffee. Endlich kam man darauf: dieses braune, häßliche Wachs ließ den gebrannten Kaffee leicht ranzig werden; koffenfreier Kaffee aber ist auch wachsfrei.

Im Nebengebäude, fünf Stockwerke hoch: große Trommeln, die sich wie Weltkörper drehen und tun, als wollten sie es ewig so treiben. Irgendwie ist der koffeinfreie Kaffee in sie gelangt und wird da geröstet — hundert Kilogramm in jeder Trommel. Sechs Minuten dauert die Röstung — jede Stunde können 3600 Kilogramm verarbeitet werden — mehr als ein Mensch in hundert Jahren verbrauchen kann, wenn er täglich zehn Tassen tränke.

Plötzlich steht eine der Trommeln still — ein Röstprozeß ist beendet worden. Ein kleines Wölkchen steigt auf — ein Schieber rasselt — und der geröstete heiße Kaffee saust hinab.

Wohin? Ein Stockwerk tiefer, in immense Siebe. Randvoll sind sie mit heißem, braunem Kaffee gefüllt. Aber keine Spur jenes Rauches, den wir doch alle noch aus unserer Kindheit kennen, der weithin Flur und Gänge erfüllte, wenn Mutter eine Handvoll Kaffee in ihrer Kugel röstete. Denn hier arbeiten Saugapparate, die niemand sieht, und atmen all den Rauch ein, pressen kalte Luft durch die Siebe und kühlen die heißen Bohnen in ein paar Augenblicken ab. Dann packen metallene Schaufeln den Kaffeehaufen und werfen ihn in ein Rohr. Er fällt...

.... zwei Stockwerke tiefer. Eine elektrische Maschine, flink und reinlich wie kein Kommis der Welt, wiegt den fertigen Kaffee und verteilt ihn gerecht und sauber auf die Originalpackungen. Unzählige Eisenhände ergreifen das gefüllte Paket — husch, rasch eine niedliche Broschüre, die „Wohlstand, Gesundheit und langes Leben" verspricht, dareingetan — von allen Seiten zurechtgerückt und ruckweise zugeklappt; der eine Hebel tut noch wichtig eine bunte Marke auf den Verschluß, und das Paket kann seine Wanderung nach den fünf Erdteilen antreten.

Im Zwischenstock rattern, knaxen und schaffen ebenso komplizierte wie intelligente Maschinen. Sie machen Tüten. Jede hat vier Arme und ist doch so fleißig, als hätte sie ihrer tausend. Da hebt ein Vakuumsauger ein Pergamentblatt hoch, schiebt es über eine Gummierwalze, ein sofort zugreifender Mechanismus falzt, knickt und schließt es, und die innere Umhüllung ist fertig. Eine korrespondierende Vorrichtung behandelt in gleicher Weise das bedruckte Außenblatt. Die ganze Arbeit vollzieht sich blitzartig schnell; in einer Minute sind mehrere Dutzend Doppeltüten fertiggestellt. Auch hier also ist die klebrige Arbeiterhand durch wohlfeile hygienische Maschinenkraft ersetzt worden.

Keine Menschenhand hat von der Öffnung der Säcke an bis zur Versendung der Pakete an den Kaffee gerührt — er ist gewaschen worden, gereinigt, gebrüht, entgiftet, geröstet, gewogen, abgeteilt und verpackt wie durch Zauberei, durch Maschinen von blitzblankem Stahl und schmuckem Porzellan. Man kann sagen, der Fabrikant schütte den Rohkaffee oben lose in die Maschinenanlage ein und nehme unten den koffeinfreien Kaffee fix und fertig zum Gebrauch, in Düten verpackt, in Empfang. Freilich geht die Arbeit in der Fabrik in vielen, getrennt liegenden Gebäuden vor sich, und zwischen Anfang und Ende des Fabrikationsverfahrens liegt eine lange Reise.

Doch eins haben wir übersehen: eine Macht, die immer wieder in das Fabrikgetriebe eingriff und, wenn es ihr gefiel, alle Räder stille stehen ließ auf einen Wink des Fingers — eine Macht, einen Mann: den Chemiker. Er hat dem rohen Kaffee Proben entnommen und sie untersucht — mit allen seinen Mitteln, auch mit Hilfe seiner überfeinen, geübten Geschmacksnerven. Eine Kaffeesorte, die keine Gnade findet bei dieser Prüfung, bleibt von der Verarbeitung von vornherein ausgeschlossen.

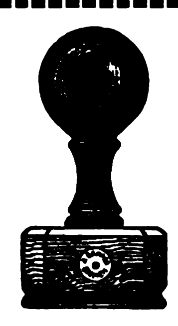
Der Chemiker untersucht auch den koffeinfreien Kaffee, ehe er ihn zum Rösten freigibt, — den gerösteten, ehe er ihn verpacken läßt — denn die Fabrik muß garantieren können, daß sie nur die besten Kaffeesorten verarbeitet, daß sie mindestens neun Zehnteile des Koffeins entzieht. Zu allem Überfluß wandert noch eine Probe von jedem Lot Kaffee zu Fresenius nach Wiesbaden. Auch dort hat der Kaffee eine peinliche Inquisition auszuhalten. Erst dann darf er in den Handel kommen.

Nun tritt er seinen Weg an, darf in die Lande wandern, um seine Mission zu erfüllen: das Leben des einzelnen ein bischen angenehmer zu machen, ein bischen genußreicher — niemand zu schaden und allen ein wenig wohlzutun. In den Drangsalen einer Zeit, die so viel Gesundheit zermürbt, immerhin keine kleine Tat.


Leitende Männer
in Sanatorien
werden sich auf eine Anfrage gern über die gesundheitlichen und wirtschaftlichen Vorteile äußern, die „ENRILO“ als Zusatz zum Bohnenkaffee mit sich bringt
Enrilo G. m. b. H., Berlin W.


GRAPH. KUNSTANSTALT
CARL RICHTER
BREMEN · PELZERSTR. No 23
FERNSPRECHER 7933
CLICHÉS
FÜR ALLE ZWECKE
ZEICHNUNGEN ALLER ART
PLANDRUCKEREI


Schreiben Sie
Continental
Fabrikat der
Wanderer-Werke
Schönau bei Chemnitz
5 Grand Prix
CONTINENTAL
Vertreter:
Diedrich Messerknecht
Bremen, Langenstraße Nr. 21.





Fremdenführer f. Bad Kissingen

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Sanatorien und Kuranstalten.

Sanatorium Geheimrat Prof. Dr. v. Dapper, Ringstr. 1/1 a
„ Villa Thea, Hofrat Dr. J. Leusser, Theresienstr. 5
„ Hofrat Dr. W. Dietz, Schloßstr. 5/6 u. Prinzregentenstr. 10/10a
„ Hofrat Dr. Eugen von Koziczkowsky, Menzelstr.
„ Villa Olga, Dr. M. Rheinboldt, Prinzregentenstr. 7
„ Dr. Edgar Freiherr von Sohlern, Theresienstr. 4
„ Dr. Edgar Apolant, Menzelstr.
„ Villa Savoy, Dr. A. Hesse, Prinzregentenstr. 7/7 a
„ Dr. Pick, Kurhausstr. 6
Neue diätetische Kuranstalt Hofrat Dr. E. Marquardsen, Bismarckstr. 8/8 b
Diätetische Anstalt Hofrat Dr. Kellermann, Salinenstr. 28
„ Kuranstalt Villa Hammonia, Dr. V. Janssen, Ringstr. 4
„ „ „ Fasano, Dr. O. Geithner, Kurhausstr. 23
Kuranstalt Dr. P. Münz, Theresienstr.

Hotels.

Königl. Kurhaus, Hofrat Friedr. Hessing, Kurhausstr. 1
Hotel Victoria und Kaiserhof, G. Liebscher, Kurhausstr. 2/3
„ Russischer Hof, L. Haas Wwe., Kurhausstr. 5
„ Sanner, L. Hitzlsperger-Beckel, Kurhausstr. 24
„ Diana, Carl Steinbach, Bismarckstr. 10
Grandhotel Métropole, Albin Lucke, Bismarckstr. 17
Hotel Bristol, C. H. Schmidt, Bismarckstr. 19/20
„ Büdel, Alfred Büdel, Prinzregentenstr.
„ Zapf, Gebr. Sückfüll, Schloßstr. 1
„ Regina, M. Vaitl, Schönbornstr.
„ Englischer Hof, Chr. L. Zapf, Theaterstr. 6
„ Preußischer Hof, J. Häring, Ludwigstr. 10
„ Wittelsbach, B. Schmidt, Marktplatz 1
„ Federbeck, Osc. Halk, Hartmannstr. 27/28
„ zum Adler, Th. Heile, Hemmerichstr. 30
„ Ehrenreich, Emil Jeidel, Theresienstr. 11/12
„ Herzfeld, M. Herzfeld, Maxstr. 4
„ Parkhotel, Otto Gläser, Kurhausstr. 21
„ garni Will, B. Esche Wwe., Kurhausstr. 26
„ „ Rieger, G. Karch, Kurhausstr.
„ „ Krosse, R. Krosse Wwe., Ludwigstr. 2
Grandhotel garni G. Collard, Kurhausstr. 32

Pensionen.

Villa Adelaide, Frau Dr. Bamberger
„ Carola, Frau Hauptmann Berg, Schönbornstr.
„ Holländer, A. Bretzfelder
Haus Deichmann, C. Deichmann, Kurhausstr. 8
Villa Cäcilia, Frl. E. Diel
Das weiße Haus, Frau Hofrat Diruf, Kurhausstr. 7
Villa Elsa, Frl. Margarethe Elisabeth Eisele
„ Gleißner, Geschwister Federlein, Rosenstr. 2
„ Schloß Berg, Frl. Frei
„ Aegier, K. Gayde jr., Prinzregentenstr.
„ Klopf, Frau Andreas Hahn, Frühlingstr.
„ Aurora, Frau Henning Wwe., Schönbornstr. 8
Pension St. Hubertus, Paul Hentschel

In den obengenannten Etablissements wird der coffeïnfreie KAFFEE HAG verabreicht.

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 9
Juni 1913

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.
Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Dr. Frhr. v. Mackay: Das slawische Problem.*)

Der Engländer unterscheidet bekanntlich drei Arten von Lügen: lies, damned lies and statistics. Statt der letzten, als schlimmsten charakterisierten Sorte könnte man mit gleichem Recht setzen: Schlagwörter. Denn auch diese lügen in „allen Zungen und Tönen" und haben überdies mit dem statistischen Trug das gemein, daß ihre suggestive Kraft der Wahrheitsumnebelung nicht nur die Volksmassen täuscht, sondern auch kluge und von ihrem kritischen Vermögen überzeugte Köpfe verwirrt. Und es ist gewiß nicht selten ein tragikomischer Anblick, zu sehen, wie eine Millionen-Menschenherde samt ihren Führern sich für solche substanzlose Schlagwörterideen, die ihnen alle möglichen unwirklichen Notwendigkeiten und Zwangslagen vorspiegeln, leidenschaftlich begeistern, als gälte es ihrer Seelen Seligkeit.

In üppigster Blüte steht heute einmal wieder der Baum dieses Schlagwörter-Unwesens bei der Behandlung des slawischen Problems anläßlich der großen Balkankatastrophe. Es gilt bereits als ausgemachte Sache, daß die Aufrollung der orientalischen Frage in ihren Endwirkungen auf einen gewaltigen „säkularen" Entscheidungskampf zwischen Deutschtum und Slawentum und ihre Vorherrschaft in Europa hinauslaufen müsse. An die prophetische Ankündigung knüpfen sich dann natürlich finstere Kassandrarufe mit deutlich erkennbarem agitatorischen Nebenzweck: wir leben im Zeitalter der Massengeltung, an Quantitäten aber sind uns die Slawen doppelt und dreifach überlegen und kurz — rings um

*) Seitdem dies geschrieben wurde, hat der Reichskanzler im Reichstage zu dem hier gestellten Problem sich in ganz ähnlichem Grundton, wie es hier geschehen, geäußert; die nachfolgenden Ausführungen dürften dadurch nicht an Interesse verloren haben.



Deutschland herum liegen tiefe Abgründe und eine politische Götterdämmerung steht dem europäischen Walhall bevor. Sic placuit superis, quaerere plura nefas.

Versuchen wir dennoch eine etwas nähere Diagnose der Angelegenheit.

Es ist heute Sitte, von deutschem Imperialismus zu reden. Unserer zentralen geographischen Lage und unserer geschichtlichen Vergangenheit nach können wir aber, trotz allem, was mit Recht oder Übertreibung von unserer auf dem Wasser liegenden Zukunft gesagt worden ist, nur ein Imperium haben und entwickeln: das ist Deutschland als europäisches „Reich der Mitte". Richtig ist nun, daß der Kampf um die Verteidigung und Befestigung dieses unseres festländischen Machtzentrums seit ältesten Zeiten auf doppelter Angriffs- und Verteidigungslinie sich bewegt hat. Im Westen hatten wir uns der ruhelosen Beutelüsternheiten und des Herrenmachtkitzels der Pariser Sonnenkönige und ihrer Thronerben zu erwehren; Bismarck legte vor der Kriegserklärung 1870 in einer Note an die Mächte dar, wie Frankreich im Lauf von vier Jahrhunderten Deutschland dreiundzwanzigmal ohne Grund mit seinen Armeen überfallen habe und wie diese Angriffe von uns nur mit Verteidigungs- und Vergeltungskriegen beantwortet wurden. Ein ganz anderes Antlitz zeigt das deutschnationale Ringen an den Ostmarken von den ersten Zeiten staatlicher Machtschöpfung, von den glänzenden Tagen der Tätigkeit des Deutschen Ordens an, der mit seinen Siedlertruppen weit über die heutigen Grenzen Ostpreußens und Posens vordrang und überall, von den Polen wie Masuren und Litauern, freudig bewillkommnet wurde als ein arbeitsamer, zivilisatorisch und organisatorisch klug und freundwillig sich betätigender Gast. Nicht durch kriegerische Eroberung, sondern durch friedliche Kultur-Pionierarbeit wurde damals „das größte kolonisatorische Werk vollbracht, das die Welt seit den Tagen von Roms Weltherrschaft gesehen." Und in dieser Form hat sich die Auseinandersetzung zwischen der deutschen und slawischen Macht bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Kriege sind wenig geführt worden, und wenn Schwerterschlag fiel, so waren es dynastische Interessen, nicht nationale Lebensfragen und rassenpolitische Gegensätze, um derentwillen gefochten wurde. Ja, die Balkanstaaten, die jetzt als unbedingte Feinde des Deutschtums hingestellt werden und noch vor wenigen Jahrzehnten ein kümmerliches nationales Dasein fristeten, haben sich überwiegend erst unter Führung deutscher Fürstenhäuser — Hohenzollern, Koburg, Holstein-Gottorp — zu ihrer gegenwärtigen politischen Bedeutung emporgehoben.

Die Geschichte soll unsere Lehrmeisterin sein; daß sie sehr viel mehr tauben als hellhörigen Ohren predigte, beweist sich auch hier wieder einmal nur zu deutlich. Man konstruiert eine Antithese des „slawischen“ Balkanbundes gegen das „deutsche“ Österreich ohne jede Rücksicht darauf, worin dieser Gegensatz historisch wurzeln soll. Nach der Schlacht von Slivnitza war es Graf Khevenhüller, der schützend sein Schwert über Belgrad ausstreckte, war es die Wiener Botschaft an den Prinzen Alexander von Battenberg, welche den Einmarsch der bulgarischen Truppen in das alte Sigidunum verhinderte und damit Serbien vor der Vernichtung bewahrte. Österreich-Ungarn hatte auf dem Berliner Kongreß sich für die Schaffung eines wirklich lebensfähigen serbischen Staatswesens eingesetzt, und man übertreibt kaum, wenn man sagt, daß der habsburgischen Doppelmonarchie das Reich Stefan Duschans seine Wiedergeburt und Erhaltung in den Kinderjahren gegen übermächtige Feinde verdankt. Dieser Schützling soll nun plötzlich ein Erbfeind Österreichs geworden sein. Dem widerspricht schon die Tatsache, daß bis in jüngste Zeit hinein der „großserbischen“, russenfreundlichen Partei in Belgrad eine zwar kleinere, aber von der Intelligenz des Landes geführte „habsburgische“ Partei kräftig den Widerpart gehalten hat, die, wie es schon der Name besagt, sich für freundschaftliches Vertragen mit Wien einsetzte. Mit der nationalen Erneuerung regten sich aber in Belgrad leidenschaftliche Hoffnungen auf Wiederherstellung des alten Großserbiens, das mit der Schlacht auf dem Amselfeld zusammenbrach, und eben der Berliner Kongreß, der das kleinere Serbien schuf, durchkreuzte derlei Zukunftsträume, indem er Wien die Anwartschaft auf Bosnien und die Herzegowina gab. Mit deren endgültiger Einverleibung 1908 wurde daher der Gedanke der großstaatlichen Einigung des gesamten Serbentums völlig schimärisch, und Nowakowitsch, der frühere Ministerpräsident und Führer der Habsburgerpartei (und Präsident der weiland Londoner Friedenskonferenz) mahnte: „Sehen wir zu, daß wir wenigstens die nationale Einheit uns sichern; das ist nur möglich in Anlehnung an die benachbarte Doppelmonarchie.“*) Auf dem Berliner Kongreß war jedoch noch eine andere Idee flügge geworden, die den Keim zur Verfeindung Wiens und Belgrads in sich trug. Bismarck entwickelte den Plan einer Teilung des Balkans zwischen Österreich-Ungarn und Rußland in zwei Interessensphären derart, daß die Scheide mit dem Lauf der Struma und der bulgarisch-serbischen Grenze ungefähr zusammenfallen sollte, und es ist be-

*) Siehe Archiv für slawische Philologie 1909.

kannt, daß tatsächlich zwischen Wien und Petersburg zehn Jahre lang eine Vereinbarung bestanden hat, welcher dieser Vergleichsgedanke zugrunde lag. Die Wirkung dieses Pakts war aber den Wünschen der Kompaziszenten geradläufig entgegengesetzt. Es liegt nun einmal in der Natur dieses modernen trügerischen Diplomateninstruments der Interessenzonenbildung, daß es bei den Kleinen unter den Mächten die Furcht erweckt, von den Großen verschluckt zu werden; nicht anders dachte man auch in Sofia und Belgrad über die Verständigung zwischen dem österreichischen und russischen Riesen, und die Folge war, daß unter ihren Auspizien die Beziehungen zwischen Serbien und Wien in eben dem Maß gespannter und gereizter wurden, als der Draht zwischen Bulgarien und Petersburg gleichfalls zeitweilig in nichts weniger als freundschaftlichen Tönen erklang.

Man sieht, entwicklungsgeschichtlich betrachtet fehlt dem politischen Zersetzungsprozeß, der vom Balkan aus zur Aufrollung der deutsch-slawischen Frage führte, jede chemische Substanz, die auf die Base Rassenfeindschaft reagiert. Es hat sich vielmehr um nationale, vielfach differenzierte Parteikämpfe mit diplomatischer Regie alltagsüblicher Art gehandelt, und nicht auf anderer Linie ist schließlich der Balkanbund zustande gekommen. Ihn als slawische Verbrüderung zu behandeln, ist eine offenbare Torheit schon deshalb, weil die Griechen nicht slawischen Blutes, die Montenegriner zur Hälfte albanischen Bluts sind. Richtig ist zwar, daß die russische allslawische Demagogie sich eifrig und mit allen Mitteln einer wüsten und verlogenen marktschreierischen Reklame um die Stiftung eines Kartells der christlichen Balkanstaaten bemüht hat; was in dieser Richtung namentlich unter dem Regime Iswolski und dessen famosem Sekundanten in Konstantinopel, Tscharikoff, geleistet wurde, ist weltberüchtigt. Aber gerade damals blieben alle diese Anstrengungen vergeblich, und wenn auch heute die Klärung der dunklen Frage noch nicht möglich ist, wie es dennoch so unversehens gelang, den unter der diplomatischen Couveuse kümmerlich vegetierenden Bundesembryo lebens- und aktionskräftig zu machen, so kann man doch mit Gewißheit soviel sagen, daß die grundlegende Triebkraft die Besorgnis sämtlicher Paten des Täuflings war, die Vertragsmächte — allen voran Rußland und in zweiter Linie Österreich mit seinen Berchtoldschen Dezentralisationsvorschlägen — würden die Liquidation der in der sogenannten Verjüngung epileptisch gewordenen Türkei selbst in die Hand nehmen und bei der Beuteteilung nur an sich, nicht an andere berechtigte Interessen denken. Als einziges konkretes Fundament der Rassenhypothese und der Theorie

von der im Balkanbund zur vollkommenen Auswirkung gelangten Solidarität des Slawentums bleibt also das religiöse Moment. Rußland ist der Patron und die Vormacht der orthodoxen Kirche; die Versuche der Versöhnung ihrer Gegensätze zur römisch-katholischen Kirche haben bisher immer nur den gegenteiligen Erfolg einer stärkeren Erhitzung der Reibungsflächen gehabt; folglich müssen die rechtgläubigen Balkanvölker — so argumentierten die klerikalen Eiferer — Schutz bei dem großen nordischen Bruder gegen das angeblich mit so großer Rührigkeit auf dem Balkan missionierende und Proselyten machende Österreich-Ungarn suchen. Ganz abgesehen davon aber, daß bekanntlich innerhalb der orthodoxen Balkan-Glaubensgemeinschaft nichts weniger als Einmütigkeit herrscht, daß griechische Patriarchisten und bulgarische Exarchisten sich in unmenschlichen Bruderkämpfen, wie sie eben nur dogmatischer Fanatismus hervorzubringen vermag, gegenseitig zu vernichten versucht haben, ist leicht zu zeigen, daß, soweit überhaupt von einem religiösen Zusammengehörigkeitsgefühl gesprochen werden kann, welches Bindungen vom Peloponnes bis zur Newa herstellen könnte, dieses Empfinden lediglich in der gemeinsamen Furcht vor dem Osmanentum als Vormacht des gesamten Mohammedanismus gewurzelt hat: eine heute im Grund längst nichtig gewordene Sorgenerinnerung aus der Zeit der Kreuzzüge, die jedoch von der Geistlichkeit sorgsam gepflegt und unterhalten wurde, um der Kirche den Charakter eines Bollwerks der nationalen Existenz zu geben. Eine solche Politik ist aber fürderhin unmöglich. Denn die Türkei ist nunmehr so geschwächt, daß ihr gänzliches Verschwinden aus Europa nur noch eine Frage der Zeit sein kann; die Balkanstaaten wiederum sind politisch so erstarkt, daß sie ihr nationales Dasein nicht mehr länger als abhängig von kirchlicher Macht betrachten, sondern daß sie notwendig mit dieser nach denselben Gesetzen der Begründung einer unabhängigen Staatsautorität sich auseinandersetzen werden, wie sie im gleichen Entwicklungsprozeß bei allen modernen, freiheitlich regierten Staatswesen wirksam gewesen sind.

Erweist sich also der Mörtel, mit dem die allslawische Fantasie- und Prestigepolitik ihr Rassen-Bundesgebäude zusammenfügen will, bei näherer Untersuchung in jeder Richtung als ein Bindemittel von denkbar zweifelhafter Wirksamkeit und unzuverlässiger Art, so sind dafür die magnetischen Kräfte, welche die Balkanstaaten trotz aller Machenschaften einer die brutalen Instinkte der Volksmassen aufstachelnden Hetze immer wieder nach dem Westen hinziehen müssen, desto unbeugsamer Natur und übergewaltiger Dynamik. In einer Zeit, da man es liebt, von der Majoritäten-

herrschaft und der daraus folgenden Mechanisierung der Daseinsformen des Individuums wie der Völker zu sprechen, ist es wohl ganz gut, sich daran zu erinnern, daß die alten Götter einer aristokratischen Kultur immerhin noch leben und keineswegs ihr Szepter aus der Hand geworfen haben: ihre Macht aber streitet auf der ganzen Linie in der Prozeßsache zwischen Slawentum und Deutschtum für dieses letztere. Seit den ältesten Tagen eines Königs Ugron und einer Königin Teuta, da die Römer das östliche Adriaufer von der überhandnehmenden Seeräuberei säuberten und, um das Befriedigungswerk sicherzustellen, die große Heeresstraße von Dyrrhachium (Durazzo) über Thessalonike (Saloniki) nach Byzanz bauten, wurden alle Gesittungsgüter den Balkanvölkern vom Westen her zugetragen, niemals vom Osten oder Norden. Erst war es die lateinische Kultur, welche auf der Hämushalbinsel die Pax romana aufrichtete, später war es nach dem verwüstenden Völkerwanderungs-Durchzug der ost- und westgotischen, hunnischen und avarischen Heere die deutsche Kultur, die auf dem Trümmerfeld die Sonne der Zivilisation und friedlichen Wohlstands wieder aufleuchten ließ und an deren Macht sich schließlich auch der vernichtende Ansturm der türkischen Hochflut brach. Genau so steht es heute.

Welche Vorteile kulturwirtschaftlicher Kraftgewinnung können die Balkanstaaten von der Verbrüderung mit dem selbst noch halbbarbarischen russischen Reichskoloß erwarten? Und wohin ziehen sie ihre Handels- und Verkehrsinteressen? Ein einziger statistischer Nachweis, der diesmal in seiner unkomplizierten Gestalt gewiß nicht lügt, genügt zur Antwort. Die sämtlichen Balkanmächte einschließlich der europäischen Türkei haben 1911 nach dem großen russischen Nachbarland nur Waren im verschwindend geringen Wert von 15,85 Millionen Mark eingeführt, während im Westen Österreich-Ungarn allein Güter im Wert von 154,89 Millionen, also im zehnfachen Betrag, von ihnen aufnahm! Und genau denselben Charakter wie die wirtschaftliche hat, bei Licht besehen, die politische Gleichung der Anziehungs- und Abstoßungskräfte. Welcher Stern des Heils soll Belgrad, Sofia, Bukarest wohl am nordischen Himmel aufgehen, wo der engherzigste, unduldsamste, stupideste Nationalismus im Schwange ist und wo die sonderbare Auslese der strammen und unentwegten „altrussischen Leute" mit jedem gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel das Vaterland von allen „Mestizen", „Parasiten" und „Fremdstämmlingen" zu reinigen sucht. Umgekehrt ist das habsburgische Reich derjenige Staat, der wie kaum ein anderer in Europa das Nationalitäten-Gleichgewichtsprinzip in loyaler und weitherziger Weise in das Verfassungsfundament eingemauert hat. Mag man über das Entwicklungs-

und Beharrungsvermögen eines solchen Staatswesens, dessen zentralistisches Element schließlich nur noch in einer gewissen traditionellen Gruppierung des buntscheckigen Völkerkompendiums um die Hofburg besteht, skeptisch denken: es erscheint im Grunde nur als eine der vielen Ironien der politischen Schicksalsfügungen, daß gerade dieses Reich in so scharfe Konflikte mit einem Bund geraten mußte, der zur Parole eben dieses Nationalitätenprinzip erwählt hat, und es ist unzweifelhaft, daß diese Wahlverwandtschaft der Zielstrebigkeiten schließlich alle künstlich an der Drina und unteren Donau aufgebauten Wälle des Mißverstehens und der Verfeindungen zum Wanken bringen wird, wenn man nur am Ballplatz es versteht, ihren werbenden Kräften Luft und Licht zu schaffen.

Das ist der springende Punkt des Problems. Es erscheint als eine der ungeheuerlichsten Geschichtsfälschungen, wenn die Lage im Osten so dargestellt wird, als ob es hier nur ein Entweder — Oder zwischen deutscher und slawischer Machtgeltung, ein Biegen oder Brechen zwischen den Ansprüchen beider Rassen gäbe. Sie haben jahrhundertelang friedlich nebeneinander und zusammen gelebt und gewirkt, und die heutige Zeit drängt sie zu solchem schiedlichen Vertragen mehr denn je. Man exemplifiziert so gern, daß schon die ungemein großen wechselseitigen Handelsinteressen und -Verbindlichkeiten zwischen Deutschland und England einen Krieg beider Mächte als eine Tat vernichtungswütigen Wahnsinns erscheinen ließen. Unser Gesamthandel mit Rußland hat aber im Jahre 1911 die Riesenhöhe von 2259 Millionen Mark Wert erreicht, also bereits der Kapitalbedeutung unseres Güteraustausches mit den beiden Mächten sich stark genähert, die gemeinhin als unsere bedeutendsten Abnehmer und Lieferanten gelten: Großbritannien und die Vereinigten Staaten; sollte dasselbe Vernunftgebot somit nicht für unser Verhältnis zum östlichen Nachbarreich gelten, das bestimmt erscheint, wirtschaftspolitisch unser Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts zu werden? Bismarck hat freilich einmal, was unsern Handel mit den Balkanländern anbetrifft, das derbe Wort von dem Humbug gesprochen, der mit der germanischen Schiffahrt von Regensburg die Donau hinab getrieben werde. Aber einmal konnte der große Kanzler nicht die außerordentlichen Entwicklungsmöglichkeiten dieser Verkehrsmagistrale nach dem Orient voraussehen, die sich aus der nationalen Ermannung und kulturellen Hebung der Balkanstaaten ergeben, andrerseits wollte er zweifellos mit der Warnung zugleich die österreichische Politik treffen, die durch Privilegierung von Monopolgesellschaften und künstliche Umlenkung und Regulierung des Verkehrs nach fiskalischen Kirchturminteressen den deutschen Wünschen in so eigentümlicher Weise entgegenkam. Und leider herrscht noch heute in Wien derselbe

Geist bureaukratischer Zwangsmaßregelung des Handels. Wie die österreichische Regierung, die in so wirklich liberaler Weise der Nationalitäten Ansprüche auf gleiche Rechte befriedigte, es doch wieder fertig brachte, durch ihre kleinliche Politik der Ausführung einer großzügigen Gesetzgebung die Völker des Reichs ewigen Wirrwarrs aufeinander zu hetzen, so hat sie alles, was sie durch militärische Unterstützung und durch eine durchaus nicht ungeschickte Diplomatie an Freundschaftspfändern auf dem Balkan sich gewann, zerstört durch eine engherzige und feindschafterregende Behandlung der wirtschaftlichen Verkehrsfragen. Wie ganz anders würde beispielsweise aller Wahrscheinlichkeit nach das Verhältnis zu Belgrad sich entwickelt haben, wenn man es nicht in Budapest um des Beutels der Landmagnaten willen für richtig gehalten hätte, den Nachbarn durch den berühmt-berüchtigten „Zollkrieg um das serbische Borstenvieh“ zehn Jahre lang nach Möglichkeit zu reizen und zu verärgern. Kann Deutschland mit dieser Weise seines Verbündeten nicht übereinstimmen, so hat es freilich andrerseits Grund genug, vor der eigenen Tür mit dem Besen der Selbstkritik zu kehren. Einer unserer wenigen guten Kenner Rußlands hat gewarnt: „Es gab Zeiten, während welcher die in Deutschland erschienenen gründlichen Werke über das zarische Reich den russischen Forschern selbst als Quellen dienten, während wir heute über irgendeinen Negerstaat besser unterrichtet sind, als über unseren nächsten Nachbarn. Die Überraschungen, mit denen uns der Balkankrieg aufgewartet hat, beweisen, daß die trübe Atmosphäre dieser unserer Unwissenheit in gleicher Weise über die südslawischen Staaten wie über deren nordische Vormacht sich ausdehnt. Das Wesen einer fruchtbaren Kulturpolitik aber ist die Überwindung nationaler Spannungen, rassenpolitischer Gegensätze durch die assimilierenden Kräfte, die beim Prozeß der Bildung gemeinschaftlicher geistiger, moralischer, wirtschaftlicher Lebensatmosphären entstehen; wie soll sich etwas derartiges entwickeln, wenn wir pharisäischen Dünkels den slawischen Wächtern an unseren östlichen Toren eine Interessenwärme verweigern, die wir kulturlosen exotischen Staatsgebilden nach den Modelaunen der Dame Weltpolitik dienstwillig anbieten . . . ?

Wir müssen lernen, das slawische Problem mehr vom höheren Stativ der Kulturfragen als vom gemeinen Standort der rohen Machtfragen zu beurteilen, und wir müssen Stolz und ritterlichen Geist genug haben, um bei seiner Entscheidung das Vertrauen auf unsere Qualitäten, nicht die Quantitäten zu setzen: dann, „sage ich euch, Mylord Narr und Schlagwort, werden wir aus der Nessel der heutigen Gefahr die Blume der Sicherheit pflücken.“



Paul Scheerbart: Marduk. Assyrische Burgnovellette.

Lautlos war die Nacht. — Und alle Sterne des Himmels funkelten hoch über der großen Stadt Ninive. Auf dem Marktplatz standen viele Bogenschützen und blickten zum Himmel empor und sahen nach einem Stern, der heller funkelte als die andern — sie sahen zum Stern Marduk*) hin mit hochgezogenen Augenbrauen.

Und der Eunuch Zirukin sprach leise zu den Bogenschützen, die ihn umstanden: „Ihr könnt mir's glauben: der große Planet dort oben steht in der günstigsten Stellung im Sternbilde der Widder. Große Dinge bereiten sich vor. Ihr werdet Glück haben, wenn Ihr nach Babylon kommt. Ihr werdet siegreich sein und viel erobern. Das sagen alle Priester in den Tempeln. Ich hab's gehört mit meinen Ohren."

Und mit starren Augen zog der Eunuch Zirukin geheimnisvolle Kreise mit dem rechten Zeigefinger durch die Luft.

„Ihr werdet," fuhr er fort, „unserm großen König Sargon dem Zweiten**) Sieg bringen. Geht mit Marduk. Reitet mit Marduk, dem Herrn der Götter, durch die dunkle Nacht."

„Sieg!" murmelten die Bogenschützen.

Und „Sieg!" riefen dann alle siebenmal. Und auch die Fernerstehenden riefen „Sieg!" — es klang dumpf. Auch die Krieger, die die Pferde hielten, riefen „Sieg!" — und dabei starrten alle den großen Planeten Marduk an.

Dann hörte man vom Westtore her wildes Rossegetrappel. Andere Reiter kamen mit Fackeln. In ihrer Mitte der Oberfeldherr Nadinaplu.

Die Bogenschützen sprangen auf ihre Pferde und ritten dem Oberfeldherrn Nadinaplu entgegen.

Danach sprengten alle zusammen — an die dreitausend Mann — durchs Osttor von Ninive hinaus in die Sternennacht.

Babylon.

Währenddem saß in Babylon der Oberpriester Nabuseto auf der obersten Dachterrasse des Marduktempels. Und neben ihm saß der König von Babylon, der große Mardukbaliddin.***)

Der König rollte mit den Augen nach rechts und nach links, daß das Weiße neben dem Augapfel im dunklen Gesicht hell aufleuchtete. Mit der Rechten kraute sich der König im schwarzen,

*) Diesen Stern nennen die Europäer Jupiter.

**) Regierte 722—705 vor Chr.

***) Der Merodachbaladan der Bibel.

feingekräuselten Vollbart. Tiefe Falten waren zwischen den buschigen Augenbrauen.

„Ich bin Marduk," sagte er düster, „der große Gott Babylons. Und ich kämpfe schon neun Jahre gegen diesen Mann aus Ninive. Das Gold wird mir knapp. Die Babylonier sind schlaff und helfen mir nicht, trotzdem ich's schon durch meinen Namen so deutlich gesagt habe, daß ich der Gott Marduk bin."

„Du hast es," erwiderte Nabuseto, „eben zu deutlich gesagt. Das wirkt nicht. Du hast unsre Gegner unterschätzt. Wir waren gleich dagegen. Der Mann aus Ninive hat genauer auf die Worte seiner Priester geachtet und war nicht so deutlich; er nannte sich Sargon — Sargon der Zweite! Und jeder denkt dabei an den großen König Sargon von Agade. Der lebte vor zwei Jahrtausenden und war selbstverständlich auch Gott Marduk. Aber beachte: es ist das nicht so deutlich gesagt, daß sich Sargon der Zweite auch in erster Linie für den Gott Marduk hält. Man empfindet diese Zurückhaltung wohltuend. Und — er hat viel Gold und kann alle seine Leute reich beschenken. Laß Deine Priester für Dich sorgen, traue ihnen mehr zu. Wir sind hier im Tempel des Marduk, und ich bin der Oberpriester des Tempels. Vergiß nicht, den großen Gott, dessen Ebenbild Du bist, anzubeten. Dort oben am Himmel steht sein Stern."

Da warfen sich die Beiden auf den Fliesenboden und berührten siebenmal mit der Stirn die Fliesen und beteten lange zu Marduk, dem großen Herrn der Götter.

Die Sargonsburg.

Zwei Meilen nordöstlich von Ninive, am Fuße des Gebirges Musri, lag die große Sargonsburg, in der der König Sargon residierte. Mächtige Wälle umgaben die Burg. Und hinter den Wällen ragten viele Tempel hoch empor. Und viele Paläste lagen neben den Tempeln. Und viele glasierte Ziegel glänzten von den Tempeln und Palästen in den Farben der fünf Planeten — im Goldtone der Sonne und im Silbertone des Mondes.

Auf einem Hügel in der Mitte des weiten Burghofes stand das kolossale Standbild des Isdubar — viereinhalb Meter hoch — in der Linken hielt er einen zappelnden Löwen — wie eine Mutter ein ungezogenes Kind hält — in der Rechten hielt er ein großes Schwert. Sein Bart war fein gekräuselt — wie's Sitte ist in Ninive und Babylon.

Der ganze Burghof war mit glasierten Ziegeln belegt. Und die waren bunt wie Teppiche. Auf den Dachterrassen standen viele Hofbeamte, Eunuchen und Priester.

Unten ging's treppauf und treppab. Und viele Krieger mit Harnisch und Helm gingen da umher. Auch Rosse wurden herumgeführt.

Und Haremsdamen wurden in Sänften schnell von den Sklaven vorübergetragen — treppauf und treppab.

Von der Dachterrasse des königlichen Palastes aus konnte man den Tigris in der Ferne sehen.

Und von der Dachterrasse des Assurtempels aus konnte man das Wasser des großen Zab sehen, der ein Nebenfluß des Tigris ist.

Vom Tempel des Nebo*) aus sah man nur die umliegenden Baulichkeiten.

Vom Tempel des Marduk aus sah man nur den großen Himmel mit den ewigen Sternen.

Das Frühstück.

Kurz vor Sonnenaufgang lag der König Sargon der Zweite in dem größten seiner Paläste auf einem breiten Divan und ließ sich die schwarzen Bart- und Haupthaare kräuseln. Der Eunuch Zirukin tat das eigenhändig mit Eifer und Sorgfalt; fünf Sklaven machten ihm die Brennscheren heiß, rieben die Pomaden in kupfernen Tiegeln und schärften die großen Scheren auf kleinen Schleifsteinen.

Der König lag in einem großen Sommerhause, das sich auf einer Dachterrasse befand. Nur nach Osten war das Haus offen. Aber diese offene Seite war von einem dichten Fadennetz überspannt, so daß Fliegen und Bienen nicht hinein konnten. Diese schwärmten über einem kleinen Rosengarten, der vor dem Sommerhause einen wundervollen Duft zum Himmel ausströmte.

Und der König blickte ins weite Land gen Osten.

Alles war still. Zirukin gab seinen Sklaven nur durch Fingerzeichen die Befehle.

Und im Hintergrunde des Gemachs rösteten die Küchensklaven frisches Lammfleisch.

Ein kleines Stück wurde auf eine kleine Goldschale gelegt und dem König an langer Stange feierlich dargereicht. Der König spießte das Fleisch mit einem Knochendolch auf und führte es vorsichtig pustend zum Munde, während Zirukin die Stirnlocke kräuselte. Am Griff des Knochendolches saßen fünf Türkise — in verschiedener Größe und ausgezackt — die Planeten darstellend.

Die Sonne ging auf.

Die Rosen dufteten.

*) Der Planet Merkur.



Die Bienen summten.

Und ein Sklave brachte eine Tontafel mit Keilschrift.

Es war ein Bericht des Oberfeldherrn Nadinaplu, der in Babylonien die Dörfer in Schrecken setzte und die Umgegend von Babylon ausplünderte. Drei Zentner reines Gold sandte der Oberfeldherr in die Sargonsburg.

Der König sagte leise: „Ein größeres Stück Lammfleisch."

Geheimnisvoller Briefwechsel.

Kaufleute kamen aus Babylon zur Sargonsburg und brachten Wein in Schläuchen und Lapislazuli in ledernen Beuteln. Einer von diesen Kaufleuten sprach lange mit Zirukin, dem Haarkräusler des Königs.

Und während die Beiden sprachen, drückte der Kaufmann dem Zirukin ein Stück Ton in die Hand, das geformt war wie ein Stück Seife. Auf diesem Ton stand in Keilschrift: „König Mardukbaliddin sprach zu seinem Schatzmeister: Nimm alles Gold, das Du in meinen Palästen findest, und bring's nach Theben im Ägypterlande. Dort wird man Dir das Gold für mich verwahren. Der König von Ägypten ist mein Freund. In Babylon ist kein Gold mehr. Sargon, der König, der mich fortwährend bedrängt, möge mit Ägypten Krieg führen, wenn er immer noch nach dem babylonischen Golde lüstern ist."

Kein Siegel war unter diesem Schreiben. Zirukin las es in seiner Felsgrotte vor seinem großen Dachgarten. Er wußte: das Schreiben kam von seinem Onkel — dem Oberpriester Nabuseto. Der Eunuch nahm sofort ein Stück feuchten Ton und ritzte darauf in Keilschrift folgende Sätze: „Dreihundert Zentner Gold hat Nadinaplu erbeutet. Der Schatzmeister des Königs Mardukbaliddin ist also mit seinem Golde nicht bis Theben durchgedrungen. In der Sargonsburg werden alle Tempel vergoldet."

Dieses Schreiben ließ der Eunuch rasch brennen und gab's dem Kaufmann schweigend mit einem Goldstück für Nabuseto, seinem Oheim — den Oberpriester des Marduktempels zu Babylon.

Nabuseto schüttelte, als er das las, den Kopf und sagte zum König: „Dreihundert Zentner Gold soll Nadinaplu in den Dörfern vor Babylon erbeutet haben. Nicht dreißig Zentner sind da zu finden. Sollte der Assyrer geheime Fundstätten entdeckt haben?"

Geflügelte Sonnen.

Zirukin hatte seinem König Sargon dem Zweiten schon zweimal das Leben in der Schlacht gerettet. Und er war seinem Könige treu ergeben und unterhielt nur mit seinem Oheim den geheimnisvollen Briefwechsel, um zu wissen, was die Feinde taten

und welcher Art die Gefahren sein könnten, die seinen König bedrohten.

Nabuseto in Babylon wußte, daß sein Neffe in der Sargonsburg auch nicht so eifrig bemüht war, die Wahrheit zu reden. Das tat an den Höfen und in den Tempeln Keiner. Und doch erfuhr man auch durch Lügenberichte, wenn man sie korrigieren konnte, immerhin etwas.

Und so nahm Nabuseto doch an, daß Nadinaplu sehr wohl eine größere Masse Goldes erbeutet haben konnte; schon dreißig Zentner erschienen dem Oberpriester ungeheuerlich viel. Nach Ägypten war natürlich niemals Gold gesandt. Aber der Oberpriester leitete jetzt die Politik, und er bediente sich dabei vieler Spione. Einige von diesen sollten in der Umgegend von Babylon nachforschen nach neuen Fundstätten. Überall, wo gegraben wurde, sollten sie dabei sein.

Zur Sargonsburg sandte der Oberpriester abermals eine Karawane, unter denen zwei Leute zu Zirukin gehen mußten mit neuen Tontafeln.

Nabuseto war neugierig.

Zirukin aber war schlauer als sein Oheim: er sagte ruhig zu den Spionen: „Seht Ihr dort am Assurtempel auf den blau glasierten Ziegeln geflügelte Sonnen? Zählt sie! Es sind siebenmal sieben Sonnen. Und alle sind jetzt neu vergoldet. Das erzählt meinem Oheim.“

Als das der Oheim in Babylon hörte, glaubte er fest daran, daß Nadinaplu mindestens hundert Zentner in einer geheimen Fundstätte erbeutet habe.

Der König in der Sänfte.

Bald danach stand in der Sargonsburg, als die Sonne grade unterging mit roten Wolken, der Bildhauer Samasdan neben dem Oberpriester Balatu. Sie standen auf einer Terrasse hinter einem Lorbeergebüsch.

Samasdan, auch ein Priester des Marduktempels, war drei Jahre in Ägypten gewesen und soeben zurückgekehrt. Er sagte leise: „Die großen Pyramiden haben fünf Spitzen und fünf Flächen, da wir fünf Planeten am Himmel sehen. Die geflügelte Sonne ist Symbol des Gottes Horus, bei uns Symbol Assurs. Der herrschende Priester und König im Ägypterlande sitzt und klemmt die Kniee aneinander — er will den Geist der Massen beherrschen.“

„Der König kommt!“ sagte leise Balatu.

Und Beide blickten hinunter auf den großen Platz vor dem Königspalaste, der mit rot-, blau- und grünglasierten Ziegeln be-

legt war — wie mit einem Teppich. Und von zwanzig Sklaven wurde der König in einer Sänfte vorübergetragen.

Aber König Sargon der Zweite stand in der Sänfte.

Ausschreitend stand der König da.

„Ah," sagte der Bildhauer Samasdan, „das ist nicht Ägypten. Aber wie der König steht! Das ist auch beherrschend — die Masse beherrschend durch den niedertretenden Schritt. Das ist assyrische Majestät."

„Er fühlt," sagte Balatu, „den Gott Marduk in sich mächtig. Diese Majestät kommt von dem großen Gott Marduk — wird in Sargon immer lebendiger werden."

Der König stand auf einer Holzplatte, die dicht über dem Boden gehalten wurde. Die Tragstangen befanden sich höher, hielten das Mittelgestell rechtwinklig.

Die Sklaven standen plötzlich still.

Die Sonne ging unter.

Der König stieg rasch von der Holzplatte auf den glasierten Ziegelboden und ging, weit ausschreitend, durch die Eingangspforte seines Palastes.

Der Thronfolger und die Skulptur.

Als König Sargon wieder mal auf der Jagd war — im Gebirge Musri, da brachte der Thronfolger eines Morgens die ganze Sargonsburg in Bewegung.

Zu des Königs Vezier Beletir rief er in sehr befehlshaberischem Tone: „Ich weiß sehr wohl, daß es in der Nähe von Ninive noch mehr Skulpturen gibt als auf der Sargonsburg. Der Vater ist im Gebirge und kommt erst nach einigen Tagen wieder. Ich bin ja erst zwölf Jahre alt, aber ich weiß auch, daß ich Sinacherib, der Thronfolger, bin. Beletir, widersprich mir nicht! Laß zwanzig Streitwagen rüsten. Von der Palastwache sollen mich hundert Mann zu Pferde begleiten. Bring mir den Bildhauer Samasdan. Ich will mit Dir, Beletir, in einer Stunde abreisen — über Ninive zum Südwestpalast, wo die alten Könige Assyriens thronten. Dort — die Skulpturen! Samasdan herbringen!"

Beletir murmelte zwischen den Zähnen: „Diese Kinderwarterei! Ich habe die Verantwortung und darf mich nicht widersetzen. Passiert was, verlier' ich den Kopf."

Aber es geschah alles — wie Sinacherib wünschte.

Nach einer Stunde rasten die Streitwagen nach Ninive — durch die Stadt durch und dann nach Südwest — in den alten halbverfallenen Palast — Samasdan immer neben Sinacherib; der

Bildhauer erzählte von Ägypten und erklärte die alten assyrischen Skulpturen, die eigentlich nur von Jagd und Krieg erzählten.

Der Vezier Beletir war immer hinter dem Thronfolger und hütete ihn wie seinen Augapfel. Sinacherib sprach: „Diese Löwenjagden in den Stein gemeißelt — erinnern mich an unsern großen Isdubar in der Sargonsburg. Aber — hier ist alles viel lebendiger und anschaulicher. Wir müssen öfters hierher, Samasdan! Du erklärst gut. Immer — wenn der Vater auf der Jagd ist — dann hierher! Hier ist es kühl."

Und der Thronfolger streichelte Samasdans rechten Arm.

Balatus Politik.

In heißer Sommernacht saß der Oberpriester des Marduktempels, der gewaltige Balatu, neben Samasdan, dem Bildhauer.

„Es gefällt mir," sagte er zu diesem, „daß Du Günstling des Thronfolgers bist. Aber gestatte, daß ich dir einige Ratschläge gebe. Man erhält sich seine Stellung an den Höfen der Könige nur dadurch, daß man sich stets zurückzieht, so oft man kann — dadurch, daß man sich suchen läßt — dadurch, daß man harmlos tut und alle Machtgelüste nie an die offenen Türen gelangen läßt. Selbst Könige dürfen mit dem, was ihnen das Heiligste ist, nicht vor den Leuten freundlich tun. Deswegen riet ich dem Könige, daß er in seinem Namen nicht Marduk, den Gott des Himmels, erwähne — obschon er doch Marduk ist — der Retter."

„Glaubt er ganz fest daran?" fragte Samasdan.

„Ja," erwiderte der Oberpriester, „ich will Dir Gelegenheit geben, uns zu belauschen. Er hat mir sagen lassen, er käme noch in dieser Nacht zu mir — ohne Gefolge — ganz allein. Du kannst dort drüben in mein Zimmer gehen. Rege Dich da nicht."

„Ich danke Dir!" sagte der Bildhauer.

Und der große Balatu fuhr fort: „Vergiß nicht, daß Marduk eigentlich der Gott von Babylon ist. Wir müssen eben, das ist meine feste Überzeugung, Babylon auch geistig erobern. Nun werden hier aber die Priester des Assurtempels immer darauf bedacht sein, Assur in den Vordergrund zu schieben. Wir tun deshalb gut, sie öffentlich nie daran zu hindern. Wir müssen immer öffentlich Assur an erster Stelle nennen und öffentlich im Hintergrunde bleiben — wenn wir die Geschicke Assyriens, das ein Spiegelbild des großen Himmels ist, so leiten wollen, wie es unser Gott Marduk wünscht. Doch — der König kommt."

Samasdan küßte dem Oberpriester ehrfurchtsvoll die Hand und ging, rückwärts schreitend, mit gebeugtem Rücken davon.

Die stille Nacht.

König Sargon saß neben Balatu und sprach: „Du hast mir Lehren gegeben. Und ich habe sie befolgt. Und ich bin ein Andrer geworden. Immer wieder an unsern großen Gott, den Retter Marduk denken — in jeder Stunde — zwölfmal*) am Tage. Das beruhigt. Ich hab's manchmal in der ersten Zeit vergessen. Jetzt aber vergeß ich's nicht mehr. Ich weiß, daß in mir der große Gott lebendig ist, der dort oben am Himmel auch in jenem leuchtenden Wandelsterne lebendig ist. Und jetzt, Balatu, bin ich ruhig. Ich weiß, daß alles Geschehen auf Erden nur ein Spiegelbild des Himmels ist. Was auf der Erde geschieht, ist im Himmel vorgezeichnet. Das Eine ist ohne das Andre nicht denkbar. Darum bin ich siegreich gewesen. Und darum werde ich siegreich sein."

Balatu sagte leise: „Deine Nachkommen werden auch über Assyrien herrschen. Dein Geschlecht — Deine Nachkommen, die Könige, werden Assyrien groß machen."

„Von mir sprichst Du nicht!" sagte der König.

„Von Dir spreche ich nicht," erwiderte der Oberpriester, „denn Du hast das Höchste erreicht, was ein König erreichen kann — Du fühlst Dich eins mit Deinem Gott. Verlange nicht mehr und wandle auf Erden — so wie es Dir Dein Gott Marduk in Deinem Innern gebietet. Dann bist Du der Retter für Assyrien — wie Marduk es am Himmel war, im Kampfe mit Tiamat, dem Ungeheuer, und im Kampfe mit den sieben furchtbaren Göttern der Unterwelt."

„Ich weiß es," sagte der König, „und ich werd's behalten. Ich — bin — Marduk."

Der König erhob sich und blickte mit zurückgeworfenem Kopf zum Himmel empor und den Stern Marduk an.

Samasdan sah den Kopf des Königs.

Die Karawane der Kaufleute.

Am nächsten Morgen stand vor den Toren der Sargonsburg eine lange Karawane — an die hundert Dromedare, Kameele und viele Pferde und Maultiere mit Bewaffneten daneben.

Kaufleute von der Insel Cypern waren's — an die zwanzig Mann — mit viel Gold und Silber — und mit vielen Geräten aus kostbaren Hölzern — aus Tapranholz, Miskanholz und Fichtenholz und vielen anderen Hölzern, da man wußte, daß am Tigris, Zab und Euphrat das Holz eine sehr gesuchte Ware war, für die man große Summen zahlte. Auch Kupfer brachten die Kaufleute mit.

*) Man hatte Doppelstunden.

Als man sie fragte, was sie möchten, sagte der Älteste von ihnen: „Wir haben auf unsrer Insel von den Taten des großen Königs Sargon im Chattilande und in Samaria und in Armenia gehört. Und da ergriff uns Furcht. Und da wir hart bedrückt von den Ägyptern und Phöniziern werden, so wollten wir den König Sargon um Schutz anflehen. Darum sind wir gekommen — mit reichen Geschenken, und bitten den König, uns sein Antlitz zu zeigen, damit wir ihm sagen können, wie groß seine Macht und wie groß unsre Ohnmacht ist."

„Cypern!" rief da der Eunuch Zirukin, „das soll eine Insel im Westmeere*) sein? Wir haben noch niemals etwas von dieser Insel gehört."

Und die Umstehenden riefen alle: „Uns ist eine Insel Cypern gänzlich unbekannt."

Danach ließ man die Karawane der Kaufleute in die große Sargonsburg hinein und meldete ihre Ankunft in allen Tempeln und Palästen.

Die sieben Könige.

Balatu, der Oberpriester des Marduktempels, ließ sofort die Kaufleute aus Cypern vor sich führen.

Es war die Sonne soeben erst aufgegangen.

Der König schlief.

Und auch die meisten der Priester schliefen noch.

Vor allem schlief auch noch der Vezier Beletir.

Balatu sagte zu den Kaufleuten: „Ich will Euer Gesuch unterstützen, denn ich bin sehr mächtig in der Sargonsburg. Aber Ihr müßt tun, was ich verlange. Hört darum: die sieben Ältesten von Euch sind Könige — sieben Könige! Als Könige naht Ihr. Als Kaufleute könnt Ihr nicht empfangen werden. Euch werden alle Bequemlichkeiten der Sargonsburg zur Verfügung stehen. Ihr sollt behandelt werden, wie Könige es verlangen können. Wollt Ihr?"

Die Kaufleute sprachen untereinander, und dann erklärten sie sich gern bereit, die Ältesten von ihnen als Könige auszugeben.

Die benahmen sich auch gleich so und trugen sofort, als sie die Sache durch ihre Dolmetscher begriffen hatten, ein sehr hoffärtiges Wesen zur Schau.

Da sagte Balatu: „Ihr müßt dem Könige bei der Audienz die Füße küssen."

Die Sieben begriffen das schließlich, sprachen lange mit den Andern und erklärten sich schließlich auch dazu bereit.

*) Das Mittelländische Meer ist gemeint.

Samasdan, der zugegen war, sagte leise zu Balatu: „Cypern ist doch eine bekannte Insel. Schon Burraburiasch,*) König von Babylon, ließ sich Kupfer aus Cypern bringen.“

„Das wollen wir,“ versetzte leise der Balatu, „für uns behalten.“

Die Kaufleute wurden entlassen.

Beletir und Gimillin.

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, erwachte der Vezier Beletir und ließ sich gleich in sein Ankleidezimmer tragen. Dort war der Fußboden aus Alabaster, auf dem frische, dunkelrote Rosen lagen. An den Wänden hingen Teppiche. Eine feinmaschige Kupferdrahtwand im Fenster ließ keine Insekten durch. Das Fenster war sehr breit, und man sah von dort in einen großen, kühlen Hof, in dem Sklaven mit Wasserkrügen vorübergingen. Die Gemächer, in denen die Waffen der Palastgarde aufbewahrt wurden, lagen gegenüber dem Ankleidezimmer des Veziers. Der Hof war mit bunten Fliesen ausgelegt.

Der Eunuch Gimillin, der Haarkräusler des Veziers, sagte feierlich, auf einem Knie liegend, seinen Morgengruß. Zehn Sklavinnen, die dem Eunuchen bei seiner Arbeit halfen, sagten auch knieend ihren Morgengruß.

Der Vezier trug einen langen, hellblauen Rock und ließ sich gleich die Haare kräuseln. Dabei saß er auf einem schwarzen Ebenholzsessel.

„Was gibt's Neues in Babylon?“ fragte Beletir.

Gimillin erwiderte langsam: „Alles beim Alten. Babylon schläft. Und Nabuseto, der Oberpriester des Marduktempels, regiert; er ist vortrefflich über alles, was hier passiert, unterrichtet.“

„Was passiert denn hier?“ fragte Beletir wiederum.

„Sieben Könige aus Cypern,“ sagte Gimillin, „sind angekommen, und sie wollen vom Könige empfangen werden. Sie waren bei Balatu. Du schliefst noch, Herr! Und ich darf Dich doch nicht wecken.“

Beletir sah grimmig den Eunuchen an. Dieser sank auf beide Kniee und berührte mit der Stirn den Alabasterboden. Der Vezier zauste sich den schwarzen Bart und sagte: „Da bin ich ja zu spät erwacht. Jetzt muß ich zu den Königen gehen. Wär' ich früher erwacht, hätten sie zu mir kommen müssen.“

Die große Arbeit.

Da ward es plötzlich in der ganzen Burg des Königs Sargon lebendig. Die Sklaven liefen treppauf und treppab. Die Eunuchen schrieen. Und in den Harems ertönte ein wildes Gekreische.

*) Regierte im 15. Jahrhundert vor Chr.

„Der König empfängt in der Nacht sieben Könige!“

So ging es von Mund zu Mund.

Auf dem riesig großen Platze vor dem Hauptpalaste in der Mitte der Burg wollte der König Sargon die Herren aus Cypern empfangen.

Hundert Sklaven begossen den großen, ganz mit buntglasierten Ziegeln bedeckten Platz — mit frischem Wasser; auf den Knien lagen die Sklaven und scheuerten die Ziegel mit dicken Tüchern.

Alle Waffen wurden von den Kriegern aus den Waffenkammern herausgeschleppt. Und in der Sonne wurden die Helme, Schilde und Lanzen geputzt. Und die Krieger rüsteten sich, als wäre der Feind im Anzuge.

Die Macht der Assyrer sollte offenbar werden.

Alles arbeitete den ganzen Tag hindurch.

Selbst in den Harems wurde gearbeitet — an allen Kleidern der Haremsdamen, denn diese sollten als Zuschauerinnen hoch oben rechts und links auf der Terrasse sitzen.

Alle Eunuchen waren in Bewegung.

Zirukin brachte die Befehle des Königs.

Farbige Mastbäume wurden rechts und links an den Seiten in den Ziegelboden gerammt. Auf den Mastbäumen wurden große breite, vergoldete Schalen befestigt. Die Sklaven kletterten mit Pechtöpfen an den Mastbäumen empor.

Und in den Gärten wurden unzählige Blumen gepflückt und in die Harems gebracht.

Auf allen Dachterrassen der Tempel und Paläste brachte man Schalen für Pech und Räucherwerk an.

Zwanzig große breite Treppen führten zu dem großen Platze, auf dem König Sargon empfangen wollte — unter freiem Himmel im Angesicht der ewigen Sterne.

Trat der König aus seinem Palaste heraus, so trat er in eine Fackelallee — rechts und links, neben und hinter den Mastbäumen die Krieger — die Priester — die Eunuchen und die Sklaven — alle in reichsten Gewändern. Und gradaus am Ende der Allee der Blick in das assyrische Land, das ein Abbild des Himmels ist — links der Zab — und rechts der Tigris.

Und oben die große Himmelsdecke.

Die Sklaven schwitzten.

Und den Kriegern ward es auch warm in ihren mächtig funkelnden Rüstungen.

Und dann kam der Abend.

Und die Sonne ging unter.

Und die Sterne schienen wieder — Marduk unter ihnen am hellsten.

Die Arbeit hörte auf.

Der alte Thron.

Der König Sargon hatte in Armenia einen alten Thron erbeutet; auf dem wollte er sitzen, wenn ihm die Bitte der sieben Könige aus Cypern vorgetragen wurde.

Er bewunderte nun diesen Thron. Er war aus Stein und Bronze und Ebenholz, mit Türkisen in der Rücklehne. Die Armlehnen ruhten auf den Köpfen von kleinen Eunuchen, die das breite Eunuchenband über der Schulter trugen und Augen hatten aus Achat und Lapislazuli. Viel Gold war an den Körpern der Eunuchen. Auf jeder Seite waren fünf Eunuchen.

„Der Thron,“ sagte der König, „wird nach mir in den Vorhof des königlichen Palastes gefahren. Zirukin meldet, wenn's geschehen soll.“

Balatu, neben dem König, sagte ganz leise: „Sieben Könige werden Dir die Füße küssen. Das sind die sieben bösen Götter der Unterwelt, die Marduk besiegt hat.“

Des Königs Augen leuchteten.

Die neue Sänfte.

Während nun draußen die jüngsten Sklaven mit Pechfackeln an den farbigen Mastbäumen emporkletterten und oben das Pech in den vergoldeten Schalen anzündeten, stiegen langsam die Herren aus Cypern die Mitteltreppe empor, und auf den Seitentreppen wurden die Kameele und Dromedare mit den Geschenken emporgeführt. Und gleichzeitig trat der König in seine Sänfte. Diese Sänfte hatte er sich besonders für den Empfang im Laufe des Tages anfertigen lassen; es war ein Kasten, der vorne offen war und fast den Erdboden berührte. Rechts und links gingen Tragstangen rechtwinklig zur Seite. Zwei andere Tragstangen gingen nach hinten. An der Tragstange rechts standen fünf Eunuchen, Zirukin dicht an der Seite des Königs. An der Tragstange links standen auch fünf Eunuchen.

Die Eunuchen trugen das weiße Band über der Schulter.

Der König trug ein Diadem, ein blaues Gewand mit aufgestickter Löwenjagd und silberne Schuppenschuhe.

Die Audienz.

Nun wurden draußen auf allen Dachterrassen und auf allen Mastbäumen die Pechschalen und das Räucherwerk angezündet. Ein mächtiges Feuer flammte auf, und ein gewaltiger Qualm stieg zum Himmel empor.

Und grade gegenüber der Palastpforte ging der Vollmond auf — ganz dunkelrot.

Und dann taten sich die Flügeltüren aus Pistazienholz auf, die den Blick in das Innere des Palastes so lange verhindert hatten.

Und dann wurde der König Sargon der Zweite in seiner Sänfte herausgetragen.

Dumpf dröhnten die Pauken.

Die Menge war ganz still.

Der König stieg aus seiner Sänfte und schritt rasch mit großen Schritten auf die Leute aus Cypern zu. Diese warfen sich auf den Ziegelboden und berührten den Boden siebenmal mit der Stirn.

Dann kamen die sieben Könige, auf den Knieen rutschend, in die Nähe des Königs.

Einer nach dem andern küßten sie dem Könige die silbernen Schuppenschuhe. — Jeder jeden Fuß siebenmal.

Und die Flötenbläser ließen lange, sehnsüchtige Töne über den Platz erschallen. Die Menge blieb immer noch still.

Der König fühlte, wie das Silber seiner Schuppenschuhe unter den Küssen der sieben Könige glühend heiß wurde. Und er blickte gradaus in den Vollmond und fühlte den Gott Marduk in seinem Innern als glühende Flamme.

Danach befahl er den Königen, sich zu erheben.

Und da brach ein ungeheurer Freudenschrei aus der Menge auf. Alle Waffen klirrten und alle Instrumente klangen wild dazwischen.

„Assur! Nebo! Marduk!“ schrieen die Priester, Krieger, Eunuchen, Haremsdamen und Sklaven.

Der Thron wurde herangefahren. Und der König setzte sich auf seinen Thron und ließ sich durch die Dolmetscher, die Ägyptisch und Phönizisch sprachen, die Wünsche der sieben Könige vortragen.

Da verkündete dann nach einer guten Stunde der König — den Blick fest auf den Planeten Marduk geheftet — daß er beschlossen habe, einen Feldzug gegen Cypern auszurüsten, um die Könige von Cypern von den Bedrückungen der Ägypter und Phönizier zu befreien.

Da stimmten die Krieger einen wilden Kriegsgesang an, und die Eunuchen und die Frauen kreischten wild dazwischen. Und die Pechflammen stiegen prasselnd höher und qualmten ungeheure Rauchwolken in den Sternenhimmel empor.

Die Bewohner Ninives sahen den großen Feuerschein und glaubten, die Sargonsburg ginge in Rauch und Flammen auf.

Der Feldzug gegen Cypern.

Ein paar Wochen später hatte König Sargon der Zweite ein großes Heer gerüstet. Der König übernahm selbst den Oberbefehl und führte seine Krieger nach Westen zum Westmeere. Wie eine Meereswoge wälzte sich die Masse über das Land und verbreitete Schrecken in allen Städten und Dörfern. Zuerst kam die leichte Reiterei — die Bogenschützen zu Pferde — und die schwere danach — die Lanzenreiter. Dann kamen die Streitwagen — über fünfhundert. Ihnen folgten die Lastwagen und die großen Wagen mit den Festungsmaschinen. Den Schluß bildeten die Fußtruppen, die in starken Tagesmärschen langsam folgten.

Am Meeresstrande bestieg man die großen Dreiruderer.

Und nach siebentägiger Meeresfahrt landete König Sargon mit seinen Truppen auf der Insel Cypern.

Die Ägypter und Phönizier flohen in die Wälder. Aber die Fliehenden wurden verfolgt, geknebelt herbeigeschleppt. Und am Strande schnitten die Assyrer den Geknebelten allesamt die Köpfe ab und schmissen die Köpfe, die mit Blei und Kupfer beschwert wurden, ins Meer.

Nach diesen siegreichen Taten setzte der König sieben Statthalter an verschiedenen Punkten der Insel ein und betrachtete das ganze Land als sein Eigentum.

Er feierte große Siegesfeste und ließ sich Tribut zahlen und nahm den Leuten die Schätze des Landes — hauptsächlich Gold, Silber, Kupfer und kostbare Hölzer.

Und dann dachte der König wieder an die Rückkehr. Er dachte an Marduk und ließ den dritten Teil des Heeres auf Cypern als Besatzung und fuhr mit den übrigen auf den großen Schiffen nach Syrien zurück.

Zirukin war neben dem König.

Von Nadinaplu aus Babylon lagen neue Siegesberichte vor.

Das Meer sah grau aus. Große Wolken ballten sich am Himmel zusammen. Die Schiffer wollten nicht abfahren, doch der König sagte: „Marduk ist bei mir.“

Und die Schiffer gehorchten und stachen in See.

Die Dämonen des Meeres.

Als sich die Assyrer auf der hohen See befanden, wurde der Sturm zum Orkan. Die Schiffe hatten Mühe, voneinander entfernt zu bleiben. Bei einer Kollision zerbrachen fünfzig von den langen Rudern. Der Sturm blies nach Osten und trieb die Schiffe dem syrischen Strande zu. Aber die Wogen gingen immer über das Verdeck, und alle Schöpfeimer blieben immerzu in Tätigkeit.

„Die Dämonen die Meeres,“ sagten die Schiffer, „sind empört und wollen ein Opfer haben.“

„Warum?“ fragte der König.

„Weil,“ war die Antwort, „so viele abgeschnittene Menschenköpfe ins Meer geschmissen wurden.“

„Ha!“ rief der König.

Doch Zirukin brachte den König schnell aufs Deck und brachte ihn zwischen zwanzig der stärksten Krieger. Die Schiffsherren zogen sich ins Innere des Schiffes zurück.

„Bei mir ist Marduk!“ rief der König. Und damit schritt er auf dem nassen Holz zur Spitze des Schiffes. Eine riesige Welle kam und traf den König in die Seite, und hätte ihn zweifellos über Bord geschleudert, wenn Zirukin nicht des Königs Bein ergriffen hätte.

Zirukin hatte sich gleich, als der König nach vorne ging, ein Tau umgeschlungen, und dessen Ende den zwanzig Kriegern gegeben. Jetzt zogen diese den König und Zirukin mit großer Mühe wieder nach hinten.

„Ich habe Dir,“ flüsterte mit Tränen in beiden Augen der Zirukin, „zum dritten Male das Leben gerettet. Laß mich nicht mehr von Deiner Seite weichen. Ich werde für Dich wachsam sein. Marduk wird uns helfen.“

„Marduk,“ schrie der König, „hilft uns immer. Bleibe bei mir.“

Dann ließ der Sturm nach, man landete ohne weitere Gefahren. Zwei Schiffe aber waren untergegangen.

In raschen Märschen eilte der König mit seinem Heere der Sargonsburg zu.

Sinacherib und Samasdan.

Samasdan hatte mit dem Thronfolger Sinacherib, während der König auf Cypern und Nadinaplu in Babylonien kämpfte, alle Ruinen in der Umgegend von Ninive durchstöbert. Und alle Skulpturen hatten sie eingehend studiert. Von den Reliefs war ihnen sicherlich nicht ein einziges entgangen.

„Sinacherib,“ sprach da der Bildhauer Samasdan, als der König wieder in seiner Sargonsburg weilte, „ich möchte zum Andenken an den siegreichen Feldzug gegen Cypern ein Relief von Deinem Vater herstellen — in natürlicher Größe — weit ausschreitend — so wie er den sieben Königen von Cypern entgegenschritt.“

„Ich werde mit dem Vater darüber sprechen!“ sagte Sinacherib.

Und er tat's.

Sargon der Zweite war sofort damit einverstanden; eine einfache Stele sollte Samasdan herstellen.

Nadinaplus Sieg.

Nabuseto, der Oberpriester des Marduktempels zu Babylon, erklärte dem König Mardukbaliddin, daß jeder weitere Widerstand vergeblich sei.

Mardukbaliddin floh darauf nach Ägypten.

Und Nabuseto sandte Botschafter an den assyrischen Oberfeldherrn Nadinaplu mit der Aufforderung, jetzt Babylon im Sturm zu nehmen.

Nadinaplu tat's und hatte einen leichten Sieg.

Der Oberpriester Nabuseto lud den Oberfeldherrn Nadinaplu zu sich in den Tempel des Marduk.

Dort speisten sie und tranken drei Tage und drei Nächte zusammen und waren dabei fast immer allein und sprachen sehr viel — und oft sehr leise.

Die Priester sorgten dafür, daß die Beiden nicht belauscht wurden.

Sargon feierte auf der Sargonsburg ein großes Siegesfest.

Die Inschrift und die Unsichtbaren.

Die Stele Samasdans war dann bald fertig.

„Ein majestätisches Denkmal!“ sagte Balatu, der Oberpriester des Marduktempels auf der Sargonsburg.

Der König Sargon wollte nun in der Inschrift als Marduk bezeichnet werden.

Da widersprach aber Balatu.

„Habe ich,“ rief da der König, „unsichtbare Feinde?“

„Du weißt,“ versetzte Balatu, „daß die Dämonen des Meeres Dir auch als Unsichtbare gefährlich wurden. Wir sind immer von unsichtbaren Feinden umgeben.“

„Kannst du sie,“ fragte der König, „nicht sichtbar machen? Ich möchte sie kennen lernen. Sie sind hier in der Burg. Gib mir einen Fingerzeig.“

„Wenn ich,“ versetzte Balatu, „den geringsten Verdacht hätte, ich würde ihn Dir sofort mitteilen.“

Da wurde denn in der Inschrift von Assur, Nebo und Marduk gesprochen.

Und der König ballte die Faust.

„Ich bin Marduk!“ schrie er wild, „Marduk sollte zuerst genannt werden.“

Aber Balatu sagte, daß die Inschrift von den sieben Königen berichten würde, die dem König Sargon die Füße geküßt hatten.

Und es ward zum Schlusse noch derjenige, der die Stele vernichten oder verschleppen sollte, der Wut der erwähnten Götter und der Dämonen des Meeres preisgegeben — „vor seinen Feinden soll er gefesselt sitzen, vor seinen Augen soll sein Land zerbrochen werden.“ Also schloß der Text.

Der König aber war mürrisch, daß Marduk nicht an erster Stelle genannt wurde. Balatu deutete nochmals auf die unsichtbaren Feinde hin, und der König fühlte es plötzlich kalt über seinen Rücken rieseln; er sprach nachher über alles unter vier Augen mit seinem Haarkräusler Zirukin.

Zwei Köpfe.

Die Stele mit dem lebensgroßen Relief König Sargons des Zweiten wurde nun auf der Insel Cypern aufgestellt und verbreitete Schrecken und Furcht unter der Bevölkerung. Sinacherib weihte den Stein ein, salbte ihn und flehte im Stillen den Schutz Marduks an. Der Bildhauer Samasdan erhielt ein reiches Geschenk und war bei der Aufstellung auch zugegen.

Gleichzeitig hatte Zirukin schlaflose Nächte, denn er zermarterte sich den Kopf, von welcher Seite dem König Sargon Gefahr drohe; er hatte schließlich alle im Verdacht — sogar den Oberpriester Balatu.

Da fand der überall herumspürende Eunuch eines Tages in einer alten Rumpelkammer zwei Holzköpfe mit Glasaugen, vollem Haarwuchs und großem gekräuselten Bart. Sie mußten mal zu Übungszwecken für andre Haarkräusler gedient haben. Zirukin nahm sie in seine Wohnung, frisierte sie und stellte sie in einem alten Hause, das nicht mehr bewohnt wurde, hinter zwei Fenstern auf, so daß man glauben konnte, da säßen zwei Doppelgänger hinter den Fenstern.

Es war sehr schwüles Wetter. Und man erwartete gegen Abend ein schweres Gewitter.

Eine Terrasse des königlichen Palastes lag so, daß man die beiden Fenster von der Terrasse sehr gut sehen konnte.

Der Eunuch ging zum Könige und sprach zu ihm von dieser Terrasse und behauptete, daß man von dort aus des Abends einen großen Blick über ganz Assyrien haben würde, wenn das Gewitter im Anzuge sei.

Der König willigte ein, hinzugehen — mit Zirukin allein. Nur zehn Mann von der Schloßwache sollten in respektvoller Entfernung folgen.

Die unheimliche Nacht.

Erst kurz nach Sonnenuntergang brach das Unwetter los. Die Blitze zuckten unheimlich durch die Finsternis.

Da sagte Zirukin plötzlich zu Sargon — auf die beiden Fenster weisend: „Ha! Da! Das sind Doppelgänger. Sie beobachten uns. Sind's Menschen oder — sind's Dämonen des Meeres?"

Des Königs Augen wurden ganz groß, er sah die beiden Köpfe und drückte den Arm des Eunuchen so stark, daß der leise schrie.

„Jetzt," sagte der König, „glaube ich, daß man mir nach dem Leben trachtet."

„Warte," sagte Zirukin, „ich gehe und sehe, was das ist. Laß mich allein gehen. Die Schloßwache darf nichts davon erfahren."

Zirukin ging mit leichten Schritten über den nassen Fliesenboden und schnurstracks in das alte Haus — wurde aber sofort von einem starken Arm zurückgeworfen und fiel rücklings auf den nassen Fliesenboden. Der Mann — ein Maskierter — lief rasch davon und verschwand in der Finsternis.

Der König sah einen Dolch in der Hand des Fliehenden und wollte Zirukin zu Hilfe kommen. Der aber hatte einen Schuppenpanzer unterm Rock, sprang rasch auf und winkte dem König zu. Der rief die Schloßwache. Zirukin ging ins Haus und kam mit den beiden Köpfen in den Armen zurück.

Die Schloßwache wunderte sich über die beiden Köpfe noch mehr als der König.

Während es immerzu blitzte und donnerte, ging Zirukin mit dem Könige ins Schloß zurück.

Der König sah lange die beiden Holzköpfe an, wurde ganz fahl und sagte leise: „Jetzt ist mein Leben in Gefahr. Ich weiß es."

Das babylonische Komplott.

Mittlerweile kam der Oberfeldherr Nadinaplu, ein sehr großer und starker Mann, aus Babylonien zurück zur Sargonsburg. Und der Vezier Beletir wurde nach Babylon gesandt, um die Rechtsverhältnisse in der alten Stadt zu ordnen.

Beletir kam natürlich mit dem Oberpriester Nabuseto zusammen.

Und da wurde Nabuseto auch diesem gegenüber deutlicher. Und Beletir erzählte die Geschichte von den zwei Holzköpfen und erklärte, daß Sargon durch Zirukin in unheimlicher Weise bewacht würde; Gimillin hatte in der Unwetternacht den Zirukin umgerannt.

Nun mahnte Nabuseto zur allergrößten Vorsicht, sagte aber ganz klar, daß Beletir mehr in der Sargonsburg zu sagen hätte, wenn Nadinaplu König würde.

Die langen Jahre.

Nun hatte es Zirukin aber erst recht nicht leicht. Denn jetzt dachten die Verschwörer gar nicht daran, zur Tat überzugehen. Und Zirukin mußte so tun, als sei er sehr unachtsam. Er wollte die Feinde aus dem Hinterhalte hervorlocken. Aber was er auch anstellte, es hatte alles keinen Erfolg. Und Zirukin magerte ab.

Und der König verlor ganz und gar die Sicherheit. Er fuhr bei jedem Geräusch zusammen, ging nicht mehr auf die Jagd, ging nicht mehr zu Balatu, und der Name Marduk kam gar nicht mehr über seine Lippen, die sich immer fester aufeinander klemmten.

Der nicht minder sorgsame Balatu wurde auch sehr unruhig, näherte sich aber nicht dem König, um ihn nicht noch mehr zu beunruhigen.

So gingen schließlich vier lange Jahre vorüber.

Balatus Sternenweisheit.

Nun aber hatte plötzlich den Thronfolger Sinacherib ein sehr starkes Fieber ergriffen, schon gab man den jetzt sehr stark gewordenen Jüngling auf. Da gelang es aber doch der Kunst Balatus, den Kranken wieder auf die Beine zu bringen.

Da konnte sich der König Sargon nicht mehr halten; er ging zum Balatu und umarmte ihn stürmisch und erzählte ihm alles von den beiden Holzköpfen des Zirukin.

Balatu sagte, als der Marduk wieder hoch oben am Himmel glänzte, auf seiner Sternwarte zum König: „Alles, was hier auf Erden geschieht, ist dort oben eingezeichnet am Himmel. Wozu also Furcht haben? Glaubst Du nicht mehr, daß Du Marduk bist?“

„Ich glaube,“ versetzte der König, „daß der Gott in mir lebendig ist.“

„Dann,“ fuhr der Oberpriester fort, „ist doch alles gut, wenn Du Dich mit Deinem Gott eins weißt. Wer da weiß, daß ein Größerer in ihm mächtig ist, der kann doch nicht glauben, daß dieser Größere — dieser gewaltige Gott — mit ihm zu Grunde geht. Wozu also Furcht haben? Die Priester kennen keine Furcht; sie wissen, daß alles so kommen muß, wie es in den Sternen geschrieben steht. Die Götter der Oberwelt werden siegreich sein. Du bist Marduk, der die sieben Götter der Unterwelt, die sich

in unsern sieben Wintermonaten verkörpern, überwunden hat — die Welt errettete und ein neues Zeitalter herbeiführte."

Lange saßen Beide ganz stumm nebeneinander.

Gegen Morgengrauen ging der König fort.

Das Volk in Ninive.

Während nun die Verschwörer scheinbar gar nichts taten, war einer doch im Volke sehr tätig: Gimillin, der Haarkräusler Beletirs, ein leidenschaftlicher Verehrer der Stadt Babylon, in der er geboren wurde. Gimillin hatte von Beletir gehört, daß alles anders würde, wenn Nadinaplu als Marduk König würde. Mehr hatte Beletir nicht gesagt. Aber Gimillin sagte das weiter — allen alten Leuten. Und die gaben ihm zu, daß der stattliche Riese Nadinaplu ein viel besserer König sei als der kleine Sargon. Im Volke sprach man ziemlich ungezwungen über alle Verhältnisse am Hofe. Doch wollte Gimillin den Nadinaplu als König von Babylon sehen. Davon aber wollten wieder die alten Niniviter nichts wissen; für die war Assyrien das einzige Land und Ninive der Mittelpunkt der Welt.

Nabuseto aber sagte jetzt zu den beiden Verschworenen: „Ihr selbst müßt Sargon töten."

Die Falle.

Zirukin wurde währenddem von furchtbarer Unruhe gepeinigt. Er hielt's nicht mehr aus. Er sagte dem König zitternd das Folgende: „Jetzt mußt Du Deine Feinde entlarven. Spiele den Menschenfeind. Schlafe ganz allein in einem abgelegenen Gemach. Und wache — wenn's Nacht ist. Ich werde alles so besorgen, daß Deine Feinde in die Falle gehen werden."

Und er brachte über der Türe des königlichen Schlafgemachs viele Zentner Steine unter. Wenn die Feinde die Türe zu öffnen wagten, brauchte Sargon nur an einem Strick zu ziehen — und die Feinde wurden von den Steinen erschlagen.

Zum Überfluß sagte er dem Könige noch, daß er durch Zug an einem zweiten Strick mit seinem Divan langsam in ein unteres Gemach sinken würde.

Sargon der Zweite ließ darauf bekannt machen, daß er Niemanden zu sehen wünsche.

Die Katastrophe.

Und dann kamen in einer stürmischen Nacht Beletir und Nadinaplu an die Türe des königlichen Schlafgemachs. Der König zog an seinem Strick. Und die Feinde waren erschlagen.



Gleichzeitig zog der König an seinem zweiten Strick und sank mit seinem Divan langsam nach unten, dabei lachte der König und wälzte sich auf seinem Lager, schrie noch einmal Marduk und stürzte dabei kopfüber über den Rand des Divans in die Tiefe.

Mit dem Kopf kam er zuerst an den Fliesenboden und war gleich tot.

Als Zirukin seinen König tot sah, stieß er sich den Dolch ins Herz und fiel kopfüber auf den toten König.

Schluß.

Als Sinacherib von dieser Katastrophe erfuhr, ließ er die Leichen von Zirukin, Nadinaplu und Beletir heimlich begraben, Gimillin wurde sofort enthauptet, obgleich gar kein weiterer Verdacht gegen ihn vorlag. Aber Sinacherib kannte den Einfluß der Haarkräusler an den assyrischen Höfen.

Sinacherib bestieg den Thron.

Samasdan richtete den Südwestpalast wieder her, und die Sargonsburg verödete sehr bald, denn Sinacherib schlug im Südwestpalast seine Residenz auf — dort, wo die ältesten Könige von Assyrien residierten.

Balatus Bart- und Haupthaare waren ganz weiß seit jener Schreckensnacht. Er sagte zu Samasdan: „Sargon zweifelte an der Macht seines Gottes. Sorge dafür, daß Sinacherib den Gott Marduk in sich behält.“

Balatu ging in das Innere seines Tempels und betete lange zu Marduk.

Wilhelm Hausenstein: Kubin.

Es waren einmal Zeiten, in denen der Mensch den Dingen gewalttätiger gegenüberstand als heute. Damals hatte er den Mut, die Dinge körperlich zu erobern. Er verfuhr mit ihnen nach seinem Willen und sie gehorchten. Ich wüßte nicht genau zu sagen, wann dies so war. Aber es gab zu Zeiten solches Leben: Leben, in dem alles Willkür und Handlung und glänzendes Kraftgefühl — Leben, das wie ein einziger zuversichtlicher Griff nach den Dingen war. Das waren Zeiten von Heroen und Abenteuern.

Es ist seitdem anders geworden. Statt des Glaubens an die Tat und an die Willkür haben wir den Glauben an die Entwicklung. Statt des Glaubens an das Subjekt haben wir den Glauben an die Macht des Objektiven. In der Politik erwarten wir die entscheidenden Antriebe von der Selbstbewegung der geschichtlichen Verhältnisse.

Man kann das nicht tadeln. Man kann es nicht bedauern. Man kann es nur feststellen. Wir sind so sehr Kinder unserer Zeit, daß wir uns einfach in die allgemeine Sachlichkeit unseres Lebens einfügen und nur in dieser Zugehörigkeit zur allgemeinen Sachlichkeit des Lebens vielleicht auch das Recht zur Kraft und zum Enthusiasmus finden.

Wir sind Impressionisten oder vielmehr Impressionables: Menschen, die von Eindrücken leben. Wir sind passiv. Wir fühlen uns als Medien des Gangs der Dinge; und erst von weitem streben wir den Zeiten zu, in denen sich der Mensch wieder den Meister der Dinge wird nennen können.

Unser Leben wird durch den Rhythmus organisiert, nach dem die Dinge sich selber bewegen und nach dem sie sich unserer Passivität bemächtigen. Wir erleiden. Es ist nicht nötig, daß wir dabei schwach sind. Auch das Erleiden hat Breite und Tiefe. Auch das Erleiden hat Enthusiasmus, und dieser Enthusiasmus erhebt sich bis zu einer Kühnheit, auf deren Höhe er die Freiheit des Wollens fingiert. Aber dann kommen rasch die Stunden, in denen diese Freiheit zur Erinnerung eines dichtenden Hochgefühls wird.

Wir gehen auf die Straße der Stadt. Wo ist da das Ereignis? Wo ist das Abenteuer? Wo ist der Held — ja wo ist bloß der einzelne? Die Straße ist eine einzige große Sachlichkeit — Sächlichkeit. Sie lebt nach Gesetzen, die nirgends vom Willen des einzelnen abhängen. Und selbst er, der verschwindende einzelne, lebt nicht in willkürlicher Bewegung, sondern nach den objektiven



Bewegungsgesetzen, die ihm die hypnotisierende Sachenkollektivität der Straße aufzwingt.

Die Dinge, ja wir selber besitzen für uns nur den Wert der Phänomene, die uns als Eindrücke bewußt werden. Dieser Zustand, der alle Aktivität ausschließt, enthält dennoch ein ins Unendliche gesteigertes Leben. Er suggeriert uns ein nahezu religiöses, mit Erschauerungen trächtiges Gefühl von einer namenlosen Bedeutsamkeit alles Erscheinenden. Zylinderhüte, Trambahnen, aufgespannte Regenschirme, Gaslampen, Schaufensterauslagen mit Zigarren, Kaffee, Photographenapparaten, Korsetts, Stiefeln, Krawatten, Büchern, Blumen — dann die Massen schreitender Menschenfüße auf dem regennassen Asphalt und Stein: alles gewinnt die metaphysische Farbe der geoffenbarten Bedeutung. Und wiewohl wir wissen, daß sich dies alles täglich vollzieht, daß dies alles sich ohne allgemeines, ja selbst ohne besonderes Zielbewußtsein, geradezu zwecklos entwickelt, daß nichts einen erlösenden Sinn enthält — wiewohl wir das wissen und wiewohl wir heimlich nach einem ungeheuren, befreienden, sinngebenden Ereignis schreien, sind wir zufrieden und fühlen uns in der banalen Welt der Erscheinungen entzückt, bezaubert, von Wundern, von Erleuchtungen umgeben, als wären wir im Märchen oder in einem Himmel, wo die letzten Anschauungen gewährt sind.

Kubin ist der Zeichner dieser Zeit, wie etwa — auf höherer Warte — van Gogh ihr Maler ist.

Kubin ist auch ihr Mensch. Sein Leben ist von jener Ereignislosigkeit, die den Menschen von heute bezeichnet. Das heißt: es ist ohne Ereignis im körperlichen Sinn, ohne Aventiure.

Er verlebt eine mißhandelte Jugend. Er wird in die Konventionalität der guten Gesittung einer Beamtenfamilie hineingepreßt. Eine reife Frau verwickelt den Elfjährigen in grausame sexuelle Spielereien, die ihm Jahre verwüsten. In der Schule bringt er es bei einer ausgesprochenen, aber schlecht befriedigten Neigung zum Ereignisreichen der Geschichte, zum geheimnisvoll Zuständlichen und zum Entwicklungswesen in den Naturwissenschaften, zum verheißungsvoll Mystischen in der Religion und zum Aufwühlenden der Musik doch bloß bis zum „durchgefallenen Lateinschüler." Der Vater verstößt den Entarteten. Kubin schließt eine erbitterte, sinistre Freundschaft mit dem Totengräber, dem Schlächter und dem Schinder. Er liebt in dialektischem Rückschlag seiner zarten und zur Innigkeit gestimmten Natur die Szenen der Grausamkeit und des Schreckens. Als Knabe schon zeichnet er qualvolle Phantasmagorien im Stil Boschs und Bruegels — ohne von diesen beiden

oder überhaupt von Kunst etwas gehört und gesehen zu haben: Phantasmagorien, die aber von Empfindungswirklichkeiten voll sind.

Diese Zeichnungen haben den unheimlichen, paradoxen Reiz der ausdrucksvollsten Ungeschicklichkeit. Sie zeigen nichts von der flotten Leichtigkeit, an der Akademiedirektoren künftige Genies erkennen, weil sie wieder einen künftigen Akademiedirektor vorhersagt. Diese Jugendzeichnungen sind ungelenk, von jener naiven und unbekümmerten Unkorrektheit, die etwas zu sagen hat und da, wo sie mit sich selber im Streit liegt, nur eine liniierte Sorgfalt hervorbringt. Kubin erzählt selber: „Nur im Freihandzeichnen war ich der Schwächste." Er denkt um diese Zeit an die Zukunft eines subalternen Kunstgewerbezeichners und begrenzt seinen Ehrgeiz schließlich gar auf den Beruf eines Landschaftsphotographen, dann eines Militärkartographen.

Im übrigen huldigt er um diese Zeit einem höchst banalen Bummelleben. Ermüdet rettet er sich vom Teufel zu Beelzebub: er liest fanatisch Schopenhauer. Dies erste geistige Erlebnis seiner Jugend nimmt dem viel Mißhandelten den Rest des moralischen Gleichgewichts: er macht am Grabe seiner Mutter einen etwas schwächlichen und forcierten, aber darum nicht weniger charakteristischen und zeitgenössischen Selbstmordversuch. In dem Verlangen nach einer Lebensdisziplin, die von außen käme — nichts bezeichnender als dieses Experiment — meldet er sich als gewöhnlicher Freiwilliger zum Militär. Nach achtzehn Tagen bricht er zusammen und dann liegt er Monate im Lazarett, das seiner Hypochondrie neue Nahrung zuführt.

1898 geht er auf den Rat eines Provinzmäzens mit einem kleinen Erbteil nach München, um dort Maler zu werden. Er geht ohne jedes Gefühl innerer Berufung. Er wird, soviel ihm sein subjektives Gefühl in dieser Zeit sagt, Maler aus Zufall. Er arbeitet bei dem trefflichen Schmitt-Reutte, dem er ein dankbares Gefühl widmet, wiewohl das nahe, auf voluntaristische Erfassung der Wesenszüge gerichtete Aktsehen Schmidts die wartenden Notwendigkeiten in ihm nicht freisetzen kann. Immerhin: Kubin sieht zum erstenmal in seinem Leben Kunst. Er besucht natürlich auch die alte Pinakothek und bleibt den ersten Tag von 9 Uhr morgens bis zur Abenddämmerung. Ein bezeichnendes Wort von ihm: „Einzelne hervorstechende Eindrücke hatte ich nicht; es war mir im Gegenteil, als wie wenn diese vielen hundert Gemälde von einer einzigen Hand gemacht wären." Bald darauf gehört Kubin zu der Künstlervereinigung „Sturmfackel", die eines Tages zu dem Zweck gegründet wurde, den Individualismus in der Kunst zu bekämpfen. Es ist nicht recht zu ersehen, was die „Sturmfackel" unter Individualismus ver-

stand; und in jedem Fall bleibt unbegreiflich, inwiefern gerade in München die Bekämpfung des künstlerischen Individualismus um 1900 aktuell gewesen wäre. Doch einerlei. Der Fall bleibt aufschlußreich für Kubin. Dieser Künstler hatte nie das Organ für das Persönliche. Die Bilder der Pinakothek sind ihm wie von einer Hand gemalt. Wer möchte leugnen, daß das eine Auffassung ist? Sie ist die Auffassung Kubins, der an den Dingen nicht die Richtung zu subjektiver Prägung wahrnimmt, sondern immer das Objektive daran sieht. Das ist die letzte Formel für Kubins ganze Kunst. Diese Kunst scheidet aus den Dingen immer das Besondere — im Sinn der Einzelheit — aus. Sie erfaßt stets die Gesamtsachlichkeit der Dinge, den kollektiven Zauber ihrer Unpersönlichkeit. Ich wüßte nicht, wie ich Kubins Kunst präziser definieren könnte. Stimmt nun diese Definition, dann ist sie eine Definition — die Definition der Zeit.

Die Definition einer Zeit, in der die Schicksale des Menschen und des Künstlers in der Banalität der Dinge liegen: in ihrer Banalität und in ihrer wortlosen Grausamkeit, die zu einer kahlen und zugleich unheimlichen Registrierung der Eindruckssummen reizen.

Kubin hat uns in seiner Selbstbiographie, die seine weder prüden noch unschamhaften Confessions enthält — er steht phänomenologisch jenseits konventioneller Kategorien —, den Weg, den er zur Kunst genommen hat, ganz einfach erzählt. Diese Erzählung enthält nicht weniger als die gesamte Psychologie und Soziologie moderner Kunstmöglichkeiten. Er hat Radierungen Klingers gesehen und berichtet:

„Mit noch übervollem Herzen schweifte ich in der Stadt umher und betrat abends ein Varieté, denn ich suchte eine gleichgültige und doch geräuschvolle Umgebung, um einen innern Druck, der immer heftiger wurde, auszugleichen. Es ereignete sich dort etwas seelisch sehr Merkwürdiges und für mich Entscheidendes, das ich heute noch nicht ganz verstehe ... Wie nämlich das kleine Orchester mit dem Spiel begann, erschien mir auf einmal meine ganze Umgebung klarer und schärfer, wie in einem andern Licht. In den Gesichtern der Umhersitzenden sah ich auf einmal eigentümlich Tiermenschliches; alle Geräusche waren sonderbar fremd, von ihrer Ursache gelöst; es klang mir wie eine hohnvolle, ächzende, dröhnende Gesamtsprache, die ich nicht verstehen konnte, die aber doch deutlich einen innern Sinn zu haben schien. Ich wurde traurig, obgleich mich ein sonderbares Wohlgefühl durchzuckte, und dachte wieder an die Klingerblätter, wobei ich überlegte, wie ich nun wohl arbeiten würde. Und da überkam mich auf einmal ein ganzer Sturz von Visionen schwarzweißer Bilder — es ist gar nicht zu

schildern, was für einen tausendfältigen Reichtum mir meine Einbildungskraft vorspiegelte. Ich verließ rasch das Theater, denn die Musik und die vielen Lichter störten mich jetzt, und irrte ziellos in den dunklen Straßen, dabei fortwährend überwältigt, förmlich genotzüchtigt von einer dunklen Kraft, die seltsame Tiere, Häuser, Landschaften, groteske und furchtbare Situationen vor meinen Geist hinzauberte. Ich fühlte mich in meiner verwunschenen Welt unbeschreiblich wohl und gehoben, und als ich mich müde gelaufen hatte, betrat ich einen kleinen Teesalon. Auch hier war alles durchaus ungewöhnlich. Gleich beim Eintritt schien es mir, als wären die Kellnerinnen Wachspuppen von weiß Gott welchem Mechanismus getrieben, und als hätte ich die wenigen Gäste — die mir aber geradezu höchst merkwürdig und unwirklich vorkamen — bei satanischen Geschäften überrascht. Der ganze Hintergrund mit der Spielorgel und dem Büffet war verdächtig, kam mir wie eine Attrappe vor, welche nur das eigentliche Geheimnis — eine trüb erleuchtete, stallartige, blutige Höhle — verbergen sollte."

Es ist nach diesen Worten nicht mehr viel zu sagen. Wer diese Worte verstehend liest, versteht jede Zeichnung Kubins. Die Formeln stimmen erstaunlich. Die Impressionen werden zur „Notzucht" der Dinge am Menschen und Künstler. Die Menschen haben haben etwas „Tiermenschliches". Die Dinge sind wie „Attrappen", die das Eigentliche, Furchtbare, die Vernichtung verbergen. Sie sind wie „von ihrer Ursache gelöst". Die sensationellste Deutung der Dinge wird in einem Teesalon erlebt. Die Früheren gingen auf Kreuzzüge. Noch Delacroix ging nach Marokko; Decamps und Fromentin gingen nach dem Osten. Der Künstler von heute geht in einen orientalisierenden Teesalon oder in eine Kneipe mit der Marke „service fait par des dames étrangères." Er erlebt an begrenzter Stelle die Intensität des Banalen bis dahin, wo es ins Metaphysische überschlägt und die offenbarende Grimasse zeigt.

Kubin sucht als Künstler die Deutung der Dinge. Aber was heißt das heute? Er malt ohne Optimismus, ja ohne Glauben an die Teleologie. Er kennt nur ein Gesetz: die verwunderliche Tatsächlichkeit der Eindrücke. Die Dinge oder vielmehr die Eindrücke sind hoffnungslos existent.

Und dennoch scheint er mehr zu geben. Enthüllt er uns nicht auch etwas von einer metaphysischen Kausalität der Dinge? Wohl sind sie von der Kausalität der Laienwirklichkeit „gelöst", aber nur um in eine höhere, viel merkwürdigere Kausalität einzutreten. Aus irgendeiner Situation, die uns unbedeutsam erscheint, anscheinend jede Interpretation verschmäht, holt Kubin Elemente heraus, mit denen er die Logik der Situation höllisch aufs Meta-

physisch-Kausale hin forciert. Die Dinge ergänzen sich dann zu einem bizarren Gewebe von Zusammenhängen, die dem schwachsichtigen Auge, dem Auge ohne Hyperästhesie, verborgen bleiben. Oder Kubin geht umgekehrt zu Werke. Situationen, deren irdische Kausalität für uns Beruhigung ausströmt, löst er auf: er atomisiert sie und jedes Ding wird heimatlos, verliert den Ort, den ihm die Feld-, Wald- und Wiesenkausalität verliehen hatte. Wie kommt dieser Mensch in dieses Zimmer? Wie kommt diese Tram auf diese Straße? Was soll dies alles? Dieser Aggregatzustand ohne Sinn? Alles ist ein lächerlich-sinnloses Taumeln, das sich in seinem naiven Liberalismus, in seiner naiven Anarchie für Kosmos hält — aber vor den Augen des Künstlers aufgelöst hinabstürzt. Kubin zeigt nicht die in sich geschlossene Kausalität des einzelnen Dinges, der einzelnen Situation: er zeigt, wie der alte Bruegel, sein Ahne, die unendliche Parallelität der Wesen und Vorgänge. Ein Ding geschieht auf einem und demselben Blatt neben anderen Dingen, die zu dem ersten nach der gewöhnlichen Kausalität gar keine Beziehung haben, aber vor dem Angesicht des Künstlers — wie vor dem eines alles zugleich wissenden Buddha — dadurch zusammenhängen, daß sie in dem einzigen großen vegetabilischen Unsinn dieser Welt so sonderbar coexistent sind wie die einander so gleichgiltigen Amphibien in einem Aquarium. Kubin schreibt die Amphibiologie unserer Zivilisation — und es ist kein Wunder, daß er, der Mensch zu Mensch, Ding zu Ding addiert, bis unser Abendland in einem einzigen Mysterium des Aberwitzes untergeht, mit gleicher Unbarmherzigkeit die Tiere und Pflanzen der Tiefsee, mit gleich vegetativer Überlegenheit die vegetative Lebenzeugung und Lebenverwüstung des Orients zeichnet.

Er zeichnet mit einer Schrift, die den kompakten Majoritäten unleserlich sein mag. Sie ist gleichwohl bedeutsam. Sie erscheint schief, zerknittert, linkisch. Sie erscheint „ungenügend“. So erscheint auch die Handschrift der Diablerien Bruegels des Alten, diese fast zotenhaft ausgleitende Handschrift, eine Handschrift von gleichsam obszöner Nachlässigkeit, den Rittern wie den Nachtwächtern der Richtigkeitsästhetik als ungenügend oder als belanglos. Verschiedene Kunstgelehrte sind sehr unzufrieden mit Kubin und raten dem jungen Mann, noch einen Zeichnungskurs — etwa bei Franz von Stuck — mitzumachen.

Es ist noch immer nicht als Selbstverständlichkeit anerkannt, daß es in der Kunst allen Akademien zum Trotz keine Normalkalligraphie gibt.

Diejenigen, denen es — aus den besonderen Verhältnissen besonderer Geschichtsperioden — wesentlich darauf ankommt, die

Illusion der begrenzten Wirklichkeit zu geben, müssen nach dem Wesen ihrer Kunstaufgabe „richtig“ zeichnen. Sie empfangen ganz einfach die Forderungen des Objekts, das im unproblematischen Licht des Tages steht.

Anders Kubin. Ihm erscheint das Ding, von dem er Eindrücke erhält, just nicht in einem Licht, das nur die materielle Tatsächlichkeit der Erscheinung zur Geltung bringt. Man möchte sagen: das Ding erscheint ihm nie in einfach begrenzter Richtigkeit. Es erscheint ihm verbogen; es dreht das Innere nach Außen. Es windet sich. Das alles nicht im Sinn literarischer Allegorie, sondern im Sinn ausschließlicher Sinnlichkeit. So ergibt sich die zerquetschte Zeichnung als Resultat einer auf Metaphysisches gestimmten, mysteriös-passiven Sinnlichkeit.

Wir berühren hier Besonderes, Formeln von begrenzter Geltung. Es wäre Torheit, das Spezielle an Kubins Ausdrucksmitteln, das gleichsam Unterliegende, Erdrückte seiner technischen Sprache zu verallgemeinern. Das Allgemeine an ihr ist ihre religiöse Sinnlichkeit: ihre sinnliche Leidenschaft für den sinnlich faßbaren Hintersinn der endlichen Erscheinungen.

Es gibt im Gesamtstil unserer Zeit, der ein Stil von objektiver Art ist, Künstler, denen die Objekte und ihre Bewegungsgesetze glücklicher im Lot sind. Sie sind geboren, das Positive in der Zeit zu sehen. Die Dinge werden ihnen, ihren robusteren Organismen, nicht zum Schmerz, sondern zum Hymnus. Auch sie gehören zur Zeit. Entweihen wir nicht die Lebensnot eines einzelnen Geistes dieser Zeit, indem wir dulden, daß sie ihm entwendet und geschäftig profaniert werde. Not gebietet Ehrfurcht.

Eine bemerkenswerte, trefflich illustrierte Monographie über Kubin ließ Hermann Eßwein bei Georg Müller erscheinen. Ebenda erschien Kubins große Sansaranmappe. Es soll hier auch auf Kubins Roman „Die andere Seite“ hingewiesen sein.

H. Prehn-v. Dewitz: Wirtschaftsstudien.

Beiträge zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der moderne Kapitalismus

Was ist Kapitalismus? Eine Wirtschaftsweise, in der die spezifische Form die kapitalistische Unternehmung ist, definiert Sombart. Auch der Kapitalismus zeigt zwei Entwicklungsstadien — den mittelalterlichen oder Handelskapitalismus, der sich im wesentlichen auf das Gebiet des Waren- und Geldhandels beschränkte, und den Kapitalismus der Neuzeit. Dieser hat die Fesseln der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und technischen Freiheit, die das graue Mittelalter ihm auferlegte, endlich gesprengt und ist gleich einem ungestüm brausenden Wildbach in das gesamte Gebiet der modernen Volkswirtschaft eingedrungen. Die Entwicklung der modernen Technik ist sein Werk — weshalb man ihn auch wohl den technischen oder Organisationskapitalismus genannt hat. Die neuzeitliche Wirtschaft mit ihren tausendfältigen Erscheinungen und Auswüchsen fühlt in ihm das treibende Agens, sieht in ihm den ewig sich wieder verjüngenden Boden, auf dem sie wuchert und dessen Quellen der Kraft sie doch nicht erschöpft. Immer raffinierter werden die Methoden das Kapital auszubeuten, immer wagemütiger wird die moderne Unternehmung; in den bizarren Formen des Kartell- und Trustkapitalismus zeigt sich die letzte Phase der kapitalistischen Wirtschaft. Die gesamte Menschheit hat der moderne Kapitalismus in seinen Bann geschlagen, das Wirtschaftsbild von Völkern und Nationen in gewaltiger Umwälzung verändert. Hand in Hand mit den technischen Erfindungen und Verbesserungen, mit einer schier unermeßlich sich steigernden Produktion geht die Tendenz fallender Preise aller jener Produktionsmittel, bei denen Technik und Maschinenarbeit die Hauptrolle spielen, während andererseits die Löhne der Arbeiter — am meisten in den Vereinigten Staaten, dann in England, Frankreich und zuletzt in Deutschland — ständige Steigerungen erfahren und damit die Lage der arbeitenden Klassen erheblich verbessert haben. Allerdings steht dieser steigenden Lohnskala auch wieder die Verteuerung wichtiger Lebensbedürfnisse gegenüber. Grund und Boden, Mieten und vor allem die Preisbildung der Agrarprodukte im weitesten Sinne haben eine der Preisverbilligung technischer Produkte entgegengesetzte Tendenz gezeigt. Unter den Agrarprodukten haben eine zeitweise Verbilligung nur diejenigen erfahren, die mit den Erzeugnissen des

Auslandes dauernd zu konkurrieren haben, so namentlich das Getreide. Gestiegen dagegen sind die Preise aller jener Agrarprodukte, die schwer transportabel sind oder aus Gesundheitsrücksichten Einfuhrbeschränkungen unterliegen und infolgedessen relativ weniger von dem Wettbewerb des Auslandes berührt werden, wie Gemüse, Eier, Fleisch und Geflügel. Der Wert des Grund und Bodens, sowohl des landwirtschaftlichen wie auch des städtischen, ist vielfach in ungesunder Weise gesteigert worden, so daß die Erfolge der kapitalistischen Technik leider durch diese Preissteigerungen der agrarischen Produkte und der Wohnungsmieten wieder wettgemacht worden sind. Trotzdem hat das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert des technischen und Organisationskapitalismus, in sehr vielen Richtungen, in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung einen außerordentlichen Fortschritt gebracht, einen Fortschritt, wie man ihn bisher nie gekannt hatte. Aus drückendster Armut scheint die Welt plötzlich in die Ära blühenden Reichtums versetzt zu sein. Die Städte dehnen sich — luxuriöser wie ihre Straßen und Plätze, werden die Häuser und Wohnungen — das Sanitär- und Krankenwesen feiert beispiellose Erfolge, die Hygiene, die Gesundung der Massen tritt auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens in den Vordergrund. Gute Wege, Chausseen und Eisenbahnen durchqueren das Land, überall mehren sich die Maschinen und ihre Kräfte. Handel und Verkehr haben einen bisher ungeahnten Aufschwung genommen, Produktion und Verbrauch sind stark gesteigert. Es ist eine eiserne Zeit, die über blindwaltende Naturkräfte triumphiert. Die Menschenkraft ist durch Werkzeuge und Maschinen nicht nur außerordentlich verstärkt, sondern auch vielfach ersetzt. Die Arbeitszeit ist auf vielen Gebieten erheblich verkürzt. Die Menschheit ist freier geworden, die Technik hat die anstrengende physisch-mechanische Arbeit der Menschenkräfte vollends eingedämmt. Der Mensch, selbst auf den unteren sozialen Stufen, ist zum Organisator, Leiter und Überwacher der Arbeit geworden, Dampf und Elektrizität haben, gefesselt vom Menschengeiste, ihren Siegeszug angetreten. Die Lage der unteren Klassen hat durch den Übergang vom Manufaktur- zum Fabriksystem eine erhebliche Hebung gefunden. Der Arbeiter ist keineswegs, wie das so häufig betont wird, ein moderner Fabriksklave geworden. Das kapitalistische Zeitalter hat ihm mehr denn je Anteil am Kulturleben gewährt. Die Arbeitsbedingungen haben auf den meisten Gebieten beständige Verbesserungen erfahren, Wohlfahrts- und Gesundheitspflege ist auch in das Leben des Proletariers eingezogen. Endlich hat der moderne Kapitalismus mit der in den früheren Zeiten

üblichen Arbeitsverschwendung, die in der Kleinheit der Betriebe bedingt war, endgültig aufzuräumen begonnen und dadurch eine rationellere Ausnutzung der Arbeitskraft des gesamten Volkes erst ermöglicht.

Haben wir so die Glanzseiten der neuzeitlichen kapitalistischen Ära hervorgehoben, so dürfen wir uns doch auch keineswegs verhehlen, daß wir in dieser Epoche erst im Anfangsstadium stehen und daß der gegenwärtige Zustand ein noch durchaus unfertiger und unvollkommener ist. Die Unzufriedenheit eines großen Teils der Bevölkerung mit der augenblicklichen Wirtschaftslage ist im Gegenteil größer geworden als in früheren Perioden. Die ungleiche Entwicklung der Einkommens- und Lebensverhältnisse der unteren und oberen Klassen — das notwendige Grundübel des Kapitalismus — hat im wesentlichen dazu beigetragen. Auf der einen Seite ungeheurer Reichtum und größter Luxus, auf der anderen Seite kaum so viel Einkommen, als zum notdürftigen Lebensunterhalt nötig ist. Auf der einen Seite der wachsende Einfluß der kapitalistischen Kreise, die Herausbildung der modernen Unternehmerautokratie, auf der andern Seite proletarische Arbeitermassen, aus deren Hände Arbeit der neuzeitliche Großbetrieb seine häufig ungeheuren Gewinne zieht, und die doch nicht teilhaben an dem wachsenden Kapital, für dessen Aufbau sie sorgen. Die zunehmende Industrialisierung geht nicht ohne schwere Krisenerscheinungen und Klassenkämpfe vor sich. Gegen sie als eine Hauptform des Kapitalismus, wenden sich zunächst die Arbeiter, die Sozialdemokratie, sodann die Agrarier und schließlich auch der Mittelstand. Agrarier und Mittelstand vertreten gegenüber der internationalen Verflechtung unserer Volkswirtschaft in den Weltverkehr das alte Prinzip der nationalen Abschließung (Merkantilismus), während die Arbeiterschaft, die inzwischen die Bekämpfung der Industrialisierung von ihrem Programm gestrichen hat, mit dem fortschrittlich gesinnten Bürgertum für die Internationalisierung der Industrie und des Verkehrs eintritt. Die neuzeitliche Entwicklung mit ihren vielfachen Umbildungen und Verschiebungen hatte anfänglich in größeren Schichten der Bevölkerung einen tiefgehenden Pessimismus erzeugt. Die arbeitenden Klassen klagten vielfach über Arbeitslosigkeit und Verschlechterung ihrer Lage durch den zunehmenden Kapitalismus. Nach und nach hat sich jedoch gezeigt, daß die ungünstigen Erscheinungen der neueinsetzenden Wirtschaftsepoche nur vorübergehender Natur waren, daß sich die Lage der arbeitenden Klassen im Gegenteil bald gehoben hat, und daß heute an tüchtigen Arbeitskräften sogar überall fühlbarer Mangel herrscht. Für die Landwirtschaft bedeutete die

großkapitalistische Industrialisierung einen vollständigen Umschwung. Während sie bis zu den siebziger Jahren ihre Produkte ausführte, schlugen nach den siebziger Jahren die Verhältnisse um, und Deutschland wurde ein Lebensmittel einführendes Land. Seitdem verlangte die Landwirtschaft immer höheren Zollschutz und bekämpfte mit aller Energie die industrielle und kapitalistische Entwicklung, auf der jedoch Deutschlands finanzielle und Wehrmacht beruht, denn ohne unsere technische, rein kapitalistische Entwicklung könnten wir die stark anwachsende Bevölkerung (heute ca. 68 Millionen Menschen bei einem jährlichen Zuwachs von 8 bis 900 000 Köpfen) einfach nicht ernähren. Ganz besonders unzufrieden mit der gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwicklung sind jedoch diejenigen Klassen, die nicht direkt an dem kapitalistischen Betrieb teilnehmen, die vielmehr von der kapitalistischen Unternehmung entweder aus ihrer bisherigen Tätigkeit herausgedrängt oder doch wenigstens in ihr beschränkt werden — ich meine das sogen. Kleingewerbe; Handwerk und Kleinhandel — den gewerblichen Mittelstand. Dieser, den heute nicht mehr die Reservatrechte der mittelalterlichen Zunftverfassung decken und von jedem rauheren Windstoß sorgfältig abschließen, fühlt sich im harten Kampf des freien Wettbewerbs rettungslos verloren, und immer lauter tönen seine Klagen, die nach staatlicher Hilfe und Ausnahmegesetzen gegen das Großkapital rufen. Professor Huber (Fünfzig Jahre deutschen Wirtschaftslebens) sagt darüber: „Dem rascheren Wechsel der Konjunkturen bezw. der Mode und namentlich dem Fortschreiten der Technik vermochte der Kleingewerbetreibende nicht zu folgen, jedenfalls nicht im gleichen Maße wie der kapitalistische Unternehmer. Gegen all das konnten die Zunftschranken keinerlei Schutz gewähren. Trotzdem dachte die Mehrzahl der Handwerker lange Zeit, bis in die Gegenwart, nur daran, sie noch weiter auszubauen. Auch heute noch hängt ein großer Teil der Handwerker am Prüfungszwang und am Befähigungsnachweis. Erklären läßt sich dies nur daraus, daß der kleine Mann nie aus der Geschichte lernt, daß jede Generation wieder die alten Interessen und Anschauungsverschiedenheiten auskämpfen muß." Der gewerbliche Mittelstand wirft dem Kapitalismus vor allen Dingen vor, er sauge die Kleinbetriebe auf, vernichte oder verdränge sie und zerreibe so den Mittelstand, da er den Kleinbetrieben, mit denen er heute in freier Konkurrenz stehe, natürlich weit überlegen sei. Diese Erkenntnis ist durchaus richtig. Unleugbar zeigt der Kapitalismus die Tendenz, alle Gebiete, die sich für ihn eignen, auszubeuten, und in seine Machtsphäre zu ziehen. Es ist aber ebenso widersinnig, ihm daraus einen Vorwurf

machen zu wollen. „Es ist unmöglich,“ wie Wernicke (Kapitalismus und Mittelstandspolitik) sagt, „bestimmte Schranken für einzelne Gebiete aufzurichten, sie gewissermaßen als Schonungen zu erklären und zum Kapital zu sagen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das hieße die Natur meistern und korrigieren wollen und sich selbst der Vorteile zu berauben, die der kapitalistische Betrieb mit sich bringt.“ „Steht einmal die Ökonomisierung der Volkswirtschaft als höchstes Prinzip fest, d. h. ist es allgemein als richtig, wünschenswert und erstrebenswert anerkannt, daß mit Aufwendung von möglichst wenig Mitteln und Kräften möglichst große Resultate erzielt werden müssen, so kann für bestimmte Gebiete nicht die unökonomische Kraft- und Mittelvergeudung als oberstes und erstrebenswertes Prinzip aufgestellt werden. Natürlich darf andererseits auch nicht verkannt werden, daß durch das Vordringen des Kapitalismus gewisse, bisher lebensfähige Elemente aus ihren Positionen vertrieben werden, und in Unkenntnis der sich ihnen nun eröffnenden gänzlich neuen Lebensbedingungen häufig zugrunde gehen. Es wäre die Aufgabe des Staates, diesen bedrängten und auf sich selbst angewiesenen, meist rettungslos verlorenen Elementen nach Kräften, aber auf richtige Weise, den Übergang zu erleichtern. Damit will ich allerdings keineswegs gesagt haben, daß der Staat nun, wie ein großer Teil des Mittelstandes es noch heute wünscht, durch Wiedereinführung des Befähigungsnachweises und des Zunftzwanges die Handwerker vor dem modernen Fabrikkapitalismus zu schützen sucht — dies wäre ein gänzlich ungeeignetes Mittel — ebenso gut könnte man die Gewerbeunfreiheit wieder einführen, um dem Vordringen des Kapitalismus Einhalt zu tun. In anderer Hinsicht hat der Staat die Pflicht, die von der neuzeitlichen Entwicklung ungünstig berührten Klassen für den wirtschaftlichen Lebenskampf zu stählen. Es handelt sich vor allen Dingen darum, den selbständigen kleingewerblichen Mittelstand durch Erhöhung seiner allgemeinen Schul- und insbesondere auch seiner gewerblichen, technischen und kaufmännischen Fachbildung in den Stand zu setzen, die Handhaben, die die moderne Entwicklung den genügend vorgebildeten Elementen bietet, zu ergreifen, und so nicht etwa unter die Räder der Entwicklung zu kommen, sondern ihrer Herr zu werden und sie zu meistern. Lange hat der Staat, weil er den veränderten Entwicklungsgang selbst nicht rechtzeitig erkannt hatte, diese Pflicht vernachlässigt und damit jene Unzufriedenheit in der modernen Volkswirtschaft geschaffen, die wir heute als Mittelstandsbewegung bezeichnen — eine Bewegung, die freilich viel weitgehendere Hilfe vom Staate verlangt, als dieser ihr jemals hätte gewähren können,

die aber doch daraus resultiert, daß der moderne Staat versäumt hat, die heterogen zusammengewürfelten Elemente des sog. Mittelstandes, die nach Einführung der Gewerbefreiheit schutzlos dem Großkapital gegenüberstanden, rechtzeitig für den neu sich belebenden, wirtschaftlichen Kampf zu stählen und vorzubereiten.

Die Mittelstandsbewegung.

Mittelstand contra Großkapital.

Was ist Mittelstand? Die Definition ist nicht ganz leicht. Das Wort selbst besagt eigentlich weiter nichts, als daß es sich um einen Stand handelt, der in der Mitte zwischen andern steht, und zwar zwischen dem Stand der Kapitalisten auf der einen und dem Stand der Besitzlosen, der Proletarier, den unteren Klassen auf der andern Seite. Natürlich ist diese Begriffsbestimmung nicht ausreichend. Da es in Wirklichkeit keinen für sich abgegrenzten Stand von Kapitalisten gibt, sondern die Kapitalbesitzer sich in allen Ständen, selbst im Arbeiterstande finden, kann diese Scheidung nach dem Kapital keine zutreffende sein. Ebensowenig ist eine Abgrenzung nach dem Einkommen möglich. Dann gehörte ein Handwerker mit 10 000 Mk. Einkommen vielleicht schon zu den höheren Ständen, während der Offizier mit knapp 2000 Mk. Gehalt in den unteren Mittelstand hinabsänke. Selbst die Begriffsbestimmung nach dem Kapital, Einkommen und der Bildung bleibt erfolglos. Wir müssen vielmehr sagen: der heutige sogenannte Mittelstand umfaßt die allerverschiedensten Elemente an Besitz, Bildung und Beruf. Er steht im Gegensatz zu den oberen Ständen, die aus sozial und wirtschaftlich unabhängigen Elementen bestehen, die allein auf Grund ihres Besitzes ein genußreiches und luxuriöses Leben führen können — und im Gegensatz zu den unteren Klassen, die in wirtschaftlicher Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern leben. Zu ihm gehört die große Mehrzahl der selbständigen Gewerbetreibenden, der freien Berufe, der Beamten, einschließlich des Militärstandes, sowie der mittleren Rentner. Die ursprüngliche Mittelstandsbewegung befaßte sich nur mit den Kleingewerbetreibenden, den Handwerkern und später auch den Detaillisten. Die Deutsche Mittelstandsvereinigung jedoch hat ihre Kreise weiter gezogen und zieht auch die Beamten und Privatangestellten mit heran. Damit hat sie sich in eine recht prekäre Lage gebracht, denn die Wünsche der Beamten (Konsumvereine, billige Einkaufsgelegenheiten) laufen vielfach den Wünschen der Kleingewerbetreibenden und Detaillisten zuwider. Dadurch wurden die Forderungen der Mittelstands-

parteiler derartig verquickt und unklar, daß schon Graf Posadowsky am 3. Februar 1906 im Reichstage sehr richtig ausführte: „Ich möchte die Herren, die sich hierfür interessieren, doch dringend bitten, die Mittelstandsfrage mehr zu spezialisieren. Eine allgemeine Mittelstandsfrage in dem Sinne gibt es nicht, weil der Mittelstand aus viel zu heterogenen Elementen besteht. Zu ihm gehört meines Erachtens der größte Teil der Privatbeamten, zu ihm gehört der Handwerkerstand, der kleinere und mittlere Kaufmannsstand. Aber die Fragen, wo diese Klassen der Schuh drückt, sind innerlich ganz verschieden. Man kann von einer Handwerkerfrage sprechen, von einer Kaufmannsfrage, von einer Privatbeamtenfrage, aber nicht von einer allgemeinen Mittelstandsfrage." Die große Mittelstandsfrage, wie sie heute akut ist, läuft im Grunde nur in einen Kampf gegen das Großkapital (Konsumvereine, Warenhäuser, Submissionswesen, Ausverkaufswesen), gegen die Konkurrenz der Militärhandwerker und Strafanstalten und schließlich gegen die herrschende Zoll- und Steuerpolitik hinaus. Die große Mehrzahl ihrer Forderungen identifiziert sich aber mit den Forderungen der Kleingewerbetreibenden, der Handwerker und der Detaillisten. Deshalb, wenn wir von der modernen Mittelstandsbewegung sprechen, so meinen wir im Grunde und hauptsächlich die Bewegung dieser Kreise zur Erlangung besserer und auskömmlicher Lebensbedingungen. Das Programm der Deutschen Mittelstandsvereinigung, wie es in der Generalversammlung im November 1904 festgelegt wurde, läßt in dieser Hinsicht an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, erst in einem späteren Programm hat sie die Privatbeamtenfürsorge ausdrücklich aufgenommen. Die Deutsche Mittelstandsvereinigung stellt vornehmlich die folgenden Forderungen auf:

1. Schutz gegen das Eindrängen des Großkapitals in den Detailhandel, Verbot der Warenlager, des Filialunwesens und ähnlicher schädlicher Erscheinungen.
2. Einschränkung der weiteren, den Mittelstand schädigenden Entwicklung des Konsumvereinswesens, bezw. Zulassung der Konsumvereine nur nach dem Maße des Bedürfnisses. Verbot der Dividendenzahlung.
3. Verbot entgeltlicher und unentgeltlicher Vermittlung von Waren-Ein- und -verkäufen für Offiziere, Beamte, Geistliche.
4. Verschärfung der Bauvorschriften für Waren- und Kaufhäuser in bezug auf feuerpolizeiliche Maßregeln zum Schutze des Publikums (sic!).
5. Verbot von Trusts.

6. Schärfere Bestimmungen gegen das Gründungsunwesen, eine dieses einschränkende Reform der Aktiengesetzgebung.
7. Schutz aller nationalen Arbeit.
8. Scharfe Strafbestimmungen zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, sowie Erlaß eines Gesetzes zur Regelung des Ausverkaufs jeder Art.
9. Regelung des Submissionswesens. Vergebung von staatlichen und kommunalen Arbeiten nur an solche Handwerker, die den gesetzlich geschützten Meistertitel führen dürfen.
10. Eine weitere zweckmäßige Ausgestaltung des Kredits für den selbständigen Mittelstand in Handel, Handwerk und Gewerbe.
11. Bessere Sicherung der Forderungen der Bauhandwerker.
12. Abschaffung der Konkurrenz durch Zuchthaus- und Gefängnisarbeit.
13. Verbot des Börsenterminhandels mit Getreide.

(Das Programm ist hier nur im Auszuge wiedergegeben.)

Ganz ähnliche Programme nahmen bald der sächsische Mittelstandstag und der Württembergische Bund für Handel und Gewerbe an. Schließlich lief doch alles in einen Kampf gegen das Großkapital und dessen staatliche Duldung hinaus. Wernicke (a. a. O. cit.) sagt sehr richtig: „Die moderne Mittelstandsbewegung fußt im Grunde auf einer unerbittlichen Feindschaft gegen das Kapital überhaupt. Man ist sich vielfach hierüber noch nicht klar, oder man scheut sich wenigstens, es offen auszusprechen, und schlägt, was zunächst nur auf gewisse Erscheinungen des Kapitalismus, wie die Syndikate, Ringe, die Börse, die Banken, die Warenhäuser, die Konsumvereine, meint aber im Grunde des Herzens das Großkapital überhaupt, das sich für sie hauptsächlich in diesen Formen manifestiert und daher zunächst ihre Angriffe auf sich zieht. Wenn man den Warenhäusern, oder den Konsumvereinen, oder der Börse vorwirft, daß sie den Mittelstand aufsaugen und ruinieren, so ist das ein Vorwurf, der sich im Grunde nicht bloß auf diese wenigen Erscheinungsformen des Kapitals, sondern gegen das Kapital überhaupt richtet, denn auf allen Gebieten, wo das Kapital überhaupt zur Betätigung gelangt, trägt es eine Konzentrationstendenz in sich: überall bilden sich Großbetriebe, die direkt mit den Kleinbetrieben zu konkurrieren haben, diese vielfach aufsaugen und verdrängen, während sie andererseits aber auch wieder auf vielen Gebieten für viele Kleinbetriebe eine Existensmöglichkeit schaffen." Das Kapital soll unersättlich, gierig alle Erwerbsgebiete an sich reißen, die kleinen

selbständigen Existenzen zugrunde richten, alles von sich abhängig machen, vor den raffiniertesten Mitteln, vor unlauterem Wettbewerb in jeder Form nicht zurückschrecken, um seine Raub- und Gewaltpolitik zum Ziele zu führen. Wird so der Kampf gegen das Großkapital aber auch zugleich auf vielen Gebieten geführt, so zeigt man doch nicht gerne sein wahres Gesicht, und mit Trompetengeschmetter predigt man vor aller Ohren nur den Kreuzzug gegen Konsumvereine und Warenhäuser.

Gegen Börse und Großbanken richteten sich die ersten Angriffe der Mittelstandsvereinigungen. Man erzwang das Börsengesetz vom 22. Juni 1896 und die Börsensteuer, um das Börsengeschäft durch Erschwerung der Emissionstätigkeit und durch teilweises Verbot des Terminhandels einzuschränken. Die Wirkung war eine unvorhergesehene. Hatte man das mobile Börsenkapital treffen und seine Rentabilität beschneiden wollen, so war die tatsächliche Folge dieses Schrittes eine rapide Konzentration im Bankwesen, verbunden mit der unaufhörlichen Aufsaugung der mittleren und kleineren Bankgeschäfte, die doch auch Teile des Mittelstandes sind, und die ständige Vermehrung der Insichgeschäfte der Großbanken, d. h. die Abwicklung von Geschäften seitens der Banken ohne Benutzung der Börse. Dann zog man gegen den Kanalbau zu Felde, in dem man einen weiteren Fortschritt der kapitalistischen Industrialisierung Deutschlands sah, und in den Händen der Mittelstandspolitiker verwandelte sich die Kanalvorlage in einen verstümmelten Torso. Das Großkapital ist für den Mittelstand zu einer Art geheimnisvollen Popanzes geworden, dessen Macht unergründlich und daher um so gefährlicher ist. Mit allen Mitteln sucht man ihm den Garaus zu machen, und da die eigenen Kräfte versagen, so sucht man einen Größeren als Helfer. Die ständigen Schreie der Mittelstandspolitiker nach Staatshilfe wollen nicht verstummen. Inwieweit sie berechtigt sind, werden wir sehen. Dabei begegnen wir den vielfachen Neubildungen des modernen Wirtschaftslebens, die der neuzeitliche Kapitalismus geschaffen hat, wie Trusts, Syndikate, Warenhäuser, die bei dieser Gelegenheit in Einzeldarstellungen möglichst erschöpfende Behandlung finden sollen.

Dr. A. Bettendorff: Die Entwicklung der Schulen in Japan.

Will' man den Anfang und die Entwicklung kultureller Bestrebungen innerhalb eines Volkes kennen lernen, so kann man nichts Besseres tun, als die Geschichte und den jeweiligen Stand der Schulen zu studieren. Die Anfänge der japanischen Kultur reichen weit ins früheste Altertum hinein. Im Jahre 270 n. Chr. wurden dem kaiserlich japanischen Hofe die chinesischen Klassiker überreicht und damit wurde dem Eindringen chinesischer und indischer Kultur Tür und Tor geöffnet. Hiermit beginnt auch ein ungewöhnlicher Aufschwung der damaligen Schulen, soweit man sie als solche bezeichnen will. Unter der Regierung Mommu Tennos, 701 n. Chr., wurde eine „Verordnung" über die Schulen erlassen und durch die Errichtung von Universitäten und Schulen das Erziehungswesen bedeutend gefördert. Man muß bedenken, daß dieser Erlaß und die Gründung dieser Schulen den Verordnungeu Karls des Großen und seinen Bemühungen auf diesem Gebiete beinahe 100 Jahre, der Gründung der Universität Oxford sogar 170 Jahre vorausging. Diese Tatsache mag erhellen, wie langsam Japan den heutigen Stand der Dinge auf dem Gebiete der Schulen erreicht hat, und daß es durchaus nicht mit einem Sprung aus der Barbarei in die Zivilisation herübersprang. Das Leben dieser ersten Schulen war jedoch nicht von langer Dauer; sie hatten nicht, wie z. B. die Schulen in Deutschland oder die oben erwähnte Universität Oxford, eine beständige, ununterbrochene Entwicklung, weil die dunkeln Wolken der Feudalkriege das Kaiserreich gegen das Ende des 12. Jahrhunderts überschatteten und diesen Schulen ein schnelles Ende bereiteten. Nach einem Zeitraum von einigen Jahrhunderten (1603) errichtete Tokugawa Jyeyasu seine Herrschaft in Tokio auf der alten Grundlage der Feudalherrschaft. Er stellte den Frieden wieder her, und in den folgenden 250 Friedensjahren lebten Schulen und Erziehung wieder auf.

Aber das heutige Erziehungssystem mit seinen Universitäten und öffentlichen Schulen ist erst zum größten Teil während der Regierung des vor einiger Zeit verstorbenen Kaisers errichtet und ausgebaut worden. Im Jahre 1868 endigte das „Schogungate" und mit der „Restauration" begann eine neue Zeit, das „erleuchtete Zeitalter". Das Schulwesen erregte bald die Aufmerksamkeit und das Interesse des Kaisers. Im Jahre 1869 wurde eine Verordnung für Universitäten, Mittel- und Elementarschulen erlassen; 1871 wurde das Unterrichtsministerium begründet, dem die Aufsicht über alle Universitäten und Schulen des Reiches zustand. Im folgenden Jahre, 1872, erschien das „Schulgesetz". Es behandelte in 109 Kapiteln alle die Erziehung und das Schulwesen betreffenden Fragen, wie Einteilung des Landes in Schulbezirke, Schulaufsicht, Entsendung von Studenten ins Ausland zu Studienzwecken usw. Durch dieses Gesetz wurde das Reich — nach französischem Vorbild — in acht Universitätsbezirke eingeteilt, von denen jeder eine Universität besaß. Diese Bezirke zerfielen wieder in Mittelschul- und Elementarschulbezirke in der Weise, daß auf je 600 Einwohner eine Elementarschule kam. Jeder Mittelschulbezirk unterstand einem „Schulrat", dessen Pflicht es war, die Bewohner seines Bezirkes zu beraten und sie zu „überreden", alle ihre Kinder von sechs Jahren an in die Schule zu schicken; außerdem mußte er für die Instandhaltung der Schulen, überhaupt für alles,

was die Schulen betraf, ein offnes Auge haben. Gleichzeitig mit dem „Schulgesetz“ wurde eine kaiserliche Proklamation veröffentlicht, in der erklärt wurde, daß Erziehung für alle Menschen wichtig sei und daß von jetzt ab die durch die Schule erworbenen Kenntnisse für jedermann unbedingt notwendig seien, weil man ohne sie nicht zu Amt und Würden kommen könne und daß das ganze Volk, ohne Unterschied der Klassen, die Schule besucht haben müßte, bis kein Dorf mehr ein Haus enthalte, in dem es noch Analphabeten gebe.

Das 1872 erlassene „Schulgesetz“ glich in vielen Beziehungen dem „Code d'Education“ Napoleons I. Obwohl die Anordnung und Durcharbeitung des Gesetzes ausgezeichnet war, stellten sich doch seiner praktischen Ausführung erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Schon 1873 machte sich eine Durchsicht nötig. Die acht Universitätsbezirke wurden auf sieben reduziert, während 1878 diese Einteilung ganz abgeschafft wurde und man beschloß, daß die Einrichtung und Einteilung der Schulen sich ganz nach den gerade vorliegenden örtlichen Verhältnissen richten solle. Hiermit ging man von dem französischen zu dem amerikanischen System über.

In den ersten zehn Jahren der „Erleuchteten Regierung“ beschäftigten sich die Schüler mit der Übersetzung nützlicher ausländischer Bücher ins Japanische. Daß hierbei amerikanische Autoren bevorzugt wurden, erklärt sich aus der geographischen Lage beider Länder.

Im Jahre 1872 wurde ein Amerikaner, Prof. Scott, als „Hauptlehrer“ für Normalschulen uud Prof. David Murray, auch Amerikaner, als „Superintendent aller Schulen“ in den Dienst der Regierung des Mikado gestellt. Murray stellte Schulgesetze aller Art zusammen und sorgte dafür, daß Studenten zu Studienzwecken nach Amerika und England geschickt wurden.

Um das Jahr 1880 machten sich freiheitliche Ideen und radikale Bestrebungen, die die Rechte und Freiheiten des Volkes betrafen, bemerkbar, besonders unter den Studenten, und es lag die Gefahr vor, daß der Radikalismus dieser neuen Ideen Unruhe und Verwirrung hervorrufen würde. In Schulkreisen erkannte man bald die Gefahr, infolgedessen wurden 1880 die Schulgesetze durchgesehen und die Beaufsichtigung der Studenten verschärft. Jetzt wurde auch Spencers Buch über Erziehung (Education, intelluctual, moralphysical 1860) langsam im ganzen Lande bekannt, und die Bewegung, die infolge der fast allgemeinen Lektüre dieses Buches entstand, machte in Kreisen, die der Schule und der Regierung nahestanden, nicht unbedeutende Fortschritte. Es trat jedoch bald eine konservative Reaktion ein.

Die Revision des Schulgesetzes 1886 durch Mori Yurei, den damaligen Unterrichtsminister, bedeutete eine Reform, welche an Bedeutung dem Schulgesetze selbst gleichkam. Mori war Botschafter im Auslande gewesen und verstand nicht nur die ausländischen Schulverhältnisse zu würdigen, sondern er hatte auch eigene, fruchtbare Gedanken über nationale Erziehung. Bei der Bildung eines neuen Kabinetts 1885 wurde er Unterrichtsminister. Sofort drang er mit aller Energie auf eine gründliche Revision der Schulen. Ohne Berücksichtigung alter, vermoderter „Schulordnungen“ erließ er die „Kaiserliche Verordnung für die Universitäten“, „die Kaiserliche Verordnung für Normalschulen“ und „die Kaiserliche Verordnung für Mittelschulen“. Gleichzeitig wurden Leitsätze für alle Schuleu bekanntgegeben, Inspektoren zur Beaufsichtigung der Schulen und Lehrer ernannt und geeignete Schritte zur ordentlichen Ausbildung der Lehrer getan. Professor Hausknecht, ein Deutscher, wurde an die kaiserliche Universität berufen, um die Ausbildung

der Lehrer für die höheren Schulen zu leiten. Hiermit wurde der deutsche Einfluß auf die Entwicklung der japanischen Schulen herrschend, und Japan verdankt es Professor Hausknecht, daß militärische Straffheit in allen Schulen des Reiches herrscht und physische, intellektuelle und gemütliche Erziehung vereint wurden.

In den folgenden Jahren — 1890—1906 — wurden die bestehenden Verhältnisse wenig geändert, wenn man von der bedeutenden Tatsache absieht, daß 1893 technische Schulen, 1895 die „Höheren Mädchenschulen" und 1903 die „Fachschulen" entstanden. Drei Jahre später, 1906, wurde das schulpflichtige Alter auf 6 Jahre festgesetzt.

Man sieht hieraus, daß die Entwicklung der japanischen Schulen in den letzten 40 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat. Nach den Angaben des 40. statistischen Jahresberichtes der Regierung des Mikado (April 1907 bis März 1908) betrug die Zahl der Elementarschulen in Japan 27 125, die der Schüler 5 713 698; von den schulpflichtigen Kindern waren das 97⅓ %. Vergleicht man die Zahlen mit denen von 1872 — damals war der durchschnittliche Prozentsatz 30 % —, so sieht man, daß ein sehr großer Fortschritt zu verzeichnen ist. Die Zahl der Schulen für Blinde und Taube war 41, die von 1684 Schülern besucht wurden; die 69 Normalschulen hatten 19 359 Schüler, die 287 Mittelschulen 111 436 Schüler, die 133 höheren Mädchenschulen 40 273 Schülerinnen. Die 3 kaiserlichen Universitäten wurden von 7370 Studenten besucht. Hierzu kommen noch besondere Schulen, wie Fachschulen (5301), Seminare für Fachschullehrer (3), 4 Institute zur Ausbildung der Lehrer für höhere Schulen usw.

Das japanische Schulsystem zerfällt in 3 Stufen: allgemeine, besondere und technische Stufe; jede Stufe zerfällt wieder in primäre, sekundäre und höhere Grade.

Die „allgemeine" Schule hat das Ziel, die Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, die jeder haben muß. Sie bereitet also nicht auf einen besonderen Beruf vor. Die Schulen „primären" Grades heißen „Elementarschulen", die von allen schulpflichtigen Kindern ohne Rücksicht auf Beruf oder Vermögen der Eltern besucht werden, um die zum täglichen Leben unbedingt erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. Hierin hat das japanische System Ähnlichkeit mit dem amerikanischen. An die „Elementarschulen" schließen sich eng die „Kindergärten" und „Taubstummenschulen" an. Die Schulen „sekundären" Grades bilden nur eine höhere Stufe der Primärschulen; sie heißen für Knaben „Mittelschulen", für Mädchen „höhere Schulen". Die Schüler dieser Schulen müssen alle die Elementarschule durchlaufen haben. Die „höheren Schulen", die die dritte und höchste Stufe der allgemeinen Schulen" bilden, bereiten auf das akademische Studium vor. Sie entsprechen ungefähr den oberen Klassen der französischen Lyzeen oder der deutschen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen.

Die „besonderen Schulen" haben es mit den einzelnen Disziplinen in Kunst und Wissenschaft zu tun; sie bilden Spezialisten aus. An ihrer Spitze stehen Schulen für Juristen, Diplomaten (!), Mediziner, Apotheker, für Literatur, Musik, die schönen Künste usw. Auch unter ihnen gibt es 3 verschiedene Grade. Die kaiserlichen Universitäten nehmen den höchsten Rang ein, nicht so hoch stehen die Schulen für Medizin, die Musikakademie in Tokio, die Akademie für Malerei usw.

An dritter Stelle kommen die technischen Schulen. Ihre Besucher werden Landwirte, Kunsthandwerker, Kaufleute usw. Alle diese Schulen

zerfallen auch wieder in 3 Stufen; zur höchsten Stufe gehören die „Technischen Hochschulen“ und die „landwirtschaftlichen“ und „Forstakademien“. Zu diesen dem Unterrichtsministerium unterstehenden Schulen kommen natürlich noch die Kriegsschulen, die Marineakademie, die dem Kriegsminister und Marineminister unterstellt sind, die Post- und Telegraphenschulen und die Schiffahrtschulen, die dem Verkehrsministerium zugeteilt sind.

Der kurze Überblick zeigt, daß die Schulen Japans nach amerikanisch-französisch-deutschem Muster gebildet sind, weil man mit Recht die Schulen dieser 3 Länder für die besten hielt. In dem Aufbau der einzelnen Systeme war Amerika vorbildlich, die Inspektionsmethode ist französisch, in der Auswahl der Lehrgegenstände und der inneren Organisation folgte man dem deutschen Beispiel, nur wurden die klassischen Sprachen nicht mit übernommen. Ganz japanisch ist hingegen der Unterricht in Religion, d. h. nach japanischen Verhältnissen in Moral.

In Japan ist Erziehung und — sagen wir — Unterweisung in der Moral stets getrennt gewesen, sogar während der Zeiten, in denen die Erziehung in den Händen der Priester lag und das Wort „tera“ (Tempel) gleichbedeutend mit „Schule“ war. Das Schulgesetz von 1872 war nach Geist und Anordnung durchaus europäisch, vollständig japanisch aber war ein Kursus in „Moral“, der sowohl in europäischen — mit Ausnahme der französischen Schulen, wo er seit 1882 eingeführt ist — als auch in amerikanischen Schulen unbekannt ist, der aber in den Elementarschulen und Mittelschulen einen wichtigen Bestandteil des Lehrplanes bildete. Das ist bis heute so geblieben. Moral sollte — das ist wohl zu bemerken — niemals die Stelle von Religion einnehmen oder gar mit ihr in Konflikt geraten. Der Unterricht in Moral — so weit man von einem schulmäßigen Unterricht in diesem „Fach“ reden kann — sollte das lehren, was jeder Japaner ohne Rücksicht auf Überzeugung oder Beruf in seinem Leben hochhalten soll. Worin besteht nun diese „moralische“ Unterweisung? Japan ist ein Land, das niemals von einem fremden Volke unterworfen worden ist und immer von Herrschern derselben Dynastie regiert wurde. Natürlich hat es Zeiten nationalen Niederganges, Zeiten der Anarchie, des Krieges und des Friedens gegeben, aber fast immer war das Verhältnis zwischen den Fürsten und dem Volke ein gutes. Die alten Japaner waren den Eltern und den Fürsten ergeben. Diese guten Beziehungen dauerten von Generation zu Generation und hatten glückliche und wohlhabende Familien und Gemeinden zur Folge. So findet die japanische Moral ihre Quelle in dem nationalen Leben. Die Lehre des Confuzius, die in jeder Beziehung mit dem nationalen japanischen Prinzip übereinstimmt, wurde mit in die Schule übernommen und bildete so eine feste und starke Grundlage für die „moralische Erziehung“. So wurden Treue gegen die Eltern und das Herrscherhaus die Grundzüge des nationalen Lebens. Nach der Restauration wurde diese Grundlage durch das Eindringen amerikanischer und europäischer Ideen erschüttert. Bald setzte jedoch eine starke Reaktion ein, und radikal-fortschrittliche Grundsätze standen radikal-konservativen Bestrebungen gegenüber. Infolgedessen verlangte 1890 ein kaiserliches Handschreiben wieder eine feste, auf national-japanischer Grundlage beruhende moralische Unterweisung. Einzelne Sätze dieser Kabinettsordre lauten: „....... Unsere in Treue gegen das Herrscherhaus und gegen die Eltern verbundenen Untertanen kennen die Schönheit dieser Tugend, sie bildet den Grundcharakter unseres Reiches, in ihr liegt die Quelle jeder Erziehung. Ihr, unsere Untertanen, sollt Euren Eltern ergeben

sein, Eure Geschwister lieben; als Mann und Frau einig, als Freunde treu sein; seid bescheiden und mäßig; fahrt fort zu lernen und dadurch Eure intellektuellen und moralischen Fähigkeiten und Eigenschaften zu stärken; achtet die Verfassung und die Gesetze; im Falle der Not stellt Euch mutig dem Staate zur Verfügung und schützt Unseren Kaiserlichen Thron .... so werdet Ihr nicht nur Unsere getreuen Untertanen bleiben, sondern auch die Tradition Unserer Vorfahren hochhalten .... Es ist Mein Wille, daß Euch in der Schule die Befolgung dieser Grundsätze ans Herz gelegt wird, damit wir alle dieselbe Tugend erwerben.

Am 30. Tag des 10. Monats des 23. Jahres der „Erleuchteten Regierung".
(Kaiserliche Unterschrift. Kaiserliches Siegel.)

Auf diese Weise soll das moralische Empfinden und Handeln des japanischen Volkes mit Hilfe der Schule gepflegt und verfeinert werden. ..... Ob mit Erfolg, das wird die Geschichte lehren.

Richard G. B. Förster: Frankreich und die nationalistische Bewegung in Marokko.

Am 2. Mai d. J. wurde der „Politischen Correspondenz" aus Paris gemeldet, General Liautey — „commissaire résident général, commandant en chef du corps d'occupation au Maroc" lautet sein volltönender Titel — sei zu der Ansicht gelangt, die militärische Aktion der Franzosen in Marokko sei eine zu sehr verzettelte und entbehre eines bestimmten Planes. Er habe daher beschlossen, die Operationen auf das Notwendigste einzuschränken und zur Zeit für militärische Unternehmungen den Nordabhang des hohen Atlas, die westliche Grenze von Tadla und die Nordgrenze des Landes Zaian Ensulte als Grenzen bestimmt. Wenn das Land innerhalb dieser Linien pazifiziert und hinreichend organisiert sein wird, dann sollen die Operationen weiter ausgedehnt werden.

In Kolonialkreisen billigt man diesen Plan des Generals Liautey und man gibt sich keiner Täuschung darüber hin, daß bis zur vollständigen Eroberung Marokkos noch eine geraume Zeit verstreichen wird. Für ein rascheres Vorgehen müßte auch eine bedeutende Verstärkung der gegenwärtig im Lande operierenden Truppen erfolgen, die kaum die Zustimmung des Parlaments erhalten dürfte. In der „France militaire" wies kürzlich der Deputierte Maurice Ajan darauf hin, daß überhaupt unter den in Tunis und Algier befindlichen 70 400 Mann im ganzen an eigentlichen französischen Truppen nur 34 850 Mann vorhanden sind und daß von diesen bereits mehr als die Hälfte zur Zeit auf marokkanischem Gebiet verwandt werden. Er sieht in dieser Truppenentziehung aus Algier und Tunis zu Gunsten der Besetzung Marokkos eine nicht zu unterschätzende Gefahr, er erinnert an die Aufstände in Algier im Jahre 1870, als das französische Heer mit dem deutschen rang, und warnt vor der geringen Anhänglichkeit der Muselmanen. Von Ägypten ausgehend, mache sich in Tunis und Algier eine islamitische Bewegung geltend, die auch Marokko und dort besonders die

gebildeten Kreise ergriffen hätte. Der Fremdenhaß sei dort in beständiger Zunahme begriffen und ein Sieg der Türkei im tripolitanischen Kriege hätte für Frankreich unabsehbare Folgen haben können.

Erst im Dezember 1912 hatte General Liautey die ihm zur Verfügung stehenden Truppen als ausreichend für die ihm gestellte Aufgabe bezeichnet und sogar der Hoffnung Ausdruck gegeben, einen Teil der nach der Revolte von Fez eingetroffenen Verstärkungen nach Frankreich zurücksenden zu können, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß keine Zwischenfälle, auf die man in einem Kolonialkriege stets gefaßt sein muß, die weitere Anwesenheit größerer Heeresteile in Marokko notwendig machten. Seither hat nun der Kleinkrieg in Marokko fast ununterbrochen gewütet, wenn auch große und verlustreiche Zusammenstöße nicht zu verzeichnen sind. Statt Truppen von dort zurückzuziehen, wurden sogar Bataillone der Alpenjäger nach Mogador gesandt und 6 Senegal-Bataillone sollen nach und nach zur marokkanischen Okkupationsarmee herangezogen werden.

Gewiß ist die Aufgabe des Generals Liautey keine leichte und ohne Zweifel ist schon viel geleistet worden. Zur Zeit wird geplant, die marokkanische Regierung zu einer Anleihe von 200 Millionen Franken zu ermächtigen, die zu militärischen Zwecken, zum Ausbau des Hafens von Casablanca, zur Anlage von Straßen, Telegraphenlinien, Errichtung von Schulen, Spitälern und zur Rückzahlung der liquidierten Schulden des Maghzen usw. verwandt werden sollen. Die Hafenarbeiten bei Casablanca — so erklärte General Liautey vor seiner letzten Abreise aus Paris — seien ein dringendes Bedürfnis, aber nicht allein für Frankreich. Frankreich habe „auch Verpflichtungen den anderen handeltreibenden Nationen gegenüber“. Mit dem Bau einer Eisenbahn von Tanger nach Fez beschäftigt man sich in französischen und spanischen Finanzkreisen in letzter Zeit ernstlich. Nach dem deutsch-französischen Vertrage vom 4. November 1911 bleibt der Betrieb der marokkanischen Eisenbahnen dem marokkanischen Staate überlassen und kann von ihm frei an Dritte vergeben werden. Für die geplante Linie ist eine französisch-spanische Gesellschaft in Bildung begriffen, der die Konzession zum Betriebe übertragen werden soll. Die französische Regierung hat, so entnehmen wir der „Politischen Correspondenz“, mit dieser Angelegenheit die Compagnie générale du Maroc betraut, die im Februar 1912 von den großen französischen Kreditinstituten zu dem Zwecke gebildet wurde, die Regierung bei der Erschließung Marokkos zu unterstützen. Von spanischen Seite wird sich wahrscheinlich die Gesellschaft für marokkanischen Tabak an der Bildung der gemischten Eisenbahngesellschaft beteiligen. — Es wird auch von der Anlage eines Hafens bei Rabat gesprochen.

Man ist also eifrig an der Arbeit, aber trotz aller optimistisch gefärbten Nachrichten der französischen Presse über die bedeutenden Fortschritte des „Pazifikationswerks“ ist die Stimmung im marokkanischen Volke eine durchaus den Franzosen feindliche, und die Agitation gegen den europäischen Eindringling wird mit aller Heftigkeit, wenn auch heimlicher, weiterbetrieben. Man hüte sich, diese Bewegung zu unterschätzen! Ebenso falsch aber wäre es auch, sie zu hoch zu bewerten. Es ist sehr fraglich, ob das marokkanische Volk noch innere Kraft genug besitzt zu einem energischen und zielbewußten Handeln in nationalem Interesse, wenn es sich auch die systematische Organisierung der Verhältnisse seines Landes durch die Franzosen nicht ohne weiteres aufdringen läßt.

Wie steht es nun um die nationalistische Bewegung in Marokko? Der „Temps" wies im November vorigen Jahres in einem aus Ägypten stammenden Artikel darauf hin, daß die Kriege in Tripolis und auf dem Balkan die Aufmerksamkeit Europas von den panislamitischen Wühlereien im Norden Afrikas abgelenkt hätten, daß diese aber ungeschwächt weiter betrieben würden und besonders gegen Frankreich gerichtet seien. Eine besonders eifrige Tätigkeit entfalte die „Union maghrébine", die in Alexandrien ihren Hauptsitz habe, aber in Konstantinopel, Algier und Tunis eine eifrige Agitation betreibe. Das Ideal dieser Gesellschaft sei die Gründung eines großen muselmanischen Reiches in Nordafrika. Trotz der Annahme des französischen Protektorates durch den Sultan von Marokko glaubten die Mitglieder dieser „Union" in der Meuterei von Fez im April 1912 ein Anzeichen kraftvoller Auflehnung und unverminderten Hasses der Marokkaner gegen die französischen Eindringlinge zu sehen und beschlossen daher, den Kampf gegen französischen Einfluß nachdrücklichst weiterzuführen. Die aufrührerischen marokkanischen Stämme sollen auch von ihnen durch erhebliche Geldmittel unterstützt worden sein. Aber nicht nur auf Marokko allein, sondern auch auf Algier und Tunis hat sich, wie der Gewährsmann des „Temps" zu melden weiß, die panislamitische Agitation erstreckt, und für den Fall eines europäischen Krieges soll eine Erhebung der gesamten Muselmanen gegen die französische Herrschaft in Afrika geplant gewesen sein.

Daß die nationalistische Bewegung in Marokko von Ägypten aus unterstützt und geschürt wird, unterliegt keinem Zweifel. Die in Kairo erscheinende arabische Zeitung „Al Moayad" schrieb bereits am 13. August 1910 in einem Artikel „Über die französische Invasion in Marokko": „Seit langer Zeit haben wir auf eine Stärkung der Beziehungen zwischen den Mohammedanern, auf die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses zwischen den mohammedanischen Herrschern aller Erdteile hingewiesen, damit die Grundlagen einer Gemeinschaft ohne Rücksicht auf die Nationalität geschaffen und der Einfluß der Muslims konzentriert würde; doch bald begann Europa zwischen den islamischen Herrschern Zwietracht zu säen, so daß deren Einfluß geschwächt und ihre Kraft gespalten wurde. Der Beweis dafür, daß Europa im allgemeinen nichts so sehr als eine Verstärkung des panislamitischen Gedankens fürchtete, ist die Erregung Frankreichs, als es erfuhr, daß Mulai-Abd-el-Hafid sich türkische Instruktoren für seine Armee hatte kommen lassen. Die Franzosen schnaubten vor Wut, weil sie fürchteten, daß die Bande zwischen den beiden Völkern gestärkt werden könnten. Dabei war es seltsam zu sehen, daß Frankreich, die Mutter der Freiheit und des Wissens, ein Volk in seinem Fortschritt zu hemmen versuchte; und wunderbarer war es noch, daß es dem Sultan grollte, der doch kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er sein Volk aus Unwissenheit und Finsternis zu Wissen und Licht emporführen wollte."

„Marokko spielt heute in der Politik die Rolle einer Perle im uferlosen, wogengepeitschten, grundlosen Meere, und Frankreich ist gleich einem Taucher, der nie in dieses Meer hinabgetaucht ist. Zwar kennt er den Ort der Perle und ihren Wert, aber nicht den Weg, der erfolgreich zu ihr führt. Der Taucher aber muß Erfahrung und Kenntnis des Meeres besitzen. Frankreich will die Perle finden ohne Erfahrung, nur im Vertrauen auf sich selbst, und weiß nicht, was das Resultat dieses Selbstvertrauens sein wird. Wenn Frankreich den Ertrag der marokkanischen Saaten und ihre Früchte

pflücken will, warum bedient es sich nicht der Araber und Türken zu dieser Arbeit? Sicherlich sind sie dazu am geeignetsten, denn die Marokkaner, als Mohammedaner, setzen zweifellos das größte Vertrauen in die Leute ihres Glaubens, wenn sie auch anderer Nationalität sind. Andererseits trauen sie Frankreich nicht, so gut auch seine Absichten sein mögen, solange es Marokko Maßregeln aufzwingen will, die seinen natürlichen Verhältnissen nicht entsprechen."

„Wenn auch alles dies Frankreich entgeht, wie kann es ihm verborgen bleiben, daß es auf der Welt 325 Millionen Mohammedaner gibt, die in Zorn geraten über die französische Invasion in Marokko, über die Kränkung seiner Ehre, die Beschränkung seiner Freiheit, die Schwächung seines Heeres und die Verkümmerung seiner Hoheitsrechte? Frankreich mag wissen, daß alle Gerechtdenkenden und die Mohammedaner im besonderen sich von ihm abgewandt haben, denn ihre Herzen erglühen in zornigem Mitgefühl für ihre Brüder in Marokko, weil Frankreich es unternommen hat, die Kultur in Marokko zu töten und die Wohlfahrt zu ersticken."

In einer Reihe ähnlicher Artikel äußerte sich auch das frühere, inzwischen verbotene Hauptorgan der ägyptischen Nationalitäten „Al Lewa". In allen kehrt der Gedanke wieder, Frankreichs Bestreben gehe darauf hinaus, die Muselmanen in Marokko von ihren Glaubensgenossen in der Türkei zu isolieren, wofür als Beispiel immer wieder die Entlassung der in marokkanische Dienste getretenen türkischen Offiziere angeführt wird. Frankreichs Auftreten in Marokko habe ihm den Haß der ganzen muselmanischen Welt zugezogen, die eines Tages blutig mit ihm abrechnen werde.

Gabriel Hanoteaux hat sich wiederholt in der „Revue Hebdomadaire" mit dem Islam und seinem Verhältnis zu Frankreich befaßt. Er sah in dem Krieg um Tripolis weit eher einen Konflikt zwischen Europa und dem Islam, als einen Eroberungskrieg Italiens gegen die Türkei. Auch hier wieder die beinahe als selbstverständlich hingestellte Ansicht, daß der Islam ein festes Gefüge von großer Kraft sei. Sollten aber wirklich die Vorgänge in Fez bei den Muselmanen in Indien einen Widerhall gefunden haben? Sollte jede Berührung einer europäischen Macht mit einem muselmanischen Volk die ganze Welt des Islams in Bewegung setzen können? Zweifellos herrscht unter den Muslims ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das ist aber mehr oder weniger unter den Anhängern jeder Religion der Fall, und die Juden z. B. beweisen ein Solidaritätsempfinden, das gewiß nicht geringer ist wie das der Bekenner des Propheten. Es tritt vielleicht bei letzteren mehr in die Erscheinung, auch wird immer wieder davon geredet, und so glaubt man schließlich an den festgefügten Bau der großen Weltgemeinde Mohammeds, weil man die Risse und Sprünge desselben nicht sieht, die mit bewunderungswertem Geschick der christlichen Welt verborgen werden.

Anfänglich trieben die marokkanischen Nationalisten im geheimen Propaganda für die Unabhängigkeit ihres Landes. Als jedoch die Franzosen auf Fez marschierten, begannen sie ganz öffentlich für ihre Pläne zu wirken. Eine Vereinigung wurde gebildet, die, wie s. Zt. aus Tanger gemeldet wurde, folgendes anstrebte:

1. Die Anstellung von befähigten und die Eigenart des marokkanischen Volkes verstehenden Personen, die gewillt sind, durch Vorträge die natio-

nalen Empfindungen der Bevölkerung zu beleben und sie zur Treue gegen den Sultan zu ermahnen.

2. Die Schaffung von Schulen und die Fortentwickelung der bereits bestehenden nach moderner Methode.

3. Die Gründung einer oder mehrerer Zeitungen zur Verteidigung der Rechte Seiner scherifischen Majestät und der marokkanischen Nation.

4. Die Entsendung Studierender, die nach ihrer Ausbildung die marokkanische Jugend in den Schulen im Sinne der Vereinigung erziehen sollten.

5. Die Verbrüderung aller marokkanischen, sich bisher noch feindlich gegenüberstehenden Stämme.

Die Vereinigung hatte bei ihrer Gründung sofort eine sehr stattliche Anzahl Mitglieder aufzuweisen, die sich in Tetuan, Tanger, Rabat, Mekines, Fez, Larasch, Mazagan, Saffi, Mogador, Marrakesch und vielen kleineren Orten mit Eifer betätigte. Die marokkanische Presse begann eine sehr heftige Sprache zu führen. Im Herbst 1912 wurden die aus Ägypten stammenden Redakteure Zaky und Rifaat von der in Tanger erscheinenden Zeitung „El Hak" wegen leidenschaftlicher Schmähartikel gegen Frankreich zu fünf Jahren Zwangsarbeit bezw. drei Monaten Gefängnis verurteilt. Das Blatt hatte in erbittertem Kampfe gegen die französische Invasion die muselmanische Bevölkerung zur Erklärung des Heiligen Krieges aufzureizen versucht. Eine Zeit lang schien sich die Opposition gegen Frankreich in ihrer Heftigkeit etwas gemildert zu haben, doch aus zahlreichen Vorkommnissen der letzten Zeit läßt sich schließen, daß sie keineswegs verstummt ist. Ein Land erobert zu haben, genügt nicht; man muß es auch zu regieren und in der Bevölkerung das Verständnis zu wecken imstande sein für die materiellen Vorteile, die ihm aus der neugeschaffenen Lage erwachsen.

Frankreich besitzt in Afrika ein Kolonialreich, das im Norden vom Mittelländischen Meer, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Süden vom Kongo und Ubanghi und im Osten vom Niltale begrenzt wird, also eine fast vollkommene geographische Einheit darstellt, nicht allzuweit vom Mutterlande entfernt liegt und sich auf die alten, genug entwickelten und Frankreich angepaßten Kolonien von Algier und Senegal stützen kann. Dieser geographische Zusammenhang ermöglicht eine in sich geschlossene Verteidigung gegen innere und äußere Feinde. Die Provinzen können sich gegenseitig Hilfe bringen, und die weiter in der wirtschaftlichen Entwickelung fortgeschrittenen sind imstande vorteilhaft auf die noch zurückgebliebenen einzuwirken. Ein Austausch von Verwaltungsbeamten, Offizieren, ja nötigenfalls sogar von Ansiedlern kann stattfinden. Dies sind unschätzbare Vorteile! Das in Algier in verhältnismäßig kurzer Zeit Erreichte berechtigt die Franzosen zu der Hoffnung auf baldige Erfolge auch in Marokko.

Nächst dem von Frankreich bewirkten politischen, geographischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß seiner afrikanischen Besitzungen gibt es ein schon bestehendes Band zwischen denselben: die religiöse Einheit, der Islam. Die mohammedanischen Völker haben kein scharf ausgeprägtes Gefühl für Rasse, Nationalität und Vaterland — trotz ihrer oft laut gepriesenen Stammestreue. Weit eher hält sie die Religion zusammen. Der Koran ist ihr Gesetz. Der Islam bedeutet die Ergebung in den Willen Gottes. In der Einfachheit dieser Religion liegt ihre Stärke. Auch geistig noch wenig entwickelte Völker verstehen sie. „Die islamitische Gemeinde schließt sich von selbst zusammen," sagt Gabriel Hanoteaux. „Sie hat im Leben wie in der Geschichte die Blicke auf Gott, Mekka und den Propheten gerichtet.

Sie verschmäht die feste Organisation anderer Religionsbekenntnisse; sie weist alle Priesterherrschaft, alle Einteilung in kirchliche Sprengel, alle Überwachung, alle Ordensregeln zurück, die die Gemeinde zusammenhalten sollen. Der Gläubige kümmert sich wenig um die Grenzen seines Vaterlandes, um die Bande seiner Rasse. Er geht seinen eigenen Weg, den Blick auf Gott gerichtet." Der Koran, der am Sattelknopf hängt, genügt dem Nomaden. Dann und wann hört er vielleicht die Predigt eines Scheichs. Was sollen ihm zivilisatorische Gesetze, die nicht zu seiner Seele sprechen?

Frankreich ist auf afrikanischem Boden seit langer Zeit in Berührung mit dem Islam. Ist aber auch eine Verständigung mit den Bekennern dieser Lehre möglich oder wird die französische Kolonisation auf einen unbeugsamen Widerstand stoßen oder sogar an dem Starrsinn der Mohammedaner scheitern?

Der sogenannte „Panislamismus" ist nur eine leere Redensart. Das Gespenst der allislamitischen Gefahr schreckt nicht mehr. Hat sich Marokko je nachhaltig um die Türkei gekümmert? Oder die mohammedanischen Indier um ihre Glaubensgenossen in der Cyrenaika? Vorübergehend stehen wohl die islamischen Völker des Morgenlandes zusammen, wenigstens mit Worten. Wenn vom Abendlande her Gefahr droht, dann werden panislamitische Ideen laut in hohlen, pathetischen Phrasen. Wo aber bleibt die Tat? Und so wie der Druck von außen nachläßt, leben die Rassengegensätze wieder auf. Diese und die durch Meere und Länder getrennten Gebiete, über die der Islam verbreitet ist, machen an sich schon die Organisation einer geschlossenen Abwehr gegen den Eroberungszug der christlichen Lehre und der abendländischen Kultur unmöglich. Auch zerfällt der Islam in mehrere Sekten, die sich in scharfem Gegensatz zueinander befinden. Eine „panislamitische" Gefahr besteht also für Frankreich in Nordafrika nicht.

Die Geschichte weist Beispiele von einer Annäherung zwischen Mohammedanern und Christen gerade in den jetzt von Frankreich besetzten Länderstrecken auf. Warum sollte es nicht gelingen, auch in Marokko die Gegensätze zu versöhnen? Man lasse nur jedem seinen Glauben und versuche nicht mit stürmender Waffengewalt eine schnelle „Pazifizierung". Ruhige Friedensarbeit auf wirtschaftlichem Gebiete, wie sie die Italiener in Tripolis mit Erfolg betreiben, dürfte viel besser zum Ziele führen. Dazu gehört allerdings Geduld und ein liebevolles Verständnis für die Eigenart des Mohammedaners — und das scheint in Frankreich noch nicht hinreichend vorhanden zu sein. Vielleicht ist die jetzt angeordnete Einschränkung der militärischen Operationen auf marokkanischem Gebiete einer veränderten Auffassung über die Lage und einer besseren Einsicht bei den maßgebenden Stellen zu verdanken. Das wäre nur von Vorteil für Frankreich. Trotzdem werden sicherlich noch Jahre vergehen, bevor eine endgültige Beruhigung Marokkos die Bemühungen der Franzosen lohnen wird.

Otto Corbach: Rasseschande.

Man weiß nun nachgerade, daß es keinen so urwüchsigen Kaffern oder Kanaken geben kann, welcher Mitglied einer Truppe, die in einem Varieté, Zirkus oder an anderen Stätten zur Befriedigung öffentlicher Schaulust die Herzen zahlreicher weißer Großstadtdämchen mit dem Schillern seiner Haut, dem Blitzen seiner weißen Zähne oder dem Funkeln seiner feurigen Augen nicht zu erobern wüßte. Die meisten weißen Schwärmerinnen für exotische Männerreize verschließen ihre Leidenschaft fest in ihrem Busen, aber es finden sich immer manche, auch außerhalb der Demimonde und selbst in der „Gesellschaft", die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen, sondern auf alle mögliche Weise eine Gelegenheit suchen, Reiz und Schauer einer ganz ungewöhnlichen sinnlichen Erkenntnis auszukosten. Bei den Präliminarien für solche Versuche läßt sich selten ein Flirt unter den Augen der Öffentlichkeit vermeiden und daraus ergeben sich stets skandalöse Vorgänge, die die Presse regelmäßig, nur immer wieder vergeblich, als „Rasseschande" brandmarkt.

Unter unsern farbigen Brüdern gibt es nun keinen gefährlicheren Verführer weißer Frauen als den Chinesen. Das Geheimnis der sexuellen Anziehungskraft dieses Asiaten beruht in der innigen Vermählung einer unheimlichen Lebenskraft mit einer seit Jahrtausenden an der Verfeinerung (nicht Verweichlichung) der Sitten seiner Rasse arbeitenden Kultur. In Berlin knüpfte kürzlich eine mit einem Chauffeur verheiratete Gattin und Mutter Beziehungen zu einem im Wintergarten auftretenden Chinesen an. Der Mann entdeckte es, vermochte aber nicht, die Gattin von ihrer Schwärmerei abzubringen. Plötzlich war sie mit ihrem Töchterchen verschwunden. Sie soll sich in London versteckt halten, um später von dort aus ihrem Liebhaber folgen zu können. Ihr Mann hat nun den Chinesen in dessen Wohnung zur Rede gestellt. Er wollte schließlich nur sein Kind zurück haben. Es kam zu Tätlichkeiten. Der beleidigte Ehemann verwundete den Fremdling mit mehreren Revolverschüssen, die freilich nicht tödlich waren. Frau und Kind blieben verschwunden.

Wo der Chinese im Bereich der europäisch-amerikanischen Kulturwelt schon in größeren Gruppen vertreten ist, sind solche Fälle keine Seltenheit mehr. In allen Küstenstädten des östlichen Asiens, in Australien, Kalifornien, überall, wohin eine gelbe Welle von Menschen sich ergossen hat, verschwinden von Zeit zu Zeit weiße Frauen. Nachforschungen bleiben in der Regel ohne Ergebnis. So stark ist der Zusammenhang zwischen Angehörigen der gelben Rasse, daß die schändlichste Tat eines der Ihrigen für den fremden Verfolger meist in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt bleibt.

Vor etwa 2½ Jahren machte die Ermordung einer weißen Missionärin im Chinesenviertel New Yorks viel Aufsehen. In der Wohnung des entflohenen chinesischen Mörders fand man Liebesbriefe von ihr, aber zugleich noch volle zweitausend andere, deren Absenderinnen eine reichliche Auslese von Damen aus der Gesellschaft bildeten. Da hatte man ein furchtbares Beispiel, wie sehr die Perversität stolzer weißer Ladies im Lande des entfaltetsten kapitalistischen Wirtschaftslebens die Abenteurerlust gelber Don Juans begünstigt.

Es kommt freilich auch vor, daß die weiße Frau ihrer bloßen Vertrauensseligkeit im Verkehr mit Chinesen zum Opfer fällt. So, wenn sie

den Kredit eines chinesischen Kaufmanns, durch dessen höflichstes Entgegenkommen verführt, zu leichtfertig lange in Anspruch nimmt und dann durch plötzlichen Anspruch auf Zahlung in große Verlegenheit gebracht wird. Der gelbe Gläubiger weiß geschickt den richtigen Augenblick zu wählen, wo er ihr beibringt, daß eine Kleinigkeit ihn ohne Geld befriedigen könne. Nach schrecklichen Gewissenskämpfen begibt sich die Schuldnerin eines Abends vermummt ins Chinesenviertel, ... um nie wiederzukehren. In grauenhaften Gerüchten sickert etwas von ihrem Untergang durch. Man erzählt, sie sei einer ganzen Bande preisgegeben worden, die sie erbarmungslos zugrunde richtete. In solchem Falle kommt die wirtschaftliche Kraft des Chinesentums mit ins Spiel. Wo chinesische Händler außerhalb Chinas einmal festen Fuß gefaßt haben, da haben sie auch bald ein Monopol für alle Art von Waren. Da kann es sich hin und wieder ein reich gewordener Hallunke unter ihnen leisten, sich eine Schuld mit der Ehre einer weißen Frau bezahlen zu lassen, zumal, wenn er sich an einer Bande von seinesgleichen, denen er sie in die Hände spielt, schadlos zu halten vermag. Noch ein Umstand ist hierbei von großer Bedeutung: es wandern fast nur Männer aus China aus. Sir John Bowring, ein englischer Kolonialbeamter, erzählt in seinen Autobiographical Recollections, ihn habe einst ein Chinese, der in den Straits Settlements zu großem Reichtum gelangt war, gebeten, ihm zur Übersiedlung einiger weiblicher Mitglieder seiner Familie nach Singapore behilflich zu sein: „Obgleich es keinen hohen chinesischen Beamten geben dürfte“, versichert er, „der der Bestechung nicht zugänglich ist, so war es mir unmöglich, dem Mann zu helfen, da kein Mandarin dem Sturme des Unwillens Trotz zu bieten wagte, den die Entführung eines Weibes sicher heraufbeschworen hätte.“ Selbst für eine verheiratete Frau gilt es in China als Schande, dem Manne ins Ausland zu folgen; der Klan, dem sie angehört, sucht es immer zu verhindern. Im Jahre 1899 kamen in Singapore 107 604 Männer und 5514 Frauen (= 5 %) aus China an; diese aber hatten sich überwiegend in Hongkong eingeschifft, wo ein schwunghafter Mädchenhandel zu Prostitutionszwecken für die Straits Settlements betrieben wird.

Es wird auch für Europa eine Zeit kommen, wo die Himmelssöhne nicht mehr tropfenweise, sondern in ununterbrochenem Fluß über die Häfen eindringen werden, soweit sie daran nicht politisch gehindert werden können. In den großen englischen Hafenstädten gibt es heute schon besondere Chinesenviertel. Daran ist wohl hauptsächlich die rasch zunehmende Beschäftigung von Chinesen auf englischen Schiffen schuld. Wenn der Kapitän eines englischen Schiffes in einem ostasiatischen Hafen chinesische Seeleute anwirbt, so braucht er solchen nur den dritten Teil des Lohnes anzubieten, den er entsprechenden englischen Arbeitskräften zahlen muß, und dann nur halbsoviel für ihre Beköstigung auszugeben, wie bei diesen. In englischen Häfen pflegt freilich ein solcher chinesischer Seemann zu entlaufen und sich unter die dort schon ansässigen Landsleute zu mengen, wo er so gut wie nie mehr faßbar ist. Verdingt er sich später wieder einem englischen Kapitän, so fordert er doppelt soviel Lohn, als er früher erhielt, aber immer noch etwa 20 Mark weniger, als ein Engländer erhält. Oft findet er freilich im fremden Lande eine bessere, einträglichere Beschäftigung, und während auf englischen Schiffen das gelbe Element unter der Mannschaft immer rascher zunimmt, dienen sich gleichzeitig chinesische Einwanderer als Seeleute nach den dem europäischen Festlande vorgelagerten britischen Inseln hinüber. Liverpool und andere große englische Häfen

haben bereits beträchtliche, rasch wachsende chinesische Bevölkerungsteile. Wie überall sonst, so pflegt auch hier der chinesische Einwanderer, sobald es ihm einigermaßen gut geht, Freunde und Verwandte aus der Heimat herüberzulocken. Schon hat die Konkurrenz der chinesischen Arbeitskraft angefangen, auch für den englischen Dockarbeiter eine ernsthafte Gefahr zu werden. Besonders beachtenswert ist nun eine Feststellung, die das Parlamentsmitglied R. P. Houston in einer Zuschrift an die „Daily News" einmal machte; er bemerkte wörtlich: „Auf irgendeine unheimliche, mysteriöse Weise scheint er (der chinesische Einwanderer) besondere Reize für britische Frauen zu haben, und die Einflößung mongolischen Blutes in unsere Bevölkerung ist meines Erachtens kein Vorteil für die britische Nation." In Deutschland haben ostelbische Agrarier schon mehrmals mit dem Gedanken gespielt, chinesische Kulis als Landarbeiter zu verwenden, und in Berlin besteht bereits eine kleine Kolonie chinesischer Trödler. Der Chinese wird überall in der Fremde bedrückt oder verfolgt werden, wie ehedem der Jude, und wie dieser weniger wegen seiner Laster als seiner Tugenden; aber Bedrückungen und Verfolgungen werden ihm noch viel weniger anhaben können als dem Juden, weil ihm in absehbarer Zeit ein mächtiges politisches Vaterland Schutz zu gewähren vermag.

Auch von der weißen Frau läßt sich unter allen Farbigen am wenigsten der Chinese fernhalten. Man kann sie gegen die ihr von diesem drohende Gefahr nur schützen, indem man ihre Neigungen, ihm entgegenzukommen, bekämpft. In der Regel sucht nun die von Männern gemachte öffentliche Meinung für jeden neuen weiblichen Beitrag zur „Rassenschande" die moderne Frauenbewegung verantwortlich zu machen. Nichts kann weniger gerechtfertigt sein. Die, die mit Nietzsche empfehlen, über das Weib wieder orientalisch zu denken, es „als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes" zu fassen, sich hierin „auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinktüberlegenheit" zu stellen, sie sollten dann, wie Nietzsche, auch über die Verantwortlichkeit des Mannes orientalisch zu denken versuchen und die Sätze der „fröhlichen Wissenschaft" beherzigen: „Die Männer sind es, welche die Weiber verderben; und alles, was die Weiber fehlen, soll an den Männern gebüßt und gebessert werden, denn der Mann macht sich das Bild des Weibes, und das Weib bildet sich nach diesem Bilde... Alle Menschen sind unschuldig für ihr Dasein, die Weiber aber sind unschuldig im zweiten Grade; wer könnte für sie des Öls und der Milde genug haben." Von dieser Kehrseite einer orientalischen Auffassung von der Frau aber wollen unsere Antifrauenrechtler am allerwenigsten wissen; sie suchen im Gegenteil alles, was die Männer fehlen, an den Frauen zu büßen und zu bessern. (Z. B. der „Bund gegen Frauenemanzipation" bekämpft ausdrücklich die Bestrebungen, den unehelichen Müttern mehr Rechtsschutz zu gewähren.) Zu einem orientalischen Verhältnis zwischen Mann und Weib gehört im übrigen eine orientalische, patriarchalische Wirtschaftsverfassung. Wir müßten aufhören mit Maschinen zu arbeiten und mit der Eisenbahn zu fahren, um eine orientalische Hausordnung im strengen Sinne aufrechterhalten zu können. Die moderne Frauenbewegung gehorcht, von ihren Auswüchsen abgesehen, einem Gebote des sozialen Lebens, das die Frau zwingt, sich der modernen Kultur anzupassen. Es ist nun leider so gekommen, daß die moderne Kulturmenschheit von ihrer Kultur eher beherrscht wird, als daß sie sie beherrscht. Soweit hierbei von einer Schuld statt einem Schicksal gesprochen

werden könnte, ist doch das männliche Führertum fast allein schuldig. Warum läßt es der Mann bei uns geschehen, daß seine Säfte im Dienste der modernen Kultur austrocknen wie unter einem Föhnwinde? Warum haben weniger als ein Viertel unserer Frauen einen Mann und Ernährer gefunden, bevor sie das Alter der Jugendkraft und des regsten Geschlechtsbedürfnisses hinter sich haben? Warum müssen fortwährend Millionen von Jungfrauen in kapitalistischen Frondiensten dahinwelken, während ihre männlichen Altersgenossen ein immer gewaltiger anschwellendes Heer von Prostituierten unterhalten? Warum, ja warum? Der Bund gegen Frauenemanzipation könnte die Frauenemanzipation aus der Welt schaffen, wenn er jeder heiratsfähigen und -willigen Jungfrau nicht nur zu einem Mann, sondern auch zu einer auskömmlichen, auch die Aufzucht einer unbeschränkten Kinderzahl ermöglichenden Stellung an einem „häuslichen Herde" zu verhelfen vermöchte. Für die Frauen, die von den sengenden Winden des modernen Erwerbslebens verschont bleiben, verliert indessen der erwerbstätige Mann immer mehr an Reiz. Sie gewahrt, wie die anstrengende Bedienung irgendeines der Apparate unseres Wirtschaftslebens ihn selbst mechanisiert. Da erscheint denn allzu leicht irgendein exotischer Fremdling, am ehesten ein Chinese, wie ein Befreier. Nietzsche klagt über die Verlangweiligung des europäischen Weibes: die Verlangweiligung des europäischen Mannes bildet ein viel wichtigeres Kapitel; denn davon hörte man noch nicht, daß ein europäischer Mann seiner weißen Gattin durchgebrannt wäre, weil ihm eine chinesische Geliebte das Herz verdreht hatte.

Hugo Kloß: Die neue chinesische Anleihe.

Während die Vorgänge am Balkan die Aufmerksamkeit ganz Europas absorbieren, ist im fernen Osten der Abschluß der großen chinesischen Fünfmächteanleihe perfekt geworden. So wechselvolle Schicksale wie diese hat wohl noch keine Anleihe erlebt.

Lang, lang ist's her, seit wir zuerst davon erfuhren. Als im Oktober 1911 in China der Mandschuthron zusammenbrach und die Republik ausgerufen wurde, sprach man bereits von dem immensen Geldbedürfnis des jungen Staatswesens. Es war ja klar, daß die neuen Machthaber vor allen Dingen Geld brauchten, um sich in ihrer neuen Stellung zu halten. Und die Großmächte waren mit Freuden bereit, dieses Geldbedürfnis zu befriedigen. Sie wollten sogar noch mehr geben, als China brauchte. Man sprach von 1200 Millionen Mark, die aufgebracht werden sollten. Schon im November schien der Abschluß der Verhandlungen nahe. Im Januar erhoffte man abermals bestimmt die bevorstehende Perfektion. Beide Male wurde nichts daraus, die Verhandlungen zerschlugen sich immer wieder. Schuld daran war hauptsächlich das während der Revolution ungemein gestiegene Selbstbewußtsein der jungchinesischen Patrioten, dann aber auch politische Intriguen unter den geldgebenden Mächten selber.

Ursprünglich bestand das Bankensyndikat, das die großen chinesischen Auslandsanleihen der letzten Jahre erfolgreich placiert hat, nur aus englischen und deutschen Firmen unter Führung der Hongkong & Shanghai Banking Corporation einerseits und der Deutsch-Asiatischen Bank andererseits. Dieses Syndikat wurde durch den Eintritt der französischen Banque de l'Indo-Chine und des New Yorker Bankhauses J. P. Morgan & Co., dessen Chef der kürzlich verstorbene Multimillionär Pierpont Morgan war, zu einer Viermächtegruppe erweitert.

Die Verhandlungen mit dieser Gruppe gestalteten sich noch verhältnismäßig einfach, solange nur rein finanzielle Momente maßgebend waren. Erst durch die nochmalige Erweiterung des Bankensyndikats, durch den Hinzutritt Rußlands und Japans, wurde die Angelegenheit so verfahren. Denn nun wurde die hohe Politik in die Verhandlungen hineingetragen. Schon daß man China bei dieser neuen Vergrößerung des Syndikats überhaupt nicht befragt hatte, verstimmte die Machthaber in Peking, die den neuen Syndikatsmitgliedern schon an und für sich großes Mißtrauen entgegenbrachten, da ihnen die mandschurischen Aspirationen beider Staaten sehr wohl bekannt waren. Die harten Bedingungen, unter welchen die sechs Mächte China die Anleihe bewilligen wollten, trugen vollends dazu bei, die Verhandlungen immer mehr ins Stocken zu bringen. Zeitweise sah es überhaupt ganz so aus, als ob sie sich vollständig zerschlagen hätten. Die chinesische Republik bemühte sich, unter Umgehung der Bankengruppe verschiedene kleinere Anleihen abzuschließen, so mit der Londoner Firma Birch, Crisp & Co. und mit den österreichischen Skodrawerken; auch mit Krupp schwebten Verhandlungen.

Und nun, nach so viel Irrungen und Wirrungen, ist es dem offiziellen Bankensyndikat doch noch gelungen, die chinesische Regierung wieder in ihre Bahnen zu ziehen. Von dem ursprünglichen Anleihebetrag allerdings ist keine Rede mehr, die Summe ist auf 25 Millionen Pfund Sterling reduziert. Davon übernimmt Deutschland 6 Millionen, England und Frankreich je 7½ Millionen und Rußland 4 Millionen Pfund. Die Anleihe ist mit 5 Prozent verzinslich, den Zinsendienst sichert der Erlös aus der Salzsteuer, deren Reformierung garantiert ist. Auch sonst hat sich China zu mancherlei Reformen verpflichten müssen, die viel böses Blut machen. Die Republikaner betrachten diese Bedingungen direkt als einen Eingriff in die Selbständigkeit der inneren Landesverwaltung. Mann kann es bei solchen Anschauungen verstehen, daß man die geldgebenden Nationen dort nicht gerade mit freundlichen Augen betrachtet.

Ein mächtiger Freund ist den Unzufriedenen in den Vereinigten Staaten entstanden. Sie sind an der Anleihe nicht mehr beteiligt, obgleich auch sie ursprünglich — durch Morgan — im Bankensyndikat saßen. Schon früher ist an dieser Stelle auf die Neigung der Amerikaner, bei den Anleiheverhandlungen ihre eigenen Wege zu gehen, hingewiesen worden. Die Präsidentenwahl, welche den Demokraten Woodrow Wilson auf den Präsidentensessel hob, hat die Entwickelung nach dieser Richtung hin noch beschleunigt. Wilson hat den amerikanischen Banken abgeraten, sich an der großen Anleihe zu beteiligen. Diese haben den Rat prompt befolgt. Wie recht sie daran taten, wird Chinas Entwicklung in der nächsten Zeit zeigen.

Alle Anleihen — auch diese —, die von den europäischen Kulturstaaten mit exotischen Mächten abgeschlossen wurden, hatten letzten Endes den Zweck, der heimischen Industrie neue Absatzgebiete zu erschließen.

Man gab sein Geld nicht aus purer Menschenfreundlichkeit hin, sondern immer in der Erwartung, daß der betreffende Staat dafür seinen Bedarf an Industrieerzeugnissen, Schiffen, Kriegsmaterial und dergleichen von dem Geldgeber beziehen würde. Auch mit China wollten die fünf Mächte ein derartiges Geschäft machen, denn man verkannte nicht, daß die junge Republik, wenn sich die innerpolitischen Verhältnisse erst konsolidiert haben, am Anfang einer großartigen wirtschaftlichen Entwickelung steht. Das Beispiel Japans liegt zu nahe, als daß es nicht angezogen werden sollte. Von dieser Entwickelung wollte man profitieren. Die Absicht war nicht schlecht, nur haben sie die Chinesen schon frühzeitig gemerkt und sind davon verstimmt. Man hat ihre Empfindlichkeit nicht genügend geschont, und trotz der 25 Millionen Pfund, die sie erhalten, ist ihre Stimmung den Geldgebern gegenüber alles andere als freundlich. „Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", haben sie die Anleihe abgeschlossen. Die kommerziellen Vorteile aber, die sich die geldgebenden Nationen erhoffen, werden wohl lange auf sich warten lassen. Mit der Erklärung, daß nach seiner Auffassung die Anleihebedingungen einen schweren Eingriff in die administrative Selbständigkeit Chinas bedeuten, hat Wilson seinen Landsleuten in den Herzen aller nationalgesinnten Chinesen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Deren Sympathien tendieren jetzt nach Amerika, und man kann sich wohl denken, daß die amerikanische Handelswelt nach Kräften aus dieser Sachlage praktischen Nutzen ziehen wird, während der Handel der europäischen Nationen, der nun schon mit der — auch künstlich — aufgestachelten Animosität der Chinesen rechnen muß, auch noch unter der gesteigerten Konkurrenz der Amerikaner zu leiden haben wird. So ergibt sich der merkwürdige Fall, daß die europäischen Mächte eine Anleihe abschließen, deren Vorteile sich die Yankees, die sich vorher von der Beteiligung zurückzogen, zunutze machen werden. Europa sät — Amerika erntet.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.



Der Flüchtling. Von Roda Roda.

Wir nannten unsern Freund den zweiten Sherlok Holmes — eigentlich hieß er Brandt. — Brandt sagte mir eines Tages:

„Sie wollen mein Doktor Watson sein? Eine bequeme Art, sich Ruhm zu erwerben — das muß ich gestehen. Aber Sie haben recht, ich brauche einen Doktor Watson. Einen, der meine Taten erzählt, verewigt. Bei Sherlok Holmes lief Watson auch so nebenher, schrieb die Geschehnisse auf und verdiente einen Batzen Geld damit. Ich weiß nicht, ob er es dann mit Sherlok Holmes geteilt hat. Ich weiß es nicht. Und Watson ist in diesem Punkt — nur in diesem einen — diskret.

Wir beide teilen jedenfalls.

Es gibt natürlich auch sonst Unterschiede zwischen mir und Sherlok. Wenn er scharf denken will, spielt er Geige, wie Sie wissen; ich blase Flöte. Er ist lang und hager — hier springt Ihnen der Unterschied sozusagen in die Augen ...

Eins haben wir gemein, ich und Sherlok Holmes: wir folgern aus jenen kleinen Nebenumständen, die gewöhnlich übersehen werden, und lassen uns nicht durch aufdringliche Begleiterscheinungen von der Fährte locken, die unser Verstand erkundet hat.

Ich werde Ihnen meinen ersten großen Fall erzählen, den ersten, der mir Freude in meinem Beruf gemacht hat. Jawohl. Bedenken Sie, wie herrlich Verona und Florenz im Frühling sind. Der azurblaue Gardasee. Das blühende Schneemeer der Apfelbäume um Bozen. Es war ein Genuß ohnegleichen ...“

Brandt blickte, in Erinnerungen versunken, vor sich hin. Ich wagte nicht, ihn zu stören. Er schwieg lange, und ich fürchtete schon, ich würde die Geschichte nie zu hören kriegen. Da erhob sich Brandt und kramte in einer Kiste, die randvoll war von Büchern, Zeitungsausschnitten und Papierrollen.

Auf dem Grund der Kiste fand er ein Bündel Photographien. Er behielt es auf den Knien, deckte beide Hände darüber und begann:

„Wissen Sie, was ich ursprünglich war? Es ist zum Lachen: ich war Aushilfsadditionsbeamter im Bureau für Landesstatistik. Halten Sie diese Beschäftigung für anregend? Da entdeckte ich eines Tages mein wahres Talent, meinen Beruf: ich eröffnete ein Detektivbureau, saß da und wartete auf Auftraggeber. Die Zeit füllte ich mit Fachstudien aus. Sherlok Holmes hat festgestellt, daß es dreihundert verschieden aussehende Zigarrentaschen gibt. Ich konstatierte siebenhundertdreiundsechzig verschiedene Hosenhnöpfe im deutschen Handel; ich entdeckte, daß die Ösen der

Schuhschnüre siebenundneunzigfach variieren und daß dreiundneunzig Arten Saucen ebenso vielerlei Fettflecken auf Seide und Tuch hinterlassen.

Junge Ärzte kennen dieses Warten auf den ersten interessanten Fall. Auch sie studieren unterdes am meisten.

Eines Morgens klingelte es an meiner Tür. Ich atmete auf. Da war es. — Ein aufgeregtes, furchtsames, dann impetuoses Klingeln — es mußte eine Dame sein.

Richtig — sie trat ein.

Eine Dame, die am Morgen erregt beim Detektiv anklingelt — ah, man muß nur logisch denken können, dann ist es keine Hexerei, mein lieber Watson!

Ich wies ihr einen Stuhl an. Sie rang nach Luft — ich benutzte ihre Sprachlosigkeit und sagte ihr auf den Kopf zu:

„Gnädigste, Sie sind Witwe und haben einen einzigen Sohn. Was ist mit ihm geschehen?"

Sie hatte ihre Sprache immer noch nicht und verdrehte nur die Augen gen Himmel.

Ich lächelte. Es macht mir Spaß, dem Publikum Proben logischen Denkens zu geben.

„Es war nicht schwer zu erraten, Gnädigste. Sie tragen das Bild eines alten Herrn in Brillantrahmen als Brosche und das Bild eines jungen hübschen Mannes im Medaillon am Armband. An ihrem Goldfinger stecken zwei Eheringe — einer davon, der des Seligen, ist weniger abgenutzt. Und hier an Ihrem Rock sieht man noch die Naht, womit der Kreppstreifen befestigt war."

„Herr, Sie sind verblüffend," keuchte sie.

Ich verbeugte mich dankbar. — „Heute haben Sie eine aufregende Entdeckung gemacht. Sie kleideten sich hastig an. Sehen Sie, Gnädigste: Sie haben sich verknöpft: unten bleibt an Ihrer Bluse ein Knopf übrig."

„Ja," murmelte sie und brachte sich rasch in Ordnung.

Dann faltete sie die Hände.

„Mein Sohn ist weg, verschwunden. Er hat vor, sich ein Leid anzutun."

„Liebe," sprach ich — und sie nickte.

„Natürlich. Eben habe ich sein Zimmer betreten. Sein Bett ist unberührt . . ."

„Ist ein Brief da?"

„Ja, dieser Zettel."

Sie reichte mir ihn, und ich las:

„Bitte, mich nicht zu suchen — Ihr werdet von mir hören."

„Gnädigste entnehmen diesen Zeilen eine Selbstmordabsicht?"

Sie kam ins Schluchzen.



„Ja. Wir hatten heftige Auseinandersetzungen. Er will heiraten — das Mädchen paßte mir nicht. Aber . . . Ach Gott, eilen Sie, suchen Sie ihn, ehe er das Schreckliche tut! Und ich schwöre: wenn ich mein teures Kind lebend wiedersehe, werde ich . . . einwilligen. Mögen sie glücklich werden."

„Gehen wir, Gnädigste!"

„Wohin?" fragte sie.

„Nun, nach Ihrer Wohnung."

„Herr," schrie sie, „es ist doch keine Zeit zu versäumen. Meine Wohnung ist der einzige Ort, wo mein Sohn bestimmt nicht ist . . ."

Ich ließ mich nicht irre machen. Das Publikum ist so gar nicht eingeweiht in unsere Methoden. Sie ahnen nicht, unsere guten Auftraggeber, daß wir auf ihre Aussagen keinen Deut geben.

„Wir gehen zu Ihnen, Gnädigste," wiederholte ich — beinahe gebieterisch. „Ich muß sein Zimmer sehen, seine Sachen, das Bett . . ."

Wir gingen.

Die Wohnung war gut eingerichtet — also reiche Leute.

Die Mutter führte mich gleich in Egons Zimmer. Es war zum Glück noch unangetastet.

Ich schob die Frau in eine Ecke und bat sie, ruhig da stehen zu bleiben.

Ich schnupperte in der Luft.

„Ihr Sohn ist Nichtraucher."

„Ja," sagte sie.

Ich besah das Bett. Geschlafen hatte da niemand.

Aber gelegen hatte er darin, nur in den Kleidern, und hatte den Kopf dabei der Uhr zugewandt — das ersah ich aus dem flüchtig ins Kissen eingedrückten Profil, dem plumpen Umriß auf dem Federbett. Den Kopf hatte er der Uhr zugewandt — demnach wartete er auf eine bestimmte Stunde. Ein Hosenknopf lag auf der Decke, offenbar von den gespannten Hosenträgern abgerissen.

Warum wartete Egon auf eine bestimmte Stunde? Wo war er hin? — Rätsel über Rätsel.

War er aufgestanden und fortgegangen, um wirklich eine finstere Tat zu tun? Dann hole ihn der Satan. Denn dann fand man ihn am Abend als Leiche, und mein schöner Auftrag riß ab.

Ich durchsuchte die Kleiderschränke. Mutter sagte, es fehle nur ein Anzug, eine Kappe und ein Paar Stiefel.

Und kein Anhaltspunkt, nicht der geringste.

Plötzlich erblickte ich ein Mokkaschälchen auf dem Tisch. Ein Restchen Kaffee war noch darin. Den versuchte ich. Vorsichtig, denn es konnte Gift sein.

Am besten wäre ja eine chemische Analyse — aber dazu braucht man Zeit.

Kaffee, der gerade so schmeckt wie jeder andere . . . Ich ließ mir von der Köchin das Paket reichen, dem die Bohnen entnommen waren. — Watson, wollen Sie glauben, daß mich dieser Kaffee auf Egons Spur brachte?

Wieso? Das will ich Ihnen später erklären.

„Gnädigste," sagte ich, „Ihr Sohn lebt."

Sie war noch nicht überzeugt, aber meine Zuversicht erfüllte auch sie mit Hoffnung.

„Und wo ist er?" rief sie.

Ich verbeugte mich, kalt lächelnd. — „In einigen Tagen werden Sie ihn wiederhaben."

Ich erkundigte mich nach seiner Braut, steckte ein paar Banknoten ein, die sie mir als Kostenvorschuß bot, und ging.

Ich pflegte den Weg von ihrer Wohnung zu meiner zufällig jeden Tag zu gehen. Wir Detektivs sehen und beobachten alles und merken uns alles. Man stapelt all das Erinnerungsmaterial so gewohnheitsmäßig im Gehirn auf, um es eines Tages fertig aus den Ganglienzellen zu nehmen.

Da hatte vierzehn Tage lang bei Meidel & Cie. ein hellgelber Koffer im Schaufenster gestanden. Zwei breite, weißgesäumte Bänder waren querüber gemalt. Wo ist der Koffer geblieben? Ist er verkauft? Oder nur aus dem Schaufenster genommen, um andern Waren Platz zu machen?

Der junge Mann von Meidel & Cie. berichtete mir, ein großer, blonder junger Mann hätte den Koffer heute morgen erstanden — zeitig am Morgen, als man noch den Laden fegte — und wäre gleich weiter auf die Bahn gefahren. Der Geschäftsdiener hat auf Wunsch des Reisenden ein Auto vom nächsten Standplatz geholt.

In fünf Minuten hatte ich den Chauffeur gefunden.

Ja, den Herrn und den Koffer mit den breiten, weißgesäumten Bändern hatte er nach dem Bahnhof gefahren und gehört, wie der Herr dem Gepäckträger zurief:

„Direkt nach Verona."

Ich setzte mich in die Droschke und fuhr nach Kaiserstraße 7. Da wohnte Egons Liebe.

Ein junges Dienstmädchen erschien, ein nettes, kleines Ding.

„Die Herrschaft ist verreist," meldete sie.

„Wohin denn, kleiner Schatz, wo sind sie denn?"

„In Florenz," sagte die Kleine.

Da fuhr ich heim, setzte mich in meine Ecke, hier in diesen Klubsessel, und nahm meine Flöte vor.

Ich blieb und dachte scharf nach.



Und plötzlich ward mir alles klar, und ich blies ein f statt eines fis.

Warf die Flöte hin und ging zu Frau Rat. Eine knappe Stunde war vergangen, seit die Gute mich konsultiert hatte.

„Ihr Sohn," sagte ich ihr, „hat gestern eine schlaflose Nacht verbracht, weil er vor einem großen Entschluß stand. Er ist heute morgen nach Verona gereist, von da wird er nach Florenz fahren. Sie ist mit ihren Eltern dort. Er wird sie entführen. Er hat vielleicht nur ein paar Wäschestücke; aber einen leeren Koffer führt er mit, um ihre Kleider und dergleichen mitnehmen zu können."

„Mein Gott, die jungen, törichten Menschen werden zusammen sterben! Eilen Sie, retten Sie! Bringen Sie ihnen meine Einwilligung!"

„Ich verfolge ihn und erreiche ihn. Nur Ruhe! Er denkt nicht daran, zu sterben."

„Und eine Entführung — der Skandal!!! Das ist in unserer Familie nie vorgekommen! Eilen Sie."

Sie gab mir Reisegeld, und am Abend fuhr ich los.

Herrgott, war das schön!

Denken Sie, Watson, so dem Frühling entgegen! Ich vergaß für Stunden mein Problem und guckte hinaus in die mondhelle Nacht!

Man ist doch Mensch, wenn man auch Detektiv ist — nicht? Und eine Fahrt über den Brenner in mondheller Nacht!

Im Frührotschein fuhren wir durch die Brenner Klause. Rechts und links drohen unseres Herrgotts Festungswerke. Dann weichen die Berge zurück: Maulbeerbäume, Weinrebengirlanden und die ersten dunklen Zypressen. Die Lombardei . . . .

In Verona sah ich mich nach meinem Egon um. Durch ein paar schlaue Fragen fand ich auch den Fachino, der den Koffer mit den breiten Bändern übernommen hatte.

Die breiten Bänder waren ja auffallend; dann der Koffer: groß und überraschend leicht. Natürlich, er war ja leer.

Den Koffer hatte der Herr nach Florenz einschreiben lassen — ein großer, schlanker, blonder Herr.

Alles stimmt. Ich pfiff vor mich hin.

Vor allem schickte ich der armen Frau Rätin ein sehr langes Telegramm.

Fünf Stunden dauerte es zum Zug nach Florenz.

Verona ist eine wunderherrliche Stadt. Ich sah mir in den fünf Stunden an, was ich nur immer sehen konnte.

Die Piazza d'Erbe, den schönsten Gemüse- und Blumenmarkt der Welt; ich schritt den schmalen Durchgang neben der Präfektur

entlang und sah das Kirchlein Santa Maria Antica und davor die freistehenden Gräber der Scaliger.

Sie, so möchte ich einmal begraben werden; in einer steinernen Wiege im Sonnenlicht. Vielleicht schimmert durch die Ritzen ein Strahlchen Frühlingsgold um die spitzen Scaliger Nasen.

Ich lief, in Schweiß gebadet — die Sonne stach schon hart —, einmal um das Riesenamphitheater.

Allerdings, fünf Stunden sind nichts für Verona. Aber ich habe doch Bilder im Gedächtnis.

Wie das Castel Vecchio zum Beispiel, die Burg der Scaliger, dasteht und auf Stadt und Etsch hinunterblickt — einfach prachtvoll.

Ein munteres Pferdchen, mit bunten Federbüschelchen im Kopfzeug, zog mich auf den Bahnhof.

Ich war so müde. Nahm mir eine Karte erster Klasse — die Frau Rat hat es ja — und schlief viele Stunden.

Von Bologna an war ich wach.

Wissen Sie, die Strecke ist Italiens schönstes Bilderbuch. Ich glaube, es hat zweiundzwanzig Blätter. Zweiundzwanzig Tunnels.

Ein Pfiff — Dunkelheit und Brausen.

Ein Pfiff — und es wird Licht.

Der Rauch weicht. Die Mandelbäume stehen da wie rosa Blütensträuße vor einem weißen, bräutlichen Haus. Grün und blühend.

Ein Pfiff — und Dunkelheit.

Das Blatt wendet sich — das Häuschen ist verschwunden. Ein anderes Stück Welt liegt da und — verschwindet.

Ich habe Florenz erreicht. Lange fragte ich auf dem Bahnhof herum — aber in dem großen Menschenstrom, der zufließt und abfließt, da erinnerte sich niemand des gelben Koffers mit den breiten Bändern. Ich beschloß, in den guten Hotels nachzufragen. Nach ihr und ihm.

Den ganzen Tag bis in die späte Nacht fuhr ich umher, nur nebenbei konnte ich etwas von Florenz sehen — immerhin den Dom, das Baptisterium und den Campanile. Herrlich, sage ich Ihnen. Giottos steinernes, unvergängliches Gedicht.

Zu den Pitti zu gehen, dazu reichte es nicht. Aber in den Uffizien verbrachte ich ein gestohlenes Viertelstündchen. Geradeaus in die Tribuna, nur um die Mediceische Venus zu sehen.

Sie werden ungeduldig? Ich komme schon zu Ende.

Am nächsten Mittag fand ich Egons Spur. In den zehn ersten Hotels war er nicht eingekehrt. Ich suchte die deutschen Gasthöfe ab.

O, ich hätte schreien mögen vor Triumph. Er hatte einen Tag im Hotel Germania gewohnt, den einen Tag, den er Vorsprung hatte. Nun mußte ich ihn ja einholen. Am Abend hatte

er sich eine Droschke holen lassen und war in die Pension Helvetia gefahren.

Der Droschkenkutscher war bald eruiert.

Er berichtete, der Herr wäre vor der Pension angekommen. Man trug den großen leeren Koffer hinauf und brachte ihn nach einer Stunde gefüllt wieder, nebst zwei andern, kleinen. Eine junge Dame kam mit dem Herrn herab, und sie fuhren nach der Bahn.

Welch ein Glück — eben des Droschkenkutschers Vetter, Packträger auf dem Bahnhof, hatte die Stücke übernommen.

Den Vetter fand ich ohne Mühe. Er hatte die Gepäckstücke heute morgen zurück nach Verona zu befördern. Ich telegraphierte an die Rätin, daß ich nun beide hätte.

Schwer trennte ich mich von Florenz —, von dem wenigen, was ich gesehen, von dem vielen, was ich nicht gesehen hatte.

Von Verona führte die Spur über den Gardasee nach Riva.

Ich werde die Fahrt über den See nie vergessen. In Riva telegraphierte ich an die Rätin.

Knapp vor mir waren die beiden nach Innsbruck. „Der Kuckuck," dachte ich, „gehen sie direkt nach Haus?"

Sie schwenkten aber nach Zürich ab. Ich konnte nicht nach. Das Reisegeld war mir ausgegangen. Sapristi, wer hätte auch denken können, daß mich die beiden so im Zickzack umherhetzen würden?

Ich telegraphierte der Rätin und bat um Reisegeld.

Gegen Abend, als ich ganz Innsbruck durchstreift und betrachtet hatte — das goldene Dachel, das Museum und den Dom — da ging ich aufs Postamt.

Eine lächerlich kleine Summe war da, und ein Telegramm. Ich fiel beinahe auf den Rücken. Das Telegramm lautete:

„in drei teufels namen kommen sie heim sie laufen fremden leuten nach

egon"

Ha! Da fahren Sie auf, teurer Watson?

Sehen Sie, das ist der Unterschied zwischen mir und Holmes: ich gebe auch meine Irrtümer preis. Ich bin nicht eitel."

„Wie, es war gar nicht Egon," fragte ich, „den Sie in Italien verfolgten?"

„Nein."

„Wer war es also?"

„Darauf kommt es nicht an, ich habe es übrigens später — rein zufällig — erfahren; ein fremder Mann, der seine Frau aus Florenz abgeholt hatte.

Ich aber kam heim — und Egon war längst da und wütete anfänglich.

Dann löste sich alles in Frieden und Wohlgefallen auf. Die Mutter willigte, getreu ihrem Schwur, in die Verlobung. Auch die Braut war von ihrer Reise schon zurückgekehrt — darum hatte ich sie in Florenz nicht finden können."

„Und Egon?"

„Eine Mondscheinpartie hatte der Jüngling gemacht, auf dem Zweirad. War zwei Tage bei seinen Freunden geblieben, der Mama zum Trotz."

„Waren Sie sehr ärgerlich Brandt? Oder beschämt?"

„Aber gar nicht. Im Hauptpunkt hatte ich doch recht behalten: Egon lebt."

Erinnern Sie sich, daß ich an dem Rest schwarzen Kaffees genippt hatte, der in der Mokkaschale auf Egons Tisch stand?

Es war koffeinfreier Kaffee.

Am Geschmack konnte man es ja nicht erkennen, denn koffeinfreier Kaffee schmeckt ja genau wie anderer, gewöhnlicher Kaffee.

Aber die Köchin zeigte mir das charakteristische Päckchen der HAG.

Und ich folgerte: ein Mensch, der so vernünftig ist, seine Nerven und sein Herz zu schonen, ein Mensch, der das Koffeingift meidet — der will sein Leben erhalten, der denkt an keinen Selbstmord."

„Aber mit allen übrigen Vermutungen sind Sie doch im Irrtum gewesen, Brandt?"

„Und wenn schon? Ich bin mit mir zufrieden! Habe ich nicht auf Kosten der Rätin eine wunderschöne Reise gemacht?"

Im „Pan", III, 28, Herausgeber Alfred Kerr, Hammer-Verlag, Berlin, steht zu lesen:

„Koffeinfrei.

Die koffeinfreie Bremer Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft fördert unsere Dichtung, indem sie eine Literaturzeitschrift herausgibt. Der Lyriker singt hier wie das Vöglein im HAG und schlägt vielleicht neue Bohnen ein.

Soll das Großgewerb keine Beziehungen zur Dichtkunst haben, wie zur Malerei? Das geschützte Wort „Ariadne auf Naxos" könnte der Name für eine Perlen-Imitation sein. Ein Kragen heißt manchmal bereits Traumulus.

* * *

Es kann auch umgekehrt kommen. Zuerst würde mal der Gegenstand in den Handel gebracht — und hernach ein Werk auf ihn geschrieben.

Während Traumuli Schöpfer von dem späteren Kragen nichts hat, bezög' er von dem vorausgegangenen Prozente. Wahrlich, ich sage euch: das ist besser als eine Sammlung zum fünfzigsten Geburtstag.

* * *

Im Ernst hat übrigens die Plakatentwicklung niemals die Kunst geschädigt. Die Maler haben nichts verloren: die Plakate haben gewonnen. Kerr."

(Hört! hört! — Sehr richtig!) Wir quittieren dankend.

Kaffeehag.

FREMDEN-FÜHRER

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Bad Triberg

Hotels

Hotel und Pension Bellevue, E. Rotzinger
Hotel Löwen-National, Louis Nassoy
Hotel Post, E. Konrad
Hotel Schwarzwald und Kurhaus Waldlust, K. Bieringer
Hotel Tanne, L. Fehrenbach
Hotel und Pension Wehrle „Zum Ochsen", Frl. M. Scholz

Cafés und Pensionen

Altes Forsthorst, Frl. Wetzel
Café Ketterer
Pension und Café Pfaff
Café Schäfer
Fremdenpension, M. Martin
Pension Triberger Hof, J. Schmidt

Bad Salzbrunn

Pensionen

Villa Annie, Hauptmann von der Oelsnitz, Bahnhofstr.
Villa Arold, Frau Math. Siegler, Feldstr.
„Augusta-Hof"
Villa Aurora, Osk. Schuppe, Bahnhofstr.
Haus Baden, Frau Hagemeyer, Bismarckweg
Pension Barchewitz-Belvedere, Frau v. Barchewitz, Hartauerweg
Pension „Bayrischer Hof", Frau Ottilie Wagner, Hauptstr.
Villa Borussia, Frau F. Bergmann
Villa Brunnenhof, Frl. Olbrich
Villa Cäcilie
Villa Carmen, Phil. Hornig, Bahnhofstr.
Pension Villa Carola, Albert Berger
Villa Dachrödenshof, Frau Inspektor Schmidt.
Pension Deutsches Haus, Frau Agnes König
Haus Eden, H. Stiller, Hauptstr.
Villa Elisenhof und Thüringer Haus, Frl. Elise Quabbe
Haus Elsaß, Frau Verloren
Villa Elysium, Frau H. Fockner, Bahnhofstr.
Villa Felsenhaus, Frau Marg. Quaschinski
Villa „Der flammende Stern", Geschw. Heyn
Villa Fortuna, Frau Th. Rose, Bahnhofstr.
Villa Friedenshoffnung, A. Peschke
Haus Friedrichshof, A. Hunlig.
Fünf Linden, H. Stephan, Hauptstr.
Villa Fürst Bismarck, Frau Heilig
Villa Fürstenhof, Frau R. Beyer, Bismarckweg.
Villa Germania
Pension O. v. Glasenapp, Frau O. v. Glasenapp, Feldstr.
Pension „Görlitzer Hof", A. Bernstein
Pension Graf Moltke, Bernh. Klimpke
Grimmes Logierhaus, N. P. Grimm, Bismarckweg
Villa Gutenberg, A. Torzewski
Villa Hamburger Hof, Frau Moch
Villa Harmonie, A. Pfeiler
Pension „Hochwald", G. Krause
Haus Hohenzollern, Frau Drescher

In den obengenannten Etablissements wird der coffeïnfreie KAFFEE HAG verabreicht.

FREMDEN-FÜHRER

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Bad Salzbrunn

Pensionen

Landhaus Jaeger, Gust. Knoblauch, Kastanien-Allee 2
Villa Juliushof, Frau Henrich
Villa Kaiserkrone, Frau Schnabel
Pension Komet, Dr. Determeyer
Pension Kraner, Frau Kraner
Pension Krause, Frau Krause
Villa Kurfürst, R. Deschel
Gust. Beger, Villa Kurländer Hof, Bahnhofstr.
Pension Haus Kynast, Frau H. Griese
Landhaus Schmidt, Frau Schmidt, Kurzer Weg 2
Lehrerinnen-Heim
Linden-Haus, Frau Knisch, Ob. Hartrauerweg
Pension Londoner Hof, Frau Jackel
Louisenhof
Logier- und Pensionshaus Magdeburger Hof, A. Torzewski, Nausestr.
Pension Mindener, Frl. Mindener
Villa National, Frl. Riedel
Park-Villa, P. Völkel
Pension Przedzing, Diabetiker-Heim, Villa Margarete, Josef Przedzing
Promenadenhof, Frau Scholz
Villa Quisisana, Frau Heisig, Bahnhofstr.
Villa Rautendelein, Geschw. Matzke, Bismarckweg
Villa Ritterhof, Guido Wieland, Bahnhofstr.
Villa Riviera, Carl Sander, Bismarckweg
Villa Rösner, Frau Rösner, Bahnhofstr.
Villa Schwedenhof, Georg Lauterbach
Villa Silesia, H. Schuppe, Bahnhofstr.
Pension Schubert, Frl. Schubert, Feldstr. 11
Villa Schwedischer Hof, Frau Lauterbach, Bahnhofstr.
Villa Tirolerhof, Bismarckweg
Villa Viktoria, Frau Breiter
Villa Waldfrieden, Frau Meißner
Pension Westfälischer Hof, G. Juppe, Hauptstr.
Wiener Haus, Frau Elsner
Villa Zemplin, Hauptstr.

Hotels und Restaurants

Kurhaus, Oskar Obst
Badener Hof, Wilhelm Schweizer, Hauptstr.
Bahnhofs-Restauration, Erich Mertens
Gasthof zur Burg, Osw. Nehler, Hauptstr.
Deutscher Adler, A. Wendler
Restaurant Eintracht, Max Quartner
Pension Eisernes Kreuz, A. Springer, Hauptstr.
Restaurant Feldschlössel, Ernst Opitz
Café Fiedler, A. Fiedler
Fürst Pleß, Grand Hotel
Idahof-Schweizerei, Oskar Streckenbach
Kaiserhof, Josef Jescher, Hauptstr.
Paderborner Hof, Th. Förster
Hotel und Restaurant Paulinenhof, S. Breslauer
Café Petersburger Haus, Paul Wagner
Preußischer Hof, Paul Jung.
Hotel preuß. Krone, Rich. Donath
Restaurant Rheingold, M. Kramer, Promenade
Restaurant zur schönen Aussicht, Frz. Feiertag, Ob. Hartrauerweg
Rest. und Garten-Etabl. Friedrichsruh, Frau Auguste Günther, Bismarckweg
Hotel zum Schwert, H. Hütter Nachf. Frau Röster, Hauptstr.
Gasthof zum schwarzen Roß, A. Schubert
Hotel zur Sonne, A. Beyer
Weinrestaurant A. Bollig, A. Bollig.
Restaurant Wilhelmshöhe, R. Merkert.

In den obengenannten Etablissements wird der coffeïnfreie KAFFEE HAG verabreicht




COFFEÏN
FREIER
KAFFEE
KAFFEE
HAG
KAFFEE-HANDELS
AKT.GES.BREMEN

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 10
Juli 1913

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Gerhard Hildebrand: Sozialismus und Persönlichkeitskultur.

Der Individualismus entwickelt sich an den Lebensproblemen des einzelnen, der Sozialismus an denen der Gemeinschaft. Theoretisch läßt sich eine vollkommene Synthese zwischen beiden denken: ein Zustand harmonischen Wachstums aller überhaupt wachsenden Einzelpersönlichkeiten in und mit einem harmonisch wachsenden Gesellschaftskörper. Dies ist das stillschweigende Ideal ebenso der Sozialisten wie der Individualisten. Nur daß den einen das Gedeihen der einzelnen von dem des Ganzen, den anderen umgekehrt das Gedeihen des Ganzen von dem der einzelnen (der Wachstumkräftigen unter den einzelnen!) vorherrschend bestimmt zu sein scheint. Praktisch entwickelt sich alles auf Umwegen, in Einseitigkeiten und Schmerzen, mit Abirrungen, Verkümmerungen, Nachholungen. Daher wechseln individualistische mit sozialistischen Perioden, Zeiten der Selbstsucht (Selbstzucht im Sinne Nietzsches) mit Zeiten des Gemeinsinns im Sinne großer gesellschaftlicher Zielsetzungen und Willensvereinigungen.

Es ist kaum nötig, besonders nachzuweisen, daß es sich bei dieser Periodizität lediglich um die Vorherrschaft, nie um die ausschließliche Wirksamkeit der einen oder anderen Tendenz handelt; daß die Anforderungen der Einzelpersönlichkeit an die Gemeinschaft oder die umgekehrten Anforderungen niemals für längere Zeit ganz zum Schweigen gebracht werden können. Bei allgemeinem Aufstieg der Entwicklung ist vielmehr der Normalfall, daß jede höhere Stufe sich vor der vorangegangenen durch die selbstverständliche Übernahme ihrer wesentlichen Ergebnisse aus-

zeichnet: worum vorher gekämpft wurde, das wird nun höchstens gesichtet und modifiziert, in der Hauptsache aber nach der inzwischen vernachlässigten Seite hin ergänzt, und nicht etwa in seiner Totalität wieder aufgehoben. So will auch der heutige Sozialismus keineswegs im Gegensatz zur Persönlichkeitskultur stehn, er will sie nur verallgemeinern und planmäßig für die Gemeinschaftsaufgaben fruchtbar machen.

Die Aufgabe, ja die Rettung der „Individualitäten" in unsrer Zeit ist: das einzusehen, daran mitzuarbeiten und auf diese Weise zu verhüten, daß der Sozialismus hier aus Oppositionsstimmung gegen den Persönlichkeits*kultus* über das Ziel hinausschießt und auf Grund des Gesetzes der Über- und Nachregulierung die gesunde und notwendige Persönlichkeitskultur selber gefährdet. Denn darüber kann heute kein Zweifel mehr sein: wir leben in einer Periode stark emporquellender, wenn auch vielleicht noch nicht unbedingt vorherrschender sozialistischer Tendenzen. Überall drängt es nach Vereinigung der Kräfte, nach planmäßiger Organisierung der gesellschaftlichen Lebensfunktionen, nach einer neuen einheitlichen Zusammenfassung auch des geistigen Gehalts selber, den die vorangegangene lange Periode des vorherrschenden Individualismus (vom Ausgang des Mittelalters an) hervorgesprudelt hat.

Denn daß es nur gleich recht stark unterstrichen werde: es handelt sich ja gar nicht mehr allein um die Sozialisierung der materiellen Kulturgüter, um die planmäßige Ausnutzung der äußeren Kulturmittel zur allgemeinen Daseinssicherung und zur Hebung des Volkswohlstandes. Sie bildet ja nur die eine Seite der Sache, freilich die fundamentale und dem Durchschnittsarbeiter nächstliegende Seite, die deshalb zwei Menschenalter hindurch fast allein von sich reden gemacht hat. Es handelt sich auch darüber hinaus nicht bloß darum, der Masse des Volkes die geistigen Güter besser zugänglich zu machen. Welche geistigen Güter aus dem Chaos der individualistischen Periode sollten denn das sein? Wir sind doch alle nicht mehr so naiv, zu glauben, daß die Masse des Volkes sich durch das Labyrinth von Kant bis Nietzsche, von Goethe bis Richard Wagner, von der kirchlichen Orthodoxie bis zu den freiesten aller freien Geister durcharbeiten könnte, ohne den Faden hunderttausendmal zu verlieren, zu zerreißen, zu verwirren. Können doch selbst die meisten „Gebildeten" nicht ohne schwere Verdauungsstörungen ihren Appetit am individualistischen Proteusgeist befriedigen. Also: Eine neue Einheitlichkeit und Gemeinschaftlichkeit gerade auch des geistigen Besitzes liegt jetzt in der Richtung unseres Weges.

Zwar schwärmen die dogmatisch gebundenen Marx-Jünger nach dem Vorbild des Meisters von dem besonderen „ideologischen Überbau“ der proletarisch-sozialistischen Zukunftsepoche und entgehen damit wenigstens für ihre Person der Verlegenheit, den geistigen Werten der individualistischen Periode vor dem Volk allzu große Ehre erweisen oder sich gar die Aneignung des individualistischen Geisteschaos durch die Volksmasse in concreto als möglich vorstellen zu müssen. Aber alle praktischen Bildungsbestrebungen der Arbeiterklasse, soweit sie über den engsten parteipolitischen Horizont hinausgehen, behelfen sich doch angesichts der unvermeidlichen Dürftigkeit der eignen proletarischen Kunst, Philosophie und Wissenschaft notgedrungen mit der Vermittlung von (oft recht unvermittelten) Elementen des individualistischen Geisteslebens von gestern und vorgestern. Zu einer Synthese, namentlich zu einer Synthese durch das Ganze hindurch und bis zur Spitze hinauf fehlt eingestandenermaßen die Kraft oder, euphemistisch ausgedrückt, die Zeit. Und darüber brauchen die Gebildeten unsrer Tage gar nicht einmal die Nase zu rümpfen, denn sie selber, die Zeit genug dafür hätten, haben es auch noch nicht zu einer über-individuellen, einer überkliquenhaften, einer allgemeinen und erschöpfenden Vereinheitlichung ihres geistigen Gesamtbesitzes gebracht. Das ist nach vier Jahrhunderten individualistischer Geistesdifferenzierung einfach gar nicht möglich, ist die Aufgabe einer neuen Geschichtsperiode für sich, die Aufgabe eines ganzen (wenn's ausreicht!) Jahrhunderts.

Darum haben Marx und seine Jünger in gewissem Sinne recht: es gibt einen besonderen „ideologischen Überbau“ des modernsozialistischen Zeitalters. Nur entsteht er nicht (oder wenigstens längst nicht in erster Linie) aus den materiellen Fundamenten der sozialistischen Gesellschaftsorganisation, sondern aus der Synthese der bleibenden Errungenschaften des Individualismus und entsteht nicht in erster Linie durch die Arbeit des Proletariats, sondern durch die der Gebildeten: es ist nichts anderes als der Sozialismus des Geisteslebens, der dem Sozialismus der Gesellschaftsorganisation parallel geht. Wie dieser sich auf tausend Um- und Schleichwegen (denn auch hier versagt das simplifizierende Schema der Marxschen Geschichtskonstruktion) langsam aus den Wirbeln des wirtschaftlichen Individualismus, des „laisser faire, laisser aller“ herauskristallisiert, so gleichzeitig die neue geistige Einheitlichkeit aus dem anarchischen Durcheinander und Gegeneinander der vergangenen Kulturwerdeperiode.

Damit gewinnt aber auch das Problem der Persönlichkeitskultur innerhalb des Sozialismus ein ganz anderes und ein viel vertrauenerweckenderes Aussehen, als es vor der Erkenntnis dieser Zusammenhänge, als es noch vor wenigen Jahren zu haben schien: eine ins Unendliche fortschreitende individualistische Differenzierung des Geisteslebens war allerdings auf der Grundlage weitreichend einheitlicher Organisation der materiellen Volkskultur schwer vorstellbar. Wer an die Differenzierung als an die alleinige Form der Geistesentwicklung glaubte, oder wer sich ihre Verewigung gedankenlos durch die Selbstverständlichkeiten des unmittelbaren Erlebens suggerieren ließ, mußte allerdings Gegner des Sozialismus sein, der sich nicht mit ihrer Vorherrschaft verträgt. Aber war sie denn überhaupt vorstellbar? Hätte sie denn bei der Verewigung des Manchestertums gedeihen können? Mußte sie nicht in jedem Fall durch die Gewalt ihrer eigenen Zentrifugalkräfte zur Verwilderung und zum Zerplatzen führen, mußte nicht der menschliche Geist unheilbar an dem Übermaß ihrer Zersetzungen erkranken, mußte nicht schließlich ein großes Narrenhaus sich gegenseitig nicht mehr Verstehender entstehen, wenn sie — um das Unvorstellbare einmal wenigstens theoretisch zu konstruieren — in infinitum weiterging?

Tatsächlich hat denn auch niemand ernstlich diese Möglichkeit auszudenken gewagt. Selbst Nietzsche, der doch wahrhaftig so gut wie irgendeiner (mehr als irgendeiner) der Repräsentant des gesteigertsten Individualismus heißen kann, hat die Periode des Individualismus — mit Ausnahme weniger Episoden — nicht als Kulturperiode, sondern als Zeitalter der Zersetzung alter und der Vorbereitung neuer Kultur, hat namentlich die Zeit ihrer vollsten Reife als rettungslos dem Nihilismus zutreibend gewertet — und hat darüber hinaus an das Kommen einer neuen Einheitlichkeit geglaubt. Das sollte denn doch den blinden, den bedingungslosen Individualisten zu denken geben.

Darum: der Gedanke einer synthetischen Vereinheitlichung der individualistischen Geisteserrungenschaften kann an sich nichts Schreckenerregendes für uns haben — kann es in der Theorie um so weniger als in der Praxis inzwischen schon ein deutlich spürbarer Hunger danach eingesetzt hat. Viele derer, die ganz von heute sind, wollen gar nicht mehr sich immer weiter „differenzieren", sich immer stärker isolieren, sich immer ausschließlicher selbst kultivieren. Oder vielmehr: sie wollen sich kultivieren, indem sie sich überindividuelle Ziele setzen, indem sie nach Aufgaben suchen, die sie mit den Menschen und der Menschheit verbinden, indem sie eine neue Art der Hingabe

und Verantwortlichkeit pflegen, indem sie — sozialistisch denken und handeln lernen. Man entdeckt plötzlich wieder, daß die stärkste Möglichkeit der Persönlichkeitsentfaltung in der Entschlossenheit liegt, sein privates Leid, sein einzelpersönliches Schicksal zu vergessen und seine ganze Kraft in eine große Gemeinschaftsleistung — wenn möglich in und mit der Gemeinschaft, aber vor allem: für die Gemeinschaft — hineinzuwerfen. Man erlebt es wie eine neue Offenbarung, daß der Mensch von Natur ein geselliges Tier sei, und daß das Leben im Grunde nur Wert erhalte, wenn es für die Gesellschaft fruchtbar gemacht werde. Man fängt in jedem Sinne an sich zu sammeln. Man beklopft die Heroen des Individualismus auf das hin, was sie denn eigentlich (nicht für meine oder deine Privat-Weltanschauung, sondern) für den Fortschritt des Ganzen geleistet haben, was von ihnen für das große Ganze und „im ganzen" übrig bleibt. Und man macht — wenn man sich erstmalig darüber Rechenschaft gibt, nicht ohne einige Verwunderung — die Erfahrung, daß man durch diese neue Art, das Leben anzusehen und die Ergebnisse des Individualismus zu werten, nicht ärmer, sondern reicher geworden ist, nichts verloren, sondern allerlei gewonnen hat, nicht in ein „Herdentier" zusammenschrumpft, sondern — nun erst recht — Persönlichkeit geworden ist.

Es versteht sich von selbst, daß damit nun nicht plötzlich ein allgemeines Generalschema „sozialistischer Gesinnung" entdeckt, entworfen oder gar empfohlen sein soll. Gerade darin besteht der erste Anteil der Persönlichkeit an der sozialistischen Gesamtleistung, daß sie dies Generalschema unmöglich macht. Für die große Masse der zukunftsstaatsgläubigen Heerscharen mag dergleichen eine Notwendigkeit sein, die aus ihren einförmigen Lebensbedingungen heraus ohne Arg und Spott zu ververstehen und — in der begründeten Hoffnung auf allmähliche Lockerung — ohne Beunruhigung zu ertragen ist. Auf gleichem Boden wächst gleiches Korn. Aber dies ist noch nicht, noch lange nicht die Einheitlichkeit der geistigen Kultur, sondern die des Willens zur Kultur auf Seiten der Masse. Man muß dem Schicksal dankbar sein, daß es diesen Willen zunächst auf die Elementarien der äußeren, der sinnlichen Kulturgüter beschränkt. Aber man muß sich darüber klar sein, daß er mit den Erfolgen wächst und daß seine höhere Qualität dann nicht auf geistige Werte überhaupt, sondern auf verarbeitete, vereinheitlichte, vereinfachte, gemeinverständliche geistige Werte ausgehen wird: die Seele des Volkes wird alle wesentlichen, alle bleibenden Errungenschaften aus dem Nachlaß der individualistischen Periode in sich

aufnehmen, aber in vollendeter, harmonischer, geklärter, anschaulicher Gestalt. Das bedeutet nicht etwa, daß die „Gebildeten" eine moderne Weltanschauung „für das Volk" zurecht machen sollen, oder auch nur könnten — sondern daß sie mit ihrer eigenen Bildung, mit ihrer eigenen Kultur, mit sich selbst fertig werden müssen. Die geistige Ernte des individualistischen Zeitalters muß sozialistisch gesammelt und gesichtet werden, eine Tätigkeit, die nicht nur ihre, sondern auch unsere Reife voraussetzt. Wir können uns das nicht einfach vornehmen, sondern äußerer Zwang und innerer Drang müssen sich begegnen, die Situation muß für einen nach dem andern von uns da sein.

Darum ist die Arbeit an der Sozialisierung des Geisteslebens ebensowenig willkürlich wie die an der Sozialisierung der Wirtschaft. Der eine kommt in sie hinein, der andere nicht, je nach dem Punkt, auf dem er individuell wirtschaftlich oder geistig steht. Nur die innere Notwendigkeit und das Aufkommen der sozialistischen Flut auch auf geistigem Gebiet zu begreifen ist allgemeine Bildungssache und als solche jedem Gebildeten zuzumuten.

Der Unterschied zwischen individualistischer und sozialistischer Persönlichkeitskultur besteht in einfachster Formulierung darin, daß der Individualist aus den allgemeinen Kulturelementen das heraussucht, was ihm für sich selber wertvoll scheint, während der Sozialist den Wert seiner persönlichen Kultur nach dem einschätzt, was sie für die Gemeinschaft leistet. Das Bewußtsein davon braucht in beiden Fällen nicht von vornherein vorhanden zu sein. So ist der wirtschaftliche oder politische Sozialismus zuerst aus dem Bestreben der Arbeiter entstanden, sich selber zu helfen, erst allmählich ist aus ihm sogar mit Hilfe ideologischer Selbsttäuschungen der bewußte Wille entstanden, auch für den Aufstieg der Gattung im ganzen und für fernere Zukünfte Opfer an eigenem Behagen zu bringen. Diese Gesinnungsumwandlung ist auch heute noch nicht abgeschlossen und wird vielleicht nie restlos erfolgen. Aber ähnlich geht es mit der Sozialisierung der geistigen Güter: zunächst ist das Bedürfnis nach ihrer allgemeinen synthetischen Einschmelzung ein subjektiv-individuelles, selbstisches. Man will aus der eigenen Unsicherheit oder Einseitigkeit endlich einmal ganz und endgültig heraus. Aus diesem elementaren Drang des eigenen Ich wird eine Zeitströmung, eine gegenseitige Annäherung, eine Arbeitsgemeinschaft, eine Lust, sich mitverantwortlich für eine große Aufgabe des Gesamtgeistes zu fühlen, ein überpersönliches Kulturziel zu suchen.

Es versteht sich, daß auch der geistige Sozialisierungsprozeß ohne Irrwege und verfehlte Experimente nicht abgeht. Für den einzelnen und für ganze Gruppen bleibt trotz aller intellektuellen Ehrlichkeit der Horizont immer begrenzt. Aber auch Irrwege und verfehlte Experimente sind nicht umsonst, wenn man das Ziel unverrückbar im Auge behält. Den Willen zur Synthese zu kräftigen und die Wege zur Synthese zu suchen ist die vornehmste Aufgabe für die Kultur der Persönlichkeit im Zeitalter des Sozialismus. Wer sich daran aus innerer Notwendigkeit beteiligen kann, dient ebenso der Gemeinschaft wie sich selbst und wird schließlich in diesem wichtigen Stück Sozialist, mag er in den politischen und wirtschaftlichen Problemen eine Stellung zum Sozialismus einnehmen, welche er wolle. Die Arbeit an der Vereinheitlichung der geistigen Kultur ist gewissermaßen das zweite Hauptstück des Sozialismus. In beiden Stücken zusammengenommen besteht die Ordnung des Chaos. Ohne Ordnung des Chaos ist wahrhafte Persönlichkeitskultur überhaupt nicht denkbar. Denn Kultur bedeutet an sich Ordnung, Beschwörung der Geister. Kann auch ein schwacher Geist einen starken beschwören? Diese Frage beleuchtet und beantwortet zugleich die Frage nach der Bedeutung der Persönlichkeitskultur im Zeitalter des Sozialismus.

Wilhelm Tideman: Aphorismen.

Kultur ist Hierarchie der Wertungen. Eine feste Rangordnung der Subjekte und der Objekte.

Tragik ist die Erkenntnis, daß Leben und Tod derselben Quelle entspringen.

Das Absolute ist mit der Kraft, die Relation mit der Erkenntnis identisch.

Gustav Pauli: Rudolf Alexander Schröder.

Wir sind in unsre Tage eingepflanzt
Wie ein Baum in seinen Grund.

Es ist zugleich eine Eigentümlichkeit und ein hoher Vorzug Schröders, daß er dem heimischen Boden mit allen Wurzelfasern seines Wesens verhaftet geblieben ist. Wohl gehört jeder Künstler einer geistigen Gemeinschaft an, die sich in dem Maße erweitert, wie seine Bedeutung wächst. Er hält seine Gaben für vierlerlei Kostgänger von nah und fern bereit, unter denen jeder das Seine bei ihm sucht, wie ein segenbeladener Baum von der Wurzel bis zur Krone allerlei Geschöpf bei sich zu Gaste lädt. Darum bewahren aber doch Mensch wie Pflanze ein besonderes Arom am reinsten auf der heimischen Scholle — eben deswegen, weil es dieser Scholle entstiegen ist. Und in Schröder erkennen wir die edelste Verkörperung einer alten hansischen Kultur. Er ist der echte Sproß dieses norddeutschen Küstenlandes, das seine Söhne übers Meer hinausschickt, damit sie die Reichtümer erwerben, die ihnen die heimische Scholle nicht gewähren kann. In diesem tüchtigen und ernsten Volke von Kaufleuten und Seefahrern sind die materiellen wie die geistigen Güter bedächtig erworben, dafür aber wurden sie zäh bewahrt und beständig vermehrt. So ist denn für Bremen eher ein allgemeiner Wohlstand charakteristisch als die Anhäufung vereinzelter Riesenvermögen.

Jener Wohlstand bestimmt in Verbindung mit einem weitgewobenen Netz von Familienbeziehungen und mit dem Selbstgefühl der Individuen den Charakter der lokalen Kultur. Die äußeren Formen des bürgerlichen Lebens sind gleichartiger als in den rasch aufgeblühten und aufgeblähten Industriestädten, wenn auch nicht so zäh beharrlich wie bei dem echten Patriziat der wenigen Städte, die ein solches, wie z. B. Basel, bewahrt haben. Vielmehr entspricht ein gelinder Wandel der Sitte dem Wandel der jeweils maßgeblichen Familien. Die Wohltat einer solchen Tradition besteht darin, daß sie den Menschen rasch zu formen vermag.

In zwei Dingen hat sich nun vornehmlich die bremische Kultur behauptet, in der Pflege des Hauses und in der Sprache. Ersteres ist notorisch, letzteres bedarf der Erklärung. Denn Bremen hat bisher keine Größen der deutschen Dichtkunst hervorgebracht, war auch niemals, wie etwa Hamburg gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Zentrale eines Kreises unserer Literatur, wohl aber bewahrte es, so weit wir sehen können, eine verbreitete Gewandtheit des schriftlichen und mündlichen Aus-

drucks, der in dem reichlichen Redewesen zahlloser Versammlungen und Kommissionen der kleinen Republik gedieh. Die Bürgermeister Smidt und Gildemeister, von denen der letztere als Essayist und Übersetzer ein Virtuose des Ausdrucks war, sind typische Erscheinungen, und nicht minder sind es Poeten wie Fitger, Bulthaupt, Allmers. Was sich nun in solchen Persönlichkeiten ebensowohl wie im Bau der Straßen und in der Einrichtung der Wohnungen verheißungsvoll seit langem angekündigt hatte, ist in Rudolf Alexander Schröder zur Vollendung gediehen. Nicht als der Sproß einer patrizischen Ahnenreihe hat er alles zur Reife gebracht, sondern indem er das Überkommene mit der Vitalität eines frischeren Geblütes erfüllte und zu höchstem Leben erweckte. So ist er dem heimischen Kreise treu geblieben und ihm doch in seinen Wirkungen entwachsen.

Als Erbe einer alten Kultur erweist sich Schröder durch die Anerkennung jeder würdigen Tradition wie durch den instinktiven Widerwillen gegen alles wurzellos Moderne. Unser Verhalten in solchen Fragen ist überhaupt vielmehr Sache des Geblütes als der kritischen Überlegung. Der dreisten Erfindungssucht gewisser Kunstreformer und dem gespreizten Wortgeklingel literarischer Tagesgrößen setzt er die Zucht eines strengen und reinen Formwillens entgegen. Auch dem eignen großen Talente war er solchermaßen ein kritischer Lenker, der wohl erkannte, was er sich zu versagen hatte, während er seine Ziele bedächtigen Schrittes verfolgte.

Wer nun Schröder beurteilen will, muß die Universalität seiner Begabung bedenken, die allen Künsten zugewandt ist, den bildenden wie den redenden und nicht zuletzt der Musik. In eine andere Umgebung gestellt und irgend einem Drucke ausgesetzt, hätte ein Komponist aus ihm werden können, ein Maler, ein Baumeister. Ein freundliches Geschick hat ihm die Freiheit gegeben, seine Bildung, wie er es wollte, zu runden und der inneren Stimme in der Wahl des Berufes zu gehorchen. So wurde er Dichter, und zwar in einem besonders vornehmen Sinne, ein Lyriker, dem freundliche Genien aus den benachbarten Kunstgebieten zuflogen. Alles steht bei ihm in einem zarten und doch deutlichen Zusammenhang. Den Architekten des Innenraumes, der die schönsten Gemächer heiter und festlich geschmückt hat, erkennen wir in manchen seiner früheren Gedichte ebensowohl wieder wie den Musiker, der im Geiste Mozarts eine melodienreiche Kammermusik geschrieben hat. Überall dieselbe Leichtigkeit der Phantasie, die ein Thema erschöpft, indem sie es umspielt! Überall dasselbe rhythmische Leben, überall dieselbe

Lust am Formen, verbunden mit dem Respekt vor der Gesetzmäßigkeit! Es ist klar, daß ein solcher Künstler der Natur anders gegenübersteht als das vorige Geschlecht. Wir haben es erlebt, wie der Naturalismus, der sich die Malerei und Plastik unterworfen hatte, schließlich die Architektur zersetzte und sogar in die Musik und Lyrik eindrang. Womit er sich dann freilich selbst widerlegte und den Rückschlag der gegenwärtigen Kunstbewegung hervorrief. Wenn nun auch Schröder durchaus nicht als „modern" gelten mag, so ist seine Kunst doch insofern zeitgemäß, als sie sich vom greifbar Natürlichen wie vom Impressionistischen bewußt entfernt. Sein Werk spiegelt nicht so sehr die Außenwelt, es steht über ihr als ein Geschöpf der Phantasie und der Harmonie. Sogar das innere Erlebnis, das der Lyriker mit dem höchsten Rechte aussprechen darf, wird von Schröder gern zum Symbol verwandelt. Gerade sein Beispiel gemahnt uns wieder einmal daran, daß Kunst sich weniger an der Natur, als an der Kunst bilde und befruchte.

Hiermit hängt es zusammen, daß Schröder ein so vortrefflicher Übersetzer ist. Es gibt Übersetzer aus innerer Armut; Schröder dagegen könnte eher ein Übersetzer aus innerem Reichtum genannt werden, da sein überaus leichtes Formvermögen sich nicht mit den eigenen Erfindungen begnügen mag, und nebenbei gern zu bewunderten Mustern übergreift, um sie sich produktiv anzueignen — so wie gerade bedeutende Maler gern die Werke ihrer geistigen Ahnen kopieren, wobei dann die Kopie immer den Rang einer Neuschöpfung gewinnt. Solchen Kopien sind Schröders Übersetzungen vergleichbar — keine ermatteten Abbilder der glühenden Originale, wie Linienkupferstiche nach Tizian, sondern Variationen, bei denen die unvermeidliche Einbuße durch neue Schönheiten vergütet wird.

Freilich bleibt jegliche Übersetzung notgedrungen problematisch. Sie nähert uns wohl dem Urbild, aber je besser sie es vermag, um so mehr erregt sie im Leser den Wunsch, ihrer Vermittlerdienste gänzlich zu entbehren. Auch hat sie überall mit unlösbaren prinzipiellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die mit der zeitlichen Entfernung vom Originale wachsen. Vor den Säulen der Akropolis oder vor den Gesängen Homers stehen wir wie verzaubert an der Schwelle einer schönen Rätselwelt. Sie sind uns greifbar nahe und doch unfaßlich. Je länger wir bei ihnen verweilen, um so mehr verflüchtigt sich das vermeintliche Verstehen zur ungewissen und sehnsüchtigen Ahnung. — Für den Übersetzer gibt es da nur einen Ausweg: er ignoriere den trennenden Abgrund,

ergreife das rätselvolle Gebilde und erwecke es zu neuem Leben, indem er ihm seinen Odem einbläst. Eben die besten Homerübersetzungen sind deswegen weniger Homer als vielmehr Pope, Voß, Schröder. In jedem Jahrhundert trug Homer ein anderes Antlitz und, wenn uns seine Züge bei Schröder vertrauter begrüßen als in dem Abbilde Vossens, so ist es, weil sie vom Geiste unserer Zeit überleuchtet sind. Man hat wohl in Voß einen echteren Homer zu besitzen gemeint, weil er hier naiver, rustikaler aussah, was man anscheinend für altertümlicher hielt. Wie sonderbar man sich „versehen“ kann, da doch hundert Jahre auf dem Wege zu Homer nicht mehr als hundert Erddiameter auf dem Wege zur Sonne bedeuten! Schröder ist dem alten Voß überlegen, weil er kultivierter ist und behenderen Geistes, weil er ein feineres Ohr für den Rhythmus hat und ein empfindlicheres Auge für die Nuance der Klangfarbe. Daß er im philologischen Sinne richtiger übersetzt habe, braucht uns weniger zu kümmern, so gern wir es anerkennen.

Schröder hat recht Verschiedenartiges übersetzt: Pope, Beardsley, Horaz, Virgil, Homer, vereinzelt auch Catull, vielleicht noch anderes, wovon ich nicht weiß. Der eine Autor war ihm ein Gespiele, der andere ein hoher Lehrer, aber alle gehören sie zu ihm — ja, aufmerksam betrachtet, spiegeln sie zwei verschiedene Antlitze von Schröders Kunst. Das eine Antlitz ist Beardsley ähnlich, das andere dem Virgil. — Die gleiche Zeit, verwandte Rasse und Sprache, ferner die Ähnlichkeit der Talente nähern ihn dem Engländer. Auch Beardsley war musikalisch, sprachlich, bildnerisch so sehr begabt, daß er schwanken konnte, wohin er sich zu wenden habe. Die praktischen Erfordernisse des Lebens mögen für die bildende Kunst entschieden haben. Beardsley zeichnete geistreiche, kapriziöse und dekorative Bilder, eine schwarzweiße Traumwelt der prächtigen Lebensführung. Schröder schuf ihr reales Seitenstück in seinen Innenarchitekturen. Auch bei Beardsley finden wir die eigentümliche Mischung von Übermut und zarter Strenge, einen leisen Widerhall des Rokoko. Er verehrte Petronius, Rabelais, die Japaner und umgab sich mit Reproduktionen nach Mantegna. Wenn er zuguterletzt katholisch wurde, so darf nicht eine billige Erklärung dafür in dem Kollaps der moralischen und physischen Kräfte gesucht werden, es war vielmehr der konsequente Schluß eines innerlich allzu heiß bewegten Lebens, in dem eine latente Frömmigkeit schließlich die Oberhand gewann. — Schröders Übersetzungen nach Beardsley sind nun selbstverständlich seinen Nachdichtungen Virgils oder Homers an Bedeutung nicht vergleichbar, so wenig wie Feder-

skizzen einer Reihe erhabener Fresken verglichen werden mögen. Dessen ungeachtet sind sie nicht minder vollkommen, ja sie sind als Parallelschöpfungen einzig und unvergleichlich. Dicht neben Beardsley steht in Schröders Übersetzungskunst Pope mit seinem Lockenraub. Wir fühlen den geistigen Bereich sich nur um ein weniges erweitern; aus dem geträumten Rokoko wandeln wir, geleitet von Beardsleys meisterlichen Illustrationen unmerklich in die Sphäre des echten Frührokoko hinüber. Statt des Abbé Fanfreluche und der als Helena maskierten Frau Venus mit ihrem Hofstaat umgibt uns da die wohlfrisierte Welt des galanten London der Königin Anna, vermehrt um einen Schwarm der drolligsten Elementargeister. Auch hier das neckische Hin und Her von toller Laune, verbunden mit zierlich reiner Form und dazu ein scherzhaftes Hinüberwinken zu der Wolkenhöhe der alten Götter! Es ist bemerkenswert, ein Zeichen innerer Freiheit, daß der Weg von der Ironie bis zur demütigen Verehrung weder für Pope noch für Schröder irgendwelche Schwierigkeiten bereitete.

Am andern Pol von Schröders Nachdichtungen steht der deutsche Homer. Er allein könnte genügen, um seinem Autor unverwelkliche Kränze des Nachruhms zu sichern, denn eine meisterhafte Homerübersetzung findet unweigerlich früher oder später den Weg zum Herzen unseres Volkes — zu unserer Jugend. — Dennoch wage ich nach einer Probe aus der deutschen Georgica die Vermutung, daß Schröder bei Virgil die höchste Vollendung seiner antiken Kunstform erreichen werde — und zwar aus keinem andern Grunde, als weil hier abermals ein kongeniales Verhältnis der beiden Dichterpersönlichkeiten fühlbar wird. Homer ist für uns nicht mehr individuell zu umgrenzen; er steht in der Ferne als ein mythisches Wesen, das von einer versunkenen Welt der Schönheit singt. Auf der antiken Büste, die seinen Namen trägt, sieht er aus wie ein greiser Sohn des Zeus. Zu Virgil dagegen können wir Fäden aus unserer Erfahrung spinnen; wir wissen von seiner Zeit, von seinen Freunden; seit Dante haben die Neueren es wagen können, ihm vertraute Züge zu leihen, die Züge eines feinen, gütigen Meisters, der Vieles und Großes fühlte und formte, um es mit emsiger Selbstkritik zu ziselieren. In seiner Nähe erscheint Horaz, auch er ein kultivierter Philhellene, der die Erlebnisse eines schönen Daseins in zierliche Verse goß. Auch bei ihm mag Schröder verwandte Züge entdeckt haben, doch schwerlich bei Catull, der leidenschaftlichere Töne anstimmt, der unbekümmert höhnt und lockt, schmeichelt und klagt, und dessen Erregung bisweilen den sanften Zwang der Rhythmen zu sprengen droht.

Ein jeder Künstler darf und soll sich als der Sproß einer geistigen Ahnenreihe fühlen. Einige dieser Vorfahren nannten wir bereits für Schröder; fügen wir ihnen noch Goethe und Hölderlin hinzu und berufen wir unter seinen zeitgenössischen Freunden Hoffmannsthal und Rudolf Borchardt, so verdeutlicht sich das Bild der Gemeinschaft, als deren Angehörigen wir ihn erkennen. Entfernter und weniger dauernd ist seine Beziehung zu Nietzsche, doch spüren wir wohl in einigen der Jugendgedichte, namentlich im Empedokles, ein leises Echo der Zarathustragesänge.

Über die künstlerische Entwicklung Schröders sind wir gut unterrichtet, da seine Gedichte dank der Fürsorge des Inselverlages und seines Begründers Alfred Heymel jederzeit in würdigster Form zum Druck gelangten. So ist manches aufgehoben worden, das heute dem Leser und dem rückschauenden Dichter selber als entbehrlich erscheinen mag — wenigstens auf dem Forum der breitesten Öffentlichkeit. Freilich wurde diese auch nie von Schröder umworben.

Wenn wir bemerken, wie Schröder allmählich von freieren zu strengeren Formen übergegangen ist, wie er von einem verschwenderischen Spiel zu höheren Aufgaben gelangte, so sehen wir nichts anderes, als daß aus dem Jüngling ein Mann wurde — was bekanntlich nicht allen Künstlern gelingen will. Die Cäsur in diesem Lebenswerke erkennen wir in der Beschäftigung mit Homer, dessen Odyssee in den Jahren 1907 bis 1910 übersetzt und gedruckt wurde.

An den Beginn möchten wir jene leichtbeschwingten Lieder stellen, wie sie dem jungen Poeten mühelos in guten Stunden gelingen. Schröder hat diese Gelegenheitsgeschenke der Muse später in dem Büchlein Hama (1908) aufgesammelt, als er sie auf dem zurückgelegten Wege hinter sich liegen sah.

Sie plaudern von den kleinen Festen des Tages, necken die Freunde oder die gespreizten Philister, belächeln die angesäuerten Jungfern und Hagestolzen und werfen holden Damen Kußhände zu. Alles wiegt in leichten Rhythmen und ruft Musik herbei. Man denkt an die Singspiele des späten Rokoko, in denen galante Marquisen im seidenen Schäferkleide mit vielen Fiorituren von ihren Liebesleiden singen. Bei Schröder sind nur die Kulissen und Kostüme etwas verändert, Geist und Ton sind geblieben — nicht nachgeahmt, sondern wieder erwacht, wie Liebesgötter erwachen, die ein mißlauniger Zauberer ein Jahrhundert lang und länger an einem düsteren Orte eingeschläfert hatte.

Die Frau von Malogne will Gondel fahren.
Und wo?
Auf Teichen, die die sanften Ufer küssen,
Auf Flüssen, die die sanften Fernen grüßen,
In einer Gondel will sie fahren.
Und sieh, drei weiße Schwäne kommen
Über die Spiegelflut heraufgeschwommen
Und haben aus der Hand,
Die jeder reizend fand,
Ein wenig Brot genommen . . .

Oder Herr Pompadur:

Es war ein Jäger wohlgestalt,
Der hieß mit Namen Pompadur
Und jagte jedes Reh im Wald
Und jeden Hasen auf der Flur . . .

Es klingt wie eine Jagdfanfare. Nicht wahr, man sieht ihn vor sich, den Herrn Pompadur? im grünen Habit mit weißen Federn am goldbetreßten Dreimaster, goldene Sporen an den Stulpenstiefeln und eine sehr lange Flinte in der behandschuhten Rechten. Quer über der Brust blinkt ihm der Reif des Waldhorns, auf dem er so bezaubernd zu blasen weiß. Er sieht ähnlich aus wie der Jäger aus Kurpfalz, nur eleganter. Ihm nach kommen viele Gestalten auf den Flügeln der Schröderschen Verse herangeschwebt — die Geschwister Dimotant, die schöne Frau Zibidill, Frau Farahdis, Beate, der verderbte Herr Ungenaus und der dicke Herr Bombardil. Wir sehen sie ganz deutlich, wie sie uns mit anmutigen Komplimenten begrüßen, irgend etwas sagen, das wir nicht immer ganz verstehen und wieder entschwinden, wenn wir sie befragen wollen. Denn das ist diesen Geschöpfen eigen; sie sind doch unwirklicher, geheimnisvoller als die Geschöpfe anderer Lieder — sie besuchen uns wie liebenswürdige, etwas traurige Gespenster aus einer fernen Welt. — Etwas traurig — diese Stimmung begleitet mit leisen, dumpfen Tönen auch die kecken und hellen Melodien der Schröderschen Jugendgedichte. Daneben stehen, zierlich geformt, vereinzelte Burlesken, unter denen der Preis dem chinesischen Gemälde gebührt, das den Hamaband beschließt. Es ist eine gereimte Erzählung von einer allerliebsten Geschwätzigkeit, mit kleinen Anzüglichkeiten gewürzt und zum Vorlesen fast noch besser als zum Lesen. —

Wir verlassen kaum diese Kreise in dem Buche Belinde und in manchen der Gedichte, die zuerst in den Bänden der Inselzeitschrift erschienen und 1911 in einem Privatdruck neu herausgegeben wurden. Schon der Name Belinde, der diesen Liebes-

liedern vorangestellt ist, weckt die Erinnerung an eine gewisse Art von amuröser Poesie des dixhuitième, die sich seiner gern bedient. Der Rhythmus der kurzen Verse wird gelegentlich durch einen Refrain verstärkt und manches klingt wie der Text zu einer Arie.

Wenn die Schatten dunkler werden,
Wächst Verlangen auf den Wegen;
Sieh am Himmel tausend Erden
Blitzen, funkeln sich entgegen!
Hör' die Bäume, wie sie rauschen,
Und die Vögel, wie sie singen,
Wie sie flattern, wie sie lauschen;
Will ein Ton nicht zu mir dringen?

Einsamkeit, die macht uns bange,
Uns, einander hingegeben. —
Komm, o Freundin, und empfange
Du mein Leben!

Ein kleines Gedicht aus dem Buch Belinde könnte der ganzen Sammlung als Motto dienen:

Wie eine Blume fein und zart,
Wie Federflaum so leichter Art,

So klar wie tropfender Kristall,
So rein wie königlich Metall,

So tief wie Meere ohne Grund,
So voller Wohllaut wie dein Mund,

So süß wie deiner Augen Schein:
So sollten diese Lieder sein.

Und so sind sie geworden — in all ihrer Zartheit festgefügt, aber nicht reich instrumentiert — etwa so wie Melodien von Gluck oder Mozart, die über ein bescheidenes Orchester wegklingen. Die schönsten Gaben dieser Lyrik und zugleich die kleinsten und vollendetsten sind die „Baumblüte im Werder“ und „Elysium“. Beide malen in lose ausgeschütteten kleinen Gedichten ganz unvergleichlich eine Seelenstimmung — die Baumblüte ein beglückendes Naturerlebnis, Elysium die schwermütige Träumerei, die einem früh verstorbenen Freunde ins Schattenreich folgt. Die dreißig Reimsprüche und Lieder über die Baumblüte stehen beisammen, als wären sie selber die helle Blütenkrone eines Kirschenbaums.

Vielleicht ist es nicht vonnöten, und jedenfalls ist es für den Eindruck der eigenen Betrachtung des Kritikers kaum vorteilhaft, wenn er den Verlauf seiner Prosa immer wieder mit den Zitaten der glänzenderen Originale unterbricht. Aber der Versuchung,

wenigstens eines der Epigramme hierher zu setzen, kann ich doch nicht widerstehen.

Das Abendrot stand überm Teiche,
Besah sich mit Vergnügen,
Und blieb am Hang der Pfirsichsträuche
Die ganze Nacht durch liegen.

Von gleicher Anschaulichkeit sind die Gedichte des Elysium, nur daß hier — paradox zu sagen — das Körperlose veranschaulicht wird. Wir sehen die diaphanen Schattenbilder der Toten hin und her schweben, auf Wiesen ruhen, ohne die zartesten Gräser zu drücken, sich begegnen, sich trennen, ohne Wunsch, ohne Leid und ohne Freude.

Wollen sie reden, so wird's zum Gesange sich ründen
Sinnlos und schön; und sie lächeln, als ob sie's verstünden.

Die Gedichte schweben vor unserm geistigen Auge vorüber wie Schleier, von Feenhänden gewoben.

Es kommt hier ganz rein jene Grundstimmung der Resignation zum Ausdruck, die auch — wir sagten es bereits — den heiteren Melodien der frühen Gedichte Schröders eine dumpfe Begleitung zugesellt. Doch das Wort Resignation bedarf der Erweiterung: es bedeutet hier nicht eine tatenlose Schwermut, sondern das Gefühl der Einsamkeit, das den erkennenden Edelgesinnten im Getriebe der Alltagswelt immer wieder beschleicht. Als ernsthaft, ja schaurig, erscheint ihm in diesem Treiben nur der unersättliche Eigennutz, der unter tausend Masken seine Ziele verfolgt — in einem ewigen bellum omnium contra omnes. Als albern und verlogen erscheint ihm dagegen, was von diesen Maskenträgern als schön, groß, adlig, kurz als ihr Ideal gepriesen wird. Er sieht die Seele seines Volkes nicht von gemeinsamem Drängen nach hohen Zielen bewegt. Und so zieht er sich scheu zurück und wirft die Blicke seiner Sehnsucht in die Ferne, zu verklärten Bildern der Toten, in schöne und sonnige Länder oder in eine Zukunft, die er sich besser träumt als seine Gegenwart. Für die Umwelt dagegen findet er Worte der Verachtung, der flammenden Entrüstung und der hohen Mahnung, wenn er seiner Heimat und ihrer Bestimmung gedenkt. Auf dem Boden einer solchen Gesinnung ist der edelste Teil der Schröderschen Dichtung allmählich erblüht; denn erst mit dem Bewußtsein der eigenen Reife gedieh ihm die strenge, männliche Form für seine Gedanken. Die freien Rhythmen in dem frühen Buche Unmut klingen wie die Zwiegespräche eines allzufrüh Gereiften mit sich selber. Sie wurden 1899 gedruckt. Zwei Jahre darauf erschien

eine Dichtung, die dem gleichen geistigen Boden entwachsen, sich einer sehr ähnlichen Form bedient — Empedokles. Doch bekundet sich hier ein erstaunlicher Fortschritt zum Klaren und Gerundeten, ja zu einer gewissen Objektivität. Denn ohne diese — ohne die Fähigkeit, sich selber zu objektivieren — kann auch die Lyrik keineswegs bestehen. Der Dichter hat hier bereits jene Sphäre erreicht, wo er im Namen Vieler reden darf. Es ist nicht mehr sein persönliches Leid, von dem er singt, es sind die Betrachtungen des einsamen Dichters und des Weisen, die über den Schicksalen der Einzelnen schweben. So entstanden zeitlose Hymnen, deren locker gefügter Rhythmus und kunstreich verschlungener Satzbau sich anhört, wie eine Übertragung aus einer toten Sprache, die an den östlichen Grenzen der griechischen Welt gesprochen wurde. In einer Reihe von Widmungsgedichten und Vorworten weist Schröder immer wieder von verschiedenen Seiten auf Sinn und Absicht des Gedichtes hin, bis er endlich nach vielen Präludien anhebt. Dann beginnt er mit einer in aller Kürze meisterlichen Bezeichnung des Schauplatzes, auf den er den „Einsamen“ stellt.

Über Felder herleuchtend kommt abendlich
Mondflimmern, und abgewandt
Von Selenens silbernem Kahn,
Schaut nachdenkend einer
Von Hügeln abwärts, wie unten sich
In Tiefen alles birgt, schattig. Nur auf den Wipfeln
Liegt Demantschimmer und die veilchenfarbene
Süßigkeit des wolkenlosen Äthers.

Aus kosmischen Betrachtungen, denen die Menschen wie Sandkörner sind, der Staub auf seiner Hand ein Abgrund voll Grauens, und Gott wie ein Naturgewächs, kehrt der Dichter schließlich gefaßt und verklärt zum engen Kreise seiner Tageswelt zurück und ruft in den Schlußliedern seine Freunde zur Freude auf, zu jenem Rhythmus des Lebens, der ein beschränktes Abbild des ewigen Maßes ist, in dem sich wiederkehrend alles Weltgeschehen bewegt.

Auf einer letzten höchsten Stufe poetischer Gestaltung begegnen uns die Gedankenkreise des Empedokles noch einmal in dem Sonettzyklus „Zwillingsbrüder“, der als Privatdruck zuerst 1908 im Inselverlag erschien.

Mit einer unerhörten Kühnheit ist hier das Problem erfaßt: der Dichter sieht die Welt des bunten Scheins, die zu unsern Sinnen spricht, und die wahre, ewig dunkle Welt des An-sich der Dinge als Zwillingsbrüder an — Sansara und Nirwana. Die Deutung, die zuerst Hofmiller in seinem Essay über Schröder

ausgesprochen hat, wird von dem Dichter ausdrücklich gebilligt. Dafür, daß die Kühnheit eines solchen anschaulichen Nebeneinanderstellens auch in der deutschen Philosophie ihr Analogon findet, genügt der Hinweis auf Schopenhauer. Während aber der Denker schulgerecht aus der Erscheinungswelt auf das Jenseits schließt, vertauscht der Dichter die Rollen und leiht dem dunklen Jenseits Stimme. Dadurch nun, daß er im Namen des Nirwana redet, das der Sinnenwelt und ihres göttlichen Lenkers spottet, wird sein Gedicht manchmal von dem Schimmer eines Doppelsinns überflogen. Denn auch in uns selber wohnt das Nirwana; und seinem rätselhaften Grunde entsteigen die Gefühle und Bestrebungen, deren Früchte wir im Tageslichte der Erfahrungswelt erkennen.

Nie hat Schröder ein höheres Pathos erreicht und nie seinen Gedanken ein prächtigeres Gewand gewoben. Die schmerzliche, ja im eigentlichsten Sinne erschütternde Einsicht in das Trügerische des sichersten Besitzes ist in diesen sibyllischen Gesängen zur Schönheit verklärt. Nie spüren wir ein Ermatten des einmal angestimmten hohen Tones. In dem Zyklus der siebzehn Gedichte wechseln Gedanken des überlegenen Machtgefühls, des Spottes, der Entsagung in einer Sprache von höchster Würde und Kraft, die das Geistige in den Farben der Anschaulichkeit zu sagen weiß.

Wohl. Du bist schön. Mit tausendfachen Künsten
Erfüllt dein Seelenüberschwang die Welt.
Er malt den Tag mit milden Zauberdünsten
Und wirkt des Abends rosenfarbenes Zelt.

Auf jedem Stern erweckt dein hoher Wille
Die holde Flamme, die so zärtlich blinkt;
Und der Entfremdung seelenlose Stille
Besiegt das Auge, das hinüberdringt.

Vollkommen ist's und ruht in seiner Schwere,
Des steten Wechsels ausgeglichnes Spiel.
Und immer strebt die Hoffnung vor ins Leere,
Und wo sich's wandelt, dünket ihr ein Ziel.

Ich aber hüte mich vor solchem Sinn
Und bleibe lieber da, wo ich nicht bin.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit allen Prächten deines Himmelsbaus,
Mit dem Gefolg unzähliger Trabanten
Tritt angebetet vor das All hinaus
Und lache des aus eigner Not Verbannten.
Du trägst das unveräußerliche Zeichen,
Das dich mit mir verknüpft als meinesgleichen.

Die Form dieser Sonette ist — zum Vorteil ihrer Ausdruckskraft — die bewegtere und farbigere mit reicherem Wechsel der Reime, wie sie Shakespeare angewendet hat. Auch die Strophenteilung, drei Vierzeiler und ein Reimpaar am Schlusse, ist die gleiche. Aus ihr fließt eine eigentümliche Schönheit, da in den Anrufungen der ersten Strophen eine lebendige Entwickelung und Steigerung wie in einem Atemzuge vor sich geht, während in der kurzen Antithese am Schluß das Versgebilde gleichsam dumpf zusammensinkt, in einer Form, die den Grundgedanken im Klange malt.

Man darf diese und andere Gedichtfolgen Schröders in einem besonderen Sinne zyklisch nennen. Denn während sonst wohl erzählende Gedichte also heißen, deren einzelne Glieder die Episoden einer Begebenheit bis zum Schlusse schildern, umstehen Schröders Sonette gleichsam an der Peripherie eines Kreises einen zentralen Gedanken, der in ihrer Mitte ruht und sich in ihnen von verschiedenen Seiten spiegelt. Shakespeare und Petrarca hielten es ähnlich. Auch sie liebten es, immer wieder dem einen Bilde des Freundes oder der früh verstorbenen Geliebten zu nahen, um es mit Gedichten wie mit Kränzen zu umwinden. Zu solchem Dienste erweist sich das Sonett als vorzugsweise tauglich; denn das strenge Maß der vierzehn Verszeilen, die Gliederung der Strophen und der verketteten Reime fordern gleichzeitig Abgeschlossenheit des poetischen Bildes und reiche Nuancierung seiner Farben. Wie eine Perle, rund und schimmernd, einladend zum Aneinanderreihen — so sei das Sonett, und so war es immer in den Händen seiner Meister. In jener freieren Form, wie sie dem Geiste der deutschen oder englischen Sprache bequem ist, hat Schröder es wiederholt, auch in den Gedichten aus der Villa Torlonia und an die sixtinische Madonna, verwendet. Daß er aber auch die strenge italienische Regel zu meistern versteht, beweist der herrliche Zyklus der Stunden und der Sonettenband an eine Verstorbene. Die Stunden bezeichnen wieder einen Höhepunkt in Schröders Werk. Die strenge Bindung, die durch das immer gleiche Schlußwort — ich gedenke dein — erhöht wird, vereinigt sich mit einer Lebendigkeit, die nur aus echtem Naturerlebnis hervorgehen kann.

Die zwanzigste Stunde.

Sie kehren heim im Schweiße ihrer Taten
Und laben sich an Kühlung, Brot und Wein.
Die hundertfache Frucht bescheidener Saaten
Kehrt durch bekränzte Pforten ein.

Gott sah sie an und gab, worum sie baten,
Die Hungrigen des Felds in ihrer Pein.
O Ruhm der Welt! Wie sollte mißgeraten
Je eine Absicht treuer Herzen sein.

Der Sonne Vogt will sich mit Sternen zeigen,
Und äugt herab aus silberfarb'nem Rund
Ins atmende ruhselige Gedeihn.

Die Lüsternheit verschränkt und löst den Reigen
Und führt den Liebsten zu der Liebsten Mund
Und löscht die Lichter. — Ich gedenke dein.

Man glaubt den Seufzer zu vernehmen, mit dem der Dichter seine Blicke von dem freundlichen Bilde wendet, das ihm das Glück der anderen malt und das er nur mit dem gedämpften Ausruf seiner Sehnsucht beantworten kann. — Der Sonettenband an eine Verstorbene, der 1904 erschien, wird eine Rolle in unserer Literaturgeschichte spielen. Erstaunlich ist nicht so sehr das Gelingen einer Kunstform in einer Sprache, die ihr so sehr widerstrebt, wie die unsere mit ihren vielen einsilbigen Wortendungen und beschränkten Reimen. Wir kennen seit Schlegel wahrhaftig genug vortreffliche deutsche Sonette — erstaunlich ist die Leichtigkeit des Gelingens, die jeden Gedanken an das „Leimen“, das selbst Goethe in diesem Falle eingestand, zurückweist. Ja — die Leichtigkeit, mit der sich dem immer gleichen Rhythmus Gedanken, Worte, Verse anbequemen, ist so groß, daß sie zur Gefahr wird. Wie ein mächtiger Tumulus erhebt sich der Bau dieser elf Bücher mit ihren dreihundertdreiundsechzig Sonetten über dem Bilde der entfernten Geliebten. Daß da nicht ein jeder Baustein vom selben edelsten kristallenen Schlage sein kann, darf uns nicht Wunder nehmen. Als die schönsten Teile sind mir das liebliche Buch Sub Rosa und das letzte mit seiner männlichen Erhebung aus der Niedergeschlagenheit erschienen. —

Wir sagten es bereits, daß die Cäsur in Schröders bisherigem Lebenswerk durch die Homerübersetzung bezeichnet werde. In der Sphäre der antiken Kunst mußte Schröder sich vollenden. Er kehrte in sie ein, wie in den Tempel seiner urältesten Ahnen, um hier das Edelste seines Wesens zu befestigen und anderes abzutun. Wohl haben wir Spätgeborenen von Geschlecht zu Geschlecht immer einen irgendwie anderen Duft und Schmack der griechisch-römischen Kunst abgewonnen, dessen ungeachtet erkennen wir aber doch gewisse Elemente an ihr als gleichwirkend: Rhythmus, Reinheit und Klarheit aller Linien, Maß und Heiterkeit. Das Grauenvolle ist ihr so fremd wie das Sentimentale. Das Allgemeine dürfen wir sagen, so wenig wir es uns verhehlen, daß es verschieden deutbar sei. In der Berührung mit

der antiken Kunst gewann Schröder die Versöhnung seiner Gaben; die Zwiespältigkeit seiner frühen Gedichte wandelt sich zur Einheit. Aus dem Spötter und dem einsam Leidenden ist der pius vates geworden, der die deutschen Oden und die Elegien über den Landbau, über Tivoli und den Tod der Mutter schrieb. Von dieser Höhe darf es kein Hinab mehr für ihn geben. Schröder bedient sich hier antiker Metren — der alkaeischen Strophe, des Distichons. Nun hat man freilich gemeint, die deutsche Sprache sei der Formen griechischen Gesanges nicht fähig — doch trifft uns dieser Einwand nicht. Denn so selbstverständlich, wie wir den griechischen Hexameter nicht bilden können, ebenso gewiß können wir den deutschen Hexameter formen — vorausgesetzt, daß wir uns der Verschiedenheit bewußt bleiben. In den antiken Sprachen beruht bekanntlich die eigentümliche Schönheit des Verses darauf, daß die Quantität der Silben den Rhythmus bestimmt, während ihm der Wortakzent widerstreiten darf. In diesem Widerstreit beruht sogar ein, namentlich von römischen Dichtern genütztes Element des Lebens. Im Deutschen ist das Verhältnis umgekehrt. Der Wortakzent führt den Rhythmus, dem die Quantität der Silben wohl manchmal notgedrungen widerstreiten muß, aber doch möglichst wenig widerstreiten sollte. Denn die Schönheit unseres Hexameters und anderer antikischer Metren verlangt das Zusammenfallen von Wortakzent und Silbenquantität. Die Schwierigkeiten, die hieraus erwachsen, sind sehr groß — dennoch darf man sagen, daß unsere Sprache die einzige der modernen Kultursprachen ist, die, wenigstens im angedeuteten Sinne, die Anwendung antiker Versformen, namentlich der trochäischen, gestattet. Und hier bezeichnen nun Schröders Gedichte die Höhe des bisher Erreichten. Seine angeborene Begabung durfte sich auf eine hundertjährige Kultur stützen, die auf der Basis unserer größesten Dichter ruht. An seinen deutschen Oden oder Elegien gemessen erscheinen die Verse der Älteren als irgendwie unzulänglich — um von größeren zu schweigen — bei Rückert als geschnitzt und geleimt, bei Platen als pedantisch kalt; selbst Hölderlin, dem Schröder manchmal nahesteht, der edle, zartbeschwingte Hölderlin, schreibt gelegentlich Distichen von einer recht gewaltsamen Skandierung. Ich habe auf gut Glück ein Beispiel aufgeschlagen.

Voll ist die Luft von˘Fröhlichen˘jetzt und˘die Stadt und der Hain ist
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.

(Aus der Herbstfeier.)

Solche Mißgeburt eines Pentameters würde man bei Schröder vergebens suchen. In leichtem Flusse, melodisch bewegt, ruhig

oder mit mächtigem Klange, wie die Stimmung es gebietet, doch niemals matt oder sich polternd überstürzend, strömen seine Verse dahin. Und nun komme nicht der nörgelnde Philister, den es nach Gebrechen hungert, und sage, das sei ein glattes Virtuosenwerk! Tausendmal muß man das Gesagte wiederholen und daran erinnern, daß Inhalt und Form in aller Kunst eines sei. Der vollströmende Vers spiegelt doch nur die geordnete Fülle der Gedanken und das starke, aber künstlerisch gemeisterte Gefühl! Der Anblick antiker Kunst hat auch an Schröder wieder seine alte Zauberkraft bewährt, indem er ihn zum geläuterten Maß und — im Widerspiel — zur Anschaulichkeit führte. Eines schließt das andere ja nicht aus. Im Gegenteil — was wir echt gefühlt und ernstlich bedacht haben, ordnet sich auch am ehesten dem rhythmischen Klange des Ausdrucks. Ein Glanz wie von mittäglichem Sonnenschein liegt über diesen jüngsten Gedichten Schröders. In ihm verklärt sich auch die Totenklage, die er in den Elegien „In Memoriam" und in dem „Jahrestag" über den Freund und die Mutter anstimmt. Wie anders sprechen diese Gesänge zu uns als die älteren Totenopfer in den Sonetten oder im Elysium! Wir wollen darum nicht Wert gegen Wert abwägen, wohl aber anerkennen, daß das Gemüt des Dichters bereichert, seine Zuversicht gestärkt worden sei.

Jeder Künstler will den Beifall, das freundliche Echo seiner Stimme hören; und wenn Schröder anfänglich die breite Öffentlichkeit gemieden hat, so wollte er doch nicht mitfühlende Leser meiden, sondern die Kritik des Unverstandes, die auf die Seele des jungen Künstlers vergiftend wirken mag. Entgegengesetzte Eigenschaften bringen manchmal gleiche Wirkungen hervor, und so mag es ungewiß bleiben, ob Stolz oder Bescheidenheit der Zurückhaltung zugrunde lag. Allmählich spricht sich indessen mit höherem Rechte das Bewußtsein des eignen Wertes und die Gewißheit des künftigen Ruhmes aus. Antike Dichter haben ihn mit naiver Seligkeit vorausgekostet. Wir können es nun zwar nicht voraussagen, mit welchen Werken Schröder der Nachwelt am meisten bedeuten wird. Er wandert ja noch die Höhe des Lebens hinauf! Aber so viel wissen wir schon jetzt, daß er reich genug ist, um noch manches Geschlecht zu beschenken, und daß der Ruhm, der jetzt seine ersten Strahlen auf ihn wirft, seinen Namen einst hell unter den Besten seiner Zeit umleuchten wird.

Dr. E. Benedikt: Neuer Kurs in Italien.

Es wäre natürlich oberflächlich zu behaupten, daß der lybische Krieg den italienischen Volkscharakter „umgedreht" und mit einem Male ein Land politisch erneuert habe, über dessen Fähigkeit zu gesunder Entwicklung jahrzehntelang immer neue Zweifel sich erhoben hatten. Zwar sind während der einjährigen Dauer des Krieges Erscheinungen zu Tage getreten, die manchem diesen Gedanken nahelegten; und die Erneuerung Italiens durch den Krieg war ein beliebtes Thema, nicht nur in der italienischen Presse. Es war nämlich ein Enthusiasmus, eine Ergriffenheit des ganzen Volkes, nicht gar so weit abstehend von der mächtigen Erregung, die 1870 die deutschen Stämme um das nationale Banner scharte. Das mag im kaltblütigen und gemessenen Deutschland wunderlich und selbst ein bischen absurd erscheinen angesichts der verhältnismäßigen Unbedeutendheit des Krieges. Allein in diesem Betracht war der Krieg gleichgültig, das Aufflammen der nationalen Empfindung alles. Wenn die Lyra da ist und die Saiten rein gestimmt sind, ist es egal, ob die Faust des Herkules oder Kinderhand das Plektron führe. Das dröhnende Unisono von Stimmung und Gesinnung eines Volkes von fünfunddreißig Millionen Seelen war hinreißend, auch für die Fremden, die das Glück und die Not hatten, es hierzulande zu erleben; ein neues Italien schien in der Tat über Nacht erstanden zu sein.

Allein nicht eine mystische Erneuerung hat der Krieg dem Lande gebracht. Er hat bloß an den Tag gebracht, was außerhalb Italiens niemand wußte, niemand ahnte, was in Italien selber die Besten des Volkes nicht recht zu glauben wagten: daß die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erreichte formale Einheit nach fünfzigjährigem Zusammenleben und arbeiten auch eine wahre Einheit der Herzen und Geister geworden sei, daß die Apenninenhalbinsel nicht nur von einem in mancher Beziehung hochbegabten Volk, sondern von einer stark und einheitlich empfindenden Nation nunmehr bewohnt sei. Der Krieg war nur das mit unendlichem Jubel begrüßte Erkennungszeichen des nationalen Geistes, der sich hier zum erstenmal in der Geschichte des neuen Italiens äußern konnte. Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß Nietzsche, beiläufig der einzige, der neben Stendhal als Kündiger der italienischen Volksseele in Betracht kommt, der den Süden verstand, weil er ihn liebte, sich über das moderne Italien dahin geäußert hat, man müsse mit dem Urteil zuwarten, da sich erst zu zeigen habe, ob das Volk einen nationalen Willen

zu bilden fähig sei. Nun, eben dies hat der Krieg ans Licht gestellt, er zeigte, daß dieser nationale Wille da ist, daß er stark, zäh und ehrgeizig ist, daß das Volk auch schwere Opfer an Gut und Blut mit Leichtigkeit tragen kann, daß Volk, Heer, Regierung in einer Situation, die ein nervöses und schwächliches Volk zur Verzweiflung oder zu Dummheiten getrieben hätte — und eine Dummheit wäre beispielsweise auch eine „großartige" und „blutige" Offensive in die Wüste hinein gewesen! — mit ruhiger Kraft durchhalten und das Zweckmäßige veranlassen können.

In einem bestimmten Sinne könnte man freilich auch von einer Erneuerung reden. Denn wenn ein Volk in der Weise plötzlich, wie hier den Italienern geschehen, zum Bewußtsein seiner Stärke, zur Erkenntnis seiner Kraft und Einheit kommt, so ist es nach dieser Erkenntnis doch auch ein anderes Volk, empfindet und handelt anders. Es war diese Stärke und Einheit des Nationalgeistes aber wirklich eine Offenbarung, denn, nochmals gesagt, in Italien selber hatte niemand, die scharfsichtigsten Kenner nicht ausgenommen, eine rechte Vorstellung des wahren Sachverhaltes.

Um das italienische Volk, die italienische Geschichte, auch die der neuern und neuesten Zeit, tiefer zu verstehen, muß man eine Tatsache immer wieder von neuem sich vor das geistige Auge stellen und nach ihren Folgen überdenken: daß das Land, kleine Partien in Raum und Zeit abgerechnet, seit Jahrhunderten unter Fremdherrschaft stand. Es ist eine furchtbare Sache um eine lang lastende Fremdherrschaft, auch wenn sie, wie hin und wieder die österreichische in Oberitalien, in ihrer Weise „wohlwollend" ist! Sie ertötet den öffentlichen Geist und läßt keinen Gemeinsinn aufkommen! Sie läßt innerlich, bei den Individuen, die Tendenzen und Aspirationen, und äußerlich die Organisationen nicht aufkommen, welche machen, daß die Dörfler eines Ortes sich zusammentun, um eine Käserei oder eine Schule zu gründen, daß ein Kreis sich zusammentut, um eine Straße zu bauen, daß eine Provinz zu einem provinzialen Leben gelangt und Kanäle baut, Sümpfe austrocknet, die hundert kleinen und großen Institutionen schafft, die Voraussetzung sind, daß Reichtum und Bildung ihren Einzug halten können. Sie verhindert, daß das Volk selber als Ganzes sich behaupten und durchsetzen kann und auch innerlich Stolz und Selbstbewußtsein erlangt. Nicht eineinmal die Bändigung der Natur, die „Urbarisierung" des Landes kann in der richtigen Weise erfolgen. „Italien ist ein von Natur reiches Land!" Das ist ein Irrtum, der allmählich aus den gründlichen Büchern über Italien verschwindet. Es ist reich und ge-

segnet dort, wo Menschenhand den Boden bereitet und Scholle für Scholle umgewendet hat. Gerade wie im Norden Europas auch, der zur Zeit Cäsars und Hermanns des Cheruskers „von Natur“ ein Urwald und Sumpf war. Aber im ganzen Bereich des alten Kirchenstaates und des alten Bourbonenkönigreiches, also im sog. mezzogiorno — ungefähr die Hälfte des Landes nach Fläche und Bevölkerung! — ist diese Arbeit noch heute nicht gemacht, wie sie gemacht werden sollte und gemacht werden kann. Daher diese Distrikte noch armselig sind. Ein normales Leben, ein normaler Wachstumsprozeß war nur da in den kleinen Freistaaten Oberitaliens, solange sie Bestand hatten, und was dort die Folge war, davon weiß die Weltgeschichte zu erzählen in ihren schönsten Kapiteln.

Jeder, der Italien nicht bloß als platter Vergnügungsreisender besuchte, kehrt über die Alpen zurück mit dem Urteil: es fehlt den Italienern an Gemeinsinn und an öffentlichem Geist. Das ist richtig, namentlich für den mezzogiorno. Aber es liegt durchaus nicht an der „Rasse“, sondern ist eine negative „erworbene Eigenschaft“; die Position an Stelle der Negation wird sich einstellen, sobald der richtige Nährboden wieder da ist, weil die Position aus der menschlichen Natur selber fließt und sich überall einstellt, wo die Voraussetzungen da sind. Die „Rasse“, nämlich die Begabung, ist überhaupt das Beste, was sie haben. Was fehlt denn beispielsweise dem italienischen Arbeiter, also dem Mann aus dem Volk, wie ihn fünf Erdteile kennen, wie er in fünf Erdteilen die schwierigsten Werke geschaffen hat? Fast alles, was der Mensch sich durch Lernen erwerben kann und freilich auch gelernt haben müßte: Kultur in jedem Sinn. Aber er hat die Naturbegabung, den eisernen, ungebrochenen Willen, der Felsen spaltet, die Selbstbeherrschung, die das Erworbene zusammenhält zu dem schönen Zweck, in der geliebten Heimat eine Heimstätte zu erwerben, statt es in den Kneipen zu verjubeln, die durch keinen Alkoholismus verwüstete Gesundheit und sehr oft eine beneidenswerte, schnell fassende, sich schnell jeder Aufgabe bemeisternde Intelligenz. „Er ist nicht sympathisch!“ Selbstverständlich! Aber man müßte wenigstens mit ihm reden können; dann würden sich die Sympathien schon einstellen.

Immer wieder und auf allen Wegen wird man beim Überdenken der italienischen Dinge auf die Einsicht geführt, daß dem Land und dem Volk bis jetzt wesentlich nur das gefehlt hat, was aus dem Zusammenarbeiten der Menschen, dem Gemeingeist in jedem Sinn, allein erwachsen kann. Wenn nun ein solches Volk sich findet, wenn es aus dem halb anarchischen Neben- und Durch-

einanderleben herauskommt, zu einer Nation „kristallisiert", wenn der Nationalgeist mächtig aufflammt, so ist das ein großes, ein geschichtliches Ereignis. Man würde sehr unrecht haben, diesen italienischen Nationalismus irgendwie mit „Hurrapatriotismus" zu verwechseln, um ein vulgäres, aber unmißverständliches Wort zu brauchen. Oder auch mit einer Erscheinung, wie der Nationalismus in Frankreich, der nur ein künstlich ausgeklügelter Versuch eines in sich ratlos gewordenen Volkes ist, das Nationalismus längst hat und dem er nichts Neues bringt und nichts helfen kann. In Italien dagegen ist das etwas Neues, weder zur Römerzeit, noch im Mittelalter, noch zur Zeit des napoleonischen Einigen Königreiches je Dagewesenes, ein neuer Zustand, status, des Ganzen, der sich in den letzten fünfzig Jahren in der Stille gebildet hat und nun eben da ist. Wie Italien auf diesem neuen Boden, der für andere, glücklichere Völker längst gewohnter, normaler Boden ist, sich entwickeln wird, ist gar nicht abzusehen. „Amerikanisches Tempo" ist schon für die vergangenen fünfzig Jahre in einigen, besondern Beziehungen feststellbar für den, der aus einem intimern Studium der Geschichte weiß, wie tief unten man anfangen mußte. Jedenfalls dürfte man nicht von der dürftigen Vergangenheit Analogieschlüsse auf die Zukunft machen wollen!

* * *

Allein nicht von Italienisch Neu Land soll in diesem Aufsatz die Rede sein. Das Große, Bedeutende, was da im Wachsen ist, auf ein paar Seiten ins Licht stellen wollen, wäre ja eo ipso ..... wieder oberflächlich. Und Oberflächlichkeit ist doch für einen deutschen Schriftsteller, nicht wahr? ein so schlimmer Vorwurf, wie silberne Löffel gestohlen zu haben. Nur vom Neuen Kurs in der italienischen Politik, und zwar nur der auswärtigen Politik, soll hier gehandelt werden. Doch waren obige Bemerkungen notwendig, weil die neue Situation auch die auswärtige Politik bestimmt. Und sogar in erster Linie.

„Unsicherer Kantonist!" das war bis jetzt der Vorwurf, der in Deutschland immer wieder gegen Italien erhoben wurde. Der Vorwurf war auch berechtigt. Zwar hat die italienische Regierung immer alle aus den Verträgen fließenden Pflichten erfüllt; das Gegenteil ist auch gar nicht, oder jedenfalls nicht mit Recht, behauptet worden. Die italienische Zurückhaltung in Algeciras hat später, aus Anlaß der Panther-Expedition, Graf Aehrenthal nachgemacht, ohne daß gegen Österreich der Vorwurf der Untreue erhoben worden wäre. Das Wort: „Nibelungentreue" steht zuverlässig nicht in den Verträgen und impliziert überhaupt eine sehr

diskutable Auffassung von den Aufgaben der hohen Politik. Oranien war ein größerer Staatsmann — auch ein nützlicherer — als Graf Egmont. Politik ist Geschäft, hat irgendwo Fürst Bismarck gesagt. Und weise, tiefgründige Politik ist die, welche die Verträge so schließt, daß die wahren, das Handeln bestimmenden Interessen der respektiven Völker dabei ihre Rechnung finden. Von dieser Art sind die Dreibundverträge, daher sie auch seit bald einem halben Jahrhundert Stich halten. Wären sie auf Nibelungentreue abgestellt, so wären sie längst an irgendeinem andern Impuls zerschellt. Vom Standpunkt der Nibelungentreue Politik zu machen, wäre den realistisch denkenden Italienern so unmöglich, wie etwa, Politik zu machen vom Standpunkt der Studentenmensur, in der Weise des Herrn Poincaré bei Anlaß der „Manouba"-Geschichte, von der noch heute die Rede sein soll.

Allein darum handelt es sich nicht. Der Vorwurf, daß Italien ein unsicherer Kantonist sei, enthielt nicht die Anklage, daß es die Verträge nicht gehalten habe, sondern den Zweifel, ob es sie halten würde, wenn sie wirklich einmal einer ernsten Belastungsprobe unterstellt würden, und ferner, ob die Regierung sie halten könnte, ob sie die Nation hinter sich hätte. Beides erschien eben „unsicher", und mußte so erscheinen. Denn was den ersten Punkt anbelangt, so war die italienische Außenpolitik offenbar in den letzten Jahrzehnten in sich selber unsicher, tastend und versuchend. Sie „suchte ihren Weg". Man braucht nur die Reden und Stellungnahmen Crispis, Rudinis, Tittonis, di San Giulianos an seinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, um sich davon zu überzeugen. Die Sache ist übrigens auch italienischerseits zugegeben; hat doch dieses ewige Tasten und Suchen oft genug die Spottlust der italienischen Politiker und Publizisten geweckt. Was aber den zweiten Punkt anbelangt, so erschien bis auf den lybischen Krieg hier alles unsicher, und durchaus auch für die italienischen Politiker.

Auf diese beiden Bedenken hat nun aber der Krieg und was auf ihn folgte, eine verblüffend deutliche Antwort erteilt. Vor allem ist das zweite Bedenken verschwunden. Es hat sich gezeigt, daß der nationale Willen energisch, zäh und ausdauernd ist und der Regierung auch auf Bahnen folgt, die vom Volksempfinden weit abliegen. Sprechend waren da namentlich auch die Erfahrungen der letzten Wochen. Das Zusammengehen mit Österreich, gar gegen das kleine und mit Italien durch besondere Bande verknüpfte Montenegro, widerstrebte durchaus der Volksempfindung. Das ist so evident, daß Worte hier überflüssig sind. Aber die Regierung hatte nicht die mindeste Schwierigkeit von dieser Seite,

selbst als in Brindisi ein kleines Heer für eine eventuelle Aktion in Albanien versammelt wurde. Auf die von den Blättern signalisierten Studentendemonstration ist hier — wie überhaupt — nie etwas zu geben. Solche Demonstrationen finden jahraus jahrein statt, bei allen möglichen Anlässen; auch handelt es sich nicht um das, was in Deutschland Student genannt wird, sondern um Gymnasiasten zumeist und noch jüngere Leute, die in Italien nun einmal seitens der Eltern wie der Behörden eine Freiheit genießen, gegen welche die berühmte deutsche „akademische Freiheit“ schon mehr russischen Charakter trägt. Auch jetzt, wo Italien sehr energisch gegen Griechenland Stellung nimmt, erhebt sich weder im Volk, noch im Parlament Opposition, obschon der Philhellenismus hierzulande herkömmlich ist und es noch keinen griechischen Krieg oder Aufstand gegeben hat, an dem nicht auch italienische Freischärler beteiligt waren. Was aber den ersten Punkt anbelangt, so muß hier eine allgemeine Bemerkung Platz finden.

Die auswärtige Politik eines Landes kann nicht in abstracto oder „an sich“ bestimmt werden, sondern nur durch eine Tathandlung, um einen nachdrücklichen Ausdruck aus dem Wörterbuch Luthers zu verwenden. Ihre Probleme sind „an sich“ der verschiedensten Lösung fähig und bloße Erwägungen führen da immer vom Hundertsten ins Tausendste. Z. B. die deutsche Politik vor Bismarck konnte auf verschiedene Weise orientiert werden, russophil, austrophil, francophil. Durch Bismarcks Tathandlungen wurde sie auf eine bestimmte Entwicklungslinie dauernd festgelegt, und seither handelt es sich für die deutschen Staatsmänner nicht mehr um Theorie, sondern darum, in welchem Grade sie die Fähigkeit haben, den notwendigen Weg zu gehen. Nicht anders in Italien. Durch Giolittis Tathandlung, den lybischen Krieg und das damit gewonnene mittelländische Kolonialreich, ist auch die italienische Politik auf eine bestimmte Entwicklungslinie dauernd festgelegt. Das Verhältnis zu Österreich, das Verhältnis zu Frankreich, das Verhältnis zu England ist festgelegt, während diese Beziehungen bis jetzt in freier Bindung oder im labilen Gleichgewicht sich befanden. Ja, der Willen der Nation ist selber festgelegt auf ein Ziel, dessen Name lautet: Afrikareich! Das letztere würde sogar der Fall sein, wenn die heute leitenden Männer hier weitergehende Pläne gar nicht haben sollten. Das hat man in Frankreich und England fein und scharf empfunden.

Es wäre hier viel, sehr viel zu sagen, was aber über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen würde, der nur den „neuen Kurs“ im Hinblick auf die jetzt hängigen Probleme der internationalen Politik behandeln will. Italien hat einen kräftigen

nationalen Willen gezeigt, das Volk ist politisch sehr interessiert, folgt den Schritten der Regierung mit Spannung, die Regierung ist stark und hat freie Hände. Welche Politik wird sie machen?

Giolitti, der sonst, wie alle wirklichen Politiker, die Welt der allgemeinen Ideen nicht hoch bewertet, hat einmal eine solche Idee ausgesprochen, die sogar profund ist. Sie lautet: „Ein Staatsmann darf kein Vorläufer sein!“ Vielleicht war der Ausspruch mental gegen Crispi gerichtet oder von ihm abstrahiert. Wie dem sei: zuverlässig kann man annehmen, daß Giolitti, im Besitz einer viel größeren Macht als Crispi je hatte, nicht auswärtige Politik im Sinne Crispis machen wird, über den man jetzt, im Lichte der Erfahrungen der letzten zwei Jahre, auch umlernen muß. In dem Sinne, daß er zwar als Patriot und politischer Denker bedeutend dasteht, daß aber, wenn er je Giolittis Macht gehabt hätte, die Italiener jetzt unfehlbar die Weisheit jenes komischen chinesischen Sprichwortes auskosten müßten, das da lautet: „Ein großer Mann ist ein öffentliches Unglück!“ Es ist, um von anderem zu geschweigen, z. B. evident, daß jenes finanziell und politisch noch schwache Italien vor zwanzig Jahren einen einjährigen Krieg wie den lybischen, der beiläufig etwa eine Milliarde schon gekostet hat, einfach nicht ausgehalten hätte. Nicht ein Vorläufer soll der für das Land verantwortliche Staatsmann sein; das ist die Aufgabe der Denker, Dichter und Propheten eines Volkes; sondern er soll in Taten produktiv sein und die Werte der ihm anvertrauten Gegenwart realisieren, aber die Wege der Zukunft offen halten. Goethe stellt einmal die nachdenkliche Maxime auf: „Suche deine Pflicht zu tun, und du weißt schnell, was an dir ist. Was ist aber Pflicht? Die Forderung des Tages!“ Der Satz ist wie abstrahiert von dem außerordentlichen Manne, der seit über einem Jahrzehnt eine übermächtige politische Situation hat, zum Heil seines Landes. Man darf überzeugt sein, daß Giolitti diese Denkweise und Gesinnung auch in der auswärtigen Politik, in die er spät und mit Widerstreben hineinkam, betätigen wird.

Was ist aber für die italienische Politik „die Forderung des Tages?“

Vor allem dafür sorgen zu helfen, daß der europäische Friede erhalten bleibe. Italien ist durchaus friedlich gesinnt. Für jetzt! Denn einmal darf die so höchst glückliche Entwicklung, die seit zwei Jahrzehnten sich zeigt und die ein rapides Crescendo verspricht, nicht gestört werden. Das Land befindet sich in einem intensiven Wachstumsprozeß. Es ist auch noch so ungeheuer viel zu tun auf allen Gebieten! Z. B. die Industrialisierung des Südens etc. etc. Sodann hat Italien bis jetzt für Heer und Marine nicht

von ferne die Kraft des Landes in dem Maße ausgenutzt, wie Deutschland, Frankreich und selbst Österreich. Es ist eine starke Reserve von Kraft unausgenützt. Aber ein intelligent geleitetes Volk tritt nicht ohne Not auf den Schauplatz der großen Entscheidungen, bevor es seine ganze Kraft bereitgestellt hat. Endlich ist keiner der möglichen Gegner in aufsteigender, vielmehr alle wohl eher in absteigender Linie der Entwicklung. Italien kann somit durch Frieden nur gewinnen. Den Frieden aber kann nur der Dreibund verbürgen, was selbst für die Dümmsten der Oppositionellen nunmehr klar geworden ist. Italien wird also fest am Dreibund halten und die Regierung wird dabei keine nennenswerte Opposition mehr zu bekämpfen haben.

Damit ist das Verhältnis zu Österreich sowohl wie zu Frankreich und England festgelegt. Was den Balkan anbelangt, so kann man für absolut sicher annehmen, daß Italien keine Eroberungsabsichten auf dem Balkan hat. Und zwar, weil das allein in Betracht kommende Albanien für Italien das Gegenteil eines wünschenswerten Besitzes wäre, auch abgesehen von der Armut und Wüstheit des Landes. Jedes Sichfestsetzen auf dem Balkan wäre ein Sichfestlegen auf die Feindschaft der Balkanstaaten, Rußlands, Österreichs, auf eine ganz unberechenbare Entwicklung, wobei nur eines völlig sicher wäre: daß man politisch und in jeder Weise in eine Sackgasse hineingeriete. Nicht einmal Vallona wäre ein wirklich erwünschter Besitz, obschon es leicht zu einem mächtigen Kriegshafen ausgebaut werden könnte. Denn auch ein solcher Hafen müßte eventuell geschützt werden durch Übersetzen von Heeresmacht gegen eine Koalition von Feinden, die beliebig groß angenommen werden kann. Wenn also der österreichische Historiker Friedjung unlängst die Befürchtung äußerte, Italien könnte mit der Eroberung des lybischen Hinterlandes fertig werden, bevor es gelinge, den albanesischen Staat zu gründen, und daß es dann die hunderttausend in Lybien noch beschäftigten Soldaten nach Albanien schicken könnte, so ist das nur komisch. Italien will nur, aber sehr entschieden, daß auf der anderen Seite des Adriatischen Meeres weder Serben noch Griechen, noch durch sie die Triple-Entente instand gesetzt werden, den freien Seeweg von Venedig nach Taranto zu gefährden. Es will also ein wirklich lebensfähiges Albanien und geht damit wahrscheinlich einig mit der wahren österreichischen Politik. Sicher ist die Einigkeit hinsichtlich der Freihaltung des Seeweges, da hier die Interessen beider Mächte gleich sind.

Was die Türkei anbelangt, so war der Zusammenbruch der Türkei in Europa zwar eine Folge, aber nicht die Absicht der

italienischen Politik. Für Italien wäre das Fortbestehen der alten Türkei vorteilhafter gewesen, als der jetzige neue Zustand, aus mehreren Gründen, wozu auch der gehört, daß der Verzweiflungskampf der italienischen Diaspora längs der Ostküste der Adria jetzt, nach dem Sieg des Slawismus, noch mißlicher wird. Jetzt will Italien in der Türkei erhalten, was noch zu erhalten ist. Aber über die Lebensfähigkeit der asiatischen Türkei bestehen Bedenken, die nur zu berechtigt sind; mein Aufsatz über „Das türkische Problem“ müßte in dieser Hinsicht eine wesentliche Vervollständigung finden. Diese Bedenken haben auch unlängst in der Staatsrede des Außenministers di San Giuliano Ausdruck gefunden, welche Rede in Deutschland mit so viel Beifall aufgenommen wurde. Sollte aber die Erhaltung der Türkei sich als unmöglich erweisen, so würde Italien nie mehr die naive Politik der „Reinen Hände“ machen, die seinerzeit Frankreich erlaubte, Tunis an sich zu reißen, Österreich-Ungarn ermöglichte, die Hand auf Bosnien zu legen, ohne Kompensation für Italien. Über dieses Stadium hinaus ist die italienische Politik hier schwerlich zu positiven Entschlüssen gelangt; die ganze Frage ist auch noch zu wenig abgeklärt, auch und namentlich für die öffentliche Meinung. Was die griechischen Inseln anbelangt, so hat man sie vorläufig noch fest in der Hand. Sie sind ein recht nützlicher Besitz in der gegenwärtigen Lage der diplomatischen Unterhandlungen und „brauchbar“ nach mehreren Seiten. Zurückgeben wird man sie keinesfalls an Griechenland direkt, sondern, dem Friedensvertrag entsprechend, an die Türkei; die Beschlüsse der europäischen Konferenz vorbehalten, die aber nur im Einverständnis mit Italien gefaßt werden können.

Eine gründliche Modifikation hat im Verlauf des lybischen Krieges das Verhältnis zu Frankreich erlitten. Man macht sich in Deutschland schwerlich einen ausreichenden Begriff von der Größe des Umschwungs der Stimmung. Es handelt sich dabei nicht um „Verstimmungen“ der lateinischen Schwester gegenüber, etwa wegen des schroffen Vorgehens Poincarés im Zwischenfall „Manouba“, sondern in den politischen Kreisen um die klare Einsicht, bei dem schnell fassenden Volk um die entschiedene Empfindung, daß man mit der Eroberung Lybiens in einen Gegensatz zu Frankreich geraten sei, der mit der Zeit nur wachsen könne, und daß man auch in Paris die Lage so auffasse. Frankreich hat im Verlauf des lybischen Krieges offiziell, namentlich aber unter der Hand, durch Unterstützung der Turko-Araber von Tunis aus, das mögliche getan, um der „Schwester“ Steine in den Weg zu legen; besonders empfunden wurden auch die zähen und

hämischen Versuche des Herrn Poincaré, das lybische Annexionsdekret unter die Kontrolle einer von ihm zu präsidierenden europäischen Konferenz zu bringen. Seither ist Frankreichs Haltung immer unfreundlicher geworden, und gegenwärtig ist es, diplomatisch und namentlich auch in Griechenland, geradezu der Anführer der gegen Italien gerichteten Aktionen und Treibereien. Auch hierin liegt nichts, was aus Willkür, aus bloßen Verstimmungen zu erklären wäre. In Wahrheit hätte Frankreich nicht leicht etwas Fataleres passieren können, als die Festsetzung der Italiener in Lybien. Frankreichs Trost in einer unerfreulichen Lage ist das „Große, afrikanische Kolonialreich", das sich auf der Karte gar zu hübsch macht und wirklich von napoleonischem Zuschnitt erscheint. Aber wie wird es mit dieser Herrlichkeit stehen, wenn einmal in Tripolis eine große Kolonie italienischer Ansiedler sein wird?

Italien kann dank der immensen Arbeitskraft seiner untern Volksschichten und der starken Bevölkerungsvermehrung eben wirklich kolonisieren; es sind vier oder fünf Millionen italienische Arbeiter über die Erde zerstreut, die in riesigen Scharen zuströmen würden, wenn sich in Afrika Gelegenheit zur Kolonisation böte, etwa in der Weise, wie in Tunis der Fall war. Das ist eine Kräfte-Situation, die sich auf die Dauer durchsetzen muß. Unlängst hat der bekannte französische Senator Berenger (Berenger-La-Vertu) im „Matin" einen Angstruf erklingen lassen wegen Tunis. Er meint, mindestens hunderttausend französische Kolonisten wären nötig, um die Italienisierung der Regentschaft zu verhindern. Aber wo nehmen, wenn es im eigenen Lande nicht mehr reicht? Früher oder später muß in Erfüllung gehen, was in Crispis Ausspruch liegt: „Tunis ist eine italienische Kolonie, die von französischen Soldaten bewacht wird."

Frankreich kann bei abnehmender Volkskraft und steigenden Lebensansprüchen immer weniger selbst das eigene Land intensiv bewirtschaften. „L'agriculture manque de bras!" war schon zu Balzacs Zeit ein geflügeltes Wort in Frankreich. Das französische „Große Afrikareich" ist im Grunde ein Gloire-Schwindel; es beruht ökonomisch auf der Arbeitskraft der italienischen gemieteten Arbeiter und militärisch auf der Fremdenlegion und den schwarzen Soldaten, die Frankreich nicht gewinnen kann, während die Italiener in Abessynien eine unheim-
winnen kann, während die Italiener in Abessynien eine unheim-
liche — auch für England, wegen Ägypten, sehr nachdenkliche — Fähigkeit bewiesen haben, aus den mohammedanischen Afrikanern feurige, todesmutige italienische Kolonialsoldaten zu machen! Deutsche Blätter haben gespottet über die warmen Kundgebungen

für die schwarzen Askari in Rom und andern italienischen Städten. Aber man hat nicht immer recht, wenn man spottet. In Wahrheit liegt hier eine sehr beachtenswerte „neue Tatsache“ vor, die große Folgen haben kann: es ist der edlen Humanität der italienischen Offiziere in Abessynien ein Werk gelungen, das unmöglich schien, das die Franzosen in Algier nie zustande brachten, die Engländer in ihrem Hochmut nicht einmal versucht haben. Wenn es wirklich gelingt, in größerm Maßstab Lybien zu kolonisieren, so wird ipso facto das „Große französische Kolonialreich“ rein in der Luft stehen!

Aber wird dies gelingen! Das weiß man auch heute noch nicht. Der sizilianische Abgeordnete De Felice, trotz seines wütenden Sozialismus ein enthusiastischer Lybienschwärmer, der den ganzen Krieg als Berichterstatter eines römischen Blattes mitgemacht hat, prophezeite in diesem Blatt, es würden binnen zehn Jahren zehn Millionen italienische Kolonisten in Lybien sein. Aber Herr De Felice gilt in wissenden Kreisen für „nicht ganz gescheit“. Schweinfurth sprach zu Anfang des Krieges in einer Zuschrift an einen italienischen Gelehrten von hunderttausend Mann, was aber auf alle Fälle viel zu niedrig ist; allein in der Cyrenaica wird sicher eine Million mit der Zeit Platz finden können. Aber es würden eben nicht „zehn Millionen“ nötig sein, um 1) zu bewirken, daß die Kolonie sich militärisch selber erhalten und auf die stets zur Rebellion geneigten französischen Araber eine nicht abzusehende Anziehungskraft ausüben könnte (man denkt an Militärkolonien in der Weise der alten Römer); 2) daß ein politischer Status geschaffen wäre, der eben zur weitern Ausdehnung gegen Tunis hin, das fast nur von ebenfalls zur Auflehnung geneigten Italienern bewohnt ist, einfach treiben würde! Dann ist auch Biserta da, der furchtbare, Sizilien stets bedrohende Kriegshafen, den Frankreich ausbaute, in Fortsetzung des Systems des Wortbruches und der Treulosigkeit, mit der man den Italienern Tunis wegschnappte. Die Logik solcher Tatsachen ist auf die Dauer stärker als alle diplomatischen und militärischen Cagliostrostreiche, mögen sie noch so „schlau“ eingefädelt worden sein.

So ist Italien durch den Krieg aus dem unsichern Kantonieren auf eine bestimmte, auf seine Bahn getrieben worden. Diejenigen hatten ganz recht, welche voraussagten, daß der lybische Krieg zu einer Erstarkung des Dreibundes führen werde.

Dr. Alfred Gildemeister:
Die Hansestädte und die deutsche Nation.

Das Hanse-Heft der „Tat“ liegt vor mir. — „Die Lebensgemeinschaft der Hansastädte“ steht vorne an und dann kommt das Problem der hamburgischen Regierung, die Funktionen des Hamburger Hafens, dann das nichtegoistische — das wissenschaftliche — das kulturschöpferische — das kulturproblematische Hamburg, immer und immer wieder Hamburg — und Bremen?

Darüber liegt ein Artikel von Emil Högg über „Die Kunst in Bremen“ vor und eine kleine Glosse, die in ihrer Überschrift verspricht, das geistige Leben in Bremen zu schildern. Lübeck, die alte Vorstadt der Hanse, hat eine Betrachtung voll Liebe und Rechtfertigung der vielguten Stadt gefunden — wer es herabsetzt, kennt seine Schwierigkeiten nicht, das ist hier das Motiv.

So entfaltet sich Hamburg breit und selbstbewußt und vertrauend in seine Zukunft vor uns und lobt seine armen Verwandten, weil an ihnen so viel zu loben ist — „Stätten der Kultur“, „historischer Erinnerungen“ — na ja.

Der Grundton dieser hansischen Betrachtungen wird durch die einleitende Studie Lichtwarks gegeben, dort finden wir auch eine wenn auch enggespannte allgemeine Würdigung dessen, was diese drei Städte sich und der deutschen Kultur und Kunst sind, was sie für die Ausprägung eines freiheitlich norddeutschen Geistes im neuen Deutschland bedeuten können.

Hanseatisches Selbstbewußtsein und Gemeingefühl — Hauptstädte oder die Hauptstadt, wie Lichtwark in unbewußter, aber selbstverständlicher Konzentration auf Hamburg sagt —, um einer Zentralisation unseres geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Berlin entgegenzuarbeiten.

Gefühlsmäßig liegt uns allen, und zwar nicht nur den Hamburgern, Bremern oder Lübeckern, diese Tendenz sehr nahe, die der Hannoveraner und Holsteiner in ganz ähnlicher Weise, der Westfale und Rheinländer wie der Süddeutsche in anderer Weise empfindet.

Derartige Bestrebungen aber enthalten eine nicht zu unterschätzende Gefahr; solcher hanseatischer, oder wenn man in jetzt üblicher Weise den Kreis etwas weiter ziehen will, niedersächsischer Sonderkult ist als Pflege berechtigter Besonderheiten gut und nützlich, nur aber insoweit, als das Gefühl, nur einen Einschlag des nationalen Lebens darzustellen, nicht verloren geht. Führen solche Bestrebungen zur Absonderung, so sind sie auch

kulturschädlich, denn auch auf diesem Gebiet erweist sich das Grundgesetz des sozialen Lebens, daß Absonderung — nicht Auslese und nicht Distanz, sondern Loslösung zur Führung einer Sonderexistenz — zerstört.

Wollen oder wollten die Hansestädte eine Lebensgemeinschaft im Sinne einer organischen Verbindung aber über das kulturelle, künstlerische und traditionelle Gebiet hinaus eingehen, so würde damit naturgemäß das politische Gebiet beschritten werden, und da die Hansestädte auch An-See-Städte — wie es auf alten Stichen heißt —, Hafenstädte sind, deren Existenz und Gedeihen auf dem Handel ruht und ruhen soll, so würden hier zunächst wirtschaftspolitische Erwägungen anzustellen sein.

Die Hansestädte sind wirtschaftspolitisch nicht souverän, sie sind die Aus- und Einfuhrplätze eines ihnen fremden Wirtschaftsorganismus, nicht eigentlich des Deutschen Reiches, sondern Preußens, da die Beziehungen zu diesem Bundesstaat schon nach der geographischen Lage maßgebend sind, einmal, weil die Hansestädte in sein Gebiet eingelagert sind, dann aber, weil Ablader und Empfänger der Güter des hansischen Handels im überwiegendsten Maße Preußen ist.

Preußen aber ist nicht nur eine Großmacht von der Volkszahl Frankreichs, es ist für sich nicht nur ein Wirtschaftsstaat ersten Ranges, sondern es gibt auch dem deutschen Wirtschaftsleben überhaupt die bestimmende Prägung. Sachsen ist hochindustriell, aber wirtschaftlich, schon allein eisenbahntechnisch, eingesponnen in den preußischen Organismus. Süddeutschlands wirtschaftliche Hauptstadt Frankfurt ist preußisch und dieses selbst ist schon durch den Rhein an das wirtschaftspolitische Zentrum Preußens: Rheinland und Westfalen, gefesselt.

Kohle und Eisen sind die gewaltigen Gesellen, die das Wappen des wirtschaftlichen Preußens halten, und mitten durch das Gebiet, das sie auswirft, fließt die größte Schiffahrtsstraße des Kontinents, der Rhein, seine Binnenhäfen Duisburg-Ruhrort, Mannheim beginnen sich zu Schiffahrtsplätzen des allergrößten Stils auszuwachsen, seine Seehäfen aber liegen in den getrennten Staaten der einst vereinigten Niederlande, die das treusorgende England auf dem Wiener Kongreß als Barre vor Deutschland legte, wie heute das Sultanat Koweit am Persischen Golf vor die Bagdadbahn.

Rotterdam in deutschen Händen wäre der größte Hafen der Welt, sagte bei seinem Vortrag des letzten Winters in Bremen mit Recht Schultze-Gaevernitz, wenn er auf Vorhalt auch gleich erklären mußte, daß ihm ein Attentat auf Holland persönlich fern-

liege und ihm aus bremischem Munde versichert wurde, daß für Bremen eine solche Perspektive höchst bedauerlich wäre.

Die Hansestädte, wenigstens Hamburg und Bremen, als die Seehäfen Deutschlands, sind in der eigentümlichen Lage, gar nicht die natürlichen Aus- und Einfuhrplätze des Schiffsverkehrs mit dem wirtschaftlichen Zentrum Deutschlands zu sein!

Bremen, das von Hamburg überschattet wird, empfindet viel weniger als Hamburg, daß auch dies nur an dem zweiten Flusse Deutschlands liegt und daß dessen Stellung als erster Hafen des Kontinents buchstäblich nur ein Geschenk des wirtschaftspolitisch geeinten Deutschen Reiches ist.

Der Freihandel, dessen Liebhaberwert allerdings in Hamburg lange nicht so hoch veranschlagt wird, wie jetzt noch in Bremen, würde Hamburgs Stellung zu Gunsten Rotterdams und Antwerpens definitiv erledigen und für Bremen alle die Nachteile haben, die man von einem deutschen Rotterdam nur fürchten könnte.

Das Problem Emdens stellt sich für die Hansestädte so, daß es recht kleine Politik wäre, einen preußischen Konkurrenzhafen gegen Bremen zu bauen, es aber vom hamburgischen und bremischen Standpunkt eine ebenso partikularistische und armselige Politik wäre, scheel zu sehen, wenn Preußen seine rühmlich bekannte Energie daransetzte, durch eine deutsche Rheinmündung den Verkehr über die holländischen und belgischen Häfen herumzureißen und einem deutschen Seehafen zuzuführen.

Bremen aber, das zur Zeit des Deutschen Bundes mit diplomatischer Meisterschaft verstanden hat, seinen Platz als Seehafen zu erobern und seine Flagge zu halten, darf die Bitte und den historischen und nationalen Anspruch erheben, im neuen Deutschen Reich nicht um die Stellung gebracht zu werden, die es im Deutschen Bunde zu gewinnen gewußt hat.

Die Hansestädte sind nicht die einzigsten Städte Deutschlands, deren Kraft sichtbar aus dem Gesamtorganismus der nationalen Wirtschaft gezogen wird. Das so viel mit Recht und mit viel Übertreibung zu Unrecht angefochtene Berlin hat außer seiner zentralen Lage keine natürliche Berechtigung, dort das zu sein, was es wirtschaftlich heute bedeutet. Billige Arbeitskraft ist der Zauber, auf dem seine große Industrie ruht, für die jeder, aber auch jeder Rohstoff weither geschleppt werden muß, sonst aber beruht seine Kraft lediglich auf seiner politischen Lage als Haupt-

stadt von Preußen, durch die es auch Reichshauptstadt ist, und auf den aus dieser Lage sich ergebenden Vorteilen.

Die Komik der Lokalpolitik Berlins bestand immer darin, daß es so tat, als wenn es aus sich selbst heraus etwas wäre, diese hat heute dazu geführt, daß Berlin in den Zweckverband Groß-Berlin eingegliedert ist und an Stelle unbestätigter, aber nichtsdestoweniger barhäuptig am Brandenburger Tor aufwartender Stadthäupter eine richtige Exzellenz an der Spitze hat, die nicht danach aussieht, als ob ihr der sonst geführte Frosch-Mäuse-Krieg Spaß machte. Wie sich der Berliner das Witzemachen sehr leicht macht, erst neuerdings scheint er melancholisch geworden zu sein, so ist es auch sehr leicht, über Berlin sich lustig zu machen, und das geschieht von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt ja auch ausgiebig.

Die wirkliche Bedeutung Berlins aber liegt darin, daß es wunderbarerweise gelungen ist, die erste deutsche Großstadt inmitten des östlichen Preußens mit seinem großagrarischen Charakter mit Blitzesschnelle aufzuführen, und daß hier wenige hundert Kilometer vom slavischen Osten eine deutsche Großstadt emporgewachsen ist. Berlin liegt an der Scheide zweier Welten, es ist der Vorposten des industriell und wirtschaftlich durch den Westen bedingten neuen Deutschlands und dabei seiner eigenen sozialen und politischen Kultur nach eine östliche Stadt. Daß das keinen Boden für eine eigene Kultur in Kunst und Literatur abgibt, bedarf keines gelehrten Nachweises, und weniger zu verhindern, daß die Zentralisation des geistigen Lebens in Berlin erfolge, als zu sorgen, daß dem reichen Kranz blühender Stätten deutscher Kultur in Süd- und Mitteldeutschland eine Pflegestätte freiheitlichen, norddeutschen Geistes an die Seite gestellt werde, das ist die Aufgabe der Hansestädte.

Bei aller Ehrerbietung für Lichtwark aber muß der Gedanke einer politischen Lebensgemeinschaft der drei Hansestädte, die eine „lebende Stoßkraft“ in Verhandlungen mit Preußen und dem Reich entwickeln soll, auf das entschiedenste abgelehnt werden.

Die Lebensgemeinschaft der Hansestädte beruht im Reich, beruht auch in Preußen, Konzentrationsbewegungen im Reich sind höchstens unter territorial benachbarten Staaten denkbar, daß sie eine Stoßkraft gegenüber dem Reich entfalteten, ist alles andere als wünschenswert, sie gegen Preußen zu entfalten, jedenfalls nicht sehr ratsam!

Es ist merkwürdig, wie wenig heute noch der Gedanke empfunden wird, daß es außer Hamburg, Bremen, Lübeck, Preußen und dem Reich eine höhere Einheit gibt, die deutsche Nation.

Man braucht gewiß nicht, wie das jakobinerische Frankreich die Provinzen des alten Frankenlandes in geometrische Departements und Arrondissements auflöste, die Eigenheit deutscher Stämme wegzuwünschen, um doch anzuerkennen, daß wir erst wieder begonnen haben, eine deutsche Nation im Rahmen des Deutschen Reiches zu werden, und daß es nicht Aufgabe unserer durch ihre große Vergangenheit, einen stolzen Bürgersinn und ihre Erfolge im Wagen und Winnen buten un binnen ausgezeichneten Städte sein kann, sich als besonders feine Gruppe abzusondern.

Wir dürfen die allerletzten sein, die große Leistung Preußens zu verkennen, in dem wir überhaupt den einzigen deutschen wirklichen Staat vor uns haben, an dem gemessen alle anderen Bundesstaaten, jeder für sich betrachtet, doch nur provinziellen Charakter haben. Mit ihm geht Deutschlands Zukunft. Wenn wir aber, und wir glauben nicht zu Unrecht, wohl ohne Ausnahme das Gefühl haben, daß unser weltwirtschaftliches Weiterkommen, unsere außerpolitische Entwicklung durch gewisse aus der historischen Bedingtheit Preußens sich ergebende personelle und organisatorische Rückständigkeiten gehemmt werden, die wir so gern binnenländisch nennen, so darf es für uns nicht heißen: Hanseaten für sich, sondern: Hanseaten vor die Front.

Wie wird man stärker? — Sich langsam entscheiden; und zähe festhalten an dem, was man entschieden hat. Alles andere folgt.

Die Plötzlichen und die Veränderlichen: die beiden Arten der Schwachen. Sich nicht mit ihnen verwechseln; die Distanz fühlen — bei Zeiten.

Vorsicht vor den Gutmütigen! Der Umgang mit ihnen erschlafft. Jeder Umgang ist gut, bei dem die Wehr und Waffen, die man in den Instinkten hat, geübt werden. Die ganze Erfindsamkeit darin, seine Willenskraft auf die Probe zu stellen .... Hier das Unterscheidende sehen, nicht im Wissen, Scharfsinn, Witz ....

Man muß befehlen lernen, bei Zeiten — ebensogut als gehorchen. Man muß Bescheidenheit, Takt in der Bescheidenheit lernen: nämlich auszeichnen, ehren, wo man bescheiden ist; ebenso mit Vertrauen — auszeichnen, ehren.

* * *

„Selbstlose" Handlungen gibt es gar nicht. Handlungen, in denen das Individuum seinen eigenen Instinkten untreu wird und nachteilig wählt, sind Zeichen der décadence . . .

Die Handlungen der Liebe, des „Heroismus" sind so wenig „unselbstisch", daß sie gerade der Beweis eines sehr starken und reichen Selbst sind: das Abgebenkönnen steht den „Armen" nicht frei .... ebensowenig die große Verwegenheit und Lust am Abenteuer, die zum „Heroismus" gehört.

(Friedrich Nietzsche in seinen nachgelassenen Schriften.)



Guy von Soom: Die Blume.

Nicht gar weit vor den Toren einer Stadt besaß einst eine alte reiche Frau einen schönen Garten von ansehnlicher Größe. Es stand darin ein Lusthaus, in welchem sie während des Sommers mit ihrem alten Gärtner zu wohnen pflegte. Der Garten lag einsam zwischen den Kornäckern, und die Landstraße, die in der Ferne vorüberführte, war einzig durch einen schmalen Weg zu erreichen, der nur soweit es für die Bebauung der Felder nötig war, befahren und begangen wurde. Sonst kam kein Mensch des Wegs. In der uralten, verfallenden Kirche, die neben dem Garten ganz versteckt unter hohen, dunklen Bäumen lag, war seit undenklichen Zeiten kein Gottesdienst gehalten worden. Das ehrwürdige Bauwerk war ein Überbleibsel aus der Zeit, wo die Stadt sich noch nicht auf den Hügeln aufbaute, die sich längs der grünen Niederung des Flusses hinzogen, sondern in dem flachen Gelände selbst gelegen war; drohende Kriegsgefahr, Überschwemmungen und andere Fährnis hatten die Bürger veranlaßt, ihre Wohnstätten auf die Hügel zu verlegen, und dort, wo sie einst gehaust hatten, dehnten sich jetzt ihre fleißig bestellten Äcker. Nur als Wahrzeichen früheren Lebens stand die alte Kirche noch da, und als die Geschlechter ausgestorben oder fortgezogen waren, deren Ahnen in ihren halb verfallenen Grabstätten lagen, kümmerte sich niemand mehr um das Bauwerk, und daß es nicht völlig verfiel und einem wüsten Steinhaufen glich wie die alte Friedhofsmauer, war wohl das Verdienst der uralten, knorrigen Bäume, die es dicht umragten, es mit Stämmen und Kronen gegen die Witterungseinflüsse schützten und das altersgraue Gemäuer fast gänzlich allen Blicken entzogen. — Es waren Eibenbäume, düster und unheimlich anzusehen. Kein Vogel pflegt auf ihnen zu nisten, und selbst der Wind liebt nicht mit ihnen sein Spiel zu treiben, — in ihren Schatten zu schlafen ist schädlich, und jedes Werkzeug, an diesen Bäumen versucht, wird stumpf und unbrauchbar. Es machte keiner den Versuch, durch die dicht wuchernde Dornenhecke zu dringen, die zwischen den Resten der verfallenen Mauer wuchs und ein Gehege bildete, so fest, daß ein paar Steine zu brechen ein leichteres Ding gewesen wäre, als sich durch die blutgierigen Dornen einen Weg zu bahnen, und man mied den Ort zudem, weil unheimliche Geschichten über ihn im Umlauf waren. Eine einzige schmale Pforte führte in den Garten, den rings eine hohe Mauer umgab. Da, wo diese an die Kirche grenzte, wuchsen auch im Garten hohe Bäume, alte Linden und graustämmige Buchen, und es war dieser

Teil des Gartens mehr einem verwilderten Haine ähnlich, — die Wege waren verkrautet, und es herrschte ein trübes Licht und eine dumpfe, eingeschlossene Luft unter den engverzweigten Baumkronen. Nächst diesem Haine, den eine dichte Reihe von alten Fliederbüschen abschloß, liefen, auf grünem Rasen sich erhebend, lange, vielreihige und schnurgerade Hecken von kunstgerecht gestutztem Buchs bis zur Mitte des Gartens, wo die schönsten Blumen prangten. Dort reiften auch an künstlichen Spalieren die herrlichsten Früchte, und es gab kein seltenes und begehrtes Gewächs, das in dem Garten nicht zu finden war. — Außer der alten Frau und ihrem Gärtner kam aber niemand hinein; denn sie war traurigen Gemütes und liebte die Einsamkeit; und dem Alten, der in ihrem Dienst ergraut war, war es gerade recht, daß seinen Beeten, seinen Spalieren, seinen Obstbäumen und seinen Weingeländern keiner nahe kam außer der Herrin, wie dieses so die Weise der alten Gärtner ist.

Dieser Alte kam eines Morgens zu seiner Herrin und zeigte, während sie ihm Befehle gab, ein so sonderbares Wesen, daß es ihr nicht entging und sie fragte, was er habe. Doch äußerte er nur wenig Worte, als sie erblaßte und sich wankend auf ihren Stock stützte; — dann raffte sie sich zusammen und folgte ihm. Sie schritt an den hohen, weißen Lilien vorüber und schenkte ihnen und den prangenden Rosenbeeten keinen Blick; sie ging so schnell sie ihre Füße trugen über das weiche Gras zwischen den kunstvoll geschnittenen Hecken und zertrat die samtnen Aurikeln, die hie und da darein gepflanzt waren; durch die Fliederbüsche, die jetzt in voller Blüte standen, wankte sie unter den Buchen und Linden der Mauer des Gartens zu. Tief im Dunkel standen hier die Büsche, des Schatten wegen blütenlos. Da sah sie aus dem am dichtest verwachsenen Buschdickicht neben der Mauer hoch auf schwankem Stengel eine Blume ragen von flammend hellem Purpur mit großen, samtschwarzen Staubfäden. — Überall drängten sich ihre langen, geil gewachsenen Blätter durch das dunkle Grün des Busches, den der Gärtner jetzt gewaltsam auseinander bog: „Es ist dieselbe Blume," sagte sie und ihr Gesicht verzerrte sich, „soll es wieder ein Zeichen sein? Heute kommt meiner Tochter Sohn!" Und als der Gärtner in die schlängelnden Blätter griff, wehrte sie ihm: „Laß sie stehen," sagte sie, „du weißt es, sie wird doch wieder wachsen!"

Als einige Stunden später die Glocke klang, stand die alte Frau selbst am Pförtchen und öffnete; — ein junger Reiter hielt draußen, sprang vom Pferde und küßte ihre alten, zitternden Hände. Er wollte in den Garten treten, doch sie hielt ihn zu-

rück und zeigte auf einen Wagen, der im selben Augenblick von der Stadt heranrollte; mühsam stieg der alte Gärtner herunter; ein Diener sprang herbei, ergriff die Zügel des Pferdes und entfernte sich langsam mit ihm nach der Stadt zu, ihn selbst hieß seine Großmutter mit ihr in den Wagen steigen, und während der alte Gärtner in den Garten trat und das Pförtchen hinter sich verschloß, fuhren sie schnell durch die Felder den Hügeln zu, auf denen sich die Stadt mit den hellen Häusern und den blinkenden Fenstern weithin sichtbar aufbaute. Die alte Frau erklärte dem Enkelsohne, in ihrem Hause in der Stadt sei alles zu seinem Empfange bereitet. Sie habe überlegt, es sei zu einsam für ihn und zu eng in dem kleinen Hause des Gartens, und sie gedenke mit ihm in der Stadt zu wohnen. Sie hielt seine Hände in den ihren und schaute ihn mit feuchten Augen an; er war das Letzte, was ihr von ihren Kindern blieb. Sechs Söhne hatte sie in blühender Jugend verloren, und dies war das einzige Kind ihrer jüngst gestorbenen Tochter.

Der Wagen riß den Jüngling von dannen — ihm war, als habe er bleiben müssen — er fand seine Großmutter wunderlich: seit seiner Kindheit hatte er von ihrem wunderschönen Garten reden hören und sich auf die Zeit gefreut, wo er ihn sehen sollte. Nun hatte sie ihn nicht einmal hineingeführt. Er frug nach Blumen, Früchten und beschloß bei sich, am nächsten Morgen hinunter zu reiten und den Garten zu besehen.

Doch weder an jenem Tage, noch an einem der folgenden kam es dazu. Die Großmutter, so ernst sie selber war, schien doch nicht gewillt, ihren Enkel ein trübseliges Leben führen zu lassen; sie richtete ihm jeden Tag ein Fest aus und sorgte, daß seine Zeit in Zerstreuung und Lustbarkeit dahinging. Begehrte er nach dem Garten, so brach sie kurzerhand das Gespräch ab. — Heimlich sandte sie täglich hinunter, aber immer kam dieselbe Botschaft zurück: die Blume blühe wie zuvor. Alles andere, was im Garten heranwuchs, war ihr gleichgültig geworden. und als der Gärtner eines Tages sagen ließ, es plage ihn die Gicht erbärmlich, so daß er zu seiner Wartung ein junges Kind, eine Waise von sechzehn Jahren, die ihm verwandt sei, habe kommen lassen, unterließ sie auch dann, nach dem Garten zu fahren und nach dem Alten zu sehen, aus Furcht vor dem Anblick der Blume; nur für den Enkelsohn lebte sie und tat ihm zur Liebe und zur Freude, was sie nur zu ersinnen vermochte. Sie freute sich der Bewunderung, die er in der Stadt erregte; denn er war schön und von sanfter Gemütsart und genoß mit Behagen die Vergnüglichkeiten des Lebens.

Eines Nachts, als er von einem Tanze kam und im Mondschein durch die Gassen schlenderte, sah er sich plötzlich an einer Stelle, wo von Mauern ungehemmt der Blick von den Hügeln in die Ebene niederschweifte. Weißlicher Nebel webte zart über den Feldern, und in dem silbernen Glanze sah er die dunklen Bäume ragen, bei denen er den Garten seiner Großmutter wußte, und jetzt, wie er niederblickte, führte dicht vor seinen Füßen ein schmaler Pfad abwärts, gerade darauf zu. Unversehens ward er getrieben, ihm zu folgen, und unter einem geheimnisvollen Zwange, der immer stärker wurde, je weiter er schritt, bahnte er sich ohne Zaudern einen Weg durch das dichtstehende Korn nach den finsteren Bäumen hin. Er erreichte die Mauer, klomm an den Efeuranken empor und schwang sich hinüber. Sein Herz klopfte, als er drüben stand. Kühl und frisch wehte es aus den Büschen; nichts regte sich. Er sah umher. In dem flimmernden Licht der Mondnacht schien dieser Garten sonderbar: waren dort Mauern? Dies mußten Rosen sein, die tief und dunkel in großer Zahl im Silbergewirr der Blätter lagen. Er schritt den Pfad entlang und vermied, mit knirrschendem Tritt die Stille zu stören. Da stand es auf beiden Seiten wie eine Schar glänzender Erscheinungen. Es waren Lilien. Hoch ragten sie in stiller Pracht und das Mondlicht floß über sie hin — sie dufteten so stark!

Der Pfad endete an einer Rasenfläche, auf der, schwarz und kantig, hohe Hecken wie Mauern finstere Gänge bildeten, durch deren hohles Dunkel er mit leichtem Grauen blickte. Täuschte ihn das Mondlicht? Eine Gestalt bewegte sich jenseits; nicht lange blieb er zweifelnd, er sah es wirklich: eine Frau war es in weißem Gewande, die sich drüben an den Hecken vorüberbewegte in gleichem Schritt mit ihm; nach welcher Seite er sich wandte, immer sah er sie wieder jenseits der dunklen Gänge, hell vom Monde bestrahlt. Es wird des Gärtners Tochter sein, dachte er, und sein Grauen überwindend, eilte er mit raschen Schritten durch das Dunkel der Hecken hin.

Als er drüben hinaus ins Mondlicht trat, sah er das weiße Wesen jetzt unter den dunklen Bäumen stehn. Wer war es? Er wartete, wollte sie anrufen — aber verwirrt war ihm, ein lautes Wort müsse Unheil bringen. Da — ohne daß sich ihr Gewand, ihr Arm gerührt hätte, schob sie unter den Bäumen hervor; er sah ihr Gewand wie ein grobes Hemde, ein Sack gestaltet, ohne Gürtel oder einen Schmuck, und ihre Haare waren unter dem Kinn zusammengeknotet und ringelten sich gleich einer großen Schlange an ihrem Leibe nieder. War das die Gärtnerstochter? In dem unsicheren Licht des Mondes war ihm als könne er

durch sie hindurchsehen. Jetzt wich sie ins Dunkel zurück, — lachte sie? Er sah grelle Zähne blitzen. Doch warum sprach sie nicht? Da war es ihm, als ob sie winke, und nun mußte er wissen, wer dies sei. Er schritt über das Gras zwischen die Büsche ins Düster der Bäume hinein . . . . da umbrausten ihn trockene Gluten in furchtbarem Taumel — sie hatte die Arme um ihn gewunden, sie küßte ihn auf den Mund, sie hielt ihn — er wußte nicht wie lange. — Dann fiel die Glut von ihm — er sah, er war allein, fahler Dämmerschein glomm durch die Bäume — in der Ferne krähten die Hähne.

Wankend und blind ging er dahin. Endlich sammelte er seine Sinne und fand seinen Weg über Mauern und durch das Korn zurück. Wie die hohen Halme taufeucht seine Wangen streiften, holte er tief Atem —, zu Hause aber fiel er todesmatt auf sein Lager.

Am anderen Morgen erwachte er elend und verwirrt. Er grübelte über sein Abenteuer, bis ihn quälende Unrast auftrieb. Er bestieg sein Pferd und schweifte weit umher. Schon wollte er heimkehren, da sah er von den Hügeln nieder im Glanz der abendlichen Sonne die dunklen Bäume ragen — und — er vermochte nicht zu widerstehen, es zog ihn gewaltsam hinunter.

Wie er vor der Mauer stand und die Kühle der lang hingestreckten Baumschatten ihn anwehte, zauderte er beklommen. Aber — das Land lag hell im Glanz der sinkenden Sonne und das Abendlüftchen trug köstlichen Duft; er ritt zur Pforte hin und zog, sich vom Pferde neigend, die Glocke.

Nach einer Weile hörte er klopfenden Herzens, daß sich leichte Schritte näherten, die Türe öffnete sich und ein Mädchen ward sichtbar, schlank und schön, die tief errötend ihn mit ehrfurchtsvoller Verneigung begrüßte. Er starrte sie in großer Verwirrung an: die dunklen, großen Augen, der rote Mund, in dem die hellen Zähne glänzten, und die langen Zöpfe — er vermochte nur unzusammenhängende Worte zu stammeln. Doch, wie sie mit leiser Stimme von den Rosen sprach, die jetzt in schönstem Flore ständen, wich über der taghellen Erscheinung das ungewisse Bild der nachts geschauten Gestalt, ja es verwandelte sich sogar jedes noch übrige Grauen in ein heimlich ungewisses Bangen von großer Süße. — Er stieg vom Pferde, band es an den Türpfosten und folgte ihr über die duftumwehten Pfade. Noch schritt er zögernd und blickte hierhin und dorthin — er konnte das nicht wiedererkennen, was er des Nachts gesehen hatte. Es war, als sei dies nicht derselbe Garten: die heiter und farbig blühenden Büsche so niedrig, und auf den gradlinigen Beeten so

hell die große Mannigfaltigkeit der bunten Blumen. — Und, neben dem holden Mädchen traulich einherwandelnd, war ihm, als habe er es nur geträumt, daß er in der Nacht hier gewesen sei.

Sie fanden den Gärtner schlafend im Hause und gingen wieder in den Garten. An den Spalieren pflückte sie ihm die schönsten Kirschen und war mit großer Lieblichkeit um ihn besorgt, brachte seinem Pferde einen Arm voll Gras und wand an dem Geisblatt überrankten Brunnen den Eimer empor, um es zu tränken. Sie zeigte ihm alle Blumen und nannte sie bei Namen — die bunten Nelken, die seltenen Balsaminen und den anmutigen Ehrenpreis; Hahnenfuß und Löwenmaul, und, kaum einer Blume gleichend, den wolligen Fuchsschwanz. Auf schlankem Stengel wiegten sich blaue und rötliche Akeleyen das Beet entlang, und wie ein dunkelgoldenes Band schlangen sich braune Aurikeln am Rande hin. An der Mauer wuchs der wohlriechende Goldlack, und neben den reifenden Früchten rankte sich die blasse, flatternde Winde empor. Dort stand auch blauer Rittersporn und hoch und steif die gelbe Königskerze. Und alle süßen Düfte wurden überhaucht von dem herben, strengen Geruch, der aus den Buchsbaumhecken strömte. Ohne viel zu reden, folgte der Jüngling dem Mädchen, ihr sittsames Wesen war seinen aufgeregt spähenden Sinnen ein beruhigender Balsam.

Darüber brach die Dämmerung herein, und der Mond stieg groß und dunkelglühend über die Gartenmauer empor. Die Nachtviolen öffneten ihre Kelche und mischten ihren geheimnisvollen Duft mit dem der Levkojen und Reseden. Die mächtigen Pflanzen des dunkelblauen Eisenhutes, die dort, wo die Wege sich kreuzten, in hohen Steinvasen wuchsen, ragten höher, und auf den Beeten verblichen die Farben. Er zauderte zu gehen; in dem Maße, als es dunkler wurde, ward er beklommen, unruhig. Er forschte in den Zügen des Mädchens und wartete gespannt auf die kurzen Worte, die von ihren Lippen kamen; wenn sie sprach, war es ihm, als werde es heller, als sähe alles vertraulicher im Garten aus. Da scholl die Stimme des Gärtners, und eilig sagte sie Lebewohl, sie fürchtete die Strenge des Alten.

Immer noch nicht vermochte der Jüngling den Garten zu verlassen. Zögernd stand er. Die dunklen Massen der Bäume verdeckten jetzt den Mond, schwarz ragten wieder die hohe Mauer, die Hecken vor ihm auf. Und dort! Da war es wieder — dort im Düster! Eine Gestalt! — Das Mädchen? Sie holte wohl noch eine Frucht, ein Gemüse für den Alten ..... hatte sie ihn nicht gesehen? Hier bin ich — wollte er rufen, doch kaum ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Er sah sie winken, er folgte

— sie wandte das Haupt nach ihm — er ging ihr nach durch die Lilienbeete an den Rosensträuchen entlang. Warum nur sprach sie nicht in diesem Dunkel? — Da schritt sie unter die Bäume hinein, und dort, als das Finster ihre Gestalt fast verschlungen hatte, wandte sie sich — es wehte eiskalt über ihn hin und in eisernem Wirbel gepackt, fühlte er sein Leben dahinfliehen.

Nach dieser Mondnacht bemerkte die Großmutter, daß ihr Enkel bleich und müde herumlehnte. Sie mußte mit Schrecken erkennen, daß es die Zeichen desselben Übels waren, das ihre Söhne dahingerafft. Die herbeigerufenen Ärzte rieten, sogleich aus dem dumpfen Stadthause in den Garten hinunterzuziehen, sie stellten baldige Genesung in Aussicht, aber draußen zuckten sie die Achseln. — Als der alte Gärtner von der Krankheit des Jünglings hörte, sprach er zu seiner Herrin: „Wie die Blume es anzeigt, so kommt es! Seht, wie sie täglich größere und üppigere Blüten treibt. Sie wächst nach dem Willen Gottes — ergebt euch drein, wir müssen alle dahin!“ Und mit dem Mädchen half er das Haus für den Kranken bereiten.

Von diesem Mädchen, seiner jungen Verwandten, wußte man, daß, obgleich jung und gesund, sie manchmal von den Geistern der Verstorbenen heimgesucht wurde, die, wie sie sagte, ihr gut seien. Die alte Frau hielt dies für lügnerische Einbildung und war ihr deshalb nicht freundlich gesonnen. Jetzt aber, ihres Fleißes wegen, behielt sie sie im Hause. Sie sah des Kranken Gesicht fieberische Röte mit tödlicher Blässe wechseln, als er, zum Garten gebracht, des Mädchens ansichtig wurde. Er streckte die Hand nach ihr aus — sie verneigte sich ehrerbietig: „Was, Mädchen,“ murmelte er, „jetzt nicht einmal deine Hand!“ — Die Großmutter bemerkte, wie sein Blick ihr folgte, wo sie ging und stand, und weil sich jetzt die matten, stumpfen Züge belebten, von Fragen schwer an dem Mädchen hingen — so ließ sie es um ihn sein, soviel er es begehrte. Hier war es nicht vonnöten zu wehren, — keine mißliche Liebschaft war zu fürchten, — und sie weinte bitterlich. — An des Mädchens Haltung fand die Frau nichts zu tadeln; aber das Gefühl, das aus jeder ihrer Mienen hervorleuchtete, schien ihr unstatthaft. Sie wußte nicht, daß das arme Mädchen nichts begehrte, als für ihn zu beten. Sein Bild hatte sich beim ersten Sehen in ihr Herz gegraben, und es schlug hart und bang, als sie das Übel wachsen sah. Sie verbrachte die Nächte im Gebet, in ihrer Kammer lag sie auf den Knien — aber ihr Herz war so voll, der kleine Raum schien ihr so schmerzhaft eng. Da sah sie durch das Fensterlein am andern Ende des Gartens die

schwarzen Bäume ragen — dort war die alte Kirche, und plötzlich wußte sie es: dort war ein geweihter Altar, dort müsse sie beten, und dort würde sie Erhörung finden. — Sie schlich aus dem Hause und lief durch den dunklen Garten. Es ward ihr nicht schwer, an der Mauer hinauf- und drüben über die verfallene Friedhofsmauer hinabzukommen. In wenig Augenblicken war sie auf dem alten Gräberplatz. Dort war es still, nicht Laub noch Gras bewegten sich. Es herrschte ein süßlicher Duft, der Duft der Eiben, den sie kannte, wenn ihn der Wind über den Garten trug. Sie wandte sich im Dunkel an den Trümmern der Grabsteine vorbei, die hie und da aus dem Gestrüpp hervorleuchteten, tastete sich um die schwarzen Baumstämme, dann stand sie vor der Kirchenmauer, gerade vor dem gewölbten Portale. Aber ach! sie berührte mit der Hand die eisernen Bänder und Riegel, mit denen die Bretter, die es verwahrten, hin und her beschlagen waren: sie waren stark und fest, und ihre Hand so schwach. Da sank sie auf die Knie und legte ihre Stirn gegen das Holz, tiefe Seufzer drangen aus ihrem Herzen — es war der einzige Laut in der schweren Stille.

Aber wie von den Türmen der Stadt fernher die zwölfte Stunde schlug, knisterte es und begann es zu wehen und zu rauschen. Ein fahler Schein stieg von den Gräbern auf, verdichtete sich und in langen Zügen wallte es zur Kirche. Rechts und links neben der Beterin schob sich's durch die Bretter — schattenhaft. Sie fühlte eine eisige Luft modrig sich entgegenwehen, als ob das Tor überall klaffe. Mehr und immer mehr zogen an ihr vorbei, dicht sie umdrängend; es knisterte, es klapperte, sie hörte ein feines Rieseln von Staub und spürte den Geruch verwitterter Erde. Sie wußte es: das waren die Toten aus den Gräbern ringsumher. Sie erhob sich von den Knieen, um gleich ihnen in die Kirche zu gelangen — keine Bretter, keine Riegel hemmten jetzt ihre Schritte. Umringt von den Schattenwesen überschritt sie die Schwelle und befand sich im Düster des hohen Gewölbes. In nachtschwarzem Dunkel verschwindend, ragten die mächtigen Pfeiler empor, von spitz und steil gespannten Bogen überwölbt. Lichter Staub stieg in feinen Wirbeln auf und beleuchtete hie und da mit fahl aufzuckendem Streiflicht das schwarze, feucht erglänzende Gemäuer. Den großen, in wallende Finsternis sich verlierenden Raum erfüllte ein tonloses Hallen, es wogte auf und ab, erstarb in der Höhe, und hob aufs neue wieder unter ihren Füßen an. In unendlichen Scharen schoben sich die Toten an ihr vorbei, drängten in den finster erdröhnenden Raum immer mehr, in unabsehbarem Gewimmel; sie türmten sich über-

einander wie Mauern, hoch hinauf verloren sie sich im Düster der Wölbung. Sie sah die Gestalten im deutlichen Bilde, wie die Füße der einen auf dem Haupte der anderen ruhten: der eisenbeschuhte Fuß des Ritters auf der Myrtenkrone der Jungfrau, und die geschweiften Schuhe der Edelfrau auf dem haarlosen Kopf des Wiegenkindes. Und vorwärts strebend, wand sie sich langsam durch immer neue Mauern von Gestalten, bis sie vor dem Altare stand, auf dem in bläulichem Lichte die hohen Kerzen glommen. Da sank sie nieder. Sie legte ein Kreuzlein hin, das sie am Halse trug, und voll Inbrunst sprach sie viele Gebete darüber, bis sie ein Seufzen und Rauschen vernahm: Amen, Amen, murmelten die Toten, und dumpf erdröhnte der Raum. Dann wallte es zurück, und die Toten verließen die Kirche. Sie erhob sich, verneigte und bekreuzte sich, und von den ziehenden Gestalten leise vorwärts geschoben, stand sie alsbald wieder draußen; fernher scholl Hahnenschrei, und sogleich zerstoben und zerflatterten rings die Schatten. Das Morgenlicht brach durch die Bäume.

Wie sie in den Garten hinunterstieg, sah sie dort die Blume blühen von der sie wußte, daß sie den Tod verkünde. Rings regte sich kein Blatt; aber die Blume schlang mit leisem Brausen wirbelnde Kreise, sie drehte und wiegte sich, sie erzitterte bis in ihre Wurzelblätter, und haßbewegt faßte das Mädchen zu und riß die Pflanze aus der Erde, greulich war es in ihrer Hand, als habe sie ein Lebendiges berührt; und dann schoß es wie ein Strahl aus dem Boden, und im nächsten Augenblick stand die Blume wieder aufrecht vor ihr. Fest hielt sie ihr Kreuzlein in der Hand, das wollte sie dem Jüngling unter sein Kissen tun, daß er gesunde: die Toten haben darüber gebetet, flüsterte sie, es wird ihm helfen.

Aber der Kranke war schlimmer geworden in dieser Nacht. Matt, fast zum Erlöschen fand ihn bei Tagesanbruch die Großmutter. Als das Mädchen am Morgen hereintrat, schnellte er auf, hob mit krampfhafter Abwehr die Hände und flehte mit angsterstickter Stimme, daß sie nicht in seine Nähe käme. Dies waren nicht die Launen eines Verliebten — die alte Frau fürchtete einen erneuten Fieberanfall. Auch das Mädchen war tief erschrocken, sie öffnete schnell das Fenster, daß helle Sonne hereingeflutet kam, dann richtete sie ihn in ihren Armen auf. Als er so ihre warme Nähe fühlte, sie vom Licht umflossen sah, wurde er still — er hielt sie fest und blickte rätselnd in ihr Gesicht.

Die Großmutter und der alte Gärtner wollten in dieser Nacht am Krankenbette wachen; sie sandten noch spät abends einen Boten in die Stadt, den Priester zu holen, und weinend

schlich sich das Mädchen wieder zur alten Kirche. Es war totenstill im Hause, nur im Garten bewegte der Nachtwind flüsternd die Blätter, fern im Kornfeld rief die Wachtel, und von weitem schallte das Quaken der Frösche. Die Großmutter im Winkel in ihrem Lehnstuhl, der alte Gärtner auf einem Schemel bei der Türe nickten im Halbschlaf. In all der Stille war ihnen als senke sich tief und tiefer zwingender Schlaf auf sie nieder, als stelle ein furchtbarer Traum sich ein: auf dem Bette des Jünglings hockte eine Gestalt und hielt ihn fest umklammert. Beim Scheine des Nachtlämpchens sahen sie die schwarzen Zöpfe sich auf dem lichten Gewande ringeln, wenn die Gestalt sich krampfhaft bewegte; sie hörten gewaltsames Röcheln, Keuchen und leises Geklapper. Sie sahen, wie der Körper des Kranken sich in der Umarmung wand, wie er den saugenden Mund mit zuckenden Händen von dem seinen zu entfernen suchte, ... da richtete das Wesen sich auf, es faßte mit bleichen Fingern in die schwarzen Scheitel, sie auseinander breitend wie ein Flügelpaar, und bewegte sie fächelnd auf und nieder. Und über dem Wehen wurde die Abwehr des Kranken matt und matter, bis er aufs neue umklammert ward. — Die Alten stierten vom Alp sich gepreßt glaubend; da wehte es vom Fenster her wie Morgenluft. Das unersättliche Wesen glitt vom Bette nieder, zum Fenster hin, und war verschwunden. Es war kein Alp, kein Traum gewesen, die Alten fuhren auf: wir sahen es beide — wer war es? Sie stürzten zum Bette hin, sahen den Kranken in tiefer Ohnmacht liegen, ein feiner Blutstreif rann von seinen Lippen und neben seinem Haupte blitzte es golden: da lag das Kreuzlein des Mädchens, — — und wie von Sinnen lief der Alte in ihre Kammer — ihr Bette war leer! In dem Garten, im fernen Heckengang, sah er eine Gestalt. Er eilte keuchend ihr nach, schattenhaft schwand es vor ihm her unter die Bäume hinein. Er drang durch die Büsche; vor ihm an der Mauer, wo die Blume stand, hörte er Geräusch; es knackte, Steine rollten, und plötzlich glitt das Mädchen von der Mauer nieder. „So bist du es doch, Verruchte!“ schrie der Alte und packte sie. Blind vor Wut riß er sein Messer heraus und stieß es ihr in die Brust. Sie sank hart zu Boden. „Wo bist du gewesen, du Hexe?“ schrie er. „In der Kirche mit den Toten,“ flüsterte sie. Der Alte sah ihr Kinderlächeln, und furchtbar stieg der Zweifel in ihm auf. Da nahm der Tod den letzten Schleier von ihrer liebenden Seele, und sie sprach: „Grabt mir mein Grab hier unter der Blume, grabt tief, grabt gleich“ — der Alte starrte auf sie nieder — er sah sie blässer werden und eilte Hilfe zu holen. In diesem Augenblick begehrte an der dämmernden

Pforte der Priester Einlaß mit der heiligen Wegzehrung. Der Sünderin war Beichte nötig, er führte ihn hin, wo das Mädchen lag, dann trat er in das Haus zu der Frau, die noch immer zitternd den Enkel umsorgte, und erzählte ihr alles. — Fröstelnd und grau standen die Blumen auf den Beeten, als sie durch den Garten gingen, am Himmel verblichen die letzten Sterne. Eben setzte der Pfarrer den heiligen Kelch an die Lippen der Sterbenden; er salbte ihr Stirn und Hände mit dem geweihten Öle und in seinen Armen ging der letzte Atem von ihr.

„Ihr habt eine Schuldlose gemordet," sagte der Pfarrer, und sie hörten, was in letzter Beichte die Tote ihm vertraute. Jedes Wort, das er sprach, riß den beiden Alten am Herzen, aber immer noch stand über ihnen, was sie des Nachts geschaut, bis auf Befehl des Priesters der letzte Wunsch des Mädchens erfüllt wurde.

Der alte Gärtner selbst mußte graben, dort wo die Blume blühte. Fette schwarze Erde war es, und die Arbeit war leicht. Nun grub er dicht neben der Blume, die Erde sank unter ihr ein, er zerschnitt den dicken Stengel, und immer noch glühte sie ein wurzelloses Phantom über der Grube. Schon stand der Alte bis zum halben Leib darin. Jetzt warf der Spaten statt des schwarzen Grundes feinen, weißen Sand aus, und bald war es rings unter Bäumen und Büschen wie mit Schimmel bedeckt; dann grub er langsamer, vorsichtiger — er beugte sich tief — ein Schrei entrang sich seinem Munde: da lag in verschollenem Armsünderkleid ein Gerippe mit unversehrten schwarzen Zöpfen auf dem verblichenen Zeug und mit grellen Zähnen, die ihnen grinsend entgegenbläkten. In eine verschimmelte und versteinte Rinderhaut war es gewickelt, die sie mit Mühe auseinanderbogen. Der Priester gebot sogleich, den scheußlichen Fund wieder einzuschaufeln; aber nicht ohne zuvor mit einem scharfen Spatenstich den Schädel vom Rumpfe zu trennen. Er legte ihn zwischen die Füße des Gerippes nieder, und sogleich verlöschte die Blume wie ein noch eben züngelndes Licht. Er trachtete zu erforschen, welch Greuel hier vor Zeiten geschehen und ob das Geschlecht der alten Frau etwelche Verfehlungen büßte — aber er brachte nichts in Erfahrung. Die Frau ließ das fromme Mädchen in ihrem Erbbegräbnis in der Stadt beisetzen und weihte ihr viele Messen. Ihr Enkelsohn gesundete; aber sie zog mit ihm aus dem Lande, und als der Gärtner sich dem Gerichte stellte, kam niemand mehr in den Garten, der fortan verwilderte und verödet lag.

Oscar Bie: Widersprüche der Oper.

Die Aufführung.

Voller Widersprüche scheint das Kunstwerk der Oper. Monodie und Ensemble, Form und Ausdruck, Musik und Stoff, Heimat und Welt, Rede und Melodie, Komponist und Librettist, Gesang und Orchester sehen sich scharf ins Auge, Vorteile zu erspähen, Niederlagen zu ergänzen, Lücken zu füllen, die Macht der eigenen Sphäre zu erweitern. Aber das alles ist gleichsam erst die geschriebene Oper, in der die Paradoxien noch unbewußt ruhen. Jetzt wird sie gespielt und ein neuer Akt, ein Akt voll furchtbarer Kämpfe, Ärgernisse, Tyranneien und Verzichte beginnt, in dem die ganze theatralische Unmöglichkeit dieser Kunstgattung ihre praktische Betätigung findet. Eine Antinomie erhebt sich zwischen Werk und Aufführung. Die Oper ist nicht nur da — sie wird von jemandem gegeben. Dieses „Von jemandem“ stellt eine neue, sehr schwierige, sehr nervöse Gruppe von Interessenten der Familie von Wort und Ton und Orchester gegenüber, die sich da zusammengetan haben, eine frohe Geburtsstunde zu erleben. Die Aufführung ist sonst eine Frage, bei der Oper ist sie ein Problem. Sie greift tief und schmerzlich in das Kunstwerk ein. Fin des plaisirs, commencement des désagréments schreibt Méhul unter eine seiner Opern.

Indem ich hier die täglichen Aufführungssorgen der Oper als eine ästhetische Antinomie zusammenfasse, sie nach ihren wichtigsten Befunden ordne, stelle ich folgende Tatsachen nebeneinander.

Die gegebenen Verschiedenheiten der menschlichen Stimmregister wirken auf die Disposition der Oper. Ganz allgemein zunächst. Schon Doni, der große Musikschriftsteller der Renaissance, bemerkt in seinem Trattato della musica scenica, Jesus müsse Tenor singen (einen weichen Tenor wie der des Francesco Bianchi), Gott Bariton, die Engel Sopran und Alt, der Teufel tiefen Baß, Apollo Tenor oder Kontraalt, Merkur Falsett (wegen des Betrügerischen): ein rechtes Einteilungssystem für einen mythologischen, antikisierenden Methodiker, der auch für jeden Gott seine Tonart empfiehlt, für Venus die lydische, für Saturn die hypodorische, wobei er, wie Ambros sagt, an alles gedacht hat, nur nicht an die Menschen. An die Menschen auch als Sänger dachten die alten Italiener überhaupt wenig, sie ergötzten sich am Klang der schönen Stimme an sich, und sie scheuten nicht davor zurück, den Mann zu verstümmeln, damit er die männliche Ausdauer und die weibliche Klanghöhe zu einer perversen Ein-

heit verbinde, die die Feinschmecker, die Orecchianti, entzückte. Der erste Kastrat, der in eine päpstliche Kapelle aufgenommen wird, ist der Pater Giroïamo Rossini aus Perugia um 1601. Es vergeht nur kurze Zeit, und die Kastraten dringen in die Oper ein. Während in Peris „Euridice“ noch ein Knabe die Rolle der Daphne singt, ist Cavallis Alcibiades als Sopran, sein Xerxes als Alt Kastrat. Die natürliche Verteilung der Register, die in den älteren Opern noch Regel ist, wird auf den Kopf gestellt. Der Fall aus Scarlattis „Trionfo d'onore“ 1718 wird als Kuriosum oft genannt: der Liebhaber ist Sopran, die Geliebte Alt. Schließlich verbietet Clemens XII. ganz das Auftreten der Frauen auf dem Theater, und die Kastraten erobern noch dazu das Reich aller weiblichen Rollen. Heinse baut die Pointe seines Opernromans „Hildegard von Hohenthal“ dahin aus, daß Hildegard in Rom als Weib auf einer Opernbühne singt. Es war dies ein Ereignis, wie heut der Flug über den Kanal. Gluck schreibt seinen „Orfeo“ in Althöhe noch für den Kastraten Guadagni. Da man in Paris trotz der Schwärmerei Raguenets und aller Italienfreunde diese Sorte Sänger nicht verwendet, ändert er die Rolle in die Tenorlage um. Das Weib als Mann aber bleibt für lange Zeit ein Typ der Oper. Den Genuß an der Kastratenstimme ersetzt der Reiz des verkleideten Geschlechts. Der Page, vom Cherubin über den Hugenottenurban bis zum Rosenkavalier ist der legitime Erbe eines verschnittenen Sängervolks, bei dem ein Stück Mann das Weib, ein Stück Weib den Mann sang — abenteuerliche, hermaphroditische Künste des Chevaliers d'Eon, die der paradoxen Geschlechtslosigkeit der Oper schmeichelten.

Burney auf seiner italienischen Reise (1770) erkundigt sich lebhaft nach der Fabrik der Kastraten. Aber es wird ein absichtliches Dunkel über ihre Herkunft gebreitet. In Mailand sagen sie, es geschehe in Venedig — in Venedig, es sei in Bologna; von Bologna weise man nach Florenz, von dort nach Rom, nach Neapel. Der britische Konsul in Neapel sage, sie kämen aus Leocia in Puglia. Sie würden erst geprüft, ehe man die Operation vornehme. Und doch stehe die Todesstrafe darauf — man rede sich oft mit einer Krankheit aus. Was will man mehr von der Muse der Oper? Sie nimmt den Menschen das Geschlecht und tötet das Gesetz aus Genuß. Sie zieht hundert Jahre lang die Kastraten groß und sendet sie mit der italienischen Musik in die weite Welt. Sie teilen Ruhm und Niedergang dieser Musik. Die Deutschen wenden sich mit dem Brustton logischer Empfindlichkeit dagegen. „Die Symphonie geht zu Ende,“ schreibt Scheibe im „Kritischen Musikus“, „der Vorhang wird aufgezogen. Man

hört eine weibische, doch helle Stimme, welche von einem Körper gesprochen wird, dessen Kleidung uns das Bild eines Helden darstellen soll. Lasset uns einmal in dem Buche nachsehen, ob dieses ein verkleidetes Frauenzimmer, eine Amazonin oder eine Person aus der verkehrten Welt ist? Nein, keines von allen Dingen, es ist der große Alexander. Wie? Der große Alexander? Seit welcher Zeit hat man diesen gewaltigen Weltbezwinger in einen Unvermögenden oder wohl gar in ein Weib verwandelt? Doch wer ist denn dieser, der anitzo mit einer matten Altstimme auf den Knien um die Gunst seiner holden Göttin so beweglich, so weibisch und so niederträchtig seufzet? Ist es nicht einer von den Hofpagen des großen Alexanders? Nein, keineswegs. Es ist der stolze Hephästion, einer der vornehmsten Generäle dieses berühmten Königes. Es ist Hephästion, der durch seine Klugheit und Tapferkeit alles, was sich ihm entgegensetzte, zu Boden trat. Wir werden aber doch einmal einen ähnlichen Charakter finden. Lasset uns nachsehen, wer dieser ist, der sich anitzo in einer kreischenden Diskantstimme über die Grausamkeit des Glückes und über die Unbarmherzigkeit einer vermählten Dame beklagte? Unfehlbar wird dieses ein wollüstiger Schmaruzer sein? Weit gefehlet. Es ist der tugendhafte Lisimachus, der, bloß mit seinen Händen und ohne die geringsten Waffen, einen Löwen überwand; der sich durch seine Tugend und Geduld die ihm durch den Neid seiner Feinde entzogene königliche Gnade auf das rühmlichste wieder erwarb. Endlich werden wir einen Chor der Helden hören. Wie? Es sind ja lauter Diskant- und Altstimmen. Hat denn Alexander mit einer Menge Weiber die Welt bezwungen?"—

Nun, die Geschlechter sind wieder arrangiert, Sopran, Alt, Tenor und Baß haben ihre natürlichen Funktionen übernommen und dem rationellen Musiker an Charakter ersetzt, was dem alten Theaterbesucher an sinnlichem Reiz zugute kam. Noch immer schreiben die Italiener für die Stimme, wie die Deutschen für die Instrumente, und jene für die Stimme in diesen, wie diese für die Instrumente in jenen. Die Instrumente stehen, die Stimme wandelt sich, wie die instrumentalen Möglichkeiten sich wandeln und die Stimmmöglichkeiten stehen. Gegenspiele und Paradoxe. Der Deutsche ist individueller, der Italiener schreibt für Individuelleres, für diesen ganzen wechselnden Zauber farbiger Stimmen, die jede Rolle in neue Valeurs setzen, jedem Abend eine neue Disposition geben, erst leben, wenn sie da sind, erst Leben wecken, wenn sie selbst leben. Farblos und neutral auf dem Papier, wird die italienische Oper Melodie und Genuß und Erfindung und

Klangreiz, wenn sie gesungen wird, ihre Existenz ist eine fliegende, aber ihre Kraft eine stehende. Sie ist nur Geist, wenn sie Materie wird.

Und nun wimmelt diese Schar Künstler mit dem nervösesten aller Instrumente um den Komponisten herum und bringt ihn in Verlegenheit, stößt ihn, liebt ihn, bittet ihn, verleugnet ihn und läßt ihn im Stich. Die Geschlechter sind eingerichtet, die Charaktere versprochen, aber die Menschen sind keine Klarinetten. Burney erzählt, wie ein fehlender Tenor durch einen Einhelfer aus einem Loche ersetzt wird. Grétry, wie einer eine ganze Orange ißt, bis der Partner sein Rizitativ beendet hat. Solche Geschichten gab es hunderte. Verkehr und Disziplin sind besser geworden, aber die Verantwortlichkeit? Die Schröder-Devrient wirft Wagner die „Rienzi“-Partitur an den Kopf und fast alle ihre Kollegen sind gegen fast alle neuen Werke, die ihnen immer zu schwer, immer zu unverständlich sind. Ein halbes Jahr Tristanproben in Wien, und es kommt zu keiner Aufführung. Unterscheiden wir. Die Italiener schrieben vokal, die Deutschen schreiben instrumental, auch für die Stimme. Die Italiener gaben ihre Arien dem Gutdünken der Sänger preis, aus deren Kehle und für deren Kehle sie komponierten. Die Rosinenarie aus dem „Barbier“ ist in Tonart und Koloratur frei geworden wie ein Vogel. Zahlreiche Stücke werden für bestimmte Sänger auf Wunsch eingefügt. Sacchini schließt sich bei seiner Primadonna ein, bis er mit seiner Oper fertig ist. Keiser in Hamburg, Purcell in London schreiben ihre berühmten Riesenkoloraturen, weil sie wissen, für wen sie schreiben. Mozart komponiert seine „Königin der Nacht“ für diese eine Josepha Weber. Dafür leben auch alte Stücke oft nur mit ihren Sängerinnen und sterben mit ihnen, auch wenn ein Meister sie hält. Die „Norma“ ist tot, weil sie niemand mehr singt. Man hilft sich mit Änderungen und Strichen. Man ändert, streicht, kombiniert an alten Opern mit einer Nonchalance, die innerhalb des Schauspiels unerhört wäre. Das Schauspiel kann jeder lesen, die Partitur nur wenige — die Oper will gehört sein. Sie lebt auf der Bühne und findet dort erst ihre endgültige Form. Es gibt keine Oper, die jemals zu allen Zeiten und an allen Orten so aufgeführt wurde, wie sie geschrieben war. Nur Pietät, eine sehr untheatralische Tugend, gestattet originale Formen. Und doch Pietät! Mahler streicht aus dem „Fidelio“ die Roccoarie als dumm, setzt die dritte Leonorenouvertüre vor die letzte Szene ein, als wirksamstes, symphonisches Zwischenspiel, und komponiert für den „Figaro“ neue Rezitative hinzu, aus der Beaumarchaisschen Gerichtsszene, die die revolutionäre

Tendenz steigern. Was die Italiener früher an Stimmpersönlichkeit verlangten, verlangen die Deutschen jetzt an Stimmdynamik. Hans Sachs, als Rolle zusammengerechnet, singt länger, als eine ganze alte, kleine Oper dauerte. Sie verlangen eine Schauspielfähigkeit, die den Sängern selten gegeben ist. Sie „denken" sich in die Rollen und sind zufrieden, wenn die Hälfte ihrer Absichten auf der Bühne verwirklicht wird. So steht der Konflikt. Die Alten gaben sich in den Dienst der Sänger und setzten ihre eigene Selbständigkeit herunter. Die Neuen zwingen die Sänger auf ihr Niveau und kümmern sich nicht darum, ob ihnen dabei der Atem ausgeht. Jene Werke litten dadurch an ihrer Einheit, diese leiden an ihrer Energie. Ist diese Differenz jemals auszugleichen?

Bei der alten, italienisierenden Oper sind erst die Sänger da, dann wird komponiert — später war es umgekehrt. Die Italiener hatten den Vorteil, aus einer bestehenden Kunst und vollendeten Ausbildung der Kehle ihre Werke herzuleiten, in Deutschland mangelt es zuerst überhaupt an Sängern, dann an den passenden. Im alten Hamburg muß Mattheson falsettieren, um seine Kleopatra zu singen. Ein Fräulein Conradi, Tochter eines Dresdener Barbiers, exzelliert als Sängerin, obwohl sie nicht Noten lesen kann. Dann wird das Material besser. Aber andere Nöte entstehen, die größten, als die Wagnersche Oper aufgeführt werden soll. Der Briefwechsel Wagners mit seinen Künstlern ist eine einzige Bemühung um passende Darsteller, die aus der italienischen Überlieferung sich befreien und seinen dramatisch-deklamatorischen Absichten Verständnis entgegenbringen. Langsam erzieht er sie sich. Wie die italienischen Sänger ihre Musik geschaffen hatten, so schafft hier die deutsche Musik ihre Sänger. Der Natursänger, bei dem ein glücklicher Instinkt den konventionellen Akzent ersetzt (wie schon Grétry von Garat sagte), gewinnt an Ansehen und — gefährdet die Oper.

Der Umstand, daß die Oper erst in der Aufführung ihre sinnlich-endgültige Form erhält, wirkt auf die Autoren der älteren Zeit beinahe demoralisierend. Die Noten sind oft ein unverantwortliches Material, erst die Szene gibt Wert und Tatsächlichkeit. Die Originalität der Persönlichkeit ist nicht die Hauptsache. Peri und Caccini am Beginn der Florentiner Oper arbeiten zusammen, fügen sich gegenseitig Nummern ein. In Peris und Gaglianos Opern stehen Stücke, von adeligen Dilettanten eingesetzt, denen die Autoren noch schmeicheln. Im Jahre 1721 wird in London eine Oper „Muzio Scaevola" aufgeführt, deren erster Akt von Mattei, zweiter von Bononcini, dritter von Händel stammt. Rebel hat mit Francoeur zehn Opern zusammengearbeitet.

Hérold machte seine „Marquise de Brinvilliers“ mit neun anderen zusammen, darunter Boieldieu, Auber, Cherubini, Paer. Die Benutzung älterer Opernstücke in neuen Werken ist ebenso geläufig: Rameau nimmt Teile seines wegen kirchlichen Widerspruchs unaufgeführten „Samson“ in den „Zoroaster“ auf, dessen Ouvertüre er sich wieder zum „Castor“ borgte. Gluck borgt sich eigene Ouvertüren und Arien, Händel mit Vorliebe, Rossini desgleichen — noch Weber macht solche Selbstanleihen, er, der auf den Proben des „Oberon“ dieser Oper überhaupt erst die endgültige Gestalt gibt. Anleihen bei Fremden sind nicht ganz so häufig, aber sie sind nicht immer illoyal. Händel nimmt von Keiser, Gluck von Feo und Bach, Philidors „Le Sorcier“ enthält eine Romanze, Note für Note nach Glucks Objet de mon amour im „Orpheus“. Die Ausarbeitung weniger wichtiger Partien wird anderen überlassen: Lully und Gretry übertragen Mitarbeitern die Instrumentation, die Rezitative — in Paris beim „Freischütz“, bei „Carmen“, um sie „akademiefähig“ zu machen — werden unzählige Male von anderen besorgt. Die Opernproduktion nimmt eine unheimliche Ausdehnung an. Die typischen 14 Tage, in denen noch Donizetti den „Liebestrank“ komponierte, kehren auf den Arbeitslisten vieler berühmter Italiener wieder. Die Blätter fliegen unter der Hand, oft gar nicht gedruckt, in Abschriften verbreitet, die Bühne verschlingt sie, sie braucht jährlich neue. Rossini wird eine Zeitlang von Barbaja engagiert, um jährlich zwei neue Opern zu liefern. Sacchini hatte im Alter von 36 Jahren, in dem Wagner erst aufzusteigen begann, schon 50 Opern geschrieben. Scarlatti machte 115 Opern, noch Gluck 107. Hasse konnte sich selbst kaum aller seiner Opern erinnern, nachdem sie Friedrich der Große bei der Belagerung von Dresden verbrannt hatte. Es ist klar, daß diese Produktionsmenge auf den Stil der Komposition wirken mußte — sie stilisiert die Form, versteinert das Gerüst, macht Ausdruck, Verteilung und musikalische Gestalt stereotyp, aber stärkt die Schule und die Routine. Die neue Oper kennt diese Massenwirtschaft nicht mehr. Sie verliert dadurch die formale Überlieferung, gewinnt an innerer Tiefe, an persönlicher Durchdringung.

Das Einheitsmaß zwischen Bühne und Orchester, den Rhythmus der lebendigen Aufführung gibt der Taktstock des Dirigenten, dieser Zauberstab, der alle hier vereinigten Kräfte und alle persönlichen Divergenzen in die Herrschaft seines eigenen Tempos zwingt. Das Tempo ist der objektive Zusammenhalt der tönenden Massen — aber, indem es einem Einzigen anvertraut ist, wird es wieder zu einer subjektiven Äußerung, die aus Temperament,

Laune, Klima und momentaner Rücksicht merkwürdig zusammensetzt. Die Geschichte des Taktschlagens ist eine Geschichte der Wandlung roher Disziplin, wie sie noch der heftige, aufschlagende Taktstock des französischen 18. Jahrhunderts zeigt, in die nervöseste Äußerung persönlichen Empfindens, wie sie den Dirigenten seit Wagner auszeichnet. Rousseau in seinem Musiklexikon unterscheidet den italienischen Taktschlag mit wiederholten, nur senkrechten, sinnfälligen Bewegungen vom französischen, der schon mit eingelegten wagerechten Linien für die mittleren Taktteile arbeitet. Heut ist er nicht mehr zu definieren — er wird ein irrationaler Ausdruck von Mimik des Tempos und der Dynamik, der seine Schulregeln vergessen muß. Gretry erzählt, daß man im nördlichen Frankreich langsamer, im südlichen schneller dirigierte, im nördlichen Italien schneller, in Rom sehr langsam, daß man Lullys und Rameaus Tempi akzeleriert habe. Wir finden heut oft, daß der Italiener dieselben Passagen langsamer singt als der Deutsche — weil seine Technik zuverlässiger ist. Wir erleben, daß Tempi sich in Bayreuth verlangsamen, aus einer Art Verfeinerung und Vertiefung schon konventioneller rhythmischer Werte, und daß Richard Strauß am Pulte den Nibelungenring, aus der Veranlagung seines reißenden Temperaments, so hetzt, daß ihm die Sänger nicht mehr folgen können und wollen. Ich erwähne das, um innerhalb aller Paradoxien des Opernwesens auch diese nicht zu vergessen, daß die feste Schiene, auf der die Aufführung in die Zeit hinein zu gleiten hat, weder aus Eisen ist, noch auf der Erde ruht. Das Schauspiel hat seinen Regisseur für das Tempo, der vor der Aufführung arbeitet. Die Oper hat ihren Temporegisseur während der Aufführung — er ist ein Mensch, ein Künstler, oder gar der Komponist selbst.

Die Regie der Bühne tritt in neue Schwierigkeiten, da sie aus einem dramatischen Milieu einer musikalischen Aufgabe entgegensieht. Wie verhält sich die Natürlichkeit der Bühnenvorgänge zu der Abhängigkeit vom Dirigenten? Die Alten sangen ihre Arien über die Rampe ins Publikum, von Zeit zu Zeit durch eine Handbewegung, eine leichte Umarmung oder Rückwendung die Forderungen des Dramas markierend. Die Chöre stellten sich auf, die Ensembles reihten sich an. Wenn es heute natürlicher geworden ist, ist es nur schwieriger geworden. Bühnendirigenten helfen dem Chor, der den Lohengrinschwan nur sehen kann, wenn er dem Kapellmeister den Rücken kehrt. Gregors Komische Oper in Berlin zeichnete sich durch diese rationelle dramatische Regie aus, durch ungestörtes Volksleben im ersten „Carmen“-Akt, im zweiten „Bohème“-Akt, durch den Versuch der vollkommenen

Ausschaltung des Konvergierens auf den Dirigenten. Man fühlte, daß die Musik oft dabei zu kurz kam. Ist das Problem zu lösen? Der Dirigent ist unsicher, er hat nicht nur Musik unter sich, sondern auch ein selbstsicheres Drama. Geht man ins Drama, verliert man gegenüber der disziplinierten Musik, geht man in die Musik, verliert man gegenüber der Illusion der Bühne. Im alten Stil machte man Scheinkonzessionen: einen sogenannten Idealismus, der seine Frontbewegungen in einer großzügig unbeweglichen Monumentalität verbirgt, in der Art der klassischen Faustina, der pompösen Schauspielerin mit dem Cantar granito. Und die konzertierende Haltung der alten Oper war ja auch zugleich Ursache und Wirkung dieses Kompromisses. Aber die realistische moderne Oper kann das nicht, sie sitzt so tief in dem Dilemma, daß man oft nicht mehr weiß, ob die Darsteller den Dirigenten oder dieser jene mehr irritiert. Schließlich muß es irgendwie gemacht werden, und man findet eine anständige Mitte, die keinen von beiden Kontrahenten beleidigen soll, während sie tatsächlich nur die Unmöglichkeit einer endgültigen Aussöhnung kachiert.

Und so komme ich zum Kapitel der Sichtbarkeit der Oper, die mit ihrer Hörbarkeit sich auseinanderzusetzen hat. Hier scheint kein Kompromiß mehr, hier scheint offene Feindschaft und Gegensätzlichkeit. Der Rahmen der Bühne, die Dekoration, die Ausstattung sind eine beharrende Kunst, die Musik eine laufende — und dennoch soll auch dieses Drama sich vor eindrucksvollen Bildern, in wirksamen Stellungen abspielen. Jetzt sage ich schon vorsichtiger: gerade weil es kein gesprochenes, sondern ein musikalisches Drama ist, wird die offene Gegensätzlichkeit der Raum- und Zeitkünste nicht ohne weiteres zugegeben, sondern sie suchen sich zu beeinflussen, anzuähneln, zu steigern — die einzige Vertragsbrüderschaft, die die beiden Kategorien jemals versucht haben. Der Oper bleibt auch dieses Experiment nicht versagt: sie schlägt alles zusammen und alles auseinander.

Wie stellt sich die Regie zur detaillierten Musik? Nicht die technische Regie der Abhängigkeit vom Dirigenten, sondern diese künstlerische Regie des Verhältnisses vom Schauspiel zur Musik? Gagliano in der Vorrede seiner „Dafne" macht bereits eine Reihe weiser Bemerkungen über die Lösungen dieser Inkongruenz. Die Reformatoren haben sich immer damit aufgeregt: Rousseau schwärmt für die genaue Befolgung der Musikphrasen durch das Spiel. Wagner denkt sich eine ganze Tanzkunst der Mimik in präziser Übereinstimmung mit der gehörten Gebärde des Tons. Das Orchester wird dadurch gebärdenreicher,

die Mimik musikalischer. Susanna und Cherubin spielen die Achtel ihres Duetts, das Wotansschwert wird gezogen, wenn die Trompete es bedeutet, Loge dreht sich mit seiner Chromatik, Quickly verbeugt sich dalle due alle tre und Basilio erhebt sich in ganze Größe mit dem Crescendo der Calomnia. Ist die Präzision vollkommen, ist ein Buffoeffekt sicher: ist sie nicht durchgeführt, spalten sich die Organe des Auges und Ohres. In diesem Falle ist das Spiel wahrscheinlicher, aber untänzerischer — in jenem tänzerischer, aber karikaturhafter: Gliederpuppen mit Gebrauchsanweisung. Die Praxis schwankt auch hier in einer unklaren Mitte zwischen den festen Bühnenbildern, die die Konturen stellen, und der beweglichen Musik, die die Innenzeichnung liefert, halb in diese, halb in jene schielend. Das sind die doppelten Sorgen der Opernregie.

Von den Schaffenden.

Nichts törichter als die Mahnung, Haydn nachzueifern. Als ob Seelenheiterkeit eine erlernbare Technik wäre!

* * *

„Orpheus": Gluck, der zur Unterwelt hinabsteigt, um ein Stück antiker Hoheit zurückzugewinnen. Da war er Deutscher, Genosse Goethes. Doch als er diese Tat vollzog, brannte sein letztes Jugendfeuer und seine stärkste Kampffreude aus. Und so erstarrte dann seine Größe in den Konventionen der Racine und Corneille.

* * *

Man muß den „Fidelio" nicht zum wenigsten deshalb mit höchster Sorgfalt musikalisch und szenisch ausarbeiten, weil er unvergleichlich besser als die scharfsinnigste theoretische Darstellung aufzeigt, was der Oper und was der Symphonie zu geben ist.

* * *

Unsere Zärtlichkeit für Schumann wächst: wir ahnen, daß wir nicht mehr lange fähig sein werden, mit ihm zu fühlen.

* * *

Aus dem Irrtum eines Genies kann eine Welt von Talenten hervorwachsen.

* * *

Unbewußt, aus den Tiefen der Volksseele, arbeiten sich im Bereiche der Musik heute zumeist nur noch Gassenhauer empor. In unsern Tagen ringt sich aus dem besten Volksempfinden anderes ans Licht: kühne Weltherrschaftsgedanken, Pläne großartiger sozialer Wohlfahrtseinrichtungen. Damit darf man billig zufrieden sein.

Aus: Paul Marsop, Neue Kämpfe. Zweite Reihe der Studienblätter eines Musikers. München bei Georg Müller 1913.

Klassenwirtschaft im Heere.

Randbemerkungen
zur Beratung der Wehrvorlage im Haushaltsausschuß.

Eine nationalliberale Entschließung ersucht den Reichskanzler, der Entwicklung in der Armee, die in wachsendem Maße zu den Regimentern mit ausschließlich oder überwiegend adeligen Offizierkorps geführt hat, entgegenzuwirken. Die Entschließung wird gegen die Stimmen der Konservativen angenommen.

Eine nationalliberale Entschließung ersucht den Reichskanzler, dahin zu wirken, daß ein ständiger Austausch zwischen den Offizierkorps der Grenzregimenter, sowie der unter ungünstigen Lebensbedingungen stehenden Garnisonen und den in großen Städten oder unter bevorzugten örtlichen Verhältnissen garnisonierenden Truppenteilen stattfindet. Die Entschließung wird mit allen Stimmen gegen die Stimmen der Konservativen angenommen.

Was Eingeweihten längst klar war, hat sich wieder mit verblüffender Deutlichkeit ergeben: die Konservativen vertreten nicht die Interessen der Offiziere der Armee, sondern die eines kleinen bevorzugten Teils. Mit der Abschaffung der rein oder überwiegend adeligen Regimenter fürchten sie eine ihren Söhnen vorbehaltene Domäne zu verlieren, und der Garnisonentausch könnte es herbeiführen, daß eben diese ihre Herren Söhne den schönen großen und kleinen Residenzstädten den Rücken kehren müßten und sich in Orten wiederfänden, wo ihnen die Passion für den Offizierberuf bald schwinden könnte. Gott beschütze die Armeeoffiziere vor ihren konservativen Freunden! Anders als durch Beweggründe engherziger, eigensüchtiger Interessenpolitik ist die Stellung der Partei jenen handgreiflich berechtigten Forderungen gegenüber, die sogar vom Kriegsminister als solche grundsätzlich anerkannt sind, nicht zu erklären. Die geschichtliche Überlieferung, hinter die man sich so gern versteckt, erklärt doch nicht, daß Offizierkorps neugegründeter Regimenter, denen man von vornherein eine bevorzugte Stellung eingeräumt hat, sich sehr rasch von dem bürgerlichen Element ganz, oder doch fast ganz, „gereinigt" haben; sie erklärt doch nicht, daß ein Jüngling namens Meyer oder dergl. durch keine Macht der Welt jemals den Eintritt in gewisse Regimenter erzwingen kann, während das Wort „von" vor demselben Namen, das in solchen Fällen gewiß keine Überlieferung darstellt, dem Betreffenden sofort Einlaß in die „vornehmsten" Regimenter gewährt. Die geschichtliche Überlieferung spricht überhaupt gegen die rein adeligen Regimenter. Die Ranglisten aus der Zeit um 1820 weisen in den Garderegimentern bürgerliche Namen in großer Zahl auf; in vielen Garderegimentern standen ein Dutzend und mehr bürgerliche Offiziere, d. h. so viele, wie jetzt in sämtlichen Garderegimentern zusammen. Daß ein Kommandeur mit Vorliebe junge Leute annimmt, deren Väter und Großväter schon im Regiment gestanden haben, ist sehr verständlich. Wie ist es aber nun mit den Hauptleuten und Stabsoffizieren, die doch nur zum kleinsten Teil aus den Regimentern selbst hervorgehen? Wie kommt es, daß in gewisse Regimenter nur oder doch vorwiegend adelige Hauptleute und Stabsoffiziere versetzt werden? Diese Versetzungen nimmt das Militärkabinett vor; es muß doch also wohl System in der Reinkultur adeliger Regimenter sein; das Recht auf Exklusivität des Adels muß doch von der Heeresverwal-

tung grundsätzlich anerkannt sein, sonst könnte man ihm doch nicht auf diese Weise systematisch Vorschub leisten. Wie reimt sich aber dieses System, das ganz deutlich an der Hand der Offizier-Ranglisten und der in den Militär-Wochenblättern veröffentlichten Personal-Veränderungen zu verfolgen ist, mit der offiziellen Erklärung zusammen, es werde auf einen Ausgleich in der Zusammensetzung der Offizierkorps bereits hingewirkt? Der „Konzessions-Schulze" allein macht es doch nicht. Und tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: die Trennung wird immer reinlicher, und wenn auch bis jetzt von einem Gegensatz zwischen adeligen und bürgerlichen Offizieren in der Armee sicherlich noch nicht gesprochen werden kann, so ist doch die Weiterbefolgung des herrschenden Systems vortrefflich geeignet, einen solchen heranzuzüchten; denn eine Bevorzugung des Adels herrscht ganz zweifellos. Bevorzugung aber, die nicht auf Leistungen allein begründet ist, ist das, was ein sozialdemokratischer Abgeordneter als „Klüngelwirtschaft", ein nationalliberaler etwas höflicher als „Nepotismus" charakterisierte. Sie erzeugt notwendig Erbitterung bei den Zurückgesetzten, und in der Tat hat die Verbitterung über die Bevorzugung des Adels in der Armee bereits einen recht unerfreulich hohen Grad erreicht. Doch die peinliche Angelegenheit erledigt sich sehr einfach: der Heeresverwaltung ist davon nichts bekannt.

Dann der Garnisonentausch. Sicherlich haben, wie der Kriegsminister sagt, die kleinen Garnisonen manches für sich: sie fordern unwillkürlich zu ernsthafter Selbstbeschäftigung auf. Alles aber hat es gegen sich, daß ein Offizier 10, 15, 20 Jahre und länger in den elendesten Nestern verbringt; und das kommt unendlich oft vor. Es wäre interessant, Näheres über das Zustandekommen der Statistik zu hören, die der Kriegsminister beibringt: danach war die Gesamtzahl der Offiziere in den östlichen Grenzgarnisonen 295 (der Begriff Grenzgarnison muß dabei sehr eng gefaßt worden sein, d. h. es können nur die tatsächlich ganz nahe der Grenze liegenden Städte gezählt sein); von diesen 295 Offizieren standen dort 127 mehr als 5 Jahre. Vermutlich sind hierbei die Stabsoffiziere mitgezählt, die aber füglich nicht mitgezählt werden durften, da sie sowieso nicht länger als 5 Jahre in einem Regiment bleiben. Ferner ist zu fragen, wohin denn die Offiziere versetzt wurden, wenn sie die Grenzgarnison verließen; bei der engen Fassung des Begriffs Grenzgarnison rechnet es die Statistik offenbar schon als Wechsel, wenn jemand von Soldau nach Deutsch-Eylau, oder von Goldap nach Sensburg, oder von Darkehmen nach Insterburg versetzt wird. Ganz so ist aber der von dem nationalliberalen Antrag erstrebte Austausch nicht gemeint. Ein Wechsel im Sinne dieses Antrags, der viele Tausende von Offizieren hinter sich hat, wäre aber sehr wohl möglich. Warum muß ein Kompagniechef 12 Jahre lang dieselbe Kompagnie behalten (so lange hatte er sie in der Tat bei den bisherigen Avancements-Verhältnissen)? Auf ihn wie auf die Kompagnie würde ein Wechsel nur belebend wirken. Warum kann man nicht eine Maximalzeit für die Städte unter einer bestimmten Einwohnerzahl festsetzen, nach deren Ablauf die dort stehenden Offiziere auf die Versetzung in eine größere Garnison rechnen können? Warum sollen nicht alle Offiziere, ohne jede Ausnahme, eine gewisse Zeit hindurch das Leben in einer kleinen Garnison zu kosten bekommen? Die kleinen Garnisonen sind nun einmal nötig, wenn sie auch militärisch als ein Unglück betrachtet werden müssen; mit der Möglichkeit zu häufigen Übungen mit gemischten Waffen fehlen eine Menge der notwendigsten Anregungen, die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften kann dort mit dem besten Willen nicht so in-

tensiv betrieben und nicht so vielseitig gestaltet werden, wie in den großen Garnisonen und den Festungen. Ein 10jähriger oder längerer Aufenthalt in einer Garnison von 1 Bataillon, oder 1 Abteilung Feldartillerie, oder wenigen Schwadronen muß einen normal veranlagten Offizier militärisch stumpfsinnig machen. Wie will man es rechtfertigen, daß man vielen Hunderten von Offizieren die vielseitigere und anregendere militärische Ausbildung in den großen Garnisonen einfach vorenthält, während unzählige andere sie dauernd genießen? Die Verbitterung über diese Ungerechtigkeit ist in der Armee sicher noch größer als die über die Bevorzugung des Adels. Aber auch diese peinliche Angelegenheit erledigt sich sehr einfach: der Heeresverwaltung ist davon nichts bekannt.

„Der Begriff der Strafgarnisonen dürfe nicht aufkommen“ und „es komme nie vor, daß etwa brüchige Existenzen in die kleinen Garnisonen abgeschoben würden“ — soll der Kriegsminister gesagt haben. Trotzdem es in allen Zeitungen steht, ist das eigentlich nicht zu glauben, denn jeder Mensch in der Armee weiß, daß der Begriff der Strafgarnisonen besteht (nicht offiziell, versteht sich) und daß andauernd „brüchige“ Offiziers-Existenzen in großer Zahl in die kleinen Garnisonen abgeschoben werden. Es gehört durchaus zum System, daß die bevorzugten Regimenter sich auf diese Weise von zweifelhaften Elementen reinigen; diese finden sich in einzelnen Regimentern in den Grenzprovinzen zeitweise erschreckend gehäuft, und die Offizierkorps dieser Regimenter, die sowieso schon Mühe haben, sich auf der Höhe zu halten, müssen sie verdauen. Hilft dann auch die Strafversetzung (der Begriff ist nicht nur jedem Offizier, sondern auch jedem Laien ganz geläufig) nicht, den Tunichtgut zu bessern, und geht er schließlich „um die Ecke“, so wird das womöglich noch dem Offizierkorps, in das er zuletzt abgeschoben war, zur Last gelegt. Fühlt man denn gar nicht, welch beleidigende Herabsetzung es für die Offizierkorps in den kleinen Garnisonen, die unter schwierigen und oft recht unerfreulichen Verhältnissen ihre volle Pflicht tun, bedeutet, wenn ihnen fortgesetzt Offiziere zugesandt werden, die für andere, „bevorzugte“ Regimenter nicht mehr gut genug sind? Müssen jene Offizierkorps nicht allmählich zu der Überzeugung kommen, daß sie als minderwertig angesehen werden? Sind sie nicht tatsächlich in Gefahr, minderwertig zu werden, wenn man ihnen immer wieder brüchige Existenzen und Elemente zweifelhaften Charakters beimischt? Gibt es vielleicht verschiedene Klassen von Offizierkorps?

In der Tat hat es das herrschende System fertig gebracht, eine ganz scharf ausgeprägte Klassen-Einteilung der Regimenter aller Waffen herzustellen; es gibt ganz vornehme, vornehme, gute, mäßige und minderwertige Regimenter. Man veranstalte eine Umfrage in der Armee: man wird durchgängig auf dieselbe Klassifizierung der einzelnen Regimenter treffen; die Schwankungen werden nur gering sein, die Ansichten darüber stehen ziemlich fest. Die daraus folgenden Schäden liegen auf der Hand: dünkelhafte Überhebung, Neid, Mißgunst, Beeinträchtigung des kameradschaftlichen Sinns, des Zusammengehörigkeitsgefühls, des Korpsgeistes. Das Schlimmste aber ist, daß die Klasseneinteilung auch für die Besetzung der Regimentskommandeur-Stellen maßgebend ist. Nicht jeder zum Regimentskommandeur qualifizierte Offizier kann jedes beliebige Regiment bekommen. Man kann bei jedem einzelnen die Klasse von Regiment, deren er für würdig erachtet werden wird, mit Bestimmtheit voraussagen. Mit und ohne Berechtigung bevorzugte Persönlichkeiten erhalten natürlich Regimenter einer der

ersten Klassen; gäbe man ihnen eins der gering bewerteten Regimenter in einer kleinen westlichen oder östlichen Garnison, so würden sie das als kränkende Zurücksetzung empfinden, sie sind dafür zu gut. Die Regimenter vierten und fünften Ranges erhalten auch entsprechende Persönlichkeiten als Kommandeure, und zwar dauernd. Das hat für die Offizierkorps empfindliche Folgen: es liegt auf der Hand, daß ein Kommandeur, der gute persönliche Beziehungen oder vermöge seiner Befähigung Anwartschaft auf die höchsten Kommandostellen in der Armee hat, viel mehr für seine Offiziere zu erreichen vermag, als ein anderer, der vielleicht nur mühsam um seine militärische Existenz kämpft. Die Stimme der bevorzugten Kommandeure gilt an der für die Personalien der Offiziere entscheidenden Stelle naturgemäß mehr. Es ist für die Offizierkorps aber einfach eine Lebensfrage, wieviel ihre Kommandeure für sie durchzusetzen vermögen. Es ist sehr interessant zu verfolgen, wie eine große Zahl von Regimentern Jahrzehnte hindurch nur Kommandeure gehabt haben, die nicht über diesen Dienstgrad hinaus oder allenfalls mit Mühe und Not bis zum Generalmajor gelangt sind. Die Wirkung ist ganz deutlich an dem geringen Prozentsatz von Offizieren zu verfolgen, den diese Regimenter zu den bevorzugten, mit großen Avancementsvorteilen verbundenen Stellungen (Generalstab, höhere Adjutantur usw.) gestellt haben. Daß das und die daraus zu folgernde Erkenntnis, einer geringwertigen Klasse zugezählt zu werden, nicht erfrischend auf die Dienstfreudigkeit der Offiziere der betreffenden Regimenter wirkt, liegt auf der Hand. Daß sämtliche Regimentskommandeure gleichwertig seien, ist nicht zu erreichen; daß man in vielen Fällen, z. B. in Garnisonen, an denen sich kleine Höfe befinden, bei der Auswahl der Persönlichkeiten besondere, auch nicht militärische Rücksichten mitsprechen lassen muß, ist einleuchtend; daß aber dieselben Regimenter stets und ständig bevorzugte Persönlichkeiten als Kommandeure bekommen, andere Regimenter stets und ständig Persönlichkeiten einer geringeren Wertklasse, ist eine durch nichts zu rechtfertigende Ungerechtigkeit. Ein Ausgleich in dieser Hinsicht würde sehr stark zu einem Ausgleich in der Bewertung der Regimenter überhaupt beitragen.

Die Klassenwirtschaft ist ein großes Übel, denn sie ist geeignet, die notwendige Einheitlichkeit des Offizierkorps des Heeres und damit des Heeres selbst zu sprengen. Die Heeresverwaltung wird nicht umhin können, auf alle die Schäden, die bereits zu einer Beeinträchtigung der Einheitlichkeit geführt haben, ihr Augenmerk zu richten. Mit der Ableugnung der handgreiflich deutlichen Mißstände allein ist es nicht getan.

Trux.

Erich Oesterheld: Die Reklame des Verlegers.

Unser Buchgewerbe steht seit geraumer Zeit auf ansehnlicher Höhe. Die zunehmende Kultur des Geschmacks hat auch — neben anderem — eine Kultur des Buches gezeitigt, hat Auge und Hand gebildet und ästhetische Forderungen sogar an das (im gewissen Sinne) marktschreierische Notübel, die Reklame, gestellt. Der Verleger von heute, ich meine der ernste, befähigte Verleger, ist mehr denn je Geschmacksbildner, ja Ästhet geworden. Er ist, zum Teil wenigstens, nicht so sehr kaufmännisch interessiert als intellektuell gesinnt, ist, wenn dies nicht gar zu verstiegen klingt, kulturgesättigt oder gar Persönlichkeit geworden. Sein Verlagswerk ist kaum noch eine mehr oder minder willkürliche Leistung des Buchdruckers oder Buchbinders, sondern, wenn man so sagen darf, der kunstgewerbliche Ausdruck seines Stilgefühls, seines Geschmacks oder seiner ästhetischen Ansicht. Ist auch jeder künstlerische Wille teilweise oder ganz von der Tendenz der Zeit abhängig, so hängt das Was und Wie der modernen verlegerischen Tätigkeit doch nicht so ganz unwesentlich von ihrem Urheber ab. Ich meine: sie ist individuell genug, dem Buche Prägnanz, eigenen Stil, persönliche Würde zu geben. Die Bücher Eugen Diederichs in Jena z. B. oder des Insel-Verlags, um nur ein paar markante Beispiele zu geben, haben die eigene Physiognomie ihrer Schöpfer; das ästhetisch oder bibliophil gebildete Publikum kennt auch ohne Verlagszeichen die Bücher heraus, die diesem oder jenem Verleger gehören. Solch ein künstlerisch gesinnter und befähigter Verleger wird seiner Tätigkeit auch über die Herstellung, das Buchgewand, hinaus Richtung und persönliche ästhetische Absichten diktieren. Auf diese Weise, gewissermaßen als Produkt eines Zustandes, ist auch die verlegerische Reklame von ihrer scheusäligen Geschmacklosigkeit und Aufdringlichkeit zum großen Teil frei geworden; sie hat, wie ein schönes Buch, nicht gar zu selten Stil, Würde, Ausdruck erhalten und verletzt Auge und Sinn kaum mehr durch unrhythmische Satzbilder oder grelle, unharmonische Farb- und Tonwirkungen. Ihre Absicht ist: bewußte Einfachheit, Zurückhaltung, Harmonie zwischen Wort und Satzbild. Als erfreuliche Beweise wirken hier die Verlagsprospekte der modernen, vornehmen Verleger. Type, Farbe, Anordnung haben Reiz und Schönheit, und manche sind ohne Zweifel kostbare Dokumente eines verfeinerten Geschmacks und, als typische Beispiele einer modernen künstlerischen Reklamekunst, nicht selten dauernd in den Händen von Sammlern und Bibliophilen. Diese auffällige Abschwenkung von der Schablone hat aber ihren Grund nicht nur in den durchweg verfeinerten Geschmacksbedürfnissen des Verlegers und seines Publikums, sondern — und sicher nicht zuletzt — auch in der üblen und nicht ungefährlichen Überproduktion der letzten Jahre. Heute, wo das größere Publikum durch die elenden Zeitverhältnisse zur Ökonomie gezwungen und infolgedessen als Buchkonsument nicht unwesentlich lahmgelegt wird, muß die trotzdem gesteigerte Produzentenzahl auf eine durch individuelle Artung auffallende Reklame achten und dem Publikum durch besondere Nuancen, durch Vornehmheit, Stil oder Eleganz, von ihrer Vielheit Kenntnis geben.

Hat bisher der Verlagsprospekt die jeweilige Novität des Verlegers angekündigt, so tritt jetzt, ohne diesen zu unterdrücken, den Verlagskatalog in den Vordergrund und findet, soweit er Interessantes mit Geschmack und Eigenart verbindet, zumeist genügend Freunde und Interessenten, erfüllt also auf vornehme Weise den Zweck werktäglicher Reklame.

Aber hatte sich dieser Verlagskatalog zuerst mit einer zusammenstellenden Bibliographie der Verlagswerke begnügt und einigen geschickt zusammengestellten Auszügen aus den Preßurteilen, so repräsentiert sich der modernste Katalog jetzt als eine Art Buch für sich und enthält abgeschlossene Auszüge aus Gedichtbänden, Novellensammlungen und anderen Werken, die eine Vorstellung vom Ganzen vermitteln, das Interesse reizen, Appetit machen und selbst als Teil dem Ganzen nützen. Den Anstoß zu diesen Buchkatalogen gab vor mehreren Jahren der Insel-Verlag in Leipzig, der jährlich von bestimmten Künstlern ausgestattete Almanache herausgab. Ihnen folgte der jetzt schweigsam gewordene Verlag von Julius Zeitler, Leipzig, und andere Verleger standen nicht nach. Der verdiente Erfolg reizte mit Selbstverständlichkeit zum weiteren Ausbau dieser Propagandamöglichkeit. Hübsche und teilweise wertvolle Kataloge, durch Dichterporträts und andere Illustrationen geschmückt, veröffentlichten u. a. Eugen Diederichs, auch Georg Müller und Hans von Weber, der Dandy unter den Verlegern, Julius Bard, Bruno und Paul Cassirer, Oesterheld & Co., Albert Langen, Ruetten & Loening etc. Im vergangenen Jahre gab der Verlag S. Fischer, Berlin, zur Feier seines 25jährigen Bestehens einen sehr interessanten, reichhaltigen Jubiläumskatalog heraus, der „Das 25. Jahr“ hieß und besonders bedeutsam auch dadurch wurde, daß er gleichsam das verlegerische Sprachrohr für die bedeutendsten modernen Dichter und Schriftsteller war. Der über Erwarten große Erfolg veranlaßte den Verlag, jetzt „Das 26. Jahr“ herauszugeben. Ein hübsches und nicht weniger geschmackvoll ediertes Buch illustriert die Fischersche Verlagstätigkeit im verflossenen Jahr, das, wenn nicht alles trügt, wiederum nicht wenig Liebhaber, Freunde und — Käufer finden wird, denn dieser Verlagskatalog, der allerdings auch den respektablen Umfang von 350 Seiten hat, kostet, sage und schreibe, eine Mark. Der Band hat, außer einer allgemeinen Bibliographie, zwei Abteilungen, deren erste die essayistischen Porträte der Jubilare Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler, und der Toten des Verlages, Hermann Bang und Max Burckhardt, enthält. Die zweite Abteilung gibt den ersten Akt von „Gabriel Schillings Flucht“, Novellen von Bang, Hesse, Schaffner, Schnitzler; Essays von Ibsen, Emil Ludwig, Walther Rathenau, Jakob Wassermann, — im ganzen also ein wertvolles und unterhaltsames litrerarisches Resumé, für das man eine Mark gewiß nicht umsonst ausgegeben. — Der Verlag Alex Juncker ist sogar auf die immerhin nicht unpraktische Idee gekommen, statt eines Kataloges eine Verlagszeitschrift zur Propaganda seiner Werke herauszugeben, der er den romantischen Namen „Orplid“ gegeben hat und die man — abonnieren muß. Auf diese Weise ist die moderne Verlagsreklame, die schönste, aber undankbarste aller Reklamemöglichkeiten, in ein neues, interessantes und vielversprechendes Stadium ihrer Entwicklung getreten: sie läßt sich bezahlen; aber wohl kaum zum Nachteil des Publikums, gewiß aber zum Vorteil der Werke und der Menschen, denen wir sie verdanken.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto)
an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Genuß oder Gift?

Eine Plauderei vom Kaffeetrinken.

In einer alten arabischen Dichtung heißt es: „Kaffee ist das Getränk der Kinder Gottes und die Quelle der Gesundheit. Trinke davon mit Vertrauen und horche nicht auf die Rede der Toren, die ihn ohne Grund verdammen.“ Es scheint also der Kampf gegen das Lieblingsgetränk unserer Damen schon in grauer Vorzeit eingesetzt zu haben. Bekanntlich ist das Kaffeetrinken eine sehr alte Sitte. Wenn auch das Gerücht nicht verbürgt ist, daß man in Persien bereits um das Jahr 875 n. Chr. Kaffee getrunken hat, so geht doch aus einer arabischen Handschrift des Shehabeddin Ben aus dem 15. Jahrhundert hervor, daß der Kaffee zu dieser Zeit schon längst in Abessinien bekannt war, vermutlich allerdings noch nicht als Kulturpflanze. Von Aden aus drang der Kaffee weiter nach Norden vor und sein Genuß wurde den Ägyptern und Syriern bald zu einer lieben Gewohnheit. In Konstantinopel ist das erste öffentliche Kaffeehaus im Jahre 1551 eingerichtet worden. Anno 1660 gelangte der Kaffee durch die Venetianer nach Europa und trat sehr bald darauf seinen Siegeszug durch alle Länder an.

Man hat ihn viel gepriesen und auch viel geschmäht, den „Neger, der den Schlaf raubt,“ wie ein alter orientalischer Dichter den Kaffee nennt. Er hat aber auch viele und geistvolle Verteidiger gefunden. Daß er ein Gift sei, hat schon Voltaire in witziger Weise widerlegt, und Mirabeau sagte, Kaffee und Tee hätten dem Laster der Trunkenheit kräftigere Schranken gesetzt, als die Lehren der Moralisten, die Wissenschaften und die Aufklärung. Es war nämlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankreich Sitte, während und nach den Diners Liköre zu reichen, und erst seit dem Jahre 1735 wurden diese durch den Kaffee verdrängt, der in kurzer Zeit der Lieblingstrank der vornehmen Pariser Gesellschaft nach Tisch wurde und dessen Einführung die oft recht ungezügelten Trinksitten milderte. „Man fing sogar an, es für unanständig zu finden, ins Cabaret zu gehen. Der Herzog von Ferté-Senectère war der letzte der französischen Großen, dem man den Beinamen ‚Le pair des cabarets‘ gab,“ so schreibt der Baron Vaerst.

Wie es den Anschein hat, fing man aber bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts an, nach einem Getränk zu suchen, das den Kaffee ersetzen könnte. Ernst Consentius erzählt in seinem interessanten Buche „Alt Berlin Anno 1740“, daß zu Güstrow in Mecklenburg um das Jahr 1740 ein Bier gebraut worden sei, das den schönen Namen „Kniesenack“ führte. Für das Quart „recht

aufrichtigen" Kniesenacks wurden 3 Groschen gefordert, und nach einer Anpreisung dieses Getränkes „können die Liebhaber selbigen des Morgens glüend oder warm anstatt Chokolade oder Caffée trincken, welcher ihnen besser als diese schmecken und gut bekommen wird." Reiner Kafffee war ja fast unbezahlbar. Außerdem verteuerte der dazugehörige Zucker den Genuß erheblich, da das Pfund gewöhnlichen, in Hüten gekauften Zuckers 4 Groschen 3 Pfennige kostete, weißlicher Kandiszucker sogar 7 Groschen. Bei derartigen Preisen lag der Gedanke nahe, den Kaffee ohne Zucker und Milch zu genießen. Aus gesundheitlichen Rücksichten schien auch der Genuß reichlichen Zuckers zum Kaffee nicht ratsam. „Ich wolt doch solchen, welche viel Säure im Magen der Schleim auf der Brust haben, nicht rathen, allzuviel Zucker und Milch bey dem Kaffee zu genießen, weil beydes, wenn es sich mit der Säure vermengt, dieselbe nicht nur vermehren hilfft, sondern sich auch in eine zehe und schleimigte Materie verwandelt." Aber wie er auch getrunken wurde — in jeder Form galt der Kaffee, besonders bei den Frauen, als ein Universalheilmittel.

„Kaffee schlägt alle Dünste nieder,
Kaffee verscheucht der Sorgen Schwarm,
Kaffee belebt die matten Glieder
Und unterdrückt den innern Harm;
Sogar die unverschämten Flöh
Verjagt den Jungfern der Kaffee."

Der hohe Preis machte allerdings das beliebte Getränk zu einer Delikatesse, die sich nur die besser bemittelten Stände leisten konnten, aber trotzdem waren die später so sehr geschätzten und als eine besondere Gepflogenheit der deutschen Frauen viel bespöttelten „Kaffeevisiten" schon damals in Berlin Mode. Auch Junggesellen luden ihre Freunde zum Sonntag-Nachmittag ein und bewirteten sie mit „wohlpraeparirtem Kaffee", Rheinwein und mürbem Zieback. Bei den Jungfern gab es nach dem Kaffee Pflaumen und Weintrauben. Wem der Kaffee zu teuer war, der setzte seinen Gästen Schafsmilch vor. Es wird von einem Feldwebel Neumann erzählt, daß er seine Gäste mit wohlgewürzter Schafsmilch, holländischem Käse, Weintrauben, Braun- und Weißbier bewirtet habe. Beneidenswerte Menschen! Sie müssen Magen gehabt haben, wie der 1771 verstorbene berüchtigte Passauer Vielfraß Josef Kolniker, der nur satt werden konnte, wenn er Steine unter sein Essen mischte, oder wie der 1754 in Wittenberg verstorbene Gärtner Kahle, der ein Schock Pflaumen mit den Kernen hinunterschluckte und einmal sogar, wie ein Zeuge vor Gericht eidlich versichert hat, ein bleiernes Schreibzeug nebst Tinte, Streusand und einem Federmesser verschlang.

Ist nun der Kaffee wirklich so schädlich? Nehmen wir tatsächlich mit diesem beliebtesten unserer Genußmittel täglich große Mengen eines langsam tötenden Giftes in uns auf? Eine Literatur ist über diese Frage in den letzten Jahren entstanden, mit der man Bibliotheken füllen könnte. Bekannt ist, daß die Wirkung des Kaffees auf Hirn, Muskeln und Nieren dem in ihm enthaltenen Koffein zuzuschreiben ist, daß aber auch der Genuß einer großen Menge Kaffees gleichbedeutend mit einer Koffeinvergiftung sein kann. Durch die Zubereitung des Kaffeetrankes wird, wie Professor Lehmann in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ sagt, das Koffein bis auf einen Rest von 17,5 Prozent ausgezogen, so daß etwa 150 mg als die kleinste, 400 mg als die größte beim Genuß einer Tasse guten Kaffees einwirkende Dosis zu betrachten ist. Drei Tassen aus zusammen 50 g Kaffee dürften in der Regel das Maximum darstellen, das ein Kaffeetrinker in kürzester Zeit zu sich zu nehmen pflegt. Darin sind 0,45 bis 1,2 g Koffein enthalten — eine schon recht beträchtliche Menge.

Nicht streng wissenschaftlich sollen hier die nervösen und sonstigen Symptome geprüft werden, die nach dem Genuß von Kaffee auf eine erhöhte oder verminderte körperliche oder geistige Leistungsfähigkeit des Menschen schließen lassen. Das ist Sache der Gelehrten, und es erfordert bei ihnen eine große Unparteilichkeit gegenüber den eigenen Beobachtungen, wenn deren Ergebnisse ohne Überschätzung für die Menschheit nutzbar gemacht werden sollen. Zu vielerlei Faktoren sprechen hier mit. Am meisten wurde bei Versuchen an Menschen eine Verschlechterung des Schlafes beobachtet.

Was können wir nun aus all dem hitzigen Streit folgern? Sehr richtig sagt hierzu wiederum Professor Lehmann: „Wer in voller Gesundheit Kaffee trinkt, um seine geistige und körperliche Leistungsfähigkeit vorübergehend energisch zu verbessern oder zu verlängern, wer ein Nervensystem hat, das nach der vermehrten Leistung unter der Kaffeewirkung (Koffeinwirkung) leicht immer wieder zum Zustand der Ruhe zurückkehrt — der kann natürlich koffeinhaltigen Kaffee wählen. Wer aber aus Erfahrung weiß, daß ihm koffeinhaltige Getränke Kongestionen machen, Herzklopfen erzeugen, den Schlaf rauben — der findet im koffeinfreien Kaffee*) einen wertvollen Ersatz, der ihm die ganze Symbolik der gemütlichen Kaffeestunde läßt, ihm den ganzen Wohlgeschmack des Originalgetränkes übermittelt, ohne irgendwie zu schaden.“

Richard G. B. Förster.

---

*) im Kaffee Hag, dem koffeinfreien und unschädlichen Bohnenkaffee der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.





Die neue Propaganda-Broschüre der Kaffeehag.

Herr Fritz Müller-Cannero schrieb uns über diese Broschüre, deren Textteil an dieser Stelle in Heft 8 und 9 veröffentlicht wurde, den folgenden Brief, der eine prinzipielle Tragweite für die Reklame der Gegenwart und der Zukunft besitzt:

„Was ich von der Broschüre selber halte, ist geschwind gesagt: ein feines Meisterstück, in welchem Kunst und Kaufmann eine legitime Ehe eingegangen haben. Gleich entspringt ein Zwillingspaar daraus, nein, Drillinge sogar. Zunächst der lustige „Flüchtling“ von Roda-Roda als ein übermütiger Bub, der Purzelbäume schlägt im Gras und mit dem letzten Purzelbaum vergnügt-verschmitzt auf Ihre Firma zeigt. Dann das ernste Gewächs „Ein Kapitel vom Kaffee“, das geschickt und tüchtig aufgebaut ist und aus dem man etwas Gutes lernt. Und schließlich, die beiden Sprößlinge mit einem heitern Band umgebend, die prächtige Griffelkunst von Fritz Koch-Gotha, der sein Bestes gibt.

Soweit die Broschüre selber. Und ich könnte jetzt einen Punkt machen und „Hochachtungsvoll“ darunter setzen. Aber da ist noch etwas, was über die Broschüre hinauswächst, was dahintersteht und ein Gesicht hat, ein Gesicht, das reden will. Darf ich Ihnen übersetzen, was ich hörte?

Die Reklame hat es satt, von Brandplakaten ungeschlacht zu brüllen: „Meine Seife ist die beste!“ Die Reklame will ein Stück Kultur werden. Ein Stück Künstlertum, das auf sich selber ruht. Nicht mehr länger ein Trabant und ein Planet, der geduldig widerstrahlt, was auf ihn fällt. Nein, wenn ich die neue Reklame recht verstehe, so will sie ein Selbstleuchter aus eigener Kraft werden. Ihre Broschüre ist ein Beweis dafür. So wie Ihre frühere Klubhausbroschüre eine Stufe dieses Aufstieges ist. So wie Ihre vortreffliche Monatsschrift „Die Güldenkammer“ einen steten Schritt auf diesem Wege hält.

Es rührt sich überall auf diesem Wege, in Köln, in Braunschweig, in Leipzig, in Berlin, soweit ich sehen kann, und jetzt auch in der Schweiz. Allerhand Weggefährten kommen auf dem neuen Wege zusammen. Kein Wunder, daß der eine oder andere mitten in einem feinen Marschlied den Mund auftun und wieder ungeschlachterweise brüllen will: „Meine Seife ist die beste!“ Aber das Ziel, das neue kulturelle Ziel scheinen sie alle fest im Auge zu haben, die auf dem neuen Wege gehn. — Der Weg ist neu, alt ist die Reklame. Schau ich zurück in meine Jugend, so tönt's herauf: „Kaaft S' Erdbeer, guateee...!“ Die das durch die Gassen riefen, waren Münchener Erdbeerweiber. Was für ein weiter Weg bis zu der neuen Reklame! Über Niederungen ging der Weg und über Moore. Aber heute führt er uns, so scheint es mir, in den Wald selbst hinein, wo die Erdbeeren stehn und sagen: „Eßt uns, wir sind echt und würzig!“ In diesem Sinne begrüße ich Ihr neues Büchlein.“

Pressestimmen.

Seidels Reklame, März 1913: Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen hat zur Empfehlung ihres coffeinfreien Kaffees ein Prachtheft herausgegeben. Es ist etwas ganz Besonderes (folgt Beschreibung des Buchschmuckes). Eine Detektivgeschichte, so wie sie Roda-Roda schreibt und Koch-Gotha mit Zeichnungen zu versehen pflegt; eine Abhandlung: „Ein Kapitel vom Kaffee“, flott geschrieben und sachlich vorgetragen. Wir erfahren daraus, wie der Kaffee zu uns kam, welche medizinischen Eigenschaften er besitzt und welches Verfahren erarbeitet wurde, ihn seiner gesundheitsschädlichen Wirkungen zu ent-

kleiden. Es wird uns weiter die Behandlung der Kaffeebohne vom Bord des Schiffes ab bis zur Versendung an den Händler erzählt, ein Verfahren, das uns Achtung über seine Gründlichkeit abnötigt und mit Staunen über den großartigen Betrieb der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft erfüllt. In der Tat, ein Stück deutscher Arbeit, das einzig dastehen dürfte.

Mitteilungen des Vereins Deutscher Reklamefachleute Nr. 40: Eine Reklame, wie sie sein soll, kann man diese in eleganter Ausstattung erschienene Broschüre bezeichnen, die von der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, herausgegeben und von Ecksteins Biographischem Verlag, Berlin W. 62, hergestellt wurde.

Deutsche Inserenten-Korrespondenz, Hamburg: Ein gutes Beispiel der literarischen Reklame bietet das hervorragend ausgestattete Heft. . . .

Berliner Morgenpost: Eine Broschüre, die als ein Meisterstück moderner Reklame zu betrachten ist.

Germania, Berlin: Eine hoch originelle Reklameschrift verbreitet die bekannte Kaffeehag. Die prächtig ausgestattete Schrift . . . .

Die Post, Berlin: Roda-Roda ist ein Spötter, F. Koch-Gotha, der feine Beobachter allen gesellschaftlichen Lebens, besitzt eine Unmenge unerlösten Humors, und so fanden sich diese beiden brüderlich im Dienst einer guten Reklameidee zusammen, was natürlich ein sehr bemerkenswertes Werkchen gab. Wohl alle, die das Büchlein in die Hand bekommen, werden das Neuartige dieser geschmackvollen Reklame anerkennen; denn die Kaffeehag hat mit der Verquickung von Kunst und Reklame hier wirklich neue Wege eingeschlagen.

Münchener Zeitung: Eine großzügige, elegante Reklame . . . .

Leipziger Allgemeine Zeitung: Eine Broschüre, die wirklich Kunst und Reklame verbindet.

Fränkischer Kurier, Nürnberg: Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen hat mit der Reklame für ihr Produkt einen neuen Weg eingeschlagen. Sie gibt eine wirklich ausgezeichnet ausgestattete Broschüre heraus . . . .

Trierische Zeitung: Früher war man der Meinung, daß eine Reklame um so wirksamer sei, je lauter sie in die Welt hinaus geschrieen, je aufdringlicher sie dem Auge entgegengestellt werde. Heute kommt man von dieser Auffassung der Reklame glücklicherweise allmählich ab, denn es hat sich gezeigt, daß die aufdringliche Reklame durchaus nicht immer die wirksamste ist. Unsere heutige Zeit verlangt nach Kunst, und diesen Zug der Zeit sucht sich jetzt auch die Geschäftswelt nutzbar zu machen: die Reklame erhält neuerdings eine künstlerische Ausgestaltung und sucht hierdurch mit gutem Erfolge das Publikum zu fesseln. Ein schönes Beispiel für die glückliche Verbindung von Kunst und Reklame zeigt die illustrierte Broschüre, die von der Herstellerin des coffeinfreien Kaffee Hag verbreitet wird.

Pforzheimer Anzeiger: Die Reklame wird neuerdings erfreulicherweise in künstlerische Bahnen gelenkt. Ein Schritt vorwärts auf diesem Wege bedeutet die uns vorliegende Broschüre der Kaffeehag.



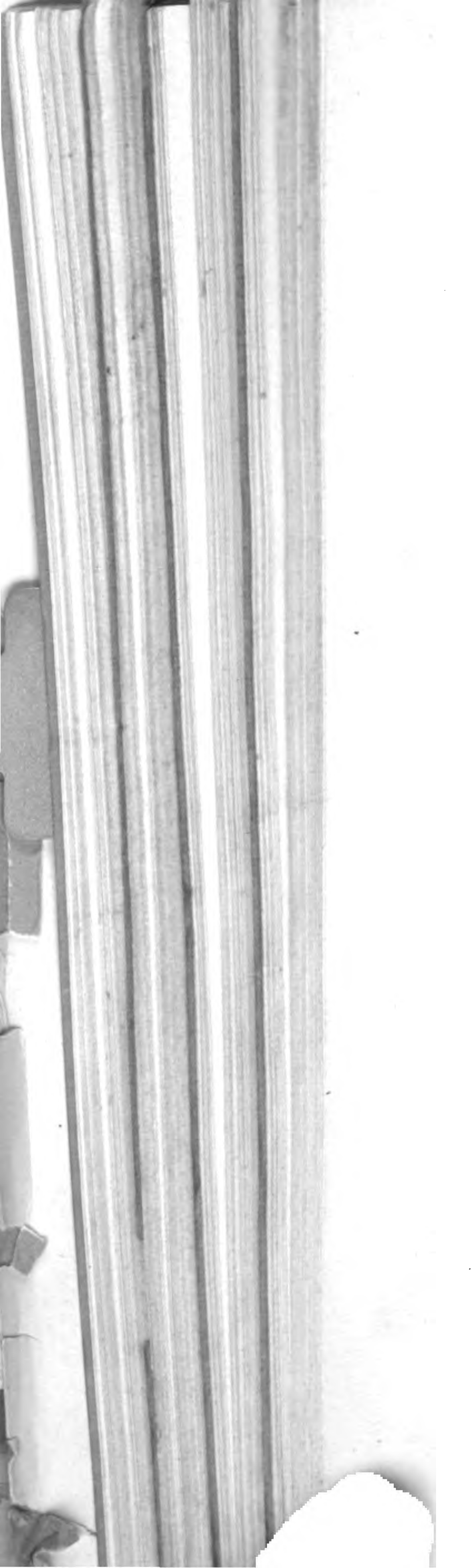
Westdeutsche Landeszeitung, M.-Gladbach: Reklame-Schriftstellerei hat oft einen gewissen Beigeschmack. Immerhin gibt es rühmliche Ausnahmen. Zu letzteren dürfte die von der Kaffee-Kandels-Aktiengesellschaft in Bremen herausgegebene Broschüre zu zählen sein.

Cuxhavener Tageblatt: Es tut wohl, wenn man unter der Riesenmenge gewöhnlicher Durchschnittsreklame auf etwas Besonderes, etwas Originelles stößt, das sozusagen eine eigene Seele hat. Und da liegt gerade eine Broschüre vor uns, die einen in ihrer äußerlichen Ausstattung neckisch anlacht, im ersten Teile ihres Inhalts amüsiert und fesselt, im zweiten belehrt und anregt. Es ist dies die neue Reklamebroschüre der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft.

Nachrichten für Stadt und Land, Oldenburg: Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, die schon mit der „Güldenkammer" literarisches Interesse bekundet, das hier wiederholt gewürdigt wurde, hat jetzt ein eigenartiges Reklameheft versandt, welches durch Inhalt und Ausstattung wohl geeignet ist, dem Unternehmen neue Sympathien zuzuführen.

Annaberger Wochenblatt: Eine hoch originelle, humoristische Detektivnovelle mit spannendem Inhalt, zum Schluß eine geschickt eingeflochtene Reklame in einer eleganten typographischen Aufmachung. Kunst und Reklame haben sich hier würdig vereinigt und etwas ganz Gediegenes geschaffen.

Mündener Nachrichten: Eine Reklame von künstlerischer Eigenart macht neuerdings die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.



FREMDEN-FÜHRER

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Bad Elster

Pensionen

Villa Prinz Georg, Olga Wiek
„ Regina, Edmund Stemmler
„ Rheingold, Anna Künzel
„ Ricarda, Frl. Helene Ruderisch
„ Drei Rosen, M. Ziegler
„ Roseneck, Frau Fleißner
„ Russischer Hof, Guido Herrmann
„ Hans Sachs, Louis Zapf
„ Sachsengrün, Frau W. Kluge
„ Sanssouci, Frau Fanny Hattendorf
„ Saxonia, Margarethe Liebender
„ Schiller, A. Höra
„ Goldener Schlüssel, Emilie Müller

Villa Schweizerhaus, Herm. Liebender
„ Sieglinde, O. Steinhäuser
„ Stefan, Albin Liebender
„ Stolzenfels, Gerhard Vogt
„ Tietze, E. Tietze
„ Urania, Dr. Pinder Wwe.
„ Veronika, Bäckermeister Glier
„ Viktoria, Frl. A. Loeßner
„ Viola, Bertha Bley
„ Wahnfried, Frz. Woldert
„ Wartburg, Marie Reinhold
Pension M. Wild, Crein bei Bad Elster
Villa Zeppelin, Margarethe Uebel

Heilanstalten

Sanitätsrat Dr. P. Köhler, Sanatorium

Hotels und Restaurants

Hotel Stadt Altenburg, M. Fiedler
Kgl. Badehaus
Central-Hotel, A. Preyer
Hotel Deutsches Haus, L. Krauß
Haus Germania, Otto Köckert
Kgl. Kurhaus, Th. Krahwinkel
Café Merz, G. Haselhuhn
Café Neuschwanstein, Alfred Karch
Hotel zur Post, Alb. Faber

Hotel Prinz von Preußen, Ernst Wolff
Hotel Reichsverweser, Adam Pastor
Café Salon, Otto von Doehren
Restaurant Schillergarten, G. Zschauer
Restaurant und Café Toscana, J. Stoß
Restaurant und Café Waldquelle E. Oelschläger
Palast-Hotel Wettiner Hof

In den obengenannten Etablissements wird der coffeïnfreie KAFFEE HAG verabreicht.





KAFFEE
HAG

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 11
August 1913

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Georg Simmel: Philosophie der Landschaft.

Unzählige Male gehen wir durch die freie Natur und nehmen, mit den verschiedensten Graden der Aufmerksamkeit, Bäume und Gewässer wahr, Wiesen und Getreidefelder, Hügel und Häuser und allen tausendfältigen Wechsel des Lichtes und Gewölkes — aber darum, daß wir auf dies einzelne achten oder auch dies und jenes zusammenschauen, sind wir uns noch nicht bewußt, eine „Landschaft" zu sehen. Vielmehr gerade solch einzelner Inhalt des Blickfeldes darf unsern Sinn nicht mehr fesseln. Unser Bewußtsein muß ein neues Ganzes, Einheitliches haben, über die Elemente hinweg, an ihre Sonderbedeutungen nicht gebunden und aus ihnen nicht mechanisch zusammengesetzt — das erst ist die Landschaft. Täusche ich mich nicht, so hat man sich selten klar gemacht, daß Landschaft noch nicht damit gegeben ist, daß allerhand Dinge nebeneinander auf einem Stück Erdboden ausgebreitet sind und unmittelbar angeschaut werden. Den eigentümlichen geistigen Prozeß, der aus alledem erst die Landschaft erzeugt, versuche ich von einigen seiner Voraussetzungen und Formen her zu deuten.

Zunächst: daß die Sichtbarkeiten auf einem Fleck Erde „Natur" sind —, allenfalls mit Menschenwerken, die sich ihr aber einordnen — und nicht Straßenzüge mit Warenhäusern und Automobilen, das macht diesen Fleck noch nicht zu einer Landschaft. Unter Natur verstehen wir den endlosen Zusammenhang der Dinge, das ununterbrochene Gebären und Vernichten von Formen, die flutende Einheit des Geschehens, die sich in der Kontinuität der zeitlichen und räumlichen Existenz ausdrückt. Bezeichnen wir ein Wirkliches als Natur, so meinen wir entweder eine innere Qualität, seinen Unterschied gegen Kunst und Künst-



liches, gegen Ideelles und Geschichtliches; oder daß es als Vertreter und Symbol jenes Gesamtseins gelten soll, daß wir dessen Strömung in ihm rauschen hören. „Ein Stück Natur“ ist eigentlich ein innerer Widerspruch; die Natur hat keine Stücke, sie ist die Einheit eines Ganzen, und in dem Augenblick, wo irgend etwas aus ihr herausgestückt wird, ist es nicht mehr ganz und gar Natur, weil es eben nur innerhalb jener grenzstrichlosen Einheit, nur als Welle jenes Gesamtstromes „Natur“ sein kann. Für die Landschaft aber ist gerade die Abgrenzung, das Befaßtsein in einem momentanen oder dauernden Gesichtskreis durchaus wesentlich; ihre materielle Basis oder ihre einzelnen Stücke mögen schlechthin als Natur gelten — als „Landschaft“ vorgestellt, fordert sie ein vielleicht optisches, vielleicht ästhetisches, vielleicht stimmungsmäßiges Für-sich-sein, eine singuläre, charakterisierende Enthobenheit aus jener unzerteilbaren Einheit der Natur, in der jedes Stück nur ein Durchgangspunkt für die Allkräfte des Daseins sein kann. Ein Stück Boden mit dem, was darauf ist, als Landschaft ansehen, heißt einen Ausschnitt aus der Natur nun seinerseits als Einheit betrachten — was sich dem Begriff der Natur ganz entfremdet. Dies scheint mir die geistige Tat zu sein, mit der der Mensch einen Erscheinungskreis in die Kategorie „Landschaft“ hineinformt: eine in sich geschlossene Anschauung als selbstgenugsame Einheit empfunden, dennoch verflochten in ein unendlich weiter Erstrecktes, weiter Flutendes, eingefaßt in Grenzen, die für das darunter, in anderer Schicht wohnende Gefühl des göttlich Einen, des Naturganzen, nicht bestehen. Fortwährend werden von diesem die selbstgesetzten Schranken der jeweiligen Landschaft umspielt und gelöst, wird sie, die losgerissene, verselbständigte, von dem dunkeln Wissen um diesen unendlichen Zusammenhang durchgeistet, — wie das Werk eines Menschen als ein objektives, selbstverantwortliches Gebilde dasteht und dennoch in einer schwer ausdrückbaren Verflochtenheit mit der ganzen Seele, mit der ganzen Lebendigkeit seines Schöpfers verbleibt, von ihr getragen und noch immer fühlbar durchflutet. Die Natur, die in ihrem tiefen Sein und Sinn nichts von Individualität weiß, wird durch den teilenden und das Geteilte zu Sondereinheiten bildenden Blick des Menschen zu der jeweiligen Individualität „Landschaft“ umgebaut. Man hat oft festgestellt, daß das eigentliche „Naturgefühl“ sich erst in der Neuzeit entwickelt habe und hat dies von deren Lyrismus, Romantik usw. hergeleitet; wie ich glaube, einigermaßen oberflächlich. Die Religionen primitiverer Zeiten scheinen mir gerade ein besonders tiefes Gefühl für „Natur“ zu offenbaren. Nur die Empfindung für das besondere Gebilde „Landschaft“ ist spät gewachsen, und zwar gerade, weil dessen Schöpfung ein

Losreißen von jenem einheitlichen Fühlen der Allnatur forderte. Die Individualisierung der inneren und äußeren Daseinsformen, die Auflösung der ursprünglichen Gebundenheiten und Verbundenheiten zu differenzierten Eigenbeständen — diese große Formel der nachmittelalterlichen Welt hat uns auch aus der Natur erst die Landschaft heraussehen lassen. Kein Wunder, daß die Antike und das Mittelalter kein Gefühl für die Landschaft hatten; das Objekt selbst bestand eben noch nicht in jener seelischen Entschiedenheit und selbständigen Umformtheit, deren endlichen Gewinn dann die Entstehung der Landschaftsmalerei bestätigte und sozusagen kapitalisierte. Daß der Teil eines Ganzen zu einem selbständigen Ganzen wird, jenem entwachsend und ein Eigenrecht ihm gegenüber beanspruchend — das ist vielleicht die fundamentale Tragödie des Geistes überhaupt, die in der Neuzeit zu vollem Auswirken gelangt ist und die Führung des Kulturprozesses an sich gerissen hat. Aus der Vielfachheit der Beziehungen, in die sich die Menschen, die Gruppen, die Gebilde verflechten, starrt uns allenthalben der Dualismus entgegen, daß das Einzelne ein Ganzes zu sein begehrt und daß seine Zugehörigkeit zu größeren Ganzen ihm nur die Rolle des Gliedes einräumen will. Wir wissen unser Zentrum zugleich außer uns und in uns, denn wir selbst und unser Werk sind bloße Elemente von Ganzheiten, die uns als arbeitsteilige Einseitigkeiten fordern — und dabei wollen wir dennoch selber ein Abgerundetes und Auf-sich-selbst-Stehendes sein und ein solches schaffen. Während sich hieraus unzählige Kämpfe und Zerrissenheiten im Sozialen und im Technischen, im Geistigen und im Sittlichen ergeben, schafft die gleiche Form der Natur gegenüber den versöhnten Reichtum der Landschaft, die ein Individuelles, Geschlossenes, In-sich-Befriedigtes ist, und dabei widerspruchslos dem Ganzen der Natur und seiner Einheit verhaftet bleibt. Zu leugnen aber ist nicht, daß „Landschaft" nur entsteht, indem das in der Anschauung und im Gefühl pulsierende Leben sich von der Einheitlichkeit der Natur überhaupt losreißt und das damit geschaffene, in eine ganz neue Schicht transponierte Sondergebilde sich sozusagen erst von sich aus jenem All-Leben wieder öffnet, in seine undurchbrochenen Grenzen das Unbegrenzte aufnehmend.

Welches Gesetz aber, so müssen wir weiter fragen, bestimmt diese Auswahl und diese Zusammensetzung? Denn was wir etwa mit einem Blick oder innerhalb unseres momentanen Horizontes überschauen, ist noch nicht Landschaft, sondern höchstens der Stoff zu ihr — wie eine Menge nebeneinandergestellter Bücher noch nicht „eine Bibliothek" sind, dies vielmehr, ohne daß eines dazu oder davon käme, erst werden, wenn ein gewisser verein-

heitlichender Begriff sie formend umfaßt. Nur daß die unbewußt wirksame Formel, die die Landschaft als solche erzeugt, nicht eben so einfach aufzuweisen ist, ja vielleicht in prinzipieller Weise überhaupt nicht. Das Material der Landschaft, wie die bloße Natur es liefert, ist so unendlich mannigfaltig und von Fall zu Fall wechselnd, daß auch die Gesichtspunkte und Formen, die diese Elemente zu je einer Eindruckseinheit zusammenschließen, sehr variable sein werden. Der Weg, um hier wenigstens Annäherungswerte zu erreichen, scheint mir über die Landschaft als malerisches Kunstwerk zu führen. Denn das Verständnis unseres ganzen Problems hängt an dem Motiv: das Kunstwerk Landschaft entsteht als die steigernde Fortsetzung und Reinigung des Prozesses, in dem uns allen aus dem bloßen Eindruck einzelner Naturdinge die Landschaft — im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs — erwächst. Eben das, was der Künstler tut: daß er aus der chaotischen Strömung und Endlosigkeit der unmittelbar gegebenen Welt ein Stück herausgrenzt, es als eine Einheit faßt und formt, die nun ihren Sinn in sich selbst findet und die weltverbindenden Fäden abgeschnitten und in den eigenen Mittelpunkt zurückgeknüpft hat — eben dies tun wir in niederem, weniger prinzipiellem Maße, in fragmentarischer, grenzunsichrerer Art, sobald wir statt einer Wiese und eines Hauses und eines Baches und eines Wolkenzuges nun eine „Landschaft" schauen. Eine der tiefsten Bestimmungen alles geistigen und produktiven Lebens wird hier offenbar. Alles, was wir Kultur nennen, enthält eine Reihe eigengesetzlicher Gebilde, die sich in selbstgenugsamer Reinheit jenseits des täglichen, vielverflochtenen, in Praxis und Subjektivität verlaufenden Lebens gestellt haben; ich nenne die Wissenschaft, die Religion, die Kunst. Gewiß können diese verlangen, nach ihren für sich bestehenden, von allen Getrübtheiten des zufälligen Lebens gelösten Ideen und Normen gepflegt und begriffen zu werden. Dennoch läuft noch ein anderer Weg zu ihrem Verständnis, oder richtiger, ein Weg zu einem noch anderen Verständnis ihrer. Das empirische, sozusagen unprinzipielle Leben enthält nämlich fortwährend Ansätze und Elemente jener Gebilde, die sich aus ihm zu ihrer sich selbst gehörigen, nur um die eigene Idee kristallisierenden Entwicklung aufringen. Nicht so, als bestünden all diese Schöpfungskomplexe des Geistes und unser, unter irgend welchen Trieben und Zielen ablaufendes Leben bemächtigte sich gewisser Abschnitte jener und fügte sie sich ein. Nicht dieses, natürlich dauernd Geschehende, ist hier gemeint, sondern das umgekehrt Gerichtete. Das Leben erzeugt in seinem kontinuierlichen Ablauf etwa Gefühle und Verhaltungsweisen, die man religiös nennen muß, obgleich sie keineswegs unter dem Begriff

der Religion erlebt werden oder unter ihn gehören: Liebe und Natureindrücke, ideale Aufschwünge und Hingebung an die weiteren und engeren Gemeinschaften der Menschheit haben oft genug diese Färbung, die aber nicht von der selbständig fertigen „Religion“ auf sie überstrahlt. Sondern Religion ihrerseits entsteht, indem dies eigenartige, mit all solchen Erlebnissen mitgewachsene, die Art ihres Erlebtwerdens mitbestimmende Element sich zu Eigenbestand erhebt, ihren Inhalt hinter sich läßt, sich selbstschöpferisch zu den reinen Gebilden verdichtet, die seine Ausdrücke sind: zu den Gottheiten — ganz unabhängig davon welche Wahrheit und Bedeutung nun dies Gebilde in seinem Selbstleben und getrennt von all jenen Vorformen besitze. Die Religiosität, in deren Tonart wir unzählige Gefühle und Schicksale erleben, kommt nicht — oder sozusagen erst nachträglich — von der Religion als einem transzendenten Sondergebiet, sondern umgekehrt, die Religion wächst aus jener Religiosität, insofern diese nun aus sich selbst Inhalte schafft, statt nur die vom Leben gegebenen, in das Leben weiter verflochtenen, zu formen oder zu färben. Mit der Wissenschaft ist es nicht anders. Ihre Methoden und Normen in all ihrer unberührten Höhe und Selbstherrlichkeit sind doch die verselbständigten, zur Alleinherrschaft gelangten Formen des alltäglichen Erkennens. Diese freilich sind bloße Mittel der Praxis, dienende und irgendwie zufällige Elemente, mit soundsoviel anderen zu der empirischen Lebenstotalität verschlungen; in der Wissenschaft aber ist das Erkennen Selbstzweck geworden, ein nach eigener Legislatur verwaltetes Reich des Geistes — mit dieser ungeheuren Verlegung des Zentrums und Sinnes doch nur die Reinheit und Prinzipwerdung jenes, durch das Leben und die Welt des Alltags verstreuten Wissens. Statt der aufklärerischen Banalität, die die idealen Wertprovinzen aus den Niedrigkeiten des Lebens zusammenleimen will, die Religion aus Furcht und Hoffnung und Unwissenheit, die Erkenntnis aus den sinnlichen und nur dem Sinnlichen dienenden Zufälligkeiten — gilt es vielmehr einzusehen, daß zu den lebenbestimmenden Energien jene idealen von vornherein gehören; und nur indem sie, statt fremdem Stoff sich anzuschmiegen, zu Gesetzgebern eigener Reiche, Schöpfern eigener Inhalte werden, wachsen unsere Wertbezirke um die Reinheit je einer Idee auf. Und dies ist ebenso die Wesensformel der Kunst. Völlig töricht, sie aus dem Nachahmungstrieb, dem Spieltrieb oder anderen psychologischen Fremdquellen abzuleiten, die sich freilich ihrem echten Quell vermischen und ihre Äußerung mitbestimmen mögen: Kunst als Kunst aber kann nur aus künstlerischer Dynamik kommen. Nicht als ob sie mit dem fertigen Kunstwerk anfinge. Sie kommt aus dem Leben

— aber nur weil und insofern das Leben, wie es täglich und überall gelebt wird, jene Formungskräfte enthält, deren reine, selbständig gewordene, für sich ihr Objekt bestimmende Auswirkung dann Kunst heißt. Gewiß wirkt kein Begriff von „Kunst“ mit, wenn der Mensch alltäglich redet oder sich in Gesten ausdrückt oder wenn seine Anschauung ihre Elemente nach Sinn und Einheit formt. Aber es wirken in alledem Gestaltungsarten, die wir gleichsam nachträglich künstlerische nennen müssen; denn wenn sie in Eigengesetzlichkeit und gelöst von der dienenden Verwebung in das Leben ein Objekt für sich formen, das nur ihr Produkt ist, so ist dies eben ein „Kunstwerk“. Auf diesem weiten Wege erst rechtfertigt sich unsere Deutung der Landschaft aus den letzten Formungsgründen unseres Weltbildes heraus. Wo wir wirklich Landschaft und nicht mehr eine Summe einzelner Naturgegenstände sehen, haben wir ein Kunstwerk in statu nascendi. Wenn man so auffallend oft gerade landschaftlichen Eindrücken gegenüber von Laien die Äußerung hört: man wünsche ein Maler zu sein, um dieses Bild festzuhalten, so bedeutet dies sicher nicht nur den Wunsch nach fixierter Reminiszenz, der gegenüber vielen anderen Eindrücken anderer Art ebenso wahrscheinlich wäre, sondern mit jenem Anschauen selbst ist die künstlerische Form, wie embryonal auch immer, in uns lebend, wirksam geworden, und, unfähig zu eigenem Schöpfertum zu gelangen, schwingt sie wenigstens in den Wunsch, in die innerliche Vorwegnahme eines solchen. Daß das künstlerisch bildende Vermögen eines jeden gerade an der Landschaft zu höherer Verwirklichung gelangt, als etwa an der Anschauung menschlicher Individuen, hat mancherlei Gründe. Zunächst steht uns die Landschaft in einer Distanz der Objektivität gegenüber, die dem künstlerischen Verhalten zugute kommt, und die für die Anschauung des anderen Menschen nicht leicht und nicht unmittelbar zu erreichen ist. Hier hindern uns an ihr die subjektiven Ablenkungen durch Sympathie und Antipathie, die praktischen Verflochtenheiten und vor allem jene noch wenig betrachteten Vorgefühle: was dieser Mensch uns wohl bedeuten würde, wenn er ein Faktor unseres Lebens wäre — offenbar sehr dunkle und komplexe Gefühle, die mir aber unsere ganze Betrachtung auch des fremdesten Individuums mit zu entscheiden scheinen. Zu dieser Schwierigkeit ruhiger Distanznahme zu dem Menschenbilde, verglichen mit dem Landschaftsbilde, kommt das, was man den Widerstand des ersteren gegen die künstlerische Formung nennen muß. Landschaftselemente kann unser Blick bald in dieser, bald in jener Gruppierung zusammenfassen, die Akzente unter ihnen vielfach verschieben, Zentrum und Grenzen variieren lassen.

Das Menschengebilde aber bestimmt dies alles von sich aus, es hat durch seine eigenen Kräfte die Synthese um das eigene Zentrum vollzogen und grenzt sich damit selbst unzweideutig ab. Es nähert sich deshalb schon in seiner natürlichen Konfiguration irgendwie dem Kunstwerk, und dies mag die Ursache sein, weshalb für den minder geübten Blick die Photographie einer Person immerhin noch eher mit der ihres Porträts verwechselt werden mag, als eine Landschaftsphotographie mit der Reproduktion eines Landschaftsgemäldes. Die Neuformung der menschlichen Erscheinung im Kunstwerk ist ja nicht diskutabel; allein sie erfolgt sozusagen unmittelbar von der Gegebenheit dieser Erscheinung her, während vor dem Landschaftsgemälde noch eine Zwischenstufe steht: die Formung der Naturelemente zu der „Landschaft“ im gewöhnlichen Sinne, zu der schon künstlerische Kategorien mitwirken mußten, die insoweit also auf dem Wege zum Kunstwerk liegt, seine Vorform darstellt. Die Normen ihres Zustandekommens können darum vom Kunstwerk her begriffen werden, welches dieser Normen reine, autonom gewordene Auswirkung ist.

Viel mehr als dies Prinzipielle festzustellen, wird freilich der augenblickliche Stand unserer Ästhetik kaum erlauben. Denn die Regeln, die die Landschaftsmalerei für Wahl des Objekts und des Augenpunktes, für Beleuchtung und Raumillusion, für Komposition und Farbenharmonie ausgebildet hat, wären zwar ohne weiteres angebbar, aber sie betreffen gleichsam diejenige Strecke der Entwicklung vom ersten singulären Dingeindruck zum Landschaftsbilde, die oberhalb des Stadiums der allgemeinen Landschaftsanschauung liegt. Was bis zu diesem hinführt, ist von jenen Regeln aufgenommen und unbefangen vorausgesetzt und ist deshalb, obgleich es in der gleichen Richtung künstlerischer Gestaltung liegt, aus ihnen, die das im engeren Sinne Künstlerische normieren, nicht abzulesen. Einer dieser Formungsgründe freilich drängt die Tiefe seiner Problematik ganz unüberhörbar auf. Landschaft, sagen wir, entsteht, indem ein auf dem Erdboden ausgebreitetes Nebeneinander natürlicher Erscheinungen zu einer besonderen Art von Einheit zusammengefaßt wird, einer anderen als zu der der kausal denkende Gelehrte, der religiös empfindende Naturanbeter, der teleologisch gerichtete Ackerbauer oder Stratege eben dieses Blickfeld umgreift. Der erheblichste Träger dieser Einheit ist wohl das, was man die „Stimmung“ der Landschaft nennt. Denn wie wir unter Stimmung eines Menschen das Einheitliche verstehen, das dauernd oder für jetzt die Gesamtheit seiner seelischen Einzelinhalte färbt, nicht selbst etwas Einzelnes, oft auch nicht an einem Einzelnen angebbar haftend, und doch das Allgemeine, worin all dies Einzelne jetzt sich trifft — so

durchdringt die Stimmung der Landschaft alle ihre einzelnen Elemente, oft ohne daß man ein einzelnes für sie haftbar machen könnte; in einer schwer bezeichenbaren Weise hat ein jedes an ihr teil — aber sie besteht weder außerhalb dieser Beiträge, noch ist sie aus ihnen zusammengesetzt. Diese eigentümliche Schwierigkeit, die Stimmung einer Landschaft zu lokalisieren, setzt sich in eine tiefere Schicht mit der Frage fort: inwieweit die Stimmung der Landschaft in ihr selbst, objektiv, begründet sei, da sie doch ein seelischer Zustand sei und deshalb nur in dem Gefühlsreflex des Beschauers, nicht aber in den bewußtlos äußeren Dingen wohnen könne? Und diese Probleme kreuzen sich in dem, das uns hier eigentlich angeht: wenn die Stimmung ein wesentliches oder vielleicht das wesentliche Moment ist, das die Teilstücke zu der Landschaft als einer empfundenen Einheit zusammenbringt — wie kann das sein, da doch die Landschaft gerade erst, wenn sie als Einheit erschaut ist, und nicht vorher, in der bloßen Summe disparater Stücke, eine „Stimmung" besitzt?

Dies sind nicht künstliche Schwierigkeiten, sondern sie sind, wie unzählige gleicher Art, unvermeidlich, sobald das einfache, in sich ungeschiedene Erlebnis vom Denken in Elemente zerlegt wird, und nun durch die Beziehungen und Zusammenfügungen dieser Elemente begriffen werden soll. Aber vielleicht hilft uns gerade diese Einsicht weiter. Sollte nicht wirklich die Stimmung der Landschaft und die anschauliche Einheit der Landschaft eines und dasselbe sein, nur von zwei Seiten betrachtet? Beides das eine, nur doppelt ausdrückbare Mittel, durch das die betrachtende Seele aus jenem Nebeneinander von Stücken eben Landschaft, diese jeweils bestimmte Landschaft zustande bringt? Dies Verhalten wäre nicht ganz ohne Analogien. Wenn wir einen Menschen lieben, scheinen wir freilich zuerst sein irgendwie geschlossenes Bild zu haben, auf das dann das Gefühl sich richtet. In Wirklichkeit aber ist der zunächst objektiv Angeschaute ein ganz anderer als der, den wir lieben; das Bild dieses entsteht erst zugleich mit der Liebe, gerade der genau Hinfühlende wüßte nicht zu sagen, ob das sich umgestaltende Bild die Liebe hervorgerufen oder diese die Umgestaltung bewirkt habe. Nicht anders, wenn wir die Empfindung innerhalb eines lyrischen Gedichts in uns nachgestalten. Wäre nicht in den Worten, die wir aufnehmen, diese Empfindung für uns unmittelbar gegenwärtig, so würden sie für uns kein Gedicht, sondern eine bloße Mitteilung darstellen — andererseits, würden wir sie innerlich nicht als Gedicht empfangen, so könnten wir jene Empfindung nicht in uns rege machen. All solchem gegenüber ist ersichtlich die Frage falsch gestellt: ob unsere einheitliche Vorstellung der Sache oder das

mit ihr auftretende Gefühl das erste oder das zweite ist. Zwischen ihnen besteht gar nicht das Verhältnis von Ursache und Wirkung und höchstens dürfte beides als Ursache und beides als Wirkung gelten. So sind die Einheit, die die Landschaft als solche zustande bringt, und die Stimmung, die uns aus ihr entgegenschlägt und mit der wir sie umgreifen, nur nachträgliche Zerlegungen eines und desselben seelischen Aktes.

Und damit fällt ein Licht in die Dunkelheit des vorhin angedeuteten Problems: mit welchem Rechte die Stimmung, ausschließlich ein menschlicher Gefühlsvorgang, als Qualität der Landschaft, das heißt eines Komplexes unbeseelter Naturdinge gilt? Dies Recht wäre illusorisch, bestünde die Landschaft wirklich nur aus solchem Nebeneinander von Bäumen und Hügeln, Gewässern und Steinen. Aber sie ist ja selbst schon ein geistiges Gebilde, man kann sie nirgends im bloß Äußeren tasten und betreten, sie lebt nur durch die Vereinheitlichungskraft der Seele, als eine durch kein mechanisches Gleichnis ausdrückbare Verschlingung des Gegebenen mit unserem Schöpfertum. Indem sie so ihre ganze Objektivität als Landschaft innerhalb des Machtgebietes unseres Gestaltens besitzt, hat die Stimmung, ein besonderer Ausdruck oder eine besondere Dynamik dieses Gestaltens, volle Objektivität an ihr. Ist denn innerhalb des lyrischen Gedichts nicht das Gefühl eine unbezweifelbare Wirklichkeit, von aller Willkür und subjektiven Laune so unabhängig wie Rhythmus und Reim selbst — obgleich es an den einzelnen Worten, die der Naturprozeß der Sprachbildung sozusagen ahnungslos erzeugt hat und aus deren Folge das Gedicht äußerlich besteht, keine Spur eben dieses Gefühles aufzufinden ist? Aber weil das Gedicht eben als dieses objektive Gebilde schon ein geisterzeugtes ist, darum ist das Gefühl ein sachlich wirkliches und so wenig von jener Realität zu trennen, wie von den Luftschwingungen, wenn sie einmal unser Ohr erreicht haben, der Ton zu trennen ist, mit dem sie in uns Wirklichkeit werden.

Nur darf unter Stimmung hier freilich keiner der abstrakten Begriffe verstanden werden, unter die wir um der Bezeichenbarkeit willen das Allgemeine sehr mannigfaltiger Stimmungen bringen: heiter oder ernst, heroisch oder monoton, erregt oder melancholisch nennen wir die Landschaft und lassen damit ihre unmittelbar eigene Stimmung in eine Schicht fließen, die auch seelisch eigentlich sekundär ist, und die von dem ursprünglichen Leben nur die unspezifischen Nachklänge bewahrt. Vielmehr, die hier gemeinte Stimmung einer Landschaft ist durchaus nur die Stimmung eben dieser Landschaft und kann niemals die einer anderen sein, obgleich man beide vielleicht unter den Allge-

meinbegriff, zum Beispiel, des Melancholischen fassen kann. Solche begrifflich typischen Stimmungen freilich mag man von der zuvor fertig gewordenen Landschaft aussagen; aber die Stimmung, die ihr unmittelbar eigen ist, und die mit der Änderung jeder Linie eine andere würde, diese ist ihr eingeboren, ist mit dem Entstehen ihrer Formeinheit untrennbar verwachsen. Es gehört zu den durchgängigen Irrungen, die das Verständnis der bildenden Kunst, ja der Anschaulichkeit überhaupt hintanhalten, daß man die Stimmung der Landschaft nur in jenen allgemeinen literarisch-lyrischen Gefühlsbegriffen sucht. Die einer Landschaft wirklich und individuell eigene Stimmung ist mit derartigen Abstraktionen so wenig zu bezeichnen, wie ihre Anschaulichkeit selbst mit Begriffen beschrieben werden kann. Wäre selbst Stimmung nichts anderes als das Gefühl, das die Landschaft in dem Beschauer auslöst, so ist doch auch dies Gefühl in seiner wirklichen Bestimmtheit ausschließlich an grade und genau diese Landschaft unvertauschbar gebunden, und erst, wenn ich das Unmittelbare und Reale seines Charakters verlösche, kann ich es auf den Allgemeinbegriff des Melancholischen oder des Frohen, des Ernsten oder des Erregten bringen. Indem Stimmung also zwar das Allgemeine, das heißt, das an keinem Einzelelement Haftende eben dieser Landschaft, aber nicht das Allgemeine vieler Landschaften bedeutet, darf man sie und das Werden dieser Landschaft überhaupt, das heißt die Einheitsformung all ihrer Einzelelemente, als einen und denselben Akt bezeichnen, als sprächen nur die mannigfaltigen Energien unserer Seele, die anschauenden und die fühlenden, eine jede in ihrem Tone unisono eines und dasselbe Wort aus. Gerade wo uns, wie der Landschaft gegenüber, die Einheit des natürlichen Daseins in sich einzuweben strebt, erweist sich die Zerreißung in ein schauendes und ein fühlendes Ich als doppelt irrig. Als ganze Menschen stehen wir vor der Landschaft, der natürlichen wie der kunstgewordenen, und der Akt, der sie für uns schafft, ist unmittelbar ein schauender und ein fühlender, erst in der nachträglichen Reflexion in diese Gesondertheiten zerspaltener. Der Künstler ist nur derjenige, der diesen formenden Akt des Anschauens und Fühlens mit solcher Reinheit und Kraft vollzieht, daß er den gegebenen Naturstoff völlig in sich einsaugt und diesen wie von sich aus neu schafft; während wir anderen an diesen Stoff mehr gebunden bleiben und deshalb noch immer dies und jenes Sonderelement wahrzunehmen pflegen, wo der Künstler wirklich nur „Landschaft“ sieht und gestaltet.

Arnold Zweig: Die Urgroßmutter. Eine Novelle.

1.

In der Nacht des 12. April 1821, in der Nacht „der Behütung“, als die jüdischen Familien von Oranienburg — denn es begibt sich dieses Ereignis unter den Juden, jenem unbekannten Volke, das mit gesonderten Sitten und eigenen Wertungen einsiedlerisch unter uns lebt — den Eingang des Passahfestes nach Art aller gesetzestreuen Juden des Erdballs feierlich begingen, schreckte sie von der festlichen Abendtafel, dem weißleuchtenden, mit flachen ungesäuerten Kuchen und bittern Kräutern, rotem Wein und hellen Kerzen bestellten Ssedertisch, der donnernde Galopp eines Pferdes auf rauher Straße an die Fenster; und mancher christliche Mitbürger fuhr, dem ersten Schlafe entrissen, stöhnend empor und saß aufrecht und verstört — war die Epoche der Kouriere und Eilreiter wieder da? — bis das Getöse fern verhallte. Der Regen sang unwirtlich an den Scheiben. Der dieses Roß hinausjagte, war der ehemalige Kapitän der holländischen Chasseurs à cheval, Wolf van Spandow. Er floh vor dem Unglück seiner jungen Frau, deren Geschichte ich hier erzählen werde.

2.

Ruth Ostertags Ruf war, daß in sieben Meilen Umkreis kein schöneres und tugendhafteres Mädchen zu finden sei, und, wie auch immer solch übertriebene Gerüchte aufkommen mögen, dieses war beinahe der Wahrheit gemäß. Sie schritt als Demoiselle von achtzehn Jahren mit dem braungeflochtenen Korbe über den Markt — und alle Männer wandten sich nach ihr um und gingen dann, freundlich lächelnd und einen Augenblick abwesend, wohl auch leicht mit dem Kopfe schüttelnd, ihren Geschäften nach. Hingen ihre kastanienfarbenen Zöpfe nicht bis an die Knie hinunter, dick wie Kinderarme, und leuchteten in dem sehr weißen Gesicht nicht größere und braunere Augen, sanfter glänzend und unter länger geschwungenen Brauen, als man jemals im Märkischen erblickt hatte? Fand man nicht selbst die Marktfrauen, diese sonderbaren Alten, die Kohl, Obst und Salate feilhielten und wahrlich nicht sanfter Gemütsart waren, fähig, ihr eine Blume oder eine rötliche Edelbirne zu verehren, deren Farbe mit der Wange des Mädchens an Lieblichkeit nicht streiten konnte? Sacht und aufrecht schritt sie über die runden Steine des Pflasters und begab sich nach Haus, zu ihrem beschäftigten Vater, ohne den Beaux der Stadt auch nur einen Blick zu schenken. Die nutzlosen und immer heller brennenden Flammen der vergeblichen

Liebhaber trieben jene dazu, sie stolz, hochmütig und herzlos zu nennen, und stolz war sie. Aber an das andere konnten die Beklagenswerten vermutlich selbst nicht glauben; sie logen aus Verzweiflung und heirateten späterhin irgendwen mit ausreichender Mitgift. . . .

Mit sanfter und stets freundlicher Stimme, mit Bewegungen, die niemals ihre Anmut verloren, leitete Ruth den kleinen Haushalt, und behielt doch noch viele Stunden des Tages für sich. Sie war viel allein, denn ihr guter Vater hatte oft über Land zu fahren und zu reiten. Er wäre wohl gern Arzt geworden, aber als er jung gewesen, hatte man daran nicht denken dürfen. So betrieb er jetzt aufmerksam, wenn auch ohne Hast, ein Geschäft mit Getreide und Kartoffeln, und manche Woche kam es vor, daß er, besonders im Sommer, am Montag früh in seine semmelgelbe Kalesche stieg, vor der die beiden Braunen geduldig warteten, bis der Abschied beendet war, und erst am Freitag nachmittag bestaubt und zufrieden wieder vor dem Wohnhause im Zopfstil vorfuhr, während er vergnüglich knallte und lärmte, dann Peitsche und Zügel dem Kutscher übergab und mit wohlbewahrter Rüstigkeit vom Bocke stieg, die Tochter zu küssen, zu betrachten und wieder zu küssen, bis die Wohlfahrt der Pferde seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Kam er dann, halb andächtig noch und halb schon behaglich gestimmt von dem Abende, der ihm bevorstand, aus dem kleinen Betsaal in seine schöne Wohnung, in das Eßzimmer, darin schon die Sabbathlampe von der Decke hing, mit sieben rundgestellten Lichtern blinkend wie ein sanfter siebenstrahliger Stern, so empfand er es nur ganz leise, daß seine liebe und schöne Frau Ulrike im dritten Jahre seiner Ehe zu Gott eingegangen war, nachdem sie Ruth noch einmal geküßt hatte, das Kind, das sie soeben geboren, und das ihr Ebenbild geworden war. Stille und zarter Friede weilten in dem Hause Alexander Ostertags, und wenn die Mahlzeit vorüber war, das einsame und heitere Mahl des ergrauten Herrn mit dem jungen Mädchen im grünen Seidenkleide, und nur der gelbliche Rheinwein auf dem damastenen Tischtuch einen goldenen Schein spielen ließ, dann lehnte er sich in den umfänglichen Sessel zurück, liebkoste das glänzende Haar der großen Ruth, die ihm zu Füßen auf einem niederen Schemel hockte, und es begannen jene liebenswürdigen Berichte zwischen Vater und Tochter, welche Kleinigkeiten des Alltags, die man sonst vergißt, zu Kränzen sorgender Liebe zusammenflochten. Wenn dies erledigt war, kamen die Bücher an die Reihe. Ostertag war ein frommer Mann, jedermann wußte das, aber er war, als gereister Kaufmann, der

gleichwohl Muße hatte, der zeitgenössischen Bildung keineswegs feind, und er hatte der Tochter alle seine Neigungen mitgeteilt, auch seinen etwas absonderlichen Geschmack. So las sie denn an jenen Sabbaten und Sonntagen mit helltönender Stimme und andächtigem Tonfall aus dem wenig beliebten Roman des Weimaraner Ministers von Goethe „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ vor, einem langen und streng geschriebenen Werke, dessen Vorzüge und Vollkommenheiten er ihr unablässig rühmte und liebevoll erklärte, indem er sie an passenden Stellen freundlich unterbrach; während er für jüngere und geradezu vergötterte Schriftsteller, wie den großen Jean Paul, nur ein mürrisches Achselzucken übrig hatte. Ja, man fand auf seinem Schreibtisch ein übrigens der Tochter verbotenes und entzogenes Buch, welches kurz nach dem unheilvollen Friedensschluß zu Tilsit erschienen war, eine Tragödie jenes Dichters nach altdeutschen Motiven, wie man sie jetzt wieder schätzte, „Faust“ genannt — ein merkwürdiges Gedicht, dem man Sittenlosigkeit und Dunkelheit nachsagte . . . Wenn Ruth jedoch allein war, an den Abenden und Nachmittagen mancher Woche, dann hatte sie eine andere Lektüre. Zwar waren die „Iphigenie“ des oben erwähnten Dichters und seine berühmte Erzählung „Die Leiden des jungen Werther“ auch ihr lieb und vertraut, und wenn sie in zarten Stunden diesem unglücklichen Jüngling Gehör schenkte, konnte es geschehen, daß sie bald aufhören mußte zu lesen, weil ihr Tränen die Blicke hemmten und auf das Buch fielen; noch lieber aber fühlte sie mit, wenn sie in den Trauerspielen des leider so jung gestorbenen Schiller las, im „Tell“ etwa oder im „Don Carlos“. Der hohe Adel seiner Sprache und das gewaltige Gefühl der Verpflichtung gegen eine höhere Macht oder Aufgabe, welches in einigen seiner Geschöpfe lebt, sprach laut zu dem, was sie selber zu empfinden glaubte und was sie von sich jedenfalls verlangte und erwartete: die Erfüllung einer Pflicht, welche sie zwar nicht kannte, einer „Liebe“ vorzuziehen, die sie allerdings noch weniger kannte. Daher, als der alte und väterliche Freund des Hauses, der ehemalige Bankier Arnold van Spandow, von dem noch zu reden sein wird, ein großer Kenner der französischen Literatur, ihr einen hübsch in Leder gebundenen und kompletten Pierre Corneille schenkte, nahm sie auch diesen Dichter mit Begeisterung auf, und das gehaltene Maß seiner Form wurde fast übersehen vor dem starken Ergreifen seiner heroischen Personen. Oft, wenn sie ihr schönes Gesicht auf eine feine Handarbeit herabneigte, am Fenster ihres hellen Mädchenstübchens sitzend, sagte sie für sich jene prachtvollen und pathetischen Redewendungen her, in denen Don Rodrigue

und Donna Chimène im Wettstreit der Ehre begriffen sind, und als sie von dem alten Freunde auf die Tragödie der Bérénice, Prinzessin von Judäa, aufmerksam gemacht wurde, die Racine in den wohllautendsten Alexandrinern verfaßt hat, las sie das Werk zwar zu Ende, denn es schien ihr unmanierlich, einen so berühmten Dichter gleichsam nicht ausreden zu lassen — aber nur unter Äußerungen heftigen Abscheus, und rief ganz böse aus: „Nein, Onkel Spandow, Ihren Racine mag ich gar nicht. Diese Bérénice — pfui, ja, ich sage pfui, wenn Sie auch lachen. Titus, gut, er gefällt mir, er tut seine Pflicht, es geht ihm ans Herz, aber er verzichtet. Und sie? Sie wirft sich ihm an den Hals, die Person! Hören Sie sie doch reden:

Depuis quand croyez vous que ma grandeur me touche?
Un soupir, un regard, un mot de votre bouche
Voila l'ambition d'un cœur comme le mien:
Voyez moi plus souvent et ne me donnez rien.

Und wie sie sich nachher aufführt, diese Schwätzerin!“ „Nun, Ruthchen, lassen Sie gut sein, davon können Sie nichts verstehen,“ sagte der alte Herr heiter und steckte den gescholtenen Dichter in die Tasche, „wir wollen Sie später über diesen Punkt reden hören,“ und er lächelte listig.

3.

Sie fühlte sich sehr als Jüdin. Sie war die Tochter des ältesten und auserwähltesten Volkes, das stark und zäh auf der Erde lebte, ein unzerstörtes Zeugnis aus der Zeit, in der die Pyramiden aufgetürmt wurden und das zuchtlose Babylon die Welt beherrschte. Nicht, daß sie je hätte empfinden müssen, wie sehr dieses Volk zugleich das verachtetste war; man lebte in Frieden und Duldsamkeit mit den christlichen Mitbürgern zusammen, von der Wirkung der Aufklärung, des großen Königs und der großen Revolution zehrend, und überdies hätte kein Mensch die Roheit besessen, diesem schönen und klaren Mädchen weh zu tun.... Aber nach innen galt es gewappnet zu sein. Die neue Freiheit des Denkens der Zeit, welche alte Vorurteile zerbrach, aber die frevlerische Zersetzung auch an die ewigen Grundgedanken der Religion herantrug — gab es nicht schon Menschen, welche Gottes Dasein leugneten? — die neue Brüderlichkeit in der Gesellschaft und die soeben verkündete Gleichheit im Staate berauschte viele Juden der jungen Geschlechter und veranlaßte sie, voller Begeisterung den neuen Brüdern entgegenzueilen und den Glauben der Väter als altmodisches und hinderndes Erbteil aufzugeben, um christliche Bürger des Staates zu werden, oder aus

Pietät zwar diesen äußersten Schritt zu unterlassen, jedoch mit erhabener und spöttischer Miene über die teuersten Lehren ihres Volkes hinwegzulächeln. Ruth Ostertag floh vor solchen Entfremdeten mit äußerstem Widerwillen; ein „Abtrünniger“ war ihr ein unmögliches Wesen. Sie hatte früh und gründlich die heilige Sprache erlernt und las nun und lebte in der Pracht der heiligen Schrift, welche für sie nicht fremdartig war, sondern vertraut wie die Kostbarkeit eines heimischen Palastes. Die Antlitze der Patriarchen tauchten auf, umdunkelt, geformt aus Zeit: sie hatten den Herrn von Angesicht zu Angesicht geschaut, und noch zitterte Ehrfurcht über ihrer Haut und ihren sehr alten Haaren. Ihre Frauen blickten großäugig in die Ferne wie über die Myriaden, Sprossen ihres Schoßes, die ihnen verheißen, das Haupt Moschehs dräute mit gewitternden Brauen über Ungehorsamen, ein Fels: und der rauchende Berg hinter ihm brannte nicht düsterer als sein Zorn und sein schwerer Wille. Josua trug vor sich hin das nackte Schwert, Gideon aber die Fackel und den Krug, und an Simsons Mähne zupften die Finger einer Frau. Und die nun kamen, hatten Kronen: auf einem düsteren Haupte trug sie Saul, der Gezeichnete des Herrn, auf einem endlich triumphierenden David, und keiner trug sie schöner als Salomo, der erwählt war, den Tempel des Einig-Einzigen zu bauen, das Haus des Glanzes und des nieverlöschenden Sehnens. Aber das Reich versank, Unheil brach ein, die Propheten schrieen mit flammender Stirn, die Makkabäer schüttelten verzweifelt Judas letztes Schwert — und nichts blieb als Elend, Dunkel und Gram. Und das Mädchen fühlte in sich die Verantwortung, die diese Welt ihr auferlegte, und sie trug sie gerne, stolz zu sein und aus irgendeinem Grunde vorbildlich zu leben, eine Aufgabe, die nur erst eine dumpfe und starke Ahnung, nicht einmal ein Gefühl war. Gott selbst hatte ihr dies gegeben, der Gott des Zornes und der allgewaltigen Güte, den sie liebte und zu dem sie betete.

Der alte Bankier Arnold van Spandow sagte zu seinem Freunde, indem er fröhlich lächelnd sein glattes Kinn umfaßte: „Ostertag, sie hat Sinn für Größe,“ und damit hatte er das Rechte getroffen, was übrigens keineswegs schwer zu finden war; und diesen Sinn wandte sie nicht nur auf die ferne Historie ihres Volkes an, sondern auch auf Europas jüngste Erlebnisse, auf das, was soeben noch Gegenwart gewesen war. Ohne Umschweife gestanden, verehrte sie mit begeisterter Glut — was freilich nur von den beiden alten Herren gewußt und gebilligt wurde und was, wäre es offenkundig geworden, ihr den gerechten und allgemeinen Abscheu aller christlichen und der meisten jüdischen

Mitbürger eingetragen hätte — den kaum und endlich entthronten und isolierten ehemaligen Kaiser der Franzosen, den korsischen Parvenu Napoleon Bonaparte. Zugegeben, daß dieses blutrünstige Scheusal, diese Geißel des Menschengeschlechtes die Zuneigung eines zarten Mädchens am wenigsten verdiente, so ist doch mehreres in Betracht zu ziehen, ehe man sie verdammt: erstlich hatte sie den Imperator, dessen Taten ihr ganzes Leben lang die Welt in Zuckungen versetzten, niemals von Angesicht gesehen, nur die ungeheuren Wirkungen seiner Wünsche und Befehle erlebt, die Menschenmassen, die sein Atem umherblies, die Königreiche, die sein Gutdünken vernichtete oder neu schuf — wahrlich, er war wie ein Gott in diese Welt getreten! Hatte er nicht ferner, überall, wo er seine Macht hintrug, ihrem geknechteten Volke Freiheit und Ehre gebracht? Hatte er nicht in Paris ein glänzendes Synhedrion von Rabbinen einberufen, um dem Volke Gottes Gesetze geben zu lassen, und hatte er sie nicht feierlich begrüßt, nicht anders als Bischöfe der Christen? Wo noch in Europa wurden die Juden in allem den Christen gleichgestellt? Und andererseits — hatten nicht die deutschen Regierungen, als ihnen die Bataille von Belle-Alliance im vorigen Jahre endlich alles Geraubte wiedergab, sogleich damit begonnen, die Juden in den alten Zustand von Beengtheit und Sonderstellung zurückzudrücken? Dies allein hätte genügt, um dem schönen Mädchen das Herz mit den Träumen vom großen Kaiser, vom neuen Alexander zu entzünden. Aber am schwersten wog, daß sie ihn nur aus Bildern kannte, aus Stichen nach Gemälden berühmter Künstler, die den ersten Konsul darstellten, indem sie aus ihm einen schönen, dunkeläugigen und heldenmütigen Jüngling formten, dessen leuchtende Blicke, dessen ausgestreckte Hand die Erinnerung an Lodi, an Arcole, an die Pyramiden weckten und der, indem er die Alpen überschritt, den Ruhm Hannibals zu dem seinen machte. So war ihr der Kaiser vor Augen, ewig jung und strahlend, der Herr der Welt, Cyrus, den Gott gesandt, um sein Volk zu befreien und dem er die Erde als Lohn überlassen hatte, sie zur größeren Ehre des Herrn der Heerscharen zu verwalten.

In ihren Träumen und häuslichen Verrichtungen lebten Ostertags so, ungestört durch viele Bekannte, und wenn sie sich auch keineswegs dem öffentlichen Leben entzogen, so sah das große, rote Empfangszimmer mit den steif graziösen Möbeln aus Palisanderholz doch nicht oft Besuche; kam jedoch jemand, so wurde er freundlich und gastfrei empfangen, Ruth plauderte unbefangen mit ihm, indem sie die Hände im Schoße zusammenlegte, und nach einigen Minuten brachte das Mädchen ein wenig häusliches

Buttergebäck und einen bunten und süßen Likör herein, worauf der Besuch sich erkundigte, ob Ruth den Kuchen wirklich selbst gebacken habe und ihn, falls er ein Mann oder eine sehr freundliche alte Dame war, nun noch bei weitem delikater zu finden behauptete... Ruth hatte wenig Freundinnen, gar keine in Wahrheit, sie war wohl zu schön und absonderlich dazu und die Neigungen der anderen jungen Mädchen gingen zu weit abseits von ihren eigenen; nur das gute, leider auf dem linken Auge ein wenig schielende Hannchen Saltz — o, es war nicht schlimm, wenngleich merklich — fand sich hin und wieder ein, lustig, gesprächig, schwarz und nicht sonderlich weise. Allein ein altes Ehepaar kam regelmäßig jeden Sonntag nachmittag zum Besuch, ein altes, heiteres Frauchen in einem Kleide, welches oben schmal, unten jedoch äußerst weit und faltig war, mit einem Häubchen aus weißem Taft und einem schwarzen Pompadour. der regelmäßig etwas sehr Leckerhaftes für das große Mädchen enthielt, und ein alter Herr mit glattem Kinn, welches er mit der linken Hand zu streicheln liebte, in einem weitschweifigen Rock mit engen Ärmeln und aus feinem, schwarzem Tuch, einem hohen, glänzenden Hute und einem Stocke aus dem Zahne eines Narwals, weiß, schwer, mit goldnem Knopf: das war der ehemalige Bankier Arnold van Spandow und seine Frau Malwine, geborene Lewin. Sie begrüßten den alten Ostertag mit stehenden Redewendungen, wie etwa: „Ja, da sind wir nun wieder eingedrungen, Ostertag... Wir stören doch nicht, Gott behüte? Ruth, Sie sehen wieder aus wie eine Rose, unberufen . . . Ja, das blüht, und wir indeß..." damit setzte man sich auf steife Stühle, die wenig von Verweichlichung zeugten, und nahm aus kantig geschliffenen, hochfüßigen Kristallkelchen, die der Gast und Freund andächtig zu drehen liebte, alten Ungarwein, Tokayer oder Pontac, hellen, herberen für die Männer, dunkleren, fast roten für die Frauen, die ihn nun einmal süßer vorzogen, obwohl Herr van Spandow Worte wie „Sirup" hören ließ; dazu etwas häusliches Buttergebäck oder einen Napfkuchen, welcher gottlob keine Streifen aufwies; und der zwischen den beiden Frauen, der alten und der jungen, zum Gespräch wurde, an dem die Männer allerdings einen sachkundigen und heiteren Teil nahmen, denn schließlich war man ja der Mitleidende, wie van Spandow sich ausdrückte. Er war der reichste Mann in der Stadt und es hieß, daß er selbst in Berlin, welches sich übrigens wieder lebhaft zu regen begann, kaum einen reicheren finden werde. Er hatte verhältnismäßig wenig gelitten, weil sein Geld in Holland angelegt war, in Kaffee, Tee und Baumwolle, woran man während der ganzen

Jahre der Kontinentalsperre riesenmäßig hatte verdienen können, bei Banken in Amsterdam und Antwerpen, mit denen schon sein Vater in geschäftlicher Verbindung gestanden hatte und denen man eine Zuneigung bewahrte, vielleicht noch aus der Zeit, wo der älteste van Spandow mit anderen Juden und Christen, Handwerkern und Bauern aus Holland nach der Mark gekommen war, herbeigerufen durch den staatsweisen Geist Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten. Ja, seine Zuneigung zu diesem toleranten, heiteren und kaufmännischen Volke der Niederländer war so groß, daß er seinen einzigen Sohn Wolf, einen tollen und vermutlich begabten Knaben, dorthin gesandt hatte, ohne daß Fernstehende von demselben seither Genaueres gehört hatten. Es liefen wilde Gerüchte darüber in der Stadt umher: die einen behaupteten, der Jüngling habe die altberühmte Universität Leyden aufgesucht, um dort, wo „unsere" Leute weniger ausgesetzt lebten, Medizin zu studieren, wobei er nicht gutgetan habe, vielmehr ein wüstes Leben geführt, und schließlich nach den Kolonien gegangen sei, nach Borneo, Batavia oder sonst etwas sehr Ahnungsvollem, und dort am gelben Fieber verstorben; die anderen, weniger hämischen, vermuteten ihn ebenfalls daselbst, aber lebend und als wohlhabenden Kaufmann, während eine dritte und kleine Partei, Frauen und junge Mädchen wohlverstanden, sich darauf versteiften, er sei in Italien und Maler, weil er von jeher gut gezeichnet habe und ein braunes Gesicht, kühne Nase und blanke, schwarze Augen besessen habe, was zum Maler unerläßlich sei, besonders in Italien.

Die vier Menschen, im Rauchkabinett bereits, welches dunklere und bequem geformte Möbel aufwies und in dessen Luft die brennende Kerze einen fetten, gelben Fleck machte, wußten es freilich besser. Die Männer rauchten schon: der alte Ostertag eine dünne, oben gebräunte Pfeife aus Ton, die er wie einen langen Stift zwischen zwei Fingern hielt und mit gebogenem Arm maßvoll bewegte, Spandow aber eine kurze Pfeife englischer Form, ein zartes Gebild aus warmgetöntem Meerschaum, Bernstein und Silber, hell und zierlich; der Rauch zog angenehm duftend an der Decke entlang. Frau Malwine saß freundlich nickend und zählend am Fenster, sie strickte an einem warmen Strumpfe für ein armes Kind und blickte manchmal schnell und klug zu Ruth hinüber, die selbstvergessen dasaß, die Hände im Schoß zusammengelegt und die Blicke auf das lustige Spöttergesicht des Herrn van Spandow gerichtet, welcher zu ihrem Vater über den jungen Körner sprach, Theodor Körner, den Dichterhelden, der leider Gottes bei Gadebusch sein junges Leben ausgehaucht hatte:

„Wohl," sagte er, „ich liebe ihn sehr; ist er nicht stets begeistert? Er war immer begeistert, und daher sind seine Verse so schlecht .... du weißt, Ostertag, daß Begeisterung ein gewisses Mittel gegen gute Verse ist, Patriotismus und reine Reime haben eine Abneigung gegeneinander, wie? Nun ja ... so ist Theodor zur gelegenen Stunde gefallen; und bleibt das junge, vielversprechende Genie, trotz Herrn von Goethes besten Gedichten ...." „Er ist doch nun tot, Spandow," mahnte Frau Malwine sanft von ihrem Strickstrumpf her. „Malwinchen," blinzelte der boshafte Gatte, „sage mir, Malwinchen: hören schlechte Verse auf, schlechte Verse zu sein, wenn der Verfasser zufällig verblichen ist? Ja, nun kannst du nichts erwidern." Aber er wechselte den Gegenstand des Gespräches. Wovon er nun redete, das hängt aufs engste mit dem zusammen, was die müßigen Seelen der Stadt beschäftigte, von dem jungen Manne, seinem Sohne, welcher — — wozu mit einer Wahrheit hinter dem Berge halten, wenn sie binnen kurzem doch zu Tage treten muß und vertraulich behandelt wird? Wolf van Spandow war nicht Arzt und niemals Kaufmann, nicht in Leyden zu finden und nicht auf Borneo: er gehörte vielmehr dem vornehmen Reiterregiment der Chasseurs à cheval des Pays-Bas als Kapitän an...

Das war nicht so wunderbar, wie es zuerst erscheinen mag. Gab es doch in Holland schon längere Zeit jüdische Staatsbeamte, und in dem Jahre, in dem der junge Spandow die Waffe ergriff, 1805, ließ Napoleon die Holländer mit gegen Österreich marschieren. Hieß man obendrein Wolf van Spandow, hatte man das Geld, sich selbst prächtig auszurüsten und saß man überdies fest und schön zu Pferde, einem edlen Pferde wohlverstanden, so gab es schlechterdings keinen erfindlichen Grund, eines Zufalles wegen einen begeisterten Freiwilligen abzuweisen, der, um alles zu vollenden, Arzt war und wie ein Spanier aussah und sich hielt. Und wenn man es verdiente, wurde man Offizier, unbehindert durch veraltete Vorurteile. So war es wohl geschehen. Und jetzt erzählte der alte Herr und beschrieb zierliche und heitere Bewegungen mit der rechten Hand, während die linke das Kinn versteckte: „Ligny sei die lustigste Affäre im vergangenen Jahr gewesen, schreibt er, und höllisch ernst für die Herren Verbündeten. Der Korporal Blücher steckte unter seinem Gaul, förmlich darunter, wißt ihr, fluchte stark und mußte zusehen, wie seine Leute liefen. Nicht einmal Er hatte voraussehen können, daß die Preußen am übernächsten Tag trotzdem ankommen würden; er kannte die Knochen unserer einheimischen Landbevölkerung nicht. Wolf hat dieses Letzte übrigens nicht mehr mitgemacht, was mich, offen gestanden, angenehm berührt." „Und warum nicht?" fragte

Ruth eifrig. „Spandow, rede nicht herzlos,“ sagte seine Frau. „Malwine, ist es herzlos? Ich denke nein; überdies ist es doch vorüber. Ja, liebe Ruth, er lag nämlich nach dem dritten Anritt auf die Karrées — dem unter Ney, die ersten beiden hatte Milhaud — zwischen zwei toten Pferden auf dem Rücken, ein bißchen gedrückt, mit einer Kugel in der Schulter und einer im Schenkel. In der Nacht kam er zu sich, verband sich das Bein mit der Schärpe, kroch ziemlich mühsam hervor und gelangte am Ende in einen Bauernhof. Ihr könnt euch denken, daß es langsam ging.“ Die schöne Ruth überlief ein fröstelnder Schauder und sie atmete tief ein. „Der Brief kam erst Mittwoch an, es ist alles lange zurück, müßt ihr wissen. Nun, als er gesund war, war Er bereits in Sankt Helena, Ney hatte man füsiliert... so findet Wolf, daß ihn die Sache nichts mehr angeht. Alle Offiziere denken wie er. Murat ist übrigens wirklich tot, schade, nicht?“ „Und Wolf?“ fragte Ostertag und entleerte die Asche aus seiner Pfeife. „Er kommt nach Hause!“ rief die Mutter jauchzend vom Fenster her. „Warhaftig?“ fragte Ruth. „Ja, Ruthchen, es ist wahrscheinlich.“ „Sage nicht wahrscheinlich, Alter, sage gewiß.“ „Ich sage dennoch wahrscheinlich, Malwine. Was heißt gewiß? Er wollte zuerst nach Helena, aber das Gefolge ist schon zu groß für die Herren Briten, dann dachte er an Amerika, aber dort ist nur Freiheit, und was ist Freiheit ohne Ihn? Und ich schwöre euch —“ und plötzlich wurde der alte und kluge Herr heftig, rot und schlug mit der Faust auf den Tisch — „ich schwöre euch bei meiner Seligkeit, daß wir Ihn wieder hier haben, ehe fünf Jahre um sind! Was ist denn dieser Mister Low? Eines Tages wird ein Schiff in Helena landen, meinetwegen mit amerikanischer Flagge, man wird diese Engländer ausrotten, ersäufen, was weiß ich, und Er wird Europa wieder bei der Hand nehmen, so wahr ich hier sitze!“ „Hoffen wir und warten wir ab,“ begütigte Ostertag mit einem Blicke auf Ruth, welche eifrig genickt hatte. „Ich glaube es, Onkel Spandow,“ sagte sie überzeugt. „Nicht wahr, kleine Ruth, wir verstehen uns,“ damit nahm der alte Herr, der sich wieder ein wenig beruhigt hatte, ihre Hand in die seinen. „Aber warum ist er damals nicht auf den Amerikaner echappiert, sondern wählte den Engländer?“ „Bellerophon“ hieß das Schiff, ein Dreimaster,“ antwortete Ostertag; „übrigens, ich weiß wirklich nicht....“ Und sie erörterten diese Frage des längeren. Frau Malwine zählte an ihrem Strumpf und Ruth sah verträumt auf Sein Bildnis, in grüner Uniform, ohne Orden und Stern, den Hut über den stillen Brauen, eine Hand in der Weste und eine auf dem Rücken.

4.

An einem schönen Tage, einem blaßblauen Frühlingstage der Mark, sprang Wolf van Spandow aus der Kalesche und fing seine alte Mutter in den Armen auf. Er war braun und hager wie ein Heide, denn er hatte den ganzen spanischen Feldzug mitgemacht; und somit galt es den Oranienburgern als bewiesen, daß er bis jetzt in den Kolonien geweilt hatte, als Kaufmann versteht sich, weil er augenscheinlich noch lebte. Nachdem die ganze Stadt bei Spandows gewesen war, um zur Heimkehr Glück zu wünschen — denn es war ein Glück, daheim zu sein — den Sohn zu betrachten und nebenbei ein Zipfelchen von den sinnbetörenden Kostbarkeiten und Juwelen zu Gesichte zu bekommen, die er sicherlich mit heimgebracht haben mußte — hatte man die Pferde gesehen, die vor der Kalesche gegangen waren? Herrliche Rappen, so wahr Gott im Himmel lebt, und ihre 1000 Taler preußisch jeder wert, ohne das Geschirr — machte sich am Sonntag das alte, glückliche Ehepaar bereit, bei Ostertags vorzusprechen, und Wolf kam mit, einigermaßen verwundert. „Ostertag? Gewiß, ich erinnere mich: dein Freund. Hatte er nicht einen schwarzen Bart? Er fuhr mit zwei Füchsen aus, wie?“ „Sein Bart ist nun wohl grau,“ lächelte Frau Malwine, „und jetzt fährt er mit Braunen.“

Es gab einen Mohnkuchen heute, der vor Butter Flecke auf dem gezackten Papier hinterließ, worauf er lag, und einen sehr guten Kaffee in zarten Täßchen durchscheinenden und zerbrechlichen Porzellans, Freude und Erregung war zu bemerken, der alte Ostertag wurde nicht müde. zu fragen, und nur Ruth saß mit niedergeschlagenen Augen dabei und ließ die Hände zusammengelegt im Schoße ruhen. Sie antwortete kurz und scheu auf die Fragen des alten Paares, woran Herr van Spandow senior eine besondere Freude zu haben schien; wenigstens sah er immer wieder seine Gattin an, welche dazu lächelte. Erst als man aufbrach, in das bequeme Rauchkabinett hinüberzuziehen, richtete der Kapitän seine ersten Worte an Ruth, unbefangene, allzu unbefangene Worte, die mit leiserer Stimme gesprochen wurden, als erklärlich war: „Übrigens“ — so fing er an — „übrigens weiß ich nun, daß die Demoiselle und ich alte Bekannte sind. Ich hob Sie immer hoch in die Höhe und Sie zappelten, weinten und zogen mich derb an den Haaren.“ „Ja,“ sagte sie und hob die langen Wimpern wie dunkle Flügel von den Augen, „Sie waren immer wild mit mir und ich mochte Sie gar nicht leiden,“ und sie wurde rot.

Um niemanden zu langweilen — nach zwei Monaten warb er um sie bei Alexander Ostertag und erhielt ihre Hand zugesprochen. Er war in seiner Galauniform gekommen, in rotem Rock mit goldenen Epaulettes und blauen Aufschlägen, engen, weißen Hosen und hohen Stiefeln von glänzendem Leder, und als sie, hereingerufen, ihn so stolz sah, aufrecht prangend und tapfer, stieg ihr das Blut ganz langsam bis zum Scheitel empor und ebbte völlig wieder ab, so daß sie bleich, zitternd und in grünem Hauskleide hörte, wie er einige Worte sprach, sah, wie der Vater die Augen voller Tränen hatte, plötzlich in zwei ausgebreitete Arme hineinsank, in ein starkes Weinen ausbrach und seinen Kuß sehnsüchtig-glücklich ertrug. Kurz vor Ostern war er gekommen, und am Wochenfeste, zu Pfingsten, wurde das Bündnis öffentlich, worauf der Zug der Glückwünschenden zu Ostertags strömte und die weiße Haustür nicht aufhörte zu klingeln, mit bellendem, deutlich verärgertem Schnappen. Jawohl, die jungen Leute — Gott, wie glücklich sahen sie doch aus! — würden in diesem Hause wohnen, wo Herr Ostertag einige Zimmer des ersten Stockwerkes für sein Geschäft haben sollte, und Herr van Spandow junior würde sich als Doktor und Chirurg im Orte ansässig machen, worüber diejenigen in Entzücken gerieten, die von jeher darauf geschworen hatten, der junge Herr sei ein lustiger Tunichtgut gewesen — früher, versteht sich — und Arzt in Borneo oder Batavia geworden. Nun, gottlob war er ja nicht am gelben Fieber gestorben; worauf der Bräutigam, diesmal in modisch geschnittenem grauen Rock, versicherte, er sei immerhin nahe daran gewesen. Das Glück war vollkommen und die Hochzeit fand bald statt. Wenn A. van Spandow beabsichtigt hatte, in Oranienburg den Nachweis zu führen, daß er wohlhabend war, ein eigentlich überflüssiges Beginnen, so gelang ihm das unübertrefflich gut. Denn obwohl das Haus der Ostertags, dieses reinliche Gebäude aus der Zeit des alten Fritz, auf der anderen Seite des wahrhaftig nicht übergroßen Marktplatzes lag, und man einander in die Fenster sah, holte der junge Mann, nachdem am Vorabende alle Gebräuche erfüllt waren, das Abschneiden dieses herrlichen Haares ausgenommen, seine Braut in einer blauen, glänzenden Kutsche ab — vierspännig, mit zwei Rappen und zwei Schimmeln, Tieren von alter und vornehmer Rasse, zitternd und wohlgepflegt, deren Beschirrung klingend mit gediegenem Silber beschlagen war, und die Büsche auf den stolzen Häuptern trugen. Ruth, blaß, weinend und in weißer Seide, stieg ein, begleitet von dem guten Hannchen Saltz, welche sich ebenfalls in Tränen erging, und lächelte doch durch Schleier und

Tränen dem bleichen Manne zu ... Und alles andere war dieser Pracht entsprechend: die feierlichen Vorgänge bei der Vereinigung vor Gott, wo noch viele Tränen vergossen werden mußten, wie das Mahl, das lange, üppige und heitere Mahl, zu dem man sich nachher niedersetzte.

5.

Fünf glückliche Jahre, es waren fast fünf glückliche Ehejahre, die ohne irgendeine Trübung verflossen. Frau Ruth, in breiten Gewändern jetzt, fast immer von ruhigem Grün, ging auf dem Markte umher, das Haar unter einer zierlichen Haube aufgesteckt, und kaufte ein, Fleisch, Kartoffeln und Obst, viel mehr als früher, denn es gab Münder im Hause, stets offene, leicht zum Schreien geneigte: Gott hatte es gesegnet ... Dr. van Spandow hatte niemandem gestatten wollen, seine geliebte Frau helfend zu berühren, aber seine Mutter und eine tätige Alte, welche sich darauf verstand, hatte er am Ende zulassen müssen; doch verhinderte die Unterwerfung der Gesichtsmuskeln unter die sachliche Maske des kaltblütigen Arztes und Offiziers vieler Schlachten keineswegs, daß man das Zittern sah, welches bei dem leisen Jammern der Geliebten an ihm rüttelte, und seine Zähne knirschen hörte. Mit Gottes Hilfe hatte sich die schöne Ruth nicht allzusehr quälen müssen; doch nicht selten verließ das Lächeln für Wolf ihren oft stöhnenden Mund — bis endlich diese Tochter da war, rot, runzelig, mit großem Kopf und aufgerissenen schwarzen Augen. Im Nebenzimmer aber ging Alexander Ostertag zitternd auf und nieder, von der einen Tür bis zur anderen, und betete inbrünstig zu Gott, er möge ihm seine geliebte Ulrike nicht zum zweiten Male nehmen. Und dann kam der Schwiegersohn hereingestürmt, erlöst von der fürchterlichen Gespanntheit seiner Nerven und strahlte und weinte, fiel ihm um den Hals und rief einmal über das andere: „Ein Mädchen, Alter, ein Mädchen!" Was an Süße hinter ihr lag, verlor den Schein vor dem Glück der jungen Mutter, und als sie voll Demut Stolz und Glück zum ersten Male wieder in den Betsaal trat, um Gott zu danken, und dies frohe Ereignis wie üblich von der Kanzel herab verkündet wurde, da schien die Sonne hinein und sie fragte, wieso gerade sie eine solche Seligkeit empfing, und antwortete sich, als Wolf sie nachher erwartete: „damit er glücklich ist." Nach Ulrike, der Ältesten, kam Arnold, der Fortsetzer des alten Namens, ein zartes Kind, das seinem Vater merkwürdig ähnelte.

Fünf Jahre Glücks . . Weder ihre Liebe nahm ab noch ihre Schönheit. Sie schien ein wenig üppiger geworden in den letzten

Jahren, aber noch war sie schlank, aufrecht und vollkommen, wenn sie mit ihrem Manne ins Freie ging, ein Kind an der Hand und das andere vor sich herlaufen lassend, oder daheim, des Nachts. Hatte sie noch Zeit, gute und schwärmerische Bücher zu lesen, Schiller, Corneille, Goethe? Gott behüte; und sie betrübte sich nicht darüber. Da waren ihre Kinder, da war ihr Mann, der Vater, das ganze weitläufige Hauswesen, die Dienstboten, welche zu Klagen Anlaß gaben, die Lieferanten, welche säumten, und die Nähterin, die gerade vergeben war, wenn man sie notwendig brauchte — es gab zu tun, so viel zu tun, daß die Zeit gerade ausgefüllt war, bis die Praxis am Abend den Gatten zu seiner Familie entließ.

Fünf Jahre des Glücks . . Nur die Thora konnte nicht verbannt werden, sie blieb Frau Ruths steter Freund, seitdem Wolf ihr die dunklen Sprüche erklärte und die Weite dieses Weltbuches ihr eröffnete; denn wenn er von den Riten und dem Gesetz auch erschrecklich viel vergessen hatte und vielleicht nicht sehr viel davon hielt, so war ihm das Buch doch um so teurer und sehr vertraut. . . Außerdem mußte sie bald den Kindern Geschichten erzählen, wenn sie müde vom Spielen waren, und Josefs bunter Rock erschien neben dem Glaspantoffel Schneewittchens, Dornröschens Einsamkeit wich vor Jakobs Treue, und der böse Haman nebst dem Riesen Goliath waren sicherlich schlimmere Leute als die Königin und die Knusperhexe. Feste kamen und wurden gefeiert, wie es geschrieben stand, gelegentlich Freunde und Gäste geladen, und jeden Sonntag erschienen die alten Spandows freundlich, wenig gealtert und gut gekleidet wie stets. Segen ruhte auf diesem Hause — fünf Jahre des Glücks.

6.

Aber Ruth Ostertag gehörte nicht zu denen, die über Geheimnis, Lüge und falschem Grund wohnen dürfen; und da der Mann nicht sprach, an dem es war, gab Gott Totem einen Mund und ließ mit einem selbstverständlichen Mittel das Notwendige geschehen. Am frühen Nachmittag des elften April 1821, am Tage vor Erew-Pessach, dem Vorabende des Passahfestes, wurde Dr. van Spandow mitten aus einer heiteren Beschäftigung nach der weiteren Umgegend gerufen, wo sich ein Bauernjunge das Bein gebrochen hatte. Er war gerade dabei gewesen, mit Hilfe seiner jungen Frau den Sauerteig, alle Brotkrumen und dergleichen Reste, die verbrannt werden mußten, aus Taschen und Ecken herauszusuchen, wie es das Fest gebietet das allem Gesäuerten feind ist, und machte daraus ein frommes Spiel, bei dem es viel

zu küssen gab und noch mehr zu lachen. Fast alle Zimmer waren gereinigt, ausgenommen das ärztliche Kabinett, in dem der Doktor es von jeher selbst erledigte, um seine Kleinigkeiten und Notizen besorgt, die von Steinen und kleinen Schußwaffen beschwert und festgehalten wurden. Er warf seinen Mantel um die Schultern: „Der Ssedertisch wird doch ohne mich bereit sein?“ Sie knixte übermütig: „Gewiß, Herr Kapitän.“ „Nun also. Ich bin zur Zeit zurück, morgen Nachmittag; da sind die Schreibtischschlüssel, suche gut und mache keinen Unfug;“ und er drohte ihr lächelnd mit erhobenem Finger. „Soyez sans peur, Monseigneur,“ versprach sie, während sie ihm die Ledertasche mit den Instrumenten hinhielt. „Nun Adieu, Madame.“ Er küßte sie auf die Stirn: „Adieu, monsieur le capitaine;“ und er ritt davon.

Der Schreibtisch war ein gelbes Ungetüm, welches er sich von seinem Vater hatte schenken lassen, eine wahre Burg mit geheimen Zugängen und unterirdischen Verließen. Sie öffnete mit den verschiedenen Schlüsseln Schub um Schub, ein Fach nach dem anderen, nahm die Papiere heraus, die darin lagen, Banknoten, Notizen, Scheine und dergleichen, Rezepte und Beschreibungen interessanter Fälle von Heilung oder Tod, fegte es aus und legte alles wieder hinein. Sie erheiterte sich dabei, schwenkte ihr Tüchlein und sprach mit dem abwesenden Liebsten zärtliche und drollige Worte; es machte ihr Freude, die verborgenen Federn zu finden, Stellen, an denen man drücken oder ziehen mußte, um eine Geheimlade zu entdecken. Es gab ihrer viele, und sie war schon müde, als sie innerhalb eines Faches, das sich nicht ganz herausziehen ließ, eine Erhöhung merkte: sie drückte, zog und es ließ sich weiter öffnen. Eine schwarzlederne Dokumententasche lag darin, alt und abgeschabt, enthaltend mehrere Dokumente von Wichtigkeit: einen amtlichen Geburtsschein, die Urkunde, welche ihn zum Leutnant machte, sein Doktordiplom aus Leyden, eine Bescheinigung der Marienkirche in Köln, daß der sergeant-major Wolf de Spandow am 9. Juni 1806 zum katholischen Glauben . . . hier öffnete Frau Ruth den Mund, um zu schreien — der Raum kreiste in einem Wirbel um sie, in einem Trichter, der in ihrem Herzen mündete — erblaßte aber fürchterlich und glitt, ihrer Sinne unmächtig, an dem gelben Schreibtisch herab zur Erde. Sie erwachte endlich aus tiefer Ohnmacht und fühlte sich wie ein bebender Stein. Sie erhob sich mit Anstrengung an der Kante des Möbels. Sie riß den schrecklichen Taufschein mitten durch mit Händen, die sie nicht leitete. Eine Erkenntnis, daß sie eilen müsse, begann sie zu jagen. Sie steckte einen Teil in die Tasche und rief, alles liegen lassend, wie es

lag, mit fremder Stimme nach den Kindern. Ihren Kopf fühlte sie ganz leer, doch nur so, wie ein Raum leer ist, vor dessen Türen eine schwarze Menge drängt, einzudringen — man mußte fertig werden, ehe es ihr gelang. Sie nahm den Kleinen auf den Arm, gab Ulrike, welche, nichts Trauriges ahnend, ohne Ende von der Großmama sprach, die heilige Schrift in die Hände und ging, ohne sich umzusehen und ohne eine Träne zu vergießen, durch die zum Feiertage geschmückte Wohnung, durch alle Zimmer, die Treppe hinab, durch die Tür, die hinter ihr klingelnd schnappte, bloßen Hauptes in den Regen hinaus zu ihren Schwiegereltern, da ihr Vater noch nicht daheim war; öffnete die Stubentür, setzte den Sohn auf die Füße, rief: „Wolf ist getauft! da!“ und die schwarze Menge brach ein. Sie fiel wiederum bewußtlos zu Boden, den beweisenden Fetzen weit in das Zimmer gleiten lassend.

7.

Frau Malwine erlitt, als sie daran glaubte, einen Schlaganfall, von dem sie sich nur schwer erholte und eine Lähmung zurückbehielt. Was Wolf anlangte, so mußte er gegen Abend in die Wohnung heimgekehrt sein. Er fand sie offen, unerleuchtet, die Dienstboten verwirrt; weder Frau noch Kinder ließen sich hören, mit einer Kerze tappte er sich vorwärts, erst staunend, dann erzürnt, dann irgend etwas Schreckliches ahnend, einen Unfall, den Tod eines Kindes — dann trat er zögernd in sein Kabinett, fand den Schreibtisch völlig in Unordnung, entdeckte endlich die Hälfte des Scheins und war im Entsetzen vernichtet. Erst ganz langsam ward ihm klar, daß hier eine Verschuldung vorlag — — er hatte das Ganze die meiste Zeit vergessen oder nur flüchtig und dann trotzig, ja belustigt daran gedacht. . . Er richtete, während die Tränen an seinen Backen herabliefen, alle Schußwaffen gegen sich, welche in der Nähe lagen, allein keine war geladen. Er wußte, obwohl seine Gedanken sich verwirrten, daß im Schlafzimmer seine Reiterpistolen lagen, fast schußfertig, aber er fürchtete sich hinaufzugehen, Tote konnten oben liegen. Er fragte heiser die Magd nach seiner Frau und den Kleinen: „Madame ist gestern mit den Kindern zu den alten Herrschaften gegangen und gar nicht zurückgekommen,“ sagte das Mädchen weinerlich, „ich weiß gar nicht . . .“ „Es ist gut. Bleib hier, bis sie wiederkommt.“ Er mühte sich zum Schreibtisch zurück, auf eine Art gehend, als sei der Zusammenhang seiner Gelenke aufgehoben und sein Rücken mit Blei ausgegossen, schrieb halb unleserlich ein Testament, in dem er seiner Frau und seinen Kindern alles vermachte, was er zurückließ oder zu erben erwartete; dann holte

er, das Licht in der zitternden Rechten, aus dem Schlafzimmer die großen Pistolen — beim Anblick des Bettes fiel er auf die Knie, drückte den Kopf hinein und bedeckte es mit Küssen und Tränen: „Ruth!“ schrie er, „Ruth! Ruth!“ Ein Kopfkissen der Kinder nahm er unter den Arm, schnallte den Säbel um und ging in den Stall; denn er wußte, daß er sie nicht aufsuchen durfte, wenn er nicht sehen wollte, wie sie vor ihm floh. Später, Ruth, später, süße Ruth . . . sattelte Victoire, seinen großen Falben, gerade so mechanisch, als habe ihn Alarm im Biwak aufgejagt, und er habe den Schädel noch voll Schlaf, steckte die Pistolen in die Halfter, schnallte das Kissen hinten auf und ließ sich in den Feldbeutel Brot und Fleisch stopfen. Unterdes setzte er sich wieder an den Schreibtisch, nahm den Schattenriß Ruths vor die Augen und betrachtete ihn wohl eine halbe Stunde lang. Dann trocknete er die Tränen und, indem er das Bildchen einsteckte und Gold und Kassenscheine dazu, schrieb er unten auf das Testament: „Ich gehe nach Borneo. Vergib mir. Du wirst später etwas hören. Küsse die Kinder und vergib mir. Mein Unglück ist größer als meine Schuld. Lebwohl;“ ging, den Säbel unter dem Arm, gebeugt und ohne verhindern zu können, daß Tränen in den Schnurrbart liefen wie Blut aus zwei Wunden, hinaus auf die Straße, schwang sich in den Sattel und, indem er Victoire die Sporen gab, donnerte er in die Nacht hinein, nach Westen, und der Wind warf ihm den Regen ins Gesicht. Die Hoffnung auf jenes „Später“ war ihm nicht gegönnt, niemand sah ihn wieder. Er soll wenige Wochen hernach mit dem Schooner „Oranje“, der nach den Kolonien bestimmt war, untergegangen sein; aber ein Totenschein war nicht beizubringen.

Frau Ruth ging durch ein Nervenfieber wie durch eine Weißglut, die nach jähem Erkalten ein Eisen von außen wenig, innen aber ganz und gar verändert. Ihr Wesen war gleichsam dichter, härter und widerspenstig geworden, eine stählerne Klinge. Sie ward schweigsam und auf eine allzu ernste Art schön — eine Schönheit mit schmalen Lippen und einer Falte zwischen den gebogenen Brauen. Unnötig zu sagen, daß sie in ihr Haus zurückging, sobald sie konnte, daß sie wieder Freitags neben ihrem Vater saß — wie alt war er geworden! — daß der alte Spandow hin und wieder zu ihm kam und wortlos und ohne Lächeln da saß, mit einem manchmal zitternden Kinn und einer im schmal gewordenen Gesicht zu großen Nase, die sich plötzlich scharfrückig und spitz zum Munde herabbog . . . Sie erzog ihre beiden Kinder in einer strengen, unnachsichtigen Liebe, und als sie merkte, daß beide von ihr den träumerischen Hang geerbt zu

haben schienen, der mit den großen Worten und unverminderbaren Forderungen eine erdichtete Welt sich aufbaut, in der Pflicht, Größe und derartige Gebote herrschen, die aber, auf den Alltag übertragen, Schrecken und Unheil wirkt — war es ihr stetes angstvolles Bemühen, die Gedanken und Erwartungen der Kinder, soweit sie „Leben" und „Zukunft" betrafen, niederzuhalten, ihnen die Wichtigkeit und Einfachheit des Alltags einzuprägen, dessen, was wirklich ist, und sie von den Traumbildern abzuziehen, die es so leicht hatten, schöner und gerechter zu sein als das lebendige Leben.

Wenn daher Ulrike, größer und reif genug geworden, oder Arnold, den man dem Getreidehandel Alexander Ostertags zuführte, an müßigen Sabbatten zu den Büchern ihrer Eltern griffen, nahm ihnen die Mutter Corneille oder auch Schiller aus der Hand, indem sie etwa ruhig sagte: „Lies das nicht, mein Kind, es macht nicht glücklich. . ." Sie lebte in Feindschaft mit den Büchern, auch mit der Bibel; und wenn der Vater sie deshalb leise tadelte, nahm sie seine Worte ohne Entgegnung hin, aber auch ohne Befolgung.

Von ihrem Vater hörten die Kinder erst sehr spät, als sie eindringlich genug fragten, und dann nur Gutes. Sie fanden in den Schränken seine Uniformen, seinen Säbel; so war er denn Soldat gewesen und bei einer Reise im Meer ertrunken, in jenen Stürmen, von denen man im Robinson las. Und Jahr für Jahr brannte ein Seelenlicht für Wolf van Spandow einen ganzen Tag lang in der Wohnung derer, die von ihm gegangen waren, als er noch lebte. Da sein Todestag unbekannt blieb, entzündete Ruth es am Abend vor Erew-Pessach; und aus einem Gefühl, das sie nicht hätte erklären können, aus einem dumpfen und sich durchsetzenden Impuls heraus stellte sie das Tischchen mit dem knisternden Licht unter ihr großes Napoleonbild. Und so blickte der Imperator jedes Jahr einen ganzen Tag lang über das Seelenlicht einer einsamen Jüdin hin. Sie aber stand, wenn die anderen schon schliefen, lange vor seinem stillen Gesicht, und langsam wandelte es sich, ward einem anderen ähnlich, das sie im Blute trug, ward ihm gleich, und machte, daß sie in Leid, Sehnen und Reue weinte. Und wenn sie dann ihren Kopf in die Hände nahm, gebeugt und ohne Halt, lebte in dem Zimmer nichts als das Antlitz des toten Kaisers, das der zuckende Schein beseelend überhuschte, und beherrschte die Dämmerung, in grüner Uniform, ohne Orden und Stern, den Hut über den stillen Brauen, eine Hand in der Weste und eine auf dem Rücken.

Oscar A. H. Schmitz: Das werdende Frankreich.

Wer heute nach längerer Abwesenheit Deutschland besucht, den erstaunt bekanntlich am meisten der ungeheure Aufschwung, den das materielle Leben in den letzten 15 Jahren genommen hat. Die Ansprüche an Behaglichkeit und Komfort wachsen in allen Gesellschaftsschichten, die sogenannte ästhetische Kultur ist tief in die Mittelklasse gedrungen, die Orte des Vergnügens schießen aus dem Boden wie die Pilze nach Regenwetter, und die Anzahl derer, die aus dem Vergnügen der anderen ein Geschäft machen, wächst in fast erschreckendem Maß. Nicht als ob es an einzelnen Männern von Geist fehlte; aber sie sind einsam, haben weder Fühlung miteinander noch mit dem sie umgebenden Leben. Es ist nicht zufällig, daß das letzte hohe Kunstwerk, das uns die erzählende Prosa geschenkt hat, Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig“ ohne jeden Funken von Liebe oder Haß ist, der in das Leben der Zeit überspringen könnte.

Demgegenüber hat sich das alte französische Leben äußerlich ziemlich wenig verändert, der angeblichen Amerikanisierung von Paris erliegen nur einige ziemlich eng begrenzte Hotelviertel und Vergnügungsorte. Im übrigen erscheinen die alten Formen der französischen Wohlhabenheit und des Lebensgenusses in würdevoller Einfachheit gegenüber dem, was man bei uns „Aufmachung“ nennt. Noch immer kostet man in fast schlichten, mit ein paar Spiegeln ausgestatteten Räumen die sorgfältigen Werke der französischen Kochkunst, und das Leben zwischen Mann und Frau hat seine vergnügliche, unaufgeregte Selbstverständlichkeit behalten. Aber die Menschen, die dieses Dasein leben, haben sich im letzten Jahrfünft innerlich von Grund auf verändert.

Das innere Leben Frankreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war von einem tiefen, wenn auch oft genug lächelnden und seiner selbst spottenden „ennui“ erfüllt. Die Unzufriedenheit mit der Politik des zweiten Kaiserreichs wurde nach der Niederlage zu einer tiefen Entmutigung, und unter der Republik entfaltete sich der bekannte französische „Je m'enfichismus“. Die edeln Ehrgeizigen wendeten sich ab von der öffentlichen Korruption und sagten: „Il n'y a rien a faire“; die Dichter meinten achselzuckend: „Tout est dit“, und gaben sich den fruchtlosen Formspielereien des „l'art pour l'art“ hin, dem Symbolismus, der den „ennui“ verklärte. Neben diesem fand der seit Montaigne den Galliern im Blut liegende Skeptizismus in Geistern wie Renan wissenschaftlich, wie Anatole France literarisch seinen

zeitgemäßen Ausdruck. Das war jenes politisch ganz und gar ungefährliche Frankreich, das wir Deutschen liebten, wie die Römer das Hellas der fein kultivierten Graeculi, die sie mit den Waffen unterworfen hatten.

Demgegenüber stehen wir heute in Frankreich vor einer Wiedergeburt eines idealistischen Patriotismus, den vor den Blicken der Fremden der aufdringliche Chauvinismus noch verdunkelt.

Betrachten wir erst einmal, wie es mit dem deutschen Patriotismus steht. Um die Lippen vieler geistiger Menschen bei uns spielt heute beim Nennen dieses Wortes ein ironisches Lächeln, wie noch vor kurzem bei den Franzosen. Diejenigen aber, die sich in Deutschland offen Patrioten nennen, tun dies bisweilen mit dem lärmenden Pathos, das an den säbelrasselnden französischen Nationalismus der Dreyfußzeit gemahnt, und das heute die militaristisch-katholisch-royalistische „Action française“ pflegt. Von diesem rein reaktionären und ganz und gar militaristischen französischen Patriotismus allein lesen wir in den Zeitungen, und seine Vertreter sorgen dafür, daß ähnliche Äußerungen aus Deutschland, und zwar fast ausschließlich solche, in die französische Presse übergehen, denn dieser Patriotismus, der ohne Glauben und ohne eigentliche Begeisterung ist, und diese Mängel durch Phrasen und Lärm ersetzt, braucht den Haß, um überhaupt leben zu können. Zu ihm gesellt sich jener genugsam bekannte geschäftliche Patriotismus. In Paris ist es ein offenes Geheimnis, daß die hauptsächlichsten deutsch-feindlichen Hetzblätter von englischem Gelde bestochen sind. England will Deutschland wieder daran erinnern, daß es in erster Linie eine Landmacht ist, und darum hat es die französische Revanchelust aufgestachelt. In der Tat siedet augenblicklich Frankreich von politischen Leidenschaften, und an die Stelle von „l'art pour l'art“ ist das Wort „l'action pour l'action“ getreten.

Die Hauptwortführer der „Action française“, Charles Maurras und Vaugeois sind, man möchte fast glauben, durch halbverstandene Nietzscheworte verwirrt, zu einer Auffassung gelangt, die, so reaktionär sie ist, dem heute aus der Mode gekommenen Anarchismus bedenklich verwandt ist. Sie sprechen von der eisernen Brigade, deren Mittel Aufruhr und Verschwörung sind, mit einem Wort, sie predigen die Propaganda der Tat „par tous les moyens“. Das ist fast intellektuelles Apachentum. Die Bartholomäusnacht nennen sie einen herrlichen Triumph des Vaterlandes. Obwohl sie den Katholizismus als Konfession erneuern wollen, sehen viele von ihnen in der Religion, in jedem metaphysischen Hang, der sich mit der Zukunft befaßt, eine Ge-

fahr, die zur politischen Ohnmacht führen könnte. Die „Action française“ hatte ihre Bedeutung, solange der Patriotismus der anderen Parteien schlief. Ihre Wirkung wird schwächer, seit die Republik und besonders die Intellektuellen nicht minder, aber in einer idealeren und zugleich vernünftigeren Form wieder patriotisch geworden sind. Eine „nationalistische“ Partei kann nichts mehr bedeuten in einem von nationalen Idealen ganz erfüllten Volk.

Abseits von diesem lauten und dabei doch im Grunde einflußlosen Patriotismus kündigt sich nun aber deutlich etwas Neues an. Das Buch „Aux écoutes de la France qui vient“ von Gaston Riou (soeben bei Bernard Grasset erschienen), drückt es am deutlichsten aus. „Eine Elite bildet sich,“ sagt der Verfasser, „im Stillschweigen des Studierzimmers. Dieselbe Leidenschaft, der Wille, das Vaterland zu erneuern, derselbe einfache und starke Glaube verbindet viele in einer Art heroischer Freundschaft. Wenn alle verzweifelten, sie werden nicht verzweifeln. Sie haben die Sicherheit, daß das bessere Frankreich, noch stumm und scheu vor der Flut der Barbaren, endlich erwachen wird.“ Was sie wollen, ist, dem Patriotismus seinen Beigeschmack von Materialismus nehmen, und an die Stelle des einsamen, vaterlandslosen und unsozialen, skeptischen Idealismus von einst einen positiven, den Forderungen des Vaterlandes zugewandten Idealismus setzen. Sie haben, wie Paul Claudel es nennt, nicht mehr jene „Toleranz gegen den Tod“, der die frühere Generation fast erlegen war. Die beiden Frankreich, in welche die Dreyfußaffäre die Nation zerrissen hatte, scheinen wieder eins zu werden.

Ohne Zweifel ist es unser herausfordernder und doch nicht zugreifende „Coup“ von Agadir gewesen, der die verborgenen idealen Kräfte Frankreichs so plötzlich geeint hat. Sollte man nicht glauben, daß die Rollen der Völker vertauscht worden sind: eine lärmende phrasenhafte deutsche Politik gegenüber einem sachlich und umsichtig sich kräftigenden Frankreich! „Diese theatralischen Einschüchterungen, die uns anfangs erniedrigten, haben in uns endlich das Gefühl der nationalen Ehre wieder erweckt.“ (Etienne Rey.) Man glaube nicht, daß ich hier Büchern, Literaturwerken, übermäßige Bedeutung beimesse. Auch im großen praktischen Leben sind die alten Gegensätze überwunden. Die seit der Dreyfußaffäre, ja seit Boulanger bestehende Feindschaft zwischen Republik und Armee, zwischen dem Reichtum und dem militärischen Geist ist versöhnt. „Toutes les gloires de la France“ d. h. die geistige und die militärische Glorie wollen wieder eine Sonne bilden. Ein starkes Heer, die Erfolge der Aviatik und das ungeheure Kolonialreich haben den seit 1870 gedemütigten Stolz

wieder erweckt, und der ist, wie man aus der Geschichte weiß, eine harte Realität. Der französische Generalstab hat — ein Zeichen wiederkehrenden Vertrauens — an Stelle des alten Plans der Defensive für den Kriegsfall einen Offensivplan gesetzt.

Die Vaterlandsliebe ist nicht mehr nationalistisches Privileg, sondern erfüllt das ganze Volk. Freilich wird es noch einige Zeit dauern, bis die giftige Saat des Antimilitarismus ausgejätet ist, und man hat vielleicht die Verbreitung des neuen Geistes etwas überschätzt, als man die dreijährige Dienstzeit schon denjenigen aufzuerlegen beschloß, die darauf gerechnet hatten, im Herbst dieses Jahres die Truppe zu verlassen.

Die Intellektuellen wollen nicht länger vaterlandslos sein. Sie haben sich außerdem gefeit gegen die Versuchung, in jenen eleganten Konservatismus Paul Bourgets zu verfallen, der bisher die grübelnde Intelligenz, die nervenschwache Feinfühligkeit, die müde Energie zur Erhaltung des Bestehenden an die katholische Kirche band. Die neue Bewegung ist weder reaktionär noch agressiv. Es ist charakteristisch, daß Gaston Riou selbst Protestant ist. Ohne ihm persönlich nahe zu stehen — er kritisiert ihn sogar streng — ist ihm der Schriftsteller Romain Rolland in seiner Überwindung des französischen Skeptizismus doch verwandt. Er ist übrigens durchdrungen von deutscher Kultur; er schreibt mir soeben, die Hauptaufgabe sei im Augenblick, das wahre Frankreich dem wahren Deutschland bekannt zu machen, und zusammen den festen Kern des neuen Europas zu bilden. Von Rolland erscheinen in diesem Jahre einige Romane, von Erna Grautoff übersetzt, bei Rütten und Löning.

Auch von den Idealen des einfachen und stillen Lebens, wie es Verlaine besang, ist diese Generation fern. „L'espérance est Dauphin de la France." „Die Seele Frankreichs horcht auf," sagt Riou, „sie erwartet den Besuch Gottes." Die Jugend von Bordeaux, Nizza, Marseille, Le Hâvre hat ihm zugejubelt. Als der Feind erscheint ihnen der Rassentheoretiker Gobineau, der ihnen gesagt hatte, „daß ihre Schädel zu gedrückt, ihre Augen zu dunkel für kühne Taten seien." Dieser neue Idealismus fühlt sich als das Kind des alten ritterlichen und des modernen Frankreichs, der Kreuzzüge und der Revolution. Er ist nicht aus Nichts entstanden, starke idealistische Ströme waren auch in der nun abgeschlossenen skeptischen Periode stets fühlbar. Es gab stets eine aufrichtige, katholische Bewegung (de Mun) und zuletzt den Modernismus.

Es ist begreiflich, daß Riou und seine Freunde die Bewegung des Modernismus mit großem Interesse verfolgt haben,

beklagen doch auch sie jene Verkümmerung der Seele, die immer die Folge der Religionslosigkeit ist. Aber die Führer des Modernismus waren mehr Erasmus als Luther verwandt. Sie glaubten, man rette die Welt mit stummen Hoffnungen, und, unfähig zum Kampf, waren sie im voraus Besiegte. Die Sehnsucht nach religiöser Erneuerung, welche die nur zu schnell bedeutungslos gewordenen Modernisten unbefriedigt gelassen haben, scheint nun ihre Augen auf die neue Bewegung zu richten.

Die Angst vor dem Klerikalismus hatte in den letzten Jahrzehnten viele Franzosen glauben gemacht, daß man durch Verachten und Verspottung der Geistlichkeit der Wahrheit diene, und daß die Religion nichts sei als List und Betrug. Für jene Generationen hatte sich der Sinn des Lebens auf die Forderungen des Hungers und der Liebe beschränkt. Diese Gedanken sind überwunden. Riou, der ein scharfer und unparteiischer Intellekt und ein guter Schriftsteller ist, macht eine anerkennende Verbeugung vor der edlen Gestalt des einwandfreisten unter den Royalisten, des Grafen de Mun. Er durchsbhaut aber die Fruchtlosigkeit seines persönlich so kraftvoll und aufrichtig verfolgten katholischen Glaubensideals ebenso genau, wie die Ohnmacht des Modernismus. Beide sind ihm sympathisch, aber er sucht einen anderen Weg. Er sieht, daß solche unzeitgemäßen Gestalten wie de Mun alle Arten von sehnsüchtiger, rückwärts gerichteter, romantischer Schwäche anziehen, nicht aber die schöpferische Kraft einer Zeit.

Ebensowenig wie Chauvinist ist Riou Pacifist. Der Gedanke einer das Vaterland überragenden Menschheit erfüllt ihn, ohne daß er aber die geringste Verwandtschaft mit dem Antimilitarismus Hervés hätte. Er nennt sich Demokrat, ohne eine Gemeinschaft mit der atheistischen Demokratie eines Combe zu haben. Kurz, er verlangt Patriotismus und Universalität, Demokratie und Religion, Wissenschaft und Christentum. In ähnlicher Weise äußern sich zahlreiche andere Autoren, z. B. Etienne Rey (la Renaissance de l'Orgueil Français, auch bei Grasset erschienen). Er ist lange nicht so gedankenreich wie Riou, aber nicht weniger klar und zielsicher. Die Ablehnung der bedauerlichen religiösen Verfolgungen durch die Republik macht auch ihn nicht ultramontan, und seine befriedigte Feststellung, daß die „mentalité jacobine" im Verschwinden ist, macht ihn nicht reaktionär. Es ist in dieser neuen Bewegung nichts Abenteuerliches und Phrasenhaftes, sondern sehr viel Vernunft und Mäßigung. Wenn Rey den Stolz predigt, so tut er es, weil ohne ihn kein großes Volk, weder Römer noch Briten, etwas ausgerichtet hätten. „Sich überlegen

glauben, heißt oft es werden." Ohne Agressivität will dieses neue Frankreich: Widerstand gegen Deutschland und gegen den revolutionären Sozialismus, Wiederherstellung der Staatsautorität durch den Appell an die nationale Ehre. Seit Poincaré existiert wieder „un gouvernement qui gouverne."

Wir leben heute in einem allgemeinen Chaos, das die europäische Literatur teilweise ausgezeichnet darstellt. Kein Mensch weiß, wohin er gehört, und an welcher Stelle der Geschichte wir stehen. Wir lassen uns von Ereignissen leiten, denn niemand sieht ein Ziel. Auch Riou stellt kein Programm auf, vielmehr spiegelt er nur den neuen, nach festen Formen suchenden Zeitgeist, den er dadurch bewußt macht und stärkt. Er vergleicht diese Zeit, die er so trefflich schildert, mit dem Chaos, das in der ebenso bewegten und gleichzeitig so unklaren Epoche bestand, die zwischen dem Sturz des römischen Kaisertums und Karl dem Großen lag. Niemand weiß, ob wir sterben oder neu geboren werden, und es ist merkwürdig genug, daß die neue Sehnsucht, die zwar überall mehr oder weniger vernehmlich klagt, zum erstenmal wieder in Frankreich einen weithin klingenden, wenn auch noch nicht im eigentlichen Sinne populären Ausdruck gewonnen hat; ob diese Bewegung stark und lebenskräftig ist, ob ihr ein großes Ziel winkt, niemand weiß es. Hier sollte nur auf die Geburt dieses neuen französischen Idealismus hingewiesen werden. Er ist, wie gesagt, nicht aggressiv. Sobald aber eine große kriegerische Persönlichkeit auftaucht, die vielleicht heute noch hinter dem Pflug über irgendeinen französischen Acker geht, dann findet sie eine Generation, die ohne frivole Abenteuerlust bereit ist, zum Ruhme des Vaterlandes zu folgen.

Was haben wir diesem idealistischen Aufschwung Frankreichs entgegenzustellen? Mit Sicherheit die materielle Überlegenheit der Zahl; daß die allein aber nicht ausschlaggebend ist, lehrt nichts klarer, als die Geschichte von Preußens Siegen.

Hermann Urtel: Aus Portugal.

II.

Der am stärksten hervortretende Charakterzug der Portugiesen, das Mitleid, spiegelt sich auch in der Sprache wieder. Ich glaube, jedes romanische Volk hat seine eigentümliche Art von Suffixleben, in dem sich ein Teil seines innersten Wesens ausspricht. Schon im Deutschen läßt uns die „Lüttje“ den trockenen norddeutschen Humor ahnen, und das „Spätzle“ führt uns sofort mitten in gemütvolle süddeutsche Temperatur. Der Portugiese besitzt nicht den Reichtum und die Behendigkeit italienischer Deminutivbildung; er bevorzugt ganz wenige, aber intensive Suffixe. Wenn ich den portugiesischen Bauer frage, wie weit das nächste Dorf noch sei, so antwortet er mit treuherzig sentimentaler Modulation: É pertinho (es ist nah-chen) und sein Auge blickt so mitleidvoll, als wolle er den ermatteten Wanderer am liebsten gleich auf die Schulter nehmen. Jemand, der sich allein fühlt, ist sosinho und povresinho (allein und arm); wer fertig ist, sagt: prontinho! Natürlich wird diese Sucht, überall ein -inho anzuhängen, von den Kindern und dem Bettelvolke reichlich ausgenützt; jeder Krüppel, jeder coitadinho (arme Kerl) bettelt: Alguma coisinha! . Dezreisinhos para uma tigela de caldo — seja tudo pol amor de Deus! Dezreisinhos, meu rico bemfeitor (Eine Kleinigkeit! Bitte, zehn Pfenniglein für eine warme Suppe — alles um Gottes willen! Zehn Pfenniglein, mein reicher Wohltäter!) Je nachdem dieses Suffix -inho unmittelbar oder mit Zwischenlaut an den Stamm antritt, wird die Bedeutung modifiziert, cadeirinha ist die „Sänfte“, cadeirasinha das „Stühlchen“, mulherinha une femme de mauvaise vie' mulherzinha ein „armes Frauchen“. Überhaupt zeigt sich, daß die Sprache mit sehr einfachen Mitteln starke Unterscheidungen macht. Während das Maskulinum gern ein hohes, langes Objekt kennzeichnet, wird mit dem entsprechenden Femininum ein ähnliches, niederes, breites Objekt benannt; also banco eine hohe, banca eine breite Bank; cesto ein hoher, langer Tragkorb, cesta ein niederer Tragkorb; canastro ein hoher, enger Weidenkorb, canastra ein breiter Wäschekorb etc. Wie sich die Sprache in solche Ordnung hineingefunden hat, das im einzelnen historisch darzustellen, wäre der Mühe wert; an der Sprache die Geschichte des Landes zu verfolgen, ist immer interessant, und nun gar in Portugal! Was hat das kleine Land allein im letzten Jahrzehnt für Umwälzungen durchgemacht! Die Sprache ist ja unlöslich verknüpft mit allen

politischen und wirtschaftlichen Wandlungen früherer Zeit und jüngster Vergangenheit. Es ließe sich bei genauer Prüfung sicher feststellen, daß die Sprache heute rapide demokratisiert und „säkularisiert" wird. Dadurch, daß dem Volke die religiösen Feiern gewissermaßen durch Dekret genommen werden, tritt ein Bruchteil der religiösen Vorstellungen in den Hintergrund und der Sprachgebrauch wird damit ebenfalls alteriert. Sitten und Gebräuche, Trachten und pomphafte Feste verschwinden; aber auch die Kinder, die zur Weihnachtszeit fromme Lieder singen, wagen sich nicht mehr hervor; es schwindet manch schönes Lied, manch sprachlicher Reichtum. Alte Ausdrücke, die in der Fülle volkstümlicher Anschauung gediehen und verstanden wurden, haben heute ihren Sinn verloren und werden von modernisierenden Sprachreinigern dem Gespött preisgegeben. Dieser Drang zur Befreiung von allem Kirchlichen wird oft an Kleinigkeiten offenbar. Klingt es nicht wie eine Nachäffung von Gebräuchen der Revolution, wenn überall von „dem Bürger so und so" die Rede ist, wenn wir auch auf den Briefadressen lesen: Ao cidadão Perreira (Dem Bürger P.)? Und wie sieht's mit den hohen christlichen Festen aus? Wir nehmen die radikale Zeitung „O Mundo" vom 26. März 1913 zur Hand; da finden wir Berichte, wie „Ostern" heuer in den kleinen Provinzialstädten gefeiert worden ist. Von „Ostern" kein Wort; es wird nur die „Festa da Arvore", das „Baumfest", erwähnt. Bäume werden gepflanzt unter Absingung republikanischer Lieder und unter Teilnahme großer Volksmassen, vor allem der Schuljugend. Das erinnert fast an das Pflanzen der Freiheitsbäume während der Revolution. Diese krampfhafte Hervorzerrung „heidnischer" Feste und die Anknüpfung an weltliche Heilige hat oft etwas Hilfloses. So wird in Setubal heute nicht mehr das alte Marienfest gefeiert, man hat diese Volksfeier neuerdings umgewandelt in ein Fest zu Ehren Bocages, jenes beliebten schlagfertigen Satyrikers von Setubal, dessen Geist dem „Aretino's" und „Voltaire's" nahesteht. Als er 1805 jung gestorben war, widmete ihm ein zeitgenössischer Dichter folgenden Spruch:

De todos só disse mal
O impio Manuel Maria,
E se de Deus o não disse,
Foi porque o não conhecia!

oder frei übersetzt:

Mit allen Leuten ging er übel um,
Und seine Witze saßen wie gewöhnlich;
Nur Gott verschonte er. Warum?
Er kannt' ihn leider nicht persönlich!

Das ist der „Heilige“ einer Gemeindekirmes!

Blühendes Setubal, das die Natur so reich segnete mit zarten Salmonetten und unendlich köstlichem Moskateller, warum nahmst du nicht eher Bacchus oder Liber zum Patron!

Diese bewußte Abkehr von allem religiösen Leben ist gewiß nur eine Reaktionserscheinung gegen jahrhundertelangen, schwerlastenden klerikalen Druck. Es muß gleichwohl damit gerechnet werden, daß dieses Volk, seinem tiefreligiösen Charakter folgend, sich die Möglichkeit, kirchliches Gefühl zu äußern und im Gemeinschaftsleben öffentlich zu betätigen, auf die Dauer nicht vorenthalten läßt; mit zunehmender Gesundung und nach Befreiung von politischen Fesseln, die zur Konsolidierung des republikanischen Gesamtkörpers augenblicklich noch notwendig erscheinen, wird auch das religiöse Bedürfnis wieder stärker sich melden. Wie willenlos aber heute noch der einzelne dem allgemeinen Geiste, der von den Politikern künstlich wachgehaltenen Opposition gegen die Kirche pariert, zeigen am besten die Äußerungen fanatischen Priesterhasses in der Stadt und auf dem Lande. Die Geistlichkeit läßt sich heute aus Furcht vor Angriffen des feigen Großstadtpöbels nicht mehr im Ornate blicken; so kommt denn der Abergläubische nicht in die Gefahr, beim ersten Ausgange morgens einem Priester zu begegnen, denn das ist nach altem Volksglauben höchst unheilvoll (der Priester gilt seit alten Zeiten als dämonisches Wesen, das Segen und Fluch zu spenden vermag). In den Städten sieht man vor jedem Kloster eine Schildwache, die alten Konvente sind umgewandelt in Kasernen, Schulen, Verwaltungsgebäude. Gelder und wertvolles Inventar aber werden eingezogen. Noch immer geht diese Inventarisierung vor sich. Julio Dantas, der Direktor der Nationalbibliothek — dessen „Nachtmahl der Kardinäle“ vor einigen Jahren unter Baron Berger im Hamburger Schauspielhause aufgeführt wurde — ist mit der Katalogisierung der Klosterbibliotheken beauftragt worden. Da hat sich denn ergeben, daß die Herren padres nicht nur in theologischer Fachliteratur gut ausgerüstet waren, sondern daß sie zur Erheiterung nach strenger Andachtsübung auch recht unfromme Lektüre in ihren Bücherzellen verborgen hielten, daß Pariser Import in manche ehrsame Klosterbibliothek eingeschmuggelt war.

Streng entkirchlicht sind nun auch die Schulen; den naturwissenschaftlichen Unterricht geben, da großer Lehrermangel in Portugal herrscht, bisweilen jüngere Ärzte. Überall werden neue Volksschulen erbaut. In einem kleinen Städtchen nördlich von Lissabon geschah es, daß das neue Schulhaus fertig war; die Jugend konnte aber nicht einziehen, da es an Lehrern fehlte. Viel-

leicht erklärt sich dieser Mangel aus den noch immer geringen Einkommen der Lehrer. Die Volksschullehrergehälter waren und sind folgende:

	zur Zeit der Monarchie	zur Zeit der Republik
I. Stufe......	235 Milreis (1050) Mk.	300 Milreis (1235 Mk.)
II. „	195 „	240 „
III. „	165 „	180 „

Dazu kommen heute an Wohnungsgeld 25 Milr. (in Dörfern), 30 Milr. (in Bezirksorten), 100 Milr. (in Lissabon und Porto), dazu noch für die beiden letzten Städte eine Teuerungszulage. Wir sehen, der portugiesische Volksschullehrer wird bezahlt wie unsere Straßenbahnschaffner. Und welch gewaltiger Unterschied zwischen Stadt- und Landgehältern! Heute existieren zwei Arten von Schulen: Escolas secundarias (lyceus) = höhere Schulen und Escolas primarias = Volksschulen. Escolas primarias superiores (Mittelschulen) sind in Aussicht. Wie sehr die Schulen (auch die höheren) reformbedürftig sind, zeigten mir die Prüfungen, denen ich während mehrerer Tage an einem Lissaboner Lyzeum beiwohnte. Die Examina finden vor Beginn der Sommerferien statt; es wird jeder Schüler in jedem Fache 20—30 Minuten geprüft, so daß sich die Prüfung einer Klasse von 20 Schülern über eine Woche hinzieht. Vor mir saßen die Jünglinge einer Untersekunda, meist sehr erwachsen aussehende, z. T. vollbärtige junge Herren, einzelne darunter mit dem langen, schwarzen Mantel des Lyzeums. Mehrere trugen Verlobungsringe, 5 hatten Monokel aufgesetzt (das Monokel ist dort zulande eine harmlosere Waffe und nicht wie bei uns das Reservat einer erhabenen — oder sich erhaben dünkenden — Menschenklasse). Für das lateinische Examen wurden Nepos und Phaedrusfabeln vorgelegt, und Deklination und Konjugation abgefragt. Am glattesten gingen wohl Portugiesisch und Geschichte. Sehr angenehm fiel allgemein der gute gesellschaftliche Ton der Schüler (und der Lehrer) auf.

Trotzdem der Kastengeist längst nicht so verderblich wuchert wie bei uns, halten die Schüler (oder estudantes) eng zusammen. Wie bei uns haben die Studenten ihren eigenen Jargon, den calão dos estudantes; da gibt es die caloiros (die Füchse), die veteranos, die 3 Jahre studiert haben, die bichos (die Würmer) und ursos (die Büffler), die mantegeiros (zu manteiga Butter), die Anschmierer, die sich lieb Kind bei ihrem Professor machen. Stark ist, entsprechend dem frühreifen Wesen der Schüler, ihr Hang, an dem politischen Leben teilzunehmen. In jenem Lissaboner Lyzeum ist es vor kurzem zu schweren politischen Ausschreitungen gekommen.

Wenn der Schüler schon stark politisch tätig ist, wird es der Soldat erst recht sein. Der Soldat ist überall mit dabei, wenn irgendein politischer Skandal ausbricht. Der Besuch sozialistischer Versammlungen wird natürlich von der Heeresleitung gewünscht. Ausgesprochene Republikaner sind die marinheiros (Marinesoldaten) von Lissabon, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Sie haben ihre Sprecher bei allen politischen Empfängen etc. Ich hörte die Rede eines wackeren marinheiro, der unmittelbar nach dem spanischen republikanischen Abgeordneten Soriano vom Balkon des Hotels Avenida sprach und der von der versammelten Volksmenge mit unendlichen „muito obrigado!" begrüßt wurde. Und doch ist in Portugal der Soldatenstand nicht eigentlich wie bei uns Ehrenstand; das Volk zeigt dem Heere gegenüber ein Mitleid, das aus Abneigung gegen die Institution entspringt. Deshalb auch die große Zahl von Drückebergereien beim Einziehen der jungen Mannschaft. Ich kenne eine ganze Reihe z. T. höchst drastischer Mittel zur Erzeugung von „Fieber" am Gestellungstage (Einführung von Knoblauchstengeln in anum etc.). — Dort auf einem kleinen Platze exerziert eine Kompagnie Soldaten. Die Burschen bewegen sich recht unregelmäßig, sie sind nicht propper gekleidet und haben sich nicht einmal nach der Größe aufgestellt. Vom Exerzieren will ich schweigen; nehmen wir den guten Willen für die Tat. Nach der Übung unterhalte ich mich mit einem Soldaten. Ich frage, ob er etwas von Deutschland wisse, er antwortet prompt: Uma esquadra excellente (Eine ausgezeichnete Flotte!)! Im übrigen ist er sehr stolz auf seine Schulbildung, er kann lesen und schreiben, ja er weiß sogar, daß „Hamburg die Hauptstadt von Deutschland" ist.

Aber begeben wir uns noch etwas weiter in das geräuschvolle Leben der Straßen von Lissabon. Unter dem ohrenbetäubenden Lärm der schreienden Fischverkäuferinnen, der Vogelhändlerinnen, die canarios, canarios! rufen, mischen sich die Stimmen der Losverkäufer. In Portugal handelt jeder arme Kerl mit Losen: Hoje anda a roda! Amanhã anda a roda! (Heute — morgen — geht das Glücksrad!) hört man überall. Auch nur eine Form der Bettelei! Am Straßenrande hat ein Stiefelputzer seinen Stand aufgeschlagen. „Antiga casa" steht an seinem Brettverschlag, drüben jenseits des Fahrdamms residiert unter einem großen Zelt eine neue Firma derselben Branche; dieser Schuhputzer nennt sich: Novo engraxador da moda — in Cimbra, der Studentenstadt, würde er sich „engraxador academico" nennen (man findet dort einen „barbeiro academico", einen „alfaiate academico" etc.). — Sein Zelt wird von oben durch einen Balkon geschützt, von dem Damen in Straßentoilette mit Federhüten auf das Straßenleben herabblicken. Auf diesen Balkon

mündet das Sprechzimmer eines Arztes; jeder medico — ja auch der callista, der Hühneraugenoperateur — hat seinen Balkon mit Aussicht. Dort an der Straßenecke sitzt eine Frau, die pevide (Sonnenblumenkerne) und amendoim (Erdnüsse) verkauft — ein sehr verbreiteter Handelsartikel; neben ihr frißt ein Maultier aus einem eigentümlich breiten, losen Strohgeflechte Häcksel mit Grünfutter vermischt. Durch eine kleine Vorstadt mit steilen Gassen geht unser Weg bergauf, bergab. Da liegt vor uns ein freier Platz mit einer Mercearia do Povo (Volkskramladen), davor ein paar ungeheure Fächerpalmen. Am Fenster der Kneipe prangt ein Pappeschild mit der Inschrift: Vinhos e Petiscos (Wein und Imbiß); die erste Etage der Volkskneipe steht leer, und zum Zeichen, daß die Zimmer zu vermieten sind, hat man auf jede Fensterscheibe ein kleines, weißes Papierdreieck geklebt — eine allgemein übliche Sitte in Portugal. Nebenan liegen in einem Schaufenster Noten und Odeurflaschen aus; der Laden führt die Firmeninschrift: Musicas e Perfumarias. In fast jedem Krämerladen der Vorstädte kann man Sodawasser, Bier (cerveja allemã — entsetzlich!), Absinth erhalten; in den Fenstern finden wir üble, geschmacklose deutsche Ansichtskarten, die Saufbrüder darstellen. Müssen wir wirklich unser Postkartenelend und unsern Alkoholjammer bis in die Vorstadtkneipen Lissabons zur Schau stellen? Auf dem Rückwege kommen wir am Limoeiro (Zitronenhain), dem einen Staatsgefängnis vorüber. Diese Zitronen schmecken für viele sehr bitter. Das ganze Gefängnis ist vollgestopft von politischen Gefangenen und Verbrechern. Man sieht sie an offenen Fenstern hinter den Eisengittern stehen. Von der Straße aus darf man sich mit den Sträflingen unterhalten; sie reichen durch das Gitter eine kleine, blecherne Geldbüchse heraus, und man wirft eine Münze hinein. Da steht ein blasser, kräftiger Kerl hinter den Eisenstäben im Erdgeschoß, er klagt mir seine Not: „Da draußen ist's wohl schön warm, und ich muß hier noch bis Weihnachten sitzen in diesem feuchten, dunkeln Loch!" — „Ja, lieber Freund, warum machst du Dummheiten?" — „O, lieber Herr, was denken Sie, ich bin ein Ehrenmann, ich, Antonio Fernandes da Silva de Santo Tirso, bin total unschuldig. Eines Abends Tumult — Messerstecherei — man griff den Verkehrten; was hilft's, die Richter sind taub, nun haben wir die Bescherung!" Da werden manche eingeliefert, von denen man nur den Spitznamen (alcunha) kennt. Solche alcunhas sind allgemein üblich, viel mehr als bei uns in den Dörfern oder unter den Verbrechern. Den „Joãosinho da Ribeira", einen der übelsten Großstadtapachen in Lissabon (der 28 mal schon im Gefängnis gesessen hatte), und seinen Ge-

selben, „Alberto den Mulatten", kannte jeder; ihre eigentlichen Namen wurden nie genannt. Es würde sich lohnen, ein Spitzbubenadreßbuch mit diesen noms de guerre herauszugeben.

Da es in Portugal keine polizeilichen Meldeämter gibt, herrscht oft über die Identität der aufgegriffenen Vagabunden und der eingelieferten Toten Unklarheit. Man sieht bisweilen in den Zeitungen das Abbild eines Toten und darüber Quem é? „Wer ist's?" Aber auch die Lebenden wissen oft über sich selbst nicht Bescheid. „Von unbekannten Eltern" heißt es dann im Polizeibericht. Vielleicht wird eine gewisse Verwirrung auch durch die Namengebung und Namenvererbung gefördert. Nur der Vorname bleibt fest, den Familiennamen darf man sich nach Vaters-, Mutters- und Großmutters Namen wählen. Ein junger Mann nennt sich Augusto Morna (nach dem Namen seiner Mutter), sein Vater heißt Teixeira, sein Großvater mütterlicherseits de Carvalho; offiziell schreibt er nun seinen Namen Aug. Morna Teixeira de Carvalho. So wächst bei vielen berühmten Vorfahren die Namenreihe ins Unendliche. Auch der Humor spielt oft hinein, z. B. wenn banale Vornamen oder Tiernamen mit heiligen Namen aneinandergeraten. Coelho (Kaninchen) ist ein weitverbreiteter Name; Deus und Jesus sind häufige Familiennamen; João de Deus ist ein bekannter Dichter, Coelho de Jesus ein Apotheker in Lissabon. — Unter den Personennamen (das hat Meyer-Lübke in glänzenden Studien gezeigt) sind heute noch viele altgermanischer (westgotischer) Herkunft, fast keine sind arabischen Ursprungs; dagegen sind wieder die Ortsbezeichnungen in großer Anzahl arabisch. Der Ort wurde eben leichter von dem Eroberer umgenannt, während der Personenname, gewissermaßen als Eigentum des einzelnen Menschen, blieb. Angesichts dieses Gegensatzes beschäftigt uns immer wieder die Frage: Wie stark und an welchen Punkten haben sich innerhalb der portugiesischen Kultur die Spuren arabischen Einflusses erhalten? In Architektur und Kunst liegt das arabische Element offen zu Tage. Wie weit es in der Sprache, in den Maß- und Werkzeugnamen, in den Bezeichnungen der Hirtenbevölkerung Alemtejos (worüber ein ganzes Kapitel zu schreiben wäre) noch vorhanden ist, das muß noch genau studiert werden. In einem Ausruf wie oxalá! (hélas) steckt noch das alte Allah!

Wenig von arabischen Elementen ist in Sitte und Brauch hängen geblieben; der Volksaberglaube ist dem nordeuropäischen bis in die Einzelheiten verwandt. Anderes wieder berührt uns ganz fremdartig! Die Hausnummern werden nach Fenstern gezählt; ein Haus mit 4 Fenstern Front hat also vier Nummern. Daher die in die Tausende gehenden Hausnummern. Und dann

die Ordnung im Straßenverkehr; der Portugiese kennt nur ein „Linksgehen!“ „Seguir pelo esquerdo!“ finden wir an jedem Laternenpfahl; infolgedessen wird links aufgestiegen und jeder Wagen biegt nach links zu aus. Wie infam störend für fremdländische Chauffeure!

Rapide hat das Automobilunwesen in Portugal zugenommen. Die französische Industrie beherrscht den Markt, gering ist die Zahl deutscher Marken. Daß man sich zum Durchreisen des Landes für ein paar Wochen ein Automobil mietet, ist viel üblicher als bei uns. So rast der moderne Wagen durch die Stätten tiefster Unkultur und wühlt die steinigen, staubigen Landstraßen Estremaduras auf. Was die Landschaft, wenigstens im Zentrum des Landes, auch an der Riviera von Lissabon, so trostlos macht, ist der Mangel an Wasser, an systematischer Bewässerung. Die Kiefernbestände werden erbarmungslos weggeholzt, natürlich entsteht allenthalben Wassermangel. Und die rothaarigen Engländerinnen, die vor dem Hotel d'Italie in Cascaes auf den Strandfelsen sitzen und gähnend in die tiefgrüne See schauen, können kein Badewasser mehr kriegen! Frightful!

Wie lange wird es noch dauern, bis das im Grunde kraftvolle und edle Volk der Portugiesen aus dem jahrhundertelang eingewurzelten Elend der Mißwirtschaft und Verwahrlosung sich aufraffen wird! Die Idealisten unter der jüngeren Generation spüren mit Schmerz, wie weit ihre Kultur und ihr Wohlstand zurückgegangen ist, aber sie träumen von einer herrlichen Zukunft ihres Volkes, und zahlreiche ernste und tüchtige Männer sind an der Arbeit, um die Träume in Taten umzusetzen.

H. Prehn-v. Dewitz: Wirtschaftsstudien.

Beiträge zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Wir stehen auf der Höhe der wirtschaftlichen Entwicklung — im Rahmen der unter dem freien Wettbewerb immer großzügiger sich entwickelnden Volkswirtschaft haben sich Gewerbe und Handel gedehnt und geweitet — aus den kleinen und mittleren Unternehmungen schuf das zwanzigste Jahrhundert die Giganten unserer Tage. Die Volkswirtschaft selbst hat sich zur Weltwirtschaft ausgewachsen. Und nun zeigt sich eine seltsame Duplizität in der Entwicklung. Der wirtschaftliche Fortschritt, einst bedingt durch die Gewerbefreiheit, stockt in seiner letzten Phase, zu Tode getroffen durch eben dieselbe Institution, die ihn geschaffen. Eine sonderbare Erscheinung. Bis auf unsere Tage konnte der freie Wettbewerb den wirtschaftlichen Fortschritt bedingen — im Konkurrenzkampf erstarkten die Kräfte des einzelnen —, dann aber kommt eine Grenze, wo der Konkurrenzkampf selbst für den Sieger eine Niederlage bedeutet, eine Niederlage, bedingt durch den rapiden Verbrauch der nötigsten wirtschaftlichen Güter. Solange die Fabrikindustrie einem unbeschränkten, noch durch keinen allzufühlbaren Wettbewerb bedrängten Markt sich gegenübersah, solange sie schließlich nur in die Domäne des schwächeren Handwerks einzudringen hatte, um sich lebensfähig zu erhalten, solange konnte sie die liberalen Ideale der Gewerbe- und Handelsfreiheit auf ihr Banner schreiben. Seit aber die Großindustrie sich konsolidierte und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diese letzte Phase des wirtschaftlichen Fortschritts unter dem freien Wettbewerb zustande kam, treten sich auf dem Markte nicht mehr Handwerk und Großbetrieb als Konkurrenten gegenüber, der Großbetrieb findet in seinesgleichen den beachtenswerten Rivalen. Die zunehmende Größe der Betriebe macht es immer schwieriger, in freier Konkurrenz den ebenbürtigen Gegner zu verdrängen. Ein Kampf bis aufs Messer schließt ein gewaltiges Risiko in sich. Da die Großbetriebe sich in ziemlich gleichem Kräfteverhältnis gegenüberstehen, und der Ausgang des Kampfes von vornherein meist unberechenbar ist, stehen auf alle Fälle so starke und ausschlaggebende Interessen auf dem Spiel, daß man in der Regel einen Entscheidungskampf gar nicht erst beginnt. Man einigt sich vielmehr, und die einstigen Konkurrenten teilen sich in die Absatzmöglichkeiten des freien Marktes. Mit diesem Momente tritt die Entwicklung der

Großindustrie in ein neues Stadium. Sobald der Drang nach Einigung entsteht und in die Tat umgesetzt wird, hören für die Großbetriebe die Segnungen der Gewerbefreiheit mehr und mehr auf. „Nun heißt die Parole,“ wie Richard Calwer einmal sehr treffend sagte, „nicht mehr „freie Konkurrenz“ und „volle Autonomie des einzelnen“, jetzt heißt sie vielmehr „Zusammenschluß bisheriger Rivalen zur Verfolgung gemeinsamer geschäftlicher Interessen.“ Kartelle und Trusts durchbrechen das schwache Gatter, hinter dem sich die staatlich anerkannte und staatlich geschützte Gewerbefreiheit ängstlich verbirgt, und nur ein Torso bleibt von dem, was einst als „freie Konkurrenz“, als Höhe wirtschaftlichen Fortschritts von Jahrhunderten gepriesen wurde. Länger als ein Jahrhundert dauerte die Auflösung der alten Gewerbeverfassung und an ihrem Ende proklamierte man durch gesetzliche Bestimmungen das Recht der vollen Gewerbefreiheit. Es war der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Heute machen wir den entgegengesetzten Prozeß durch. Von der absoluten Freiheit kehren wir zu einer neuen Gebundenheit zurück. In der Gewerbeunfreiheit ruht letzten Endes, so paradox das klingen mag, das Triebmittel zu neuem, wirtschaftlichem Fortschritt. Noch stehen wir am Anfang der Entwicklung — aber ihr Gang liegt klar vorgezeichnet. Es ist nur noch eine Frage der Zeit (vielleicht ein Jahrhundert, vielleicht selbst nur ein paar Jahrzehnte) und unser ganzes Wirtschaftsleben findet sich in ähnlich straffer Organisation, wie einst in den Tagen der Zünfte. Das moderne Kartellwesen drängt unaufhörlich zu diesem Schluß. In Verkennung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage hat man die Kartelle wohl als reine „Kinder der Not“ bezeichnet und ihre Entstehung auf Krisenerscheinungen zurückgeleitet. Ich möchte dies als einen fundamentalen Irrtum bezeichnen, der nur allzu geeignet ist, den Grundzug, der durch unsere gesamte Wirtschaft geht, falsch zu deuten. Aber gerade in der Unkenntnis kommender und sich ankündender wirtschaftlicher Revolutionen, sagte ich in der Einleitung meiner Wirtschaftsstudien, liegt die Gefahr des ökonomischen Todes für das Einzelindividuum. Von Krisen und deren Folgeerscheinungen sind viele Gewerbe betroffen, ohne daß sich in ihnen Kartelle gebildet hätten. Je weiter sich vielmehr die Kartellbewegung ausbreitet und bewährt, desto häufiger geschieht auch der Zusammenschluß der einzelnen Betriebe in glänzend prosperierenden Gewerben nur aus der durchaus verständlichen und richtigen Berechnung, Gefahren abzuwehren, die in der Ferne drohen, und um der sich vollziehenden wirtschaftlichen Umwälzung gewachsen zu sein. Somit ist die Entstehung der Kar-

teils an keine festen Normen gebunden, vielmehr eine willkürliche, im Zeichen der Zeit liegende Wirtschaftserscheinung, deren Geburtsstunde, wie das einzelne Nationalökonomen sehr mit Unrecht versuchen, absolut nicht festzusetzen ist. Auch die Form des Kartells ist keiner festen Regel a priori unterworfen, sondern richtet sich vielmehr nach den Wünschen der sich im Kartell zusammenschließenden Unternehmer und der wirtschaftlichen Lage des zu kartellierenden Industriezweiges. Den gebräuchlichsten Hauptformen nach unterscheidet man wohl vier Arten von Kartellen, das Konditionskartell, die Preisvereinbarung, die Verkaufsorganisation und das Produktionskartell. Die loseste Form eines kartellartigen Zusammenschlusses ist unzweifelhaft das Konditionskartell. Die Betriebe irgendeines Industriezweiges kommen überein, bei dem Verkauf ihrer Waren bestimmte Lieferungsbedingungen innezuhalten. Meist handelt es sich bei diesen Verträgen um die Festsetzung von Kreditgewährungen, um Zahlungsbedingungen, Rabattabmachungen usw. Durch Androhung hoher Konventionalstrafen sucht das Kartell seine Mitglieder zur Innehaltung der übernommenen Verpflichtungen zu zwingen. Die Organisation des Kartells ist jedoch eine zu lose, um eine regelrechte Kontrolle der einzelnen Mitglieder zuzulassen. Kommen bei einem Konditionskartell nur wenige Mitglieder in Frage und beherrschen diese den Markt, so werden sie wohl in der Regel den abgemachten Bedingungen gerecht werden. Findet sich dagegen neben dem Kartell in derselben Branche noch eine starke Konkurrenz und ist die Zahl der Kartellmitglieder selbst eine große, so werden, wie die Erfahrung gelehrt hat, die eingegangenen Verpflichtungen von den einzelnen trotz hoher angedrohter Strafen nicht gehalten. Bei großen Konditionskartellen fehlt eben vollständig die Kontrolle des Einzelmitgliedes. Sollte dieses aber selbst einer Übertretung schuldig befunden und zu der festgesetzten Strafe verurteilt werden, so rentiert es sich in nicht seltenen Fällen, die hohe Strafe zu zahlen, da man aus den fortgesetzten Übertretungen schon meist recht ansehnlichen Gewinn gezogen hat. Das Konditionskartell charakterisiert sich denn wohl auch als erster vager Versuch, einen später schärferen Zusammenschluß unter den Betrieben einer Branche herzustellen.

Die nächst höhere Art des Kartells finden wir in der Preisvereinbarung. Sie ist die auch heute noch in Deutschland häufigste Form kartellartigen Zusammenschlusses. Ein Teil der Produzenten oder Händler einer Ware, der groß genug ist, um ein gewisses Marktgebiet zu beherrschen, einigt sich in einem Vertrage darüber, eine Ware nicht unter einem gewissen Preise zu

verkaufen. Entweder werden für eine bestimmte Zeit Mindestpreise festgesetzt oder aber der Verkaufspreis des einzelnen Artikels wird von Zeit zu Zeit genau normiert. Der Preiskonvention nach dem Mindestpreise ist hierbei entschieden der Vorzug zu geben — sie ist der Schwierigkeiten von vornherein überhoben, die z. B. eine Preisfestsetzung bei großer Vielgestaltigkeit der Waren immer wieder bietet und die zu dauernden Differenzen unter den Kartellmitgliedern und nicht selten zur Sprengung des Kartells selbst führen. Um die Mitglieder zur strikten Innehaltung der Bestimmungen zu veranlassen, sind auch hier hohe Geldstrafen vorgesehen, deren Einbringbarkeit meist durch ein oder mehrere bei dem Vorsitzenden des Vereins zahlbar gemachte Wechselakzepte gewährleistet wird. Doch auch diese Form des Kartells krankt daran, daß die Aufrechterhaltung der beschlossenen Bestimmungen durch Kontrolle der Einzelmitglieder in der Regel nicht möglich ist. Die Umgehungsaussichten sind auch hier nicht ungünstig und gewinnversprechend.

Erst die nächst höhere Form des Kartells, die Verkaufsorganisation, bietet die Möglichkeit zu einer strafferen Organisation der Mitglieder. Beim Konditionskartell und der Preiskonvention hatte sich der Beteiligte zwar auch bindenden Abmachungen und Formen zu fügen; er war gewissermaßen nicht mehr Herr im eigenen Hause — aber dennoch standen ihm Mittel und Wege offen, seine Abhängigkeit nach dieser oder jener Richtung zu lindern. Dies hört bei der Verkaufsorganisation nun vollständig auf. Hat der Betriebsunternehmer sich entschlossen, einer Verkaufsorganisation beizutreten, so begibt er sich unter die Oberhoheit einer Instanz, die über ihm steht, von der er direkt abhängig ist. In dem Wesen der Verkaufsorganisation liegt es, ihren Mitgliedern den Verkauf der von ihnen produzierten Waren abzunehmen und diesen selbst von einer Zentralstelle besorgen zu lassen. Die Verkaufsstelle nimmt die Waren des einzelnen Betriebes ab und ihr steht in gewissem Grade das Recht zu, die Waren zu beanstanden und zu bewerten. Wenn auch die Preise im allgemeinen von der Generalversammlung der Vereinigung festgelegt werden, so besitzt die Verkaufsstelle doch die Freiheit, von den eingesetzten Preisen je nach den Schwankungen der Konjunktur abzugehen. Unter der Preiskonvention konnte der einzelne Produzent seinen Absatz noch selbständig regulieren und eventuell, im Gegensatz zu den andern Mitgliedern, steigern. Das ist jetzt anders geworden. Sobald er einer Verkaufsorganisation beigetreten ist, liegt die Steigerung des Absatzes nicht mehr in seiner Hand — die Chancen und Rechte, die ihm ehemals zu-

standen, hat er vollständig der Verkaufsstelle übertragen. An seiner Stelle handelt diese aber nicht für ihn allein — sie hat auch die Interessen ihrer anderen Mitglieder zu vertreten. Deshalb nimmt sie dem einzelnen nur ein gewisses, genau nach der Leistungsfähigkeit seiner Fabrik berechnetes Quantum Ware ab, dessen Erlös sie ihm gutbringt. Wohl hört somit für das Mitglied einer Verkaufsorganisation der nervenzermürbende Konkurrenzkampf auf, doch seine wirtschaftliche Arbeit gleicht auch nur dem ewig gleichgestellten Tagwerk des Lohnarbeiters. Hat er nicht vorher schon im freien Wettbewerb sein Werk auf eine beachtenswerte Höhe gebracht und damit sich und seiner Arbeit selbst ein Niveau geschaffen, auf dem auszuruhen es sich verlohnt, so sinkt er herab zu einem der Sklaven der modernen Industrie. Rein als Kartell betrachtet, weist aber auch die Verkaufsorganisation noch einen fundamentalen Fehler auf. Bei der Bildung des Kartells werden, wie wir gesehen haben, die Betriebe der einzelnen Mitglieder nach ihrer Leistungsfähigkeit eingeschätzt. Die Summe, die sich aus den Einschätzungsziffern der Einzelbetriebe ergibt, bildet das Gesamtkontingent des Kartells, von dem auf jedes Mitglied die entsprechende Quote entfällt. Treten nun Konjunkturschwankungen ein, steigt z. B. der Absatz einer Ware, so partizipiert jedes Mitglied gemäß seiner Beteiligungsquote an dem Mehrabsatz — verringert sich dagegen der Absatz, so ist jedes Mitglied ebenfalls verpflichtet, die Verminderung in der Rate seiner Beteiligung mitzutragen. Ist nun in einem Industriezweige die Verkaufsorganisation heimisch geworden, so ergeben sich aus den Schwankungen in der Verkaufstätigkeit der Verkaufsstelle nicht selten äußerst große Mißstände für die Kartellbeteiligten. Es fehlt eben zwischen der Verkaufsstelle und den beteiligten Produzenten der durchaus notwendige Regulator, der bei Konjunkturschwankungen den Betrieben rechtzeitig Nachricht gibt, ob sie ihre Produktion vermehren oder vermindern müssen. Die Absatzschwankungen treffen viel zu unvermittelt die einzelnen Betriebe, die schließlich nie mit Sicherheit zu kalkulieren vermögen, in welchen Grenzen sie, bei möglichster Ausnutzung der gegenwärtigen oder kommenden Marktlage, ihre Produktion zu halten haben. Um diesen Mißstand zu heben, ist man allmählich dazu übergegangen, der Verkaufsstelle noch größere Rechte über die Kartellbeteiligten einzuräumen. Man stattet die Verkaufsstelle jetzt mit einer Macht aus, die in der Einzelunternehmung vielleicht am besten mit der Macht des Chefs zu vergleichen ist, von dem, gleich wie von einer Zentralgewalt, Befehle und Orders nach allen Richtungen hin laufen. Tatsächlich ist ja die Verkaufsstelle auch am besten in der

Lage, die Veränderungen der Marktlage wahrzunehmen und demgemäß das Geschäft zu leiten. An der Höhe der einlaufenden Aufträge vermag sie jederzeit zu beurteilen, ob die Konjunktur nachzulassen oder sich zu beleben beginnt. Man verleiht nun der Verkaufsstelle das Recht, den einzelnen Kartellmitgliedern jeweilig vorzuschreiben, wieviel sie in einer bestimmten Zeit produzieren dürfen. Mit dieser Macht der Verkaufsstelle ausgerüstet, tritt das Kartell in die höchste Form des Zusammenschlusses, die wir bis jetzt in Deutschland kennen — es wird zum Produktionskartell. Dem einzelnen Mitgliede des Kartells wird jetzt vorgeschrieben, wieviel es in einer bestimmten Zeit, in einem Monat, auch einem Vierteljahr, produzieren darf. Bei den Produktionskartellen ist die Selbständigkeit des Einzelunternehmers fast vollständig ausgeschaltet. Ihm bleibt schließlich nur noch das Recht, über die Zusammensetzung der Verkaufsstelle und die Festlegung der Preise mitzuberaten. Für den Markt kommt der einzelne Betrieb gänzlich in Wegfall. Die Verkaufsstelle ist zu einer Institution geworden, an deren Vorschriften das Einzelmitglied streng gebunden ist, die nicht nur über den Umfang der Erzeugung, sondern auch über den Preis der Waren und den Absatz entscheidet. So ist in der höchsten Form des Kartells die alte Gewerbefreiheit, die Freiheit des Wettbewerbs, endgültig zu Grabe getragen. Wenn wir bedenken, daß heute etwa 15000 Betriebe Kartellen angehören, daß gerade unsere größten Industriezweige, wie der Steinkohlenbergbau (Rheinisch-westfälisches Kohlensyndikat), der Salzbergbau (Kalisyndikat), die Eisenindustrie (Stahlwerksverband), die Zementindustrie (Rheinisch-westfälisches Zementsyndikat, Verkaufsvereinigung hannoverscher Portland-Zementfabriken), die chemische Industrie (Bromkonvention, Konvention der Cyankalifabrikanten, Verein der Thomasphosphatfabriken), die Zuckerindustrie (Zuckersyndikat), die Spiritusgewinnung (Zentrale für Spiritusverwertung) usw. die größten kartellartigen Gebilde zeigen, so wird man zugeben müssen, daß im Kartell und seinem Wesen die höchste Phase wirtschaftlichen Fortschritts ruht.

Die wirtschaftlichen Wirkungen des Kartells unterliegen noch immer sehr geteilter Auffassung. Man hat sich daran gewöhnt, dem Kartell den Vorwurf der unnötigen, und, volkswirtschaftlich betrachtet, gefährlichen Preistreiberei und Preissteigerung zu machen. Gewiß, es sind manche Fälle vorgekommen, in denen die Warenpreise durch die Wirkungen der Kartelle exzeptionelle Höhen erklimmen konnten, aber diese Fälle stehen doch bei der großen Anzahl der heute in Deutschland tätigen Kartelle ziemlich vereinzelt da. Die große Öffentlichkeit aber hat sich aus ihrer

Kenntnis das Recht vindiziert, zu verallgemeinern — und gerade hierin liegt der Fehler. Selbstverständlich, das darf keinen Augenblick verkannt werden, geht die Absicht jeden Kartells dahin, möglichst hohe Preise für seine Waren zu erzielen. Diese Forderung ist nur billig und vom kaufmännischen Standpunkte durchaus berechtigt — es kann aber nicht behauptet werden, daß von den deutschen Kartellen das Preisniveau dauernd und willkürlich hinaufgetrieben wäre. Ein solches Ziel zu erreichen, haben selbst die heute in Deutschland stärksten Kartelle noch nicht die Macht. „Man nehme nur," meint Calwer, „die Preispolitik des Rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats, um zu sehen, daß auch heute noch dafür gesorgt ist, die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen." Zwei Perioden hoher Preise hatten wir seit dem Jahre, da das Syndikat ins Leben gerufen wurde. In der Periode 1899-1900 sind zweifellos die Kohlenpreise ganz anormal gestiegen, aber nicht so sehr durch die Politik des Kohlensyndikats, als vielmehr durch die wirtschaftliche Hochkonjunktur. Auch im Ausland und in anderen deutschen Kohlenrevieren, die bei weitem nicht so straff organisiert waren wie der rheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau, zeigten sich dieselben Erscheinungen. Selbst das mächtige Kohlenkartell ist heute durchaus nicht in der Lage, Preise diktieren und der Volkswirtschaft aufhalsen zu können. „Gerade die hohen Steinkohlenpreise im Jahre 1899," meint Calwer, „haben viel dazu beigetragen, daß viele Fabriken zur Braunkohlenfeuerung übergegangen sind." Zu hoher Steinkohlenpreis löst bei den Konsumenten das Bestreben aus, den teuren Brennstoff durch einen billigeren, die Braunkohle, zu ersetzen. Aber auch die Auslandskonkurrenz, bei Steinkohle namentlich die Konkurrenz Englands, ist ganz dazu angetan, den Kohlenpreis dauernd zu regulieren. Verhängnisvoll für das Wirtschaftsleben eines Staates können die Kartelle nur werden, wenn sie in einer Industrie auftreten, deren Produktion hohen Schutzzoll genießt und deren innere Konkurrenz durch die weitgehende Kartellierung fast vollständig unterbunden ist. In diesem außerordentlichen Falle würden die Kartelle allerdings zu einer enormen wirtschaftlichen Gefahr. Doch bis jetzt sind bei uns in Deutschland derartig günstige Voraussetzungen für das Kartellwesen keineswegs gegeben. Die Wirkungen der vielfachen Kartelle machen sich auf das Wirtschaftsleben im Gegenteil zunächst in ganz anderer Form, in einem, man möchte sagen, beruhigenden Moment der unsteten Konjunktur geltend. Die Preise der einzelnen Waren sind in einer mehr oder weniger kartellierten Industrie nicht mehr so heftigen Schwankungen unterworfen — sie werden stabiler, gleich-

mäßiger. In Zeiten zunehmenden Bedarfs schnellten ehemals die Preise fast unvermittelt plötzlich in die Höhe, um dann manchmal nach ganz kurzer Zeit infolge der sich zur Überproduktion steigernden Erzeugung ebenso schnell wieder herunterzustürzen. Eine solche verderbliche Preisbewegung ist in einer Industrie mit kräftigen Produktionskarteilen ausgeschlossen. Wohl gehen in Zeiten steigender Konjunktur auch hier die Preise in die Höhe — aber schrittweise und innerhalb gewisser Grenzen, um dann bei der unausbleiblich folgenden Baisse in ebenso geordneten Bahnen wieder zurückzugehen. So liegt die erste Wirkung der Kartelle, die sie auf das Wirtschaftsleben des Staates ausüben, in einer Produktions- und Preisregelung. In zweiter Linie macht sich die Wirkung ihres Vorhandenseins dem Abnehmer gegenüber geltend. Es ist natürlich, daß der Konsument zunächst in eine gewisse Abhängigkeit von der Preispolitik der Kartelle gerät. Früher konnte er die Konkurrenz unter den Produzenten zu seinem Vorteile ausnutzen, den einen Fabrikanten dem andern gegenüber ausspielen und selbst das Preisniveau drücken. Diese Taktik muß er den Kartellen gegenüber wohl oder übel aufgeben. Von diesen wird vielmehr den Abnehmern der Preis diktiert, und je stärker das Kartell, desto geringer ist für den Konsumenten die Aussicht, billigere Konkurrenzpreise zu erlangen. Nur wo die Abnehmer sich in ähnlichen kartellartigen Verbänden organisieren und so geschlossen dem Kartell gegenübertreten, besteht die Aussicht, sich ihre teilweise Unabhängigkeit zu wahren. Eine direkt umwälzende Wirkung übt das Kartell auf den Handel. Die höchst organisierten Produktionskartelle suchen den Zwischenhandel mehr und mehr auszuschalten, um dessen zum Teil hohe Gewinnaufschläge bei Selbstbesorgung des Mittel- und Kleinhandels ihren Produzenten zuzuführen. Nicht letzten Endes wird durch die Ausschaltung des oft wucherischen Zwischenhandels der Konsument gewinnen. So bedeutet das Kartell eine vollständige Revolution im Wirtschaftsleben unserer Nation. Den Vorteilen, die es auf der einen Seite unzweifelhaft mit sich bringt, stehen aber auch in anderer Hinsicht große soziale Schädigungen gegenüber, die sich namentlich in der Rücksichtslosigkeit, mit der die Kartelle den wirtschaftlichen Kampf führen, äußern. Eine Fülle von Anklagen ist deshalb über die Kartelle hereingebrochen. Sie alle aber können sich nur gegen die Art und Weise richten, wie das einzelne Kartell arbeitet, das Prinzip der Kartellierung selbst ist unantastbar — in ihm liegt nicht nur die Zukunft unserer Wirtschaft, in ihm gipfelt letzten Endes unser gesamter wirtschaftlicher Fortschritt. Dieser unzweifelhaften Erkenntnis entgegen wollen

die Schreie über Vertrustung der deutschen Industrie nicht aufhören und die Rufe nach staatlicher Hilfe seitens der Mittelstandsvereinigungen nicht verstummen. Wir haben zu prüfen, ob der Staat überhaupt jemals in der Lage ist, bei Ausschreitungen des Kartellwesens Zwangsmaßregeln anzuwenden. Er ist es unzweifelhaft. Die Handels- und Verkehrspolitik bieten ihm dazu die nötigen Handhaben. Nur ein Beispiel. Schraubt z. B. das Kohlensyndikat seine Preise zu hoch, und ist die Auslandskonkurrenz nicht stark genug, um einen Preisdruck auszuüben, so kann die deutsche Eisenbahnverwaltung durch Herabsetzung der Tarife für eingeführte Kohlen das Sydikat zwingen, seine Preise herabzusetzen. Eine gleiche Wirkung kann der Staat durch Herabsetzung und Beseitigung von Einfuhrzöllen herbeiführen. Der Staat hat also die Kartelle noch in der Hand, und es ist nicht wie im amerikanischen Wirtschaftsleben, wo die Trusts dem Staat über den Kopf zu wachsen drohen. Im Gegenteil — bei weiterer Ausdehnung der Kartellierung wird auch der Staat als Kontrollinstanz fungieren, um allmählich die Oberleitung über die gesamte Produktion zu führen. Dann wird der wirtschaftliche Fortschritt eine neue Epoche der wirtschaftlichen Unfreiheit zeitigen. Unser Wirtschaftsleben steht vor einer Revolution. Das Kartell drängt zur Unfreiheit und staatlichen Leitung. Es bildet den Übergang zu einer neuen Periode der Volkswirtschaft, zu einer Periode, die schon lange von hervorragenden Nationalökonomen erträumt wurde, vielleicht nennen wir sie — Staatswirtschaft.

Dr. med. L. Scholz:

Ein Kapitel zur Willenserziehung.

Gibt es eine Willensgymnastik, wie es eine Gymnastik der Muskeln gibt? Läßt sich unsere Fähigkeit zum Tragen und Entsagen üben gleich dem Bizeps am Arm durch ein — ich möchte sagen seelisches Turnen, Hanteln und Keulenschwingen, ein Training, das aus sich selbst heraus wirkt und Erfolge zeitigt, unabhängig davon, ob es dem Übenden Freude macht oder Seufzer der Anstrengung erpreßt? Denn so verhält es sich mit der Leibesgymnastik: der Körper zieht Vorteil von ihr in jedem Falle, mag sie dem lieben Ich genehm sein oder nicht.

Recht viele Menschen sind durchaus dieser Ansicht, — Körper- und Willenskräftigung sollen sich nach demselben Schema abwickeln. Sie verfahren auch praktisch danach. Unter der Losung: wie werde ich energisch? geben sie sich die redlichste Mühe, ihren störrischen Willen durch Aufbürden von allerhand Mühsalen zu zwingen. Sie machen Schicht mit mancher harmlosen Annehmlichkeit, die ihnen bis dahin das Leben versüßte (als da etwa ist Zigarrenrauchen, ein Glas Wein trinken, Schokolade naschen usw.), sie ächzen unter der selbstgewählten Last, tragen sie aber in dem Bewußtsein: es hilft, es hilft, nur nicht wankend werden, Selbstüberwindung stählt den Charakter! Nur ja sich nicht gehen lassen, Bleikugeln an das Bein gehängt und täglich ein paar kräftige Klimmzüge am Reck der Willenskraft! Nun, jeder nach seiner Façon, er mag sich die Hörner auf eigene Manier abstoßen. Indes das Klimmzugsystem spielt auch in der Jugenderziehung eine nicht ganz kleine Rolle, getragen von dem allemal zugkräftigen Schlagwort: die Jugend darf nicht verweichlicht werden. Ohnehin schon so heißt es, nimmt die moderne Erziehung auf die Muttersöhnchen zu viel Rücksicht. Wo soll das hinaus? Was wir brauchen, sind Persönlichkeiten, Männer mit Eisen im Blut, die einen Stoß vertragen können. Und so treibt die beliebte Pädagogik der zielbewußten Hindernissetzung ihre Blüten: hier ein Stein — spring hinüber! Dort eine Hecke — holla hopp! Ein Graben — nun wird's bald, mein Junge? usw. Wenn da nicht das Willenszentrum im Hirn zu schwellen beginnt, dann weiß ich's nicht. Lehrt doch auch das Gesetz der Übung und Gewohnheit, daß ein anfangs mühsam Erworbenes schließlich unverlierbares Besitztum wird. Die eingeübten und allmählich zu Automatismen erstarrten körperlichen und geistigen Fertigkeiten zeigen es ja zur Genüge. Und Achtung vor der Psychologie: da ist alles wissenschaftlich festgelegt!

Doch nun kommt die Kehrseite. Gewiß, es wäre schön und keine geringe Erleichterung für den Erzieher, wenn der Glaube an die Macht der mechanischen Willenstrainierung einen haltbaren Untergrund hätte. Leider jedoch trifft das nicht zu. Der Wille ist kein Passivum wie der Muskel, er läßt sich nicht kneten und walken und — magst du oder magst du nicht — zu höherer Vollkommenheit emporschrauben. Ein Beispiel für hundert: ich finde an meiner Zigarre Geschmack; eines Tages jedoch kommt es mich an, eine nicht ganz überflüssige Revision meiner Charaktereigenschaften vorzunehmen, und da entdecke ich, daß es mir leider noch an manchem Guten gebricht, vor allem an der erforderlichen Schwungkraft in der Erfüllung meiner Berufs- und täglichen Lebenspflichten. Halt, sage ich, und es reift ein Ent-

schluß in mir: dem Schlendrian muß abgeholfen werden —, zieh deinen schwachen Willen empor, gib ihm Aufgaben, stell ihn auf Proben, und drum als erste: fort mit der geliebten Zigarre, von heute an wird nicht mehr geraucht! Glaubt wirklich einer im Ernst, daß dieser Verzicht auf einen gewohnten Genuß meiner lahmen Tatkraft auf die Beine helfen wird? Gewiß, die Zigarre entbehre ich schließlich nicht mehr, weil der Reiz, der den Willen in Bewegung gesetzt hat, allmählich abflaut. Aber das ist auch alles, für meinen sonstigen Menschen habe ich nichts gewonnen. Denn gesetzt, ich raffte mich wirklich noch zu andern löblichen Taten auf, so habe ich diese Wandlung meines bisherigen faulen Ichs der durch das Weglassen der Zigarre „erstarkten“ Energie ganz sicher nicht zu verdanken. Vielmehr liegt die Sache so: die Selbstkasteiung hat mich nicht erst stark gemacht, sondern hat gezeigt, daß ich es bereits war, als ich den Entschluß, das Rauchen aufzugeben, in die Tat umsetzte; wer aber eine derartige Probe besteht, wird vermutlich auch fähig sein, andere, ähnliche Proben abzulegen —, eher jedenfalls als der Schwachmatikus, der sich überhaupt nichts abringt. „Gelegenheiten machen den Menschen nicht schwach,“ sagt Thomas a Kempis, „sondern zeigen, ob er es ist.“ Fr. W. Förster erzählt in seiner „Lebenskunde“ von Stanley: wenn er als Knabe in seinem Waisenhaus an der Reihe gewesen sei, die Betten zu machen, so habe er jedes Bett so sauber geglättet, daß ein Prinz hätte darin schlafen können. „Das ist der Mann,“ fügt Förster hinzu, „der das dunkelste Afrika durchquerte und sich durch nichts zur Umkehr bewegen ließ.“ Schon recht, nur erfahren wir nicht, was der kleine Stanley vorher für ein Kerlchen gewesen und ob er sich durch seine Sorgfalt im Bettenmachen und andere Charakterexerzitien jenes hohe Maß von Tatkraft, das er als Mann bewies, erst mühsam hat abzwingen müssen. Das aber gerade ist es, was wir wissen möchten, denn darauf kommt hier alles an.

Und wie, wenn wir uns die Willensübungen nicht freiwillig auferlegen, sondern wenn sie uns befohlen werden durch eine überlegene Macht mit Drohungen und Strafen? Wo bleibt da ihr erzieherischer Wert? Denken wir zurück an unsre eigne Kindheit. Mutter hatte Steckrüben und Kartoffeln gekocht — ein fatales Essen. „Nützt dir nichts, mein Kind, iß nur, iß! Und wenn du Sperenzien machst, bekommst du eine Extraportion dazu.“ Wurden wir dank dieser trefflichen Methode wirklich von unsern kulinarischen Idiosynkrasien kuriert, so daß wir nun als Erwachsene Speisen, die uns ebenso unlieb sind, wie es uns dereinst die Steckrüben waren, nicht mehr vorübergehen lassen, sondern sie tapferen Gemütes verschlucken? Hat überhaupt durch das Herunterquälen der besagten Rüben unser Charakter irgendwo und irgendwie gewonnen? Oder nehmen wir die Schule. Nun ja, wir haben sie hinter uns und haben sie durchgemacht, schlecht und recht. Zweifellos hat sie auch unserm reifenden Charakter fördernde Impulse gegeben. Käme aber einer unsrer alten Lehrer daher und wollte behaupten, grade das lästige Muß, der unerwünschte Zwang sei für unsern sittlichen Aufstieg das eigentlich Bedeutsame gewesen, so würden wir wohl ein lautes Nein und dreimal Nein rufen. Nicht die unangenehmen, verhaßten Stunden, nicht die unbeliebten Lehrer waren es, die unsern jungen Seelen Nahrung boten und schlummernde Keime des Guten zur Reifung brachten: wohl paßten wir bei den Gestrengen besser auf und kamen besser präpariert zur Schule — Furcht war die treibende Kraft —, aber zur Aufwärtsentwicklung unsres Charakters hat der Drill gewiß nichts beigetragen.

Und wenn bei den Extemporalien Fußangeln vor jedem Worte lagen, so daß wir schwitzten in unsrer Not, und wenn wir über unsern Schularbeiten paukten den ganzen schönen Nachmittag hindurch —, wo lag da der Gewinn für unser Innenleben? „Gewöhnung an Arbeit, an Pflichten, Ernst des Lebens!" — du lieber Himmel, sind es grade die dümmsten Schüler, die später zu charakterfesten Persönlichkeiten werden? Annehmen sollte man es doch: sie haben sich ja, um mitzukommen, durchschnittlich weit mehr anstrengen müssen als ihre begabteren Kameraden und den Segen der Willensschulung doppelt genossen. Die Gewöhnung soll es tun —, ach nein, der Primaner geht gewiß nicht lieber zur Schule als der Sextaner und hat doch doch so viel an Gewöhnung voraus! Wie müßte bei ihm im Laufe der Jahre die Willensbahn geglättet sein! Und wird dem Herrn Amtsrichter, weil er dereinst den Cäsar und Xenophon so brav präpariert hat, das Aktenschreiben weniger sauer? Zahlreiche junge Leute, die auf der Schule die personifizierte Faulheit darstellten, entpuppen sich im Leben draußen als fleißige und tüchtige Menschen, sobald sie nur einen Wirkungskreis gefunden haben, der ihren Neigungen halbwegs entspricht. Was bleibt da von dem Wert des Willentrainings übrig? Wenn es der Erwachsene mit seinen Berufspflichten durchschnittlich genauer nimmt als der Schüler, so hat er das nicht dem „Erzogensein zum Wollen" zu verdanken, sondern ganz anderen Kräften. Erstens steht er, Ausnahmen abgerechnet, unter angenehmeren Arbeitsbedingungen, denn er braucht nicht beständig auf dem Qui-vive zu sein, noch auch zu fürchten, daß ihm stundstündlich einer auf die Finger guckt, und zweitens weiß er ganz genau, was für ihn auf dem Spiel steht, wenn er seine Pflichten lax nimmt: er riskiert sein Brot, seine Stellung, setzt die Familie dem Notstand aus usw., während er es umgekehrt bei Fleiß zu Ansehn und Wohlstand bringen kann. Das sind gewichtige Antriebe, die bei der Jugend wegfallen. Im übrigen bin ich der skeptischen Meinung, daß der Erwachsene an sittlichen und Willenswerten vor dem Kinde wenig genug voraus hat, denn was das Alter von der Jugend unterscheidet, ist höchstens das größere Maß von Selbstbeherrschung (Pessimisten sagen: von Verstellungskunst) und daneben die reifere Einsicht, die mancher Dummheits- und Gedankenlosigkeitssünde, auf die das Kind hereinfällt, ausweicht. Aber das ist auch alles und es ist wahrhaftig nicht viel.

Also haben die Alten recht: velle non discitur, Wollen kann nicht gelernt werden? Nein, auf handwerksmäßige Manier, so wie man Stiefel macht, läßt sich's gewiß nicht lernen. Was ist überhaupt der Wille? Er ist nicht, wie naive Leute glauben, so ein Ding, das da irgendwo im Gehirn sitzt, nach Belieben Befehle erteilt oder nichts tut, er ist auch keine Eigenschaft und kein Seelenvermögen, das dem Menschen anklebt, sondern ist die Seele selbst in einer bestimmten Phase ihrer Tätigkeit. Wir haben keinen Willen, sondern wir sind Willen, so gut wie wir Empfinden, Vorstellen und Fühlen sind. Streben wir nach etwas, so kommt uns dieser Zustand als „Wollen" zum Bewußtsein, widerstreben wir, als „Nichtwollen". Nun streben wir aber nur nach dem, was Lust erregt, und fliehen, was Unlust macht. Drum wecken Frohgefühle den Willen —, „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten," Unlustgefühle dagegen lassen ihn nicht hochkommen, im Gegenteil, werfen die Kräfte darnieder und erschöpfen sie, sie schaffen nicht, sondern verbrauchen Energien. Insofern kann man den Widerwillen, der sich an verhaßter Arbeit vorbeidrückt, gradezu als Selbsterhaltungs-

mittel der Natur bezeichnen. Wir wissen hundertfach aus eigener Erfahrung, wie müde, wie moros uns erzwungene, ungern geleistete Arbeit stimmt. Gewiß, das Leben ist nicht immer so liebenswürdig, uns zu fragen, was uns paßt und was nicht, und oft genug sind wir genötigt, mit Unlust zu arbeiten —, nun, dann gehen wir eben an die Sache heran und machen sie ab mit guter Manier oder böser. Daß aber auf solcher Arbeit kräftespendender Segen ruhe, das kann nur ein Lebensfremder glauben. „Es gibt keine Pflicht," heißt es bei Herder, „die nicht der Heiterkeit bedürfte, um recht erfüllt werden." Darum hat jede einsichtige Erziehung darauf auszugehen, dem Zögling die Arbeit nicht zu verleiden, sondern sie ihm lieb zu machen. Natürlich wird das oftmals schwierig sein, aber glücklicherweise kommt dem Erzieher der angeborene Tatendrang der Jugend entgegen, den er bloß ins rechte Bett zu lenken hat. Es ist nicht wahr, daß der Mensch von Natur faul sei —, das Kind jedenfalls ist es nicht, das will vom Stubenhocken und Dahindämmern nichts wissen, es meidet nur (wie der Erwachsene) die Tätigkeit, die ihm nicht zusagt. Anstrengung ja, Unlust nein! Welche Mühen grade die Jugend auf sich nimmt, aus freien Stücken, mit Begierde und Begeisterung, das lehrt vor allen Dingen ja der Sport.

Die jungen Menschenkinder verwöhnen, indem man sie an lästigen Pflichten liebevoll vorbeischiebt, daran denkt also niemand, und auch vom bedingungslosen Gewähren- und Sich-Auslebenlassen werden vernünftige Eltern nichts wissen wollen. Ausgetilgt soll nur werden die falsche Pädagogik der rauhen Tugend, die eben nichts ist als rauhe Tugend allein. Freilich bildet auch der Zwang, als Drohung oder Strafe, einen mächtigen Motor für den Willen, doch nur für den Augenblick, nicht auf die Zukunft hinaus. Er wirkt nur so lange, als die Fuchtel über dem Opfer schwebt. Was sollte auch den, der einer harten Zucht entwachsen ist, bestimmen, noch weiter seinen Lüsten Einhalt zu gebieten? Etwa die Erinnerung an die Prügel, die er einst erhalten hat und die er nicht mehr fühlt und niemals wieder fühlen wird?

Erziehung soll demnach die Jugend nicht eigens hineinführen in Kampf und Widerwärtigkeiten, denn die bieten sich im Leben, auch im jungen Leben schon, genug, man braucht sie gar nicht erst zu suchen. Stellen sich aber die Schwierigkeiten ungebeten ein, dann freilich soll der Erzieher auch nicht sagen: mein Junge, lauf davon! sondern: hier, dageblieben und tapfer die Fehde aufgenommen, so schickt sich das für einen jungen Burschen! Und soll ihm eine gute Waffe in die Hand geben, die Waffe des gesunden Selbstvertrauens: setze Mut in dich, treibe aus die Gedanken der Furcht und Schwäche, du kannst, weil du willst! Der Mensch vermag Eigenschaften anzunehmen, die ihm beharrlich und mit Nachdruck zugeschrieben werden: der kleine Bangebox kriegt Schneid, wenn man an seinen recht problematischen Mut appelliert, der Lügner lügt nicht mehr, wofern man seine Wahrheitsliebe lobt, und umgekehrt kommt sich der süße Fratz arg mitleidswürdig vor, sobald man ihn bedauert. Der Erzieher benütze den angeborenen Stolz, den Ehrgeiz als Hebel der Kräfte, weise darauf hin, wie das Bewußtsein, der eigenen Bequemlichkeit etwas abgerungen zu haben, schon eine Lust an sich bedeutet und wie das Erproben der Leistungsfähigkeit auch unabhängig vom Erfolge reizvoll wirkt. Und Tätigkeit, die gelingt —, löst sie nicht die reinsten Freuden aus, so daß man Mühen wahrhaft liebgewinnen kann? Natürlich erreichen derlei Aufmunte-

rungen nicht immer ihren Zweck. Kein Lehrer vermag das Gespenst der Öde und Verdrießlichkeit ganz aus seiner Klasse zu bannen und etwa das Vokabel- und Grammatikpauken zur Quelle lauteren Genusses zu gestalten. Aber das tut auch nicht nötig. Der Schüler weiß, daß Arbeit eben Arbeit und kein Spiel ist. Doch wohl ihm, wenn der Erzieher für die harten Wege, die auf dem Gradus ad Parnassum zu durchwandern sind, ihm ein paar gute Lederstiefel mitgibt.

Sicherlich, in nichts wäre es wünschenswerter, die richtige Mitte zu finden, als in dem Maße dessen, was der Jugend zugemutet werden darf. Vor allem in der Schule. Neben dem Gros der gesunden und durchschnittsbegabten Kinder sitzen eine kleine Anzahl zarter, leicht ermüdender Schwächlinge. Und darin haben unsre Schulzuchtspartaner recht: um dieser wenigen willen darf nicht die ganze Klasse leiden. Ich sehe das moderne Unglück nicht so sehr in der Herabsetzung der Anforderungen und Arbeitspensa, wie in der gegen früher veränderten äußerlichen Bewertung der Leistungen. Um die Minderbegabten zu schonen, schafft man die alten, wirksamen Mittel zur Anfachung des Ehrgeizes, das Setzen nach Klassenplätzen und die Erteilung von Zensuren unter die schriftlichen Arbeiten mehr und mehr ab, nachdem schon (mit besserem Recht) die öffentlichen Examina und die Preisverteilungen gefallen sind. Alles soll jetzt auf Einsicht und Pflichtgefühl gestellt sein. Aber das ist unmögliche Forderung, denn bis zu jener Höhe, wo das Gute nur um seiner selbst willen getan wird, wo Belohnung als ein im Grunde unedler Anreiz gilt, steigen immer nur wenige, ganz wenige Schüler empor. Rede man nicht von „ungesundem Ehrgeiz". Wie steht es damit bei den Erwachsenen? Werden hier Titel, Orden, Auszeichnungen, öffentliche Anerkennungen, kurz all die kleinen und großen Schaustücke der Eitelkeit als unwürdig beiseite geschoben? Wird hier nur gearbeitet aus reinem Pflichtgefühl heraus, aus der gewiß edlen, aber herzlich nüchternen Erwägung, daß der Mensch berufen sei, nach seiner gottgewollten Bestimmung rechtschaffen zu handeln und Tüchtiges zu leisten, unbekümmert um andrer Dank oder Undank? Das Vollkommene ist allemal die Ausnahme und nicht die Regel, und wir haben kein Recht, vom Kinde eine Größe sittlichen Empfindens zu erwarten, zu der sich auch unter den Erwachsenen nur die allerbesten emporschwingen.

Otto Corbach: Amerika und die Asiaten.

Aus der Eile, womit Präsident Wilson gleich nach seinem Amtsantritt der jungen Republik der Mitte seine freundschaftliche Gesinnung offenbarte, konnte man schließen, daß er sich von einer sorgfältigen Pflege der Beziehungen Amerikas zu den Völkern des fernen Ostens große Dinge verspreche. Er erklärte sich gleich bereit, die neue Republik anzuerkennen. Noch bezeichnender waren die Worte, mit denen Wilson den Austritt Amerikas aus dem Sechsmächtesyndikat bekannt gab. Die Union, sagte er dem Sinne nach, wolle ihre volle Freiheit zurückgewinnen, um China gegen Bestrebungen, aus seiner finanziellen Notlage Vorteile zu ziehen, zu unterstützen. Zugleich versicherte er, für das Prinzip der „offenen Tür" in China unter Umständen, anders wie sein Vorgänger, auch einen „äußeren Druck" anwenden zu wollen. Also gedachte er im fernen Osten nicht bloß zu bluffen wie Roosevelt mit der Entsendung einer Armada, und nicht bloß Prestige zu erwerben, wie Taft, der sich theoretisch für die offene Tür in der Mandschurei einsetzte, um dann russischer und japanischer Gewalt das Feld zu überlassen, sondern wirklich eine kraftvolle amerikanische Machtpolitik in Ostasien zu betreiben. Und warum sollte sich der auf einer starken innerpolitischen Grundlage stehende neue Präsident der nordamerikanischen Union nicht der Hoffnung hingeben, daß für seine auswärtige Politik im ostasiatischen Felde viel Erfolg zu gewinnen sei? Obgleich Roosevelt und Taft ihre Freundschaft für China nur mit schönen Worten und Gesten betätigt hatten, sobald es dabei etwas zu riskieren galt, war das Ansehen Amerikas bei den Chinesen doch auch unter ihrer Präsidentschaft auf Kosten europäischer Mächte fortwährend gewachsen. Die Umwandlung Chinas in eine Republik versprach nun gerade den amerikanischen Interessen recht förderlich zu sein. Erklärte Freunde Amerikas spielten in der Revolution Hauptrollen und sitzen zum Teil jetzt an hohen Stellen. Dr. Sunyatsen, ihr geistiger Urheber, lebte jahrelang in den Vereinigten Staaten und empfing dort für seine Pläne die meisten Anregungen und Unterstützungen. Tangschaoyi, zeitweise Yüanschikais rechte Hand, war einer der 120 jungen Männer, die vor dreißig Jahren als die Ersten zu Studienzwecken von China nach Amerika gingen. Der 78jährige Dr. Wutingfang war lange Jahre chinesischer Gesandter in Washington. Von anderen bekannteren Führern Jungchinas sind Tschingtaotschen und Dr. Tschinghuiwang Graduierte der Yale-Universität, desgleichen Tschengtungwang, der Leiter der Nankinger Nationalversammlung. Dutzende von anderen politischen Führern der Republik der Mitte haben auf den Universitäten Harward, Chicago, Illinois studiert. Außerhalb Japans befinden sich gegenwärtig in keinem anderen fremden Lande soviele chinesische Studenten wie in Amerika, nämlich über 800, und immer rascher schwillt dort ihre Zahl an. In bestimmten, durch die Stärke ihres nationalen Selbstbewußtseins gezogenen Grenzen, kann man wohl in den nach China zurückgekehrten chinesischen Schülern amerikanischer Universitäten Pioniere des amerikanischen Einflusses sehen. Zu all diesen günstigen Umständen kommt bald die Benutzung des Panamakanals, dessen größte Bedeutung für die Vereinigten Staaten doch gerade in der Verkürzung des Seeweges nach Ostasien und Australien liegen soll.

Man muß sich diese schönen Aussichten veranschaulichen, um die Verlegenheit zu begreifen, in die die inzwischen von den gesetzgebenden

Körperschaften angenommenen und von Gouverneur Johnson unterzeichneten Gesetzentwürfe des Staates Kalifornien zur Ausschließung von Asiaten vom Landerwerb einsetzen mußten. Die Kalifornier wollen vor allem damit die japanischer Einwanderer treffen. Das erinnert an Vorgänge des Jahres 1908. Damals sollten in Kalifornien Japaner von den Schulen für Weiße gesetzlich ausgeschlossen werden. Die japanische Regierung beklagte sich bei der amerikanischen, weil das Vorgehen der kalifornischen Gesetzgeber gegen Bestimmungen des amerikanisch-japanischen Handelsvertrages verstieß. Es entspann sich ein Kompetenzstreit zwischen der amerikanischen Bundesregierung und dem Staate Kalifornien. Die Staatsregierung stellte sich auf den Standpunkt, daß die Verwaltung des Schulsystems ganz ihre Sache sei, und daß sie es für angemessen halte, die vielfach erwachsenen japanischen Schüler aus Erziehungsrücksichten von den übrigen zu trennen. Roosevelt behauptete dagegen, daß die Japaner dieselbe Behandlung zu beanspruchen hätten, die den Angehörigen anderer Vertragsnationen gewährt wird. Man könne alle Ausländer aus der öffentlichen Schule ausschließen; gegen eine einzelne Nation sei ein solcher Schritt nicht zulässig. Die Auseinandersetzungen endeten damit, daß die Kalifornier auf die Ausführung ihrer Absicht verzichteten, nachdem die japanische Regierung erklärt hatte, für Amerika keine Pässe mehr an Arbeiter, die auswandern, geben zu wollen. Als der amerikanisch-japanische Handelsvertrag von 1911 abgeschlossen wurde, wiederholte die japanische Regierung in einer durch ihren Gesandten abgegebenen gleichzeitigen Note die Versicherung, einer Auswanderung japanischer Arbeiter nach Amerika vorbeugen zu wollen.

Trotz solchen japanischen Entgegenkommens haben die Kalifornier jetzt die Japaner, die sich bei ihnen niedergelassen haben, einer Ausnahmegesetzgebung wirklich unterworfen. Ein kalifornisches Mitglied des Kongresses in Washington verteidigte diese Maßnahme in dieser Weise: „Obgleich eine Art freundschaftlichen Übereinkommens zwischen diesem Lande und Japan besteht, durch das die Einwanderung beschränkt wird, vermehrt sich die japanische Bevölkerung in Kalifornien immer rascher. Es kommen jährlich etwa 2000 Bräute aus Japan an und die Japaner sind eine fruchtbare Rasse. Sie können sich mit den Amerikanern nicht assimilieren und ihre Gegenwart macht sich immer unangenehmer fühlbar. Die Situation ist unerträglich geworden, und je eher man ihr offen entgegentritt, desto besser ist es für beide Nationen.“ Ein anderes Kongreßmitglied versicherte, daß manche Distrikte in Kalifornien schon ganz in Händen von Japanern seien. Sobald ein amerikanischer Farmer wahrnehme, daß er nur noch Orientalen zu Nachbarn habe, verkaufe er schleunigst sein Besitztum, sei es auch mit Verlust, und ziehe fort. So komme es, daß sich der japanische Grundbesitz überall rasch ausdehne, wo erst ein Anfang damit gemacht sei.

In Japan aber schüren politische Agitatoren die Glut der nationalen Leidenschaft. In Tokio wurde in einer von 20000 Menschen besuchten Protestversammlung sogar eine Flottendemonstration vor San Francisco verlangt. Die Regierung sieht diesem Treiben zu. Der Minister des Auswärtigen, Baron Makina, hat zwar den Beauftragten von 66 japanischen Handelskammern gegenüber Zurückhaltung in öffentlichen Kundgebungen empfohlen, aber nur deshalb, damit nicht auch anderwärts als in Kalifornien japanerfeindliche Volksleidenschaften zum Ausbruch kommen möchten. Offenbar ist den Regierenden in Japan diese Agitation an und für sich augenblicklich recht willkommen. Kaum darum, weil sie schon jetzt mit der

Möglichkeit eines Krieges rechneten. Aber sie möchten sich den Jungchinesen bei dieser Gelegenheit recht eindringlich als Schutzmacht für alle Asiaten im Auslande empfehlen und dadurch den Amerikanern in China Wind aus den Segeln nehmen. Der Umstand, daß viele jungchinesische Führer Schüler amerikanischer Universitäten sind, ist gewiß von Wichtigkeit für die amerikanisch-chinesischen Beziehungen. Von viel größerer Bedeutung auch dafür ist aber der andere Umstand, daß die meisten dieser Führer aus den Provinzen Kuangtung und Kuangsi stammen, aus Kanton oder dessen Hinterlande, und damit aus einem Teile Chinas, der am übervölkertsten ist, wo daher auch die Neigung zur Auswanderung am stärksten entwickelt ist, wo man also die Beschränkungen chinesischer Einwanderung in Amerika und Australien am schwersten und bittersten empfindet. Die Boykottbewegung gegen amerikanische Waren und Leistungen im Jahre 1905 nahm in Kanton ihren Ausgang und entfaltete in den Kuangprovinzen ihre Hauptwirksamkeit. Der durch jene Einwanderungsbeschränkungen noch künstlich verstärkte Druck der Übervölkerung erzeugt dort in den niederen Ständen Piraten, Desperados und Geächtete und in den höheren Stellenjäger und politische Desperados. Man kann sich nun lebhaft vorstellen, wie stark das amerikanische Prestige in China erschüttert werden muß, wenn die Volksmassen in den Kuangprovinzen von dem neuen Fieber des Amerikanerhasses in Japan angesteckt werden. Man erwäge auch, daß die Herrschaft des jungchinesischen Führertums noch zu wenig gesichert ist, als daß sie einer elementaren Volksbewegung trotzen könnte; Grund genug, um es dem kantonesischen Graduierten von Yale nahezulegen, es mit den zahlreichen Landsleuten, die als Arbeiter oder Erwerbsleute in Amerika gewesen sind, oder solche Verwandte dort haben, nicht zu verderben.

Präsident Wilson hat sein möglichstes getan, das Zustandekommen des kalifornischen Fremdengesetzes zu verhindern. Am 24. April reiste Staatssekretär Bryan in seinem Auftrage nach Sacramento, um alle Überredungskunst aufzubieten, damit die kalifornischen Gesetzgeber ihrem Fremdengesetz wenigstens den Stachel der Sonderbehandlung asiatischer Einwanderer nehmen. Er ist zurückgekehrt, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Das Gesetz richtet sich in der angenommenen Form ausschließlich gegen Asiaten. Präsident Wilson will nun angeblich die Bundesgerichte gegen die Kalifornier mobil machen. Japanische Personen oder Korporationen, die sich durch das Gesetz geschädigt glauben, sollen auf Grund des amerikanisch-japanischen Handelsvertrages, der den Japanern das Niederlassungsrecht in den Vereinigten Staaten ausdrücklich zubilligt, die amerikanischen Gerichte gegen die kalifornische Gesetzgebung anrufen, so daß schließlich die höchste Instanz entscheiden könnte, die Souveränität der Einzelstaaten gelte nicht, wenn sie mit den Beziehungen der Bundesregierung zu einer fremden Macht in Konflikt gerate. Der Gegensatz zwischen der Bundesregierung und den Pacificstaaten hierbei gleicht dem zwischen dem Bunde und den Südstaaten in der Sklavereifrage, der einst zum Bürgerkriege führte. Die demokratische Partei stand aber damals auf Seiten der Südstaaten, die ihre Sklaverei für eine „domestic institution“ erklärten, in die sich der Bund nach der Verfassung nicht einzumischen habe. Nach der amerikanischen Verfassung ist bekanntlich die Union den Einzelstaaten untergeordnet; sie hat nur solche Befugnisse, die von den Staaten ein- für allemal an sie abgetreten, delegiert worden sind. Jetzt erklären die Pacificstaaten, vor allem Kalifornien, die Frage der Zulassung oder Behandlung asiatischer Einwanderer in ihren Gebieten

für eine „heimische" Angelegenheit. Sie werden dabei kräftig unterstützt von den meisten Arbeitergewerkschaften, während die Bundesregierung als Exponent von Industriellen und Großkaufleuten erscheint. Und gerade einem demokratischen Präsidenten könnte, da die Kalifornier jetzt auf ihrem Sinne fest beharren, die Rolle zufallen, die sich eigentlich nur für einen republikanischen schickte. Industrie und Handel in Amerika können auf freundschaftliche Beziehungen zu den ostasiatischen Völkern nicht verzichten; denn sie brauchen den fernen Osten als Absatzmarkt für die gewaltigen Überschüsse ihrer Produktion und als Betätigungsfeld für ihren durch Vertrustungen in Amerika selbst immer weniger in Anspruch genommenen Unternehmungsgeist. Die Weststaaten werden aber immer wieder durch asiatenfeindliche Maßnahmen die nationalen Empfindungen der Ostasiaten verletzen. Irgendwann wird also die amerikanische Bundesregierung vor die Alternative gestellt sein, der Gefahr eines Krieges mit Japan zu trotzen, oder aber den Weststaaten mit oder ohne Gewalt das verfassungsmäßige Recht, über Fragen der Zulassung und Sonderbehandlung asiatischer Einwanderer selbständig zu entscheiden, zu nehmen. Von einem weltpolitischen Standpunkte aus gesehen, erscheinen die Auseinandersetzungen über diese kalifornische Frage als bloße Vorpostengefechte eines gewaltigen Kampfes zwischen den Völkern Asiens und denen des europäisch-amerikanischen Kulturkreises. Marx und Engels sprechen im kommunistischen Manifest von den „wohlfeilen Waren der Bourgeosie" als von deren „schwerer Artillerie", mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schieße. Demgemäß handelt es sich bei der Politik der kapitalistischen Staaten des Weltwestens in Ostasien bisher tatsächlich immer um die „offene Tür" für Waren. Die schwere Artillerie der ostasiatischen Kulturvölker bilden die wohlfeilen Preise ihrer leistungsfähigen Arbeitskräfte. Folglich handelt es sich bei dem modernen japanischen und chinesischen Imperialismus um die Forderung einer offenen Tür für — Menschen. Auch dieses ostasiatische „Prinzip der offenen Tür" wird wirklich irgendwann einmal siegen, weil es mit den natürlichen Menschenrechten im Einklang steht. Auf die Dauer wird der weiße Proletarier sich vor dem freien Wettbewerb des asiatischen Kuli nicht zu retten vermögen.

Die Kunst der Gegenwart.

Daß der Versuch unternommen wurde, die moderne Kunst bis in ihre jüngsten Verzweigungen in einer großen und systematischen Darstellung zu würdigen, ist an sich eine respektable Sache, mag man auch die Durchführung des Versuchs mit zweifelnden Augen betrachten. Das Buch, das hier angezeigt werden soll, ist die Arbeit des Münchner Privatdozenten Fritz Burger, die den Titel führt: „Cézanne und Hodler, Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart." Der Arbeit ist ein sehr — ein allzu enzyklopädischer Bilderband beigegeben. Das ganze Werk erschien zum Preise von 20 Mark im Delphin-Verlag in München.

Es fördert ohne Zweifel eine Menge wertvoller Gesichtspunkte zutage. Es gibt ernste Betrachtungen allgemeiner, grundsätzlicher Natur und auch eine große Anzahl besonderer Auflösungen, die zum mindesten verdienen, überdacht zu werden.

Im Eingang bemerkt Burger, daß die „Kunsthistoriker nicht immer bloß untersuchen sollen, wie die geschichtliche Erkenntnis für die Gegenwart zu verwerten sei, sondern welche Erkenntnisse uns die Gegenwart für die Beurteilung der Vergangenheit vermittelt." Das ist eine Einsicht, die an sich selbst natürlich erscheint. Aber sie ist wahrhaftig nicht so allgemein, wie sie es sein sollte. Und wenn es Bücher geben muß, die von den Elementarfragen künstlerischer Würdigung sprechen und das Lehrhafte nicht verschmähen, dann ist es gut, daß Burger diesen Grundsatz nachdrücklich verficht.

Bei der Würdigung der Gegenwart und der Vergangenheit stellt sich Burger auf einen sehr weit vorgeschobenen Posten. Ich persönlich begrüße diesen Mut; und ich begrüße ihn zweimal, weil er es wirklich unternimmt, mit überlegten und faßbaren Gründen zu arbeiten. Burger betont entschieden die Möglichkeit einer ungegenständlichen Kunst: das heißt einer Kunst, in der das Gegenständliche bis zur Unterdrückung des letzten stofflichen Bestandes durch lautere Form überwunden ist. Er gelangt von dieser Auffassung aus zu einer Zurückstellung problematischer Götter, die sehr notwendig ist, zum Beispiel Klingers und Böcklins. Er tut der historischen Rolle Böcklins nicht Unrecht, wenn er ihn im Interesse der lebendigsten Bedürfnisse unserer Zeitkunst, für unser Kunstbewußtsein ausstreicht. Es ist vollkommen richtig, wenn Burger sagt, bei Böcklin „liege das Drama nicht im Sinnlichen, sondern im Gegenstande".

Burger verkündet die einzig mögliche Ästhetik: die Ästhetik der absoluten Form. Er verkündet diese Ästhetik mit doppelter Entschiedenheit, weil er sich gerade auf das Material der gegenwärtig lebenden Kunst beziehen kann. Die Kunst unserer Tage findet ihre Rechtfertigung grundsätzlich darin, daß sie die formalen Werte der Kunst möglichst rein zum Vortrag bringt — mit einer seit Jahrhunderten unerhörten Loslösung von allen Hemmungen durch das Stoffliche.

Wenn man nun mit Burger ins einzelne dringt, so zeigt sich allerdings bald, daß es sich in diesem Buch wesentlich nur um eine kunsttheoretische Durchführung dieses Gedankens, um eine Prinzipienlehre im Sinne dieses Gedankens handelt. Des Gedankens nämlich, daß die ältere Kunst — die Kunst seit der Spätgotik — die Formel der natürichen Erscheinungswelt gibt, während die neueste Kunst immer mehr

dazu gelangt, die dingliche Gesetzlichkeit der Erscheinung, zumal ihrer Oberfläche, preiszugeben und lediglich die abgelösten Beziehungen der Formen zueinander darzustellen. Die Substanz dieser Beziehungen liegt in dem ausreifenden Formgeist, der die Welt nicht in ihrer unbefangen verlaufenden materiellen Natürlichkeit erblickt, sondern in den geheimnisvollsten, einfachsten und größten Ordnungszusammenhängen oder Formenzusammenhängen, nicht in ihrer stofflichen Sichtbarkeit, sondern in ihren ideellen kosmischen Voraussetzungen und Wirkungen. Der Kausalitätsbegriff der modernen Kunst ist mit einem Wort nicht mehr natürlich, sondern metaphysisch.

Es ist nun selbstverständlich eine mögliche und wichtige Aufgabe, diesen Gedanken durchzuführen und dabei die Beispiele der modernen Kunst heranzuziehen. Aber man muß sich darüber klar sein, daß diese Leistung von der eigentlichen Aktualität der Kunst, nämlich von ihrer ganz unmittelbaren Geltung für das empfangende und zurückgebende Gefühl, sehr weit entfernt bleibt. Burger gibt auf die Dauer nichts als eine schöngeistige Dialektik über kunstphilosophische Dinge. Er gibt nicht das, was in der Kunstschriftstellerei das Höchste ist: er gibt nicht eine unmittelbare und tatsächliche Würdigung der künstlerischen Exekutivkräfte. Man befürchtet diesen schweren Mangel schon, wenn man den geradezu unmöglichen Titel liest. Er ist unmöglich, nicht nur als Stilkontrast, sondern auch als Wertkontrast. Cézanne ist so unvergleichlich größer als Hodler, daß man diese Namen nicht verbinden soll — so wesentlich die Kunst Hodlers an sich selber auch ist. Blättert man das Buch durch, so stößt man auf Verbindungen wie „Cézanne und Amiet". Es geschieht, daß Cézanne und — Leo Putz auf einer gemeinsamen Seite zu Gunsten irgendeines kunsttheoretischen Problems erwähnt werden. Das grenzt an das Verbotene. Man mag den didaktischen Notwendigkeiten eines solchen Buches gern sehr viel einräumen. Aber so weit geht die Rücksicht nicht, daß man Cézanne und Amiet — in welchem Sinn es auch sei — kopulieren läßt. Das Peinliche ist dabei, daß man das Gefühl hat, diese Verbindungen seien in keinem Sinn freiwillig. So etwas macht man eben nicht freiwillig. Diese Verbindungen wirken wie die mißlichen Reflexe eines unsicheren Kunstinstinkts. Der gleiche Einwand trifft den Bilderband. Die Größe der künstlerischen Leistung eines Cézanne und auch eines Hodler zwingt zu einer gewissen Ausschließlichkeit. Es geht nicht an, daß in einem Band, in dem Cézanne mit wundervollen Dingen vertreten ist, Lenbach und Fritz Erler und Albert von Keller mit künstlerisch schlechterdings belanglosen Handgelenkübungen erscheinen dürfen. Gewiß erkennt Burger Schwächen der „Scholle". Aber wenn man nicht gerade gezwungen ist, ein komplettes Inventar der Zeitkunst zu geben, wenn man den Vorzug hat, nur von Wesentlichem sprechen zu müssen, dann muß man hochmütiger sein, dann darf man nicht mit untergeordneten Beispielen arbeiten.

Es wäre an dieser Stelle zu viel, wenn man alle Einwände gegen Burgers Arbeit benennen wollte. Auch die Vorzüge können hier nur angedeutet sein. Die stilphilosophische Herausarbeitung des Wesens einzelner Künstler enthält sehr viel Gutes. Über Hodler ist manches entscheidende Wort gesagt, wenn auch das letzte ausbleibt. Die Analyse Picassos, den Burger mit Recht hoch einschätzt, bringt Vorzügliches. Das Didaktische, Reflektierende, fast sage ich Akademische der Empfindung Picassos mußte Burger besonders nahe gehen. Es darf gesagt werden, daß unter den Beurteilungen, die dieser feine und bedeutsame Künstler bis heute erfahren hat, das Urteil

Burgers am tiefsten dringt. Dieser Teil des Buches ist — was man nicht vom ganzen Werk sagen möchte — ohne Floskel. Merkwürdig bleibt, daß Burger bei anderen Künstlern, zum Beispiel bei Kandinsky, ziemlich versagt, und daß er es unterläßt, eine eindringende Analyse des Futurismus zu geben, obwohl gerade das Schema des Futurismus eine kunsttheoretische Würdigung wirklich nicht schwer macht.

Es bleibt abzuwarten, ob die didaktischen Möglichkeiten dieses Buchs wirklich ergriffen werden können. Der philosophischen Phraseologie ist etwas viel; die universale Belesenheit des Autors und sein schöngeistiges Selbstbewußtsein sind reichlich fühlbar. Wer zufassende Worte über die Leistungen der künstlerischen Exekutivkräfte erwartet, wird durch dieses Allzuviel und dies systematische Einerlei kunstphilosophischen Tiefsinns geradezu aufgereizt und wird schließlich Neigung haben, dieses Werk unerträglich talentlos zu finden. Es fehlt dem Werk zumeist das sinnlich volle, wirklich produktive, selber künstlerische Wort über die Kunst, über die körperliche Aktualität des einzelnen Bildes.

Bei alledem hat das Werk Burgers eine unleugbare Wichtigkeit. Man kann natürlich auch von dieser wunderlichen Objektivität, die in einem Atem von Cézanne und der „Scholle" spricht, seinen Vorteil haben, wenn man es fertigbringt, das zu wollen. Und abgesehen davon: Burgers Arbeit ist seit Meier-Graefes Entwicklungsgeschichte, die vor einem Jahrzehnt herauskam und darum dies letzte, maßlos ausgefüllte Jahrzehnt nicht mehr würdigen konnte, der erste Ansatz zu einer synthetischen Betrachtung lebender Kunst. Und darum ist dieser ausführliche Hinweis wohl gerechtfertigt.

Im übrigen warten wir auf Meier-Graefes neue Entwicklungsgeschichte, die bald beginnen wird zu erscheinen. Sie wird zur neuen Kunst wohl leider öfter nein als ja sagen. Aber sie wird aus der Aktualität des einzelnen Kunstwerks heraus empfunden sein.

Kunstphilosophisches Schreiben ist eine erhabene Sache und heute vielleicht berechtigter als vor wenigen Jahren. Aber man muß fühlen, daß — wie es zum Beispiel bei Wölfflins „Klassischer Kunst" oder bei Worringers „Formproblemen der Gotik" ist — hinter dem philosophischen Wort eine ganz gesättigte Kunstempfindung steht, die aus dem positiven Gefühl des Augenblicks geboren ist.

Ipse Peccator.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Zur Physiologie des Geschmacks.

O Kaffee, du vertreibst das Heer der Sorgen und bist die Sehnsucht dessen, der sich den Wissenschaften hingibt
(Aus einer alten arabischen Dichtung.)

In seiner geistvollen, im Jahre 1825 zum ersten Male veröffentlichten „Physiologie du goût“ erzählt Brillat-Savarin wie es kam, daß er auf den Genuß von Kaffee verzichten mußte. Der damalige Justizminister Claude Ambroise Regnier, der von Napoleon I. bei seiner Thronbesteigung zum Herzog von Massa ernannt worden war, hatte ihm eine Arbeit übertragen, die von einem Tag zum andern fertig sein sollte. Brillat-Savarin hatte sich infolgedessen mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Nacht durcharbeiten zu müssen, und hatte abends nach Tisch zwei große Tassen starken Kaffees getrunken, um die Neigung zum Einschlafen zu überwinden. Nach dem Diner begab er sich in seine Wohnung, fand dort aber statt der versprochenen Unterlagen, ohne die er seine Arbeit nicht beginnen konnte, nur einen Brief vor, der ihm das erforderliche Material erst für den nächsten Morgen in Aussicht stellte. Enttäuscht kehrte er in das Restaurant zurück, wo er gegessen hatte, und spielte eine Partie Piquet mit schärfster Aufmerksamkeit, ohne die ihm sonst eigentümliche Zerstreutheit. Diese geistige Frische führte er auf den Genuß des Kaffees zurück, konnte aber gewisse Befürchtungen hinsichtlich seiner Nachtruhe nicht los werden. Er begab sich aber zu gewohnter Stunde zu Bett und hoffte, wenn auch nicht auf einen besonders tiefen Schlaf, so doch auf ein vier- bis fünfstündiges Hinüberträumen in den kommenden Tag, um wenigstens einigermaßen für die ihn erwartende Aufgabe gestärkt zu sein.

„Ich hatte mich getäuscht,“ schreibt Brillat-Savarin. „Nachdem ich zwei Stunden wach im Bett verbracht hatte, war ich munterer wie vorher und in einer geistig sehr angeregten Stimmung. Mein Gehirn kam mir vor wie eine Mühle, deren Räderwerk in Bewegung ist, ohne etwas zum Mahlen zu haben. Ich hatte das Gefühl, ich müßte in dieser meiner geistigen und nervösen Verfassung zu einer Arbeit Zuflucht nehmen, wenn sich das Ruhebedürfnis bei mir einstellen sollte, und so machte ich mich daran, eine kleine Erzählung, die ich kurz vorher in einem englischen Buche gelesen hatte, in Verse zu übertragen. Spielend gelang es mir, da mich aber immer noch kein Schlaf überkam, ging ich an eine zweite, ganz ähnliche Arbeit, jedoch — erfolglos. Nach einem Dutzend Verse war mein dichterischer Schwung gelähmt und ich verzichtete auf ein weiteres Produzieren. So

verbrachte ich denn schlaflos die Nacht, ohne auch nur einen einzigen Augenblick in Halbschlummer versunken gewesen zu sein. Ich erhob mich. Mein Zustand hielt den ganzen Tag über an, und weder die Mahlzeiten, noch meine Beschäftigungen änderten etwas daran. Als ich mich am nächsten Abend wieder zur gewöhnlichen Zeit niederlegte, rechnete ich mir aus, daß ich innerhalb vierzig Stunden kein Auge zugetan hatte."

Nach dieser Erfahrung ist es wohl kein Wunder, daß Brillat-Savarin in Zukunft auf den Kaffee verzichtete. Man war damals eben noch nicht so weit in der Behandlung des Kaffees, daß man ihm durch Entziehung gesundheitsschädlicher Bestandteile die nachteiligen Folgen zu nehmen wußte, ohne ihn seiner vorteilhaften Einwirkungen auf den menschlichen Organismus zu berauben und ihm den Wohlgeschmack zu nehmen, der ihn zu einem so allgemein beliebten Getränk gemacht hat. Und das wird er bleiben, trotz aller Anfeindungen der fanatischen Mäßigkeitsapostel, die in jedem Genußmittel ein langsam tötendes Gift sehen und uns abgehetzten Menschen der Arbeit sie alle verleiden möchten. Heutzutage, wo wir für den koffeinhaltigen Kaffee einen so vollgültigen Ersatz in dem koffeinfreien Kaffee haben, wie ihn die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, auf den Markt bringt, liegt keine Gefahr für unsere Nachtruhe mehr vor nach dem Genuß von ein paar Tassen dieses wohlschmeckenden Trankes. Wohl erregt auch der koffeinfreie Kaffee angenehm die Nervenzentren, steigert die Phantasie und fördert die Arbeitsfreudigkeit, aber von Schlaflosigkeit, Gedankenverwirrung, Pulsieren der Schläfe, Aussetzen des Pulses, Herzbeklemmungen und was sonst noch etwa für Nachwirkungen beim koffeinhaltigen Kaffee festgestellt worden sind, ist Nichts mehr zu spüren. Das hat der Schreiber dieser Zeilen oft genug an sich selbst erfahren.

Es ist auch fehlerhaft, bei der Verschiedenheit der menschlichen Naturen hier verallgemeinernde Gesetze aufstellen zu wollen. Was dem einen nicht bekommt, braucht dem andern noch lange nicht zu schaden. Viel kommt dabei auch auf die Gewöhnung an. Brillat-Savarin hat Leute beobachtet, die trotz reichlichen Kaffeegenusses nachts ruhig schliefen, am Tage aber Kaffee tranken, wenn sie sich munter halten wollten. Unter seinen Bekannten waren auch einige, die, wenn sie nicht nach dem Diner — der gegen Abend genossenen Hauptmahlzeit — ihren Kaffee tranken, schon erheblich vor der Stunde der Bettruhe schläferig wurden und außer Stande waren, einer angeregten Unterhaltung in geselligem Kreise mit der nötigen Anteilnahme folgen zu können. Kam dann aber die Zeit der Nachtruhe, so erfreuten sie

sich stets eines gesunden Schlafes. Andere wiederum waren den ganzen Tag über von einer ermattenden Sucht nach Schlaf befallen, wenn sie nicht morgens ihren Kaffee bekommen hatten — Widersprüche, die sich eben aus der Verschiedenheit erklären, mit der die menschliche Natur auf die Eigenschaften des Kaffees reagiert.

Wegen seiner belebenden Einwirkung, die beim Genuß koffeinfreien Kaffees, wie schon bemerkt, keinerlei schädliche Begleiterscheinungen hat, ist der Kaffee das Lieblingsgetränk der Philosophen, Mathematiker, Naturforscher, kurz aller Männer geworden, die geistig viel arbeiten müssen. Es wird berichtet, daß Napoleon I. am Tage vor seinem Aufbruch nach Boulogne dreißig Stunden lang arbeitete und innerhalb dieser Zeit nur zweimal in aller Eile etwas gegessen, dafür aber mehrmals Kaffee getrunken hat. Der geistvolle Voltaire und Buffon, der große französische Naturforscher aus der Zeit Ludwigs XV., liebten sehr den Kaffee, und Brillat-Savarin neigt zu der Ansicht, daß der erstere die bewunderungswürdige Schärfe und Klarheit seiner Logik und der letztere den berückenden Wohllaut seiner hinreißend schönen Sprache nicht zuletzt dem Kaffeegenuß verdankt.

Ganz anders scheint Gotthold Ephraim Lessing über den Kaffee gedacht zu haben. In der „Minna von Barnhelm“ heißt es: „Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann, der liebe, melancholische Kaffee.“ „Zwei Unrichtigkeiten in einem Satz! Bei Lessings Gründlichkeit und Präzision des Ausdrucks doppelt verwunderlich. Selbst wenn man das Wort „Nahrung“ nicht so buchstäblich nehmen wollte: nie hat der Kaffee — woher er auch stammen, wie er auch zubereitet sein mag — wirklichen Nährwert besessen. Die Erfahrung lehrt allerdings, daß Arbeiter beim Genuß von Kaffee weniger stickstoffhaltiger Nahrung bedürfen, als ohne ihn. Schwacher Kaffee, wie er in den ärmeren Volksschichten genossen wird, ist immerhin noch ein leidlich sympathisches und magenwärmendes Getränk, das die oft recht magere Kost leichter genießbar macht. Er fördert also vielleicht die Nahrungsaufnahme. nährt aber nicht selbst. Mit Milch und Zucker gemischt wird dem Körper allerdings Nahrungsstoff zugeführt, der dann aber in den Zutaten und nicht im Kaffee liegt. Und melancholisch soll er sein? Er, der doch im Körper nur Wohlbehagen erzeugt und den Geist freimacht von dem lastenden Druck trüber Gedanken? Nein! Hier hat der große Lessing geirrt oder — er hat nie anständigen Kaffee getrunken. F.

In Nr. 183 der holländischen Kunstzeitschrift „De Theatergids" ist folgende Plauderei veröffentlicht:

Eine Kritik über „Das Prinzip", Lustspiel von Herm. Bahr.

— Ein herrliches Lustspiel! Echte Würze für eine Suppe voll Daseinsmöglichkeiten. — Eine wunderliche Kritik für dieses Lustspiels, dessen literarischer Wert von einigen Reisenden des D-Zuges Hamburg—Amsterdam untersucht wurde.

Das Gespräch wurde bald allgemein. „Das Prinzip"? bemerkte jemand, ja, das Stück hat mir gefallen, bis ich etwas von koffeinfreiem Kaffee hörte. Da hatte ich genug. Konnte das Stück nicht ohne solche Beimengsels geschrieben werden? Die modernen Stücke beginnen nach Industrie zu riechen. Ich für meine Person trinke prinzipiell nur koffeinhaltigen Kaffee.

— Also doch auch ein Prinzip! bemerkte trocken ein älterer Herr. Sie sind dem Kaffee Hag scheinbar nicht besonders grün, genau wie ich früher. Meine Bekehrungsgeschichte ist einfach. Statt sie zu erzählen, möchte ich sie an Ihnen praktisch wiederholen. Wollen Sie?

— Sehr gern. Ich bin Fachmann und falle nicht herein.

Im Speisewagen wurden nun für zwei Herren 5 Tassen Kaffee aufgetragen, von einem Unparteiischen gezeichnet. Der Fachmann prüfte mit gewichtiger Miene und — eine Tasse gewöhnlichen Kaffees verurteilte er zu Kaffee Hag, während zwei Tassen Kaffee Hag die Ehre widerfuhr, als sehr feiner koffeinhaltiger Kaffee angesprochen zu werden. Der prüfende Fachmann hatte nur zweimal richtig geraten. Raten mußte er auf alle Fälle, denn Geschmack und Aroma konnten selbst von seiner feinen Zunge nicht unterschieden werden.

Das Vorurteil war dadurch entfernt und der nervöse Herr trank mit Wohlbehagen zwei Tassen Hag, der nach den Erfahrungen des anderen keine Erhöhung der Nervosität beim Reisen verursacht.

Hermann Bahrs Lustspiel „Das Prinzip" kam, nachdem der Vorfall bekannt geworden war, zu seinem vollen Recht. Aller Meinung war in die Frage zusammengefaßt: Warum soll sich ein moderner Schriftsteller nicht auch der Errungenschaft unserer Industrie bedienen? Ist nicht die Literatur ebenso gut dazu berufen, ihre Dienste für die Wohlfahrt der Menschheit zu opfern, wie es die Industrie mit der Erfindung des koffeinfreien Kaffee Hag getan hat?

Plakatausstellung Bremen.

In der Zeit vom 31. August bis 21. September findet eine vom Verein der Plakatfreunde, vom Kunstverein, vom Gewerbemuseum und vom Deutschen Werkbund veranstaltete Plakatausstellung in der Bremer Kunsthalle statt. Von den großen Sammlungen, die in der Ausstellung vertreten sein werden, seien u. a. folgende erwähnt: die Sammlung des Germanischen Museums Nürnberg, die besonders Stücke aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthält, wie das berühmte Seiltänzerplakat, das Rostocker Lotterieplakat, das Elefantenplakat; die dem Kunstverein von Dr. H. H. Meier letztwillig gestiftete große Sammlung mit wertvollen Plakaten ausländischer Künstler, wie Chéret, Toulouse-Lautrec; die hauptsächlich aus modernen Stücken bestehende umfangreiche Sammlung des Herrn Oberlehrer Fricke-Bremen u. a. m. Außerdem stehen von einer Reihe anderer Privatsammlungen von Mitgliedern des Vereins der Plakatfreunde seltene Stücke zur Verfügung.



Angesichts der Reisezeit

scheint es zweckmäßig, auf den großen Vorteil hinzuweisen, der für die Verbraucher von „Agfa"-Photoartikeln in deren universeller Verbreitung liegt. Ob die sommerliche Erholungsreise ins Gebirge oder an die See geht, in den Residenzen wie den kleinsten Provinzstädten, im Süden und Norden, wie im Osten und Westen, allerorten ist durch die neun deutschen Vertreter der „Agfa" dafür gesorgt, daß deren Photoartikel in frischer Ware bei den Händlern zu finden sind. Aber auch im Ausland, sei es in der Schweiz, oder in Rußland, in Italien wie in Skandinavien, ob es sich um Reisen an die Riviera oder nach Ägypten, Frankreich, Spanien oder England handelt, überall sind „Agfa"-Artikel zu finden. Auch Globetrotter finden in Indien so gut wie in Japan, in Nord- wie Südamerika die gewohnten „Agfa"-Artikel, weil sie sich auf Grund ihrer unvergleichlichen Haltbarkeit für jedes Klima eignen. Die „Agfa" gibt auf Wunsch gern geeignete Bezugsquellen bekannt resp. nennt ihre Auslandsvertreter, durch die nähere Auskünfte erteilt werden. Literatur wird auf Wunsch an Interessenten durch die „Agfa", Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO. 36, gratis und franko versandt.





Eisschrankfabrik von H. Bischoff

Telephon 5092 **Bremen** Düsternstr. 132

Empfehle meine Eisschränke

D. R. G. M. Nr. 498010

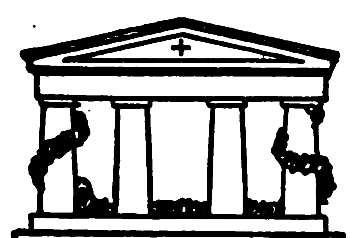
Jede Größe stets am Lager. — Anfertigung nach Maß.

„MARTA" die beste, sauberste Brotschneidemaschine,
schneidet jedes Brot, einerlei ob weich, ob hart.
Volle Garantie für jede Maschine. Preis Mk. 6.— und Mk. 9.—.

Patent-Zimmerfontäne

ohne Wasserleitungs-Anschluß, ohne Motor, daher kein Geräusch. Überall sofort verwendbar. Diese Fontäne eignet sich als großartiger Schmuck für Erker-Zimmer, als Mittelstück für Blumentische, als Tafelaufsatz bei Festlichkeiten, Diners und zur Verbesserung der Luft in Wohnräumen und speziell in Krankenzimmern.

Georg Schwettge, Doventorsstwg. 90 Fernsprecher 1645



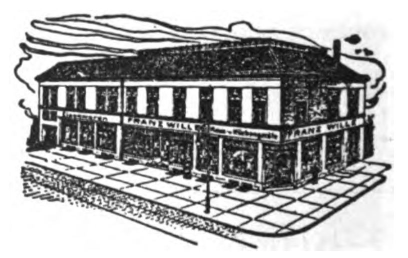
Berger & Traupe

Werkstätten für Grabmalkunst
Bremen, Friedhofstraße Nr. 33
Fernsprecher 8954

Ausführung und ständige Ausstellung künstlerisch. Grabdenkmäler. : Namhafte Mitarbeiter.

Auf Wunsch versenden reich illustriertes Flugblatt: „Winke für die Beschaffung eines Grabmals", von Dr. v. Grolman (gegen Portoersatz 20 Pfennig).

Franz Wille, Bremen



Nordstr., Ecke Lützowerstraße
Neubau.

787 FERNSPRECHER 787
Bank-Konto: Bernhd. Loose & Co.
Postscheck-Konto 5780 Hamburg.

Eisenwaren ▪ Haus- und Küchengeräte

FREMDEN-FÜHRER

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Bad Pyrmont

Pensionen

Becker, Frau Georg, Kirchstr. 14
Becker, Frl. M., Pension Eden, An der Stadtkirche
Bernuth, Frl. von, Villa Nautilus, Goethestr. 3
Bock, Hermine
Boeger, Frl. Mathilde, Schloßstr. 7
Büchting, Emil, Bassinstr. 8
Cambien, Frau, Bismarckstr.
Christukat, Frau, Villa Friedy, Bahnhofstr. 10
Cruismann, Frl, Maria, Bathildisstr. 2
Cuntze, Frau A., Seipstr.
Dittwaldt, Frl. G., Villa Elisa, Severinstr. 216
Eichhorn, Geschw., Haus Rudolf, Altenauplatz 3
Eikermann, Wilh., Brunnenstr.
Eßmann, Frau, Villa Lise Lotte, Bismarckstr.
Flauhardt, Frl. L., Villa Hansa, Bahnhofstr. 21
Garbe, H., Brunnenstr. 3
Gelpke, Frl. L., Schulstr. 6
Gerlach, Frl. Helene, Villa Glückauf
Gösling, Frau Baumeister, Altenaustr. 7
Golde, Frau Oberamtmann, Parkstr.
Groskurth, Carl, Brunnenstr.
Gruber, Chr., Bahnhofstr. 12
Hemmerich, Chr., Ecke Kirch- und Brunnenstr.
v. d. Heyde, B., Brunnenstr. 43
Holborn, Chr., Richters Pension, Brunnenstr. 16
Holländer, M., Villa Landgrebe, Bahnhofstr. 1
Hundertmark, Wilh., Bathildisstr. 3
Kaske, Frl. Klara, Haus Bathildis, Bathildisstr. 7
Knierim, Gg., Altenaustr. 2
Knierim, Frau Rud., Schulstr. 6
Kohl, Frl., Haus Oldenburg, Schloßstr. 4
Kohn, Frau, Villa Esplanade, Bassinallee
Lübsen, Frau D. A., Bahnhofstr. 18
Lutter, Frau Louise, Kaiserplatz 9
Metzen, Schwester Elisabeth, Erholungsheim, Waisenstr. 1
Montua, Frl. Louise, Schloßstr. 6
Muhle, Frl., Kirchplatz 23
Notbom, C., Bathildisstr. 6
Ottensmeyer, Frl. M., Altenauplatz
Platzdasch, L., Schulstr. 23
Riemenschneider, Frau Baukommissar, Parkschlößchen
Riemenschneider, Herm., Altenauplatz 6
Rieth, Frau G., Altenauplatz
Ritter, H., Haus Damköhler, Brunnenstr.
Schaeffer, Geschw. Schloßstr. 5
Scholing, Frau J., Kaiserplatz 5
Schrader, Frau, Goethestr. 4
Schult-Lohmann, Frau, A. d. Stadtkirche 7
Scoppewer, Frl., Villa Gertrud, Bomberg-Allee
Seck, Frau E., Parkstr. 5
Seebohm, Frl. Alma, Kaiserplatz
Seebohm, Frl. M., Altenauplatz 5
Seebohm, Frau Major, Brunnenplatz 1
St. Georgs-Villa, Bomberg-Allee
Stephanie, Frau, Bomberg-Allee
Stöcker, Frl. L., Bahnhofstr. 11
Stolte jr., H., Schulstr. 13
Stolte senr., H., Schulstr. 12
Stricker, L., Villa Elisabeth, Pädagogiumstr.
Stroefer, Frl. E., Schloßstr. 3
Thonack, Frau D., Villa Alice, Schulstr. 9
Tobeck, Th., Hauptallee
Wagner, Frau Anna, Pädagogiumstr.
Warnecke, Frau Baumstr., Bahnhofstr. 22
Wiemeier, Heinr., Bassinstr. 5
Wilken, Frau Helly, Pädagogiumstr. 183
Wittrock, Frl., Villa Waldtraut
Wolff, Frau Wwe. H., Schulstr. 22
Wulff, Frau Pastor, Zur Helenenquelle

Hotels und Restaurants

Biesterfeld, Alb., Rest. Friedensthal
Bock, Fr., Fürstl. Kurhaus-Rest.
Böttcher, Alb., Waldecker Hof
Gottwald, Jos., Central-Hotel, Pädagogiumstr.
Lange, K., Bomberg-Restaurant
Lemke, C., zum Deutschen Garten
Möhle, E., Lippischer Hof
Quast, Gg., Restaurant Sennhütte
Rasmussen, Frau Wwe. Joh., Hotel
Rodenkirchen, C., Kaiserhof
Steinmeyer, Julius, Victoria-Hotel
Völcker, Fr., Großes Badehotel
Weckerling, C., Rest. u. Café Giftbude
Wenzel, Ed., Hotel zur Krone
Wissel, Otto, Vietmeyers Restaurant

Cafés: Landwehrmann, Friedrich

Sanatorien

Dr. Daude
Dr. Enters
Dr. med. Grosch
San.-Rat Dr. Hölscher, Kaiserplatz 3
San.-Rat Dr. Marcus, Schulstr. 2
Dr. Otto Pohl
San.-Rat Prof. Dr. Schücking
San.-Rat Dr. Weitz
San.-Rat Dr. Wichmann

In den obengenannten Etablissements wird der coffeinfreie KAFFEE HAG verabreicht

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 12
September 1913

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.
Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:
S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Dr. Albrecht Wirth:
Der Balkan in der Weltgeschichte.

Konstantinopel, die landschaftlich schönste Stadt des Erdballs, Athen mit den ragenden Ruinen des Parthenon, Plewna mit seinen finsteren Erinnerungen an blutige Schlacht und verhängnisvollen Zusammenbruch, Zara mit seinem sonnendurchfluteten, farbensprühenden Markttreiben, Schneegipfel albanischer Alpen und einförmige Ebenen Macedoniens, über denen die Gespenster Geblendeter, Vergewaltigter, Ermordeter zu brüten scheinen, und dann wieder die lachenden Gestade der Chalkidike und der Prinzen-Inseln, und, Neapel an Großartigkeit weit hinter sich lassend, die Steilufer Korfus — all das ist Balkan, buntestes Leben und bleicher Tod, ein Füllhorn reichster Gaben, von einer lachenden Natur ausgestreut, und eine schier unübersehbare Reihe düsterer Katastrophen. Nichts ist hier dauernd als der Wechsel, nichts beständig als die Aufeinanderfolge von Jubel und Schmach, Freiheit und Kerker, Sieg und Verderben. Und alle Gegensätze jäh nebeneinander gerückt! Leuchtende Farben, wimmelndes Leben, und eine Landschaft zwischen Spizza und Antivari, wie sie auf diesem Planeten nicht strahlender gefunden werden kann; fürwahr, man müßte nach der Venus oder nach dem Mars mit einem Luftschiffe fahren, um höhere Schönheit bewundern zu können; aber wenige Stunden von dem Paradies Spizza ödester Karst mit einem weißen, grausamen Lichte, das den Augen wehe tut, mit einer unbarmherzigen Sonne, die alles fruchtbar Aufquellende der Vernichtung weiht. Ähnlich die jähen Klüfte in der geschichtlichen Entwicklung. Auf die Kraft und Schönheit der Perikleischen Zeit und den jauchzenden Übermut des Alkibiades der Absturz Athens von steiler Höhe und die Anklage gegen

Sokrates. Auf die Macht von Byzanz unter Justinian der Avaren- und Arabersturm, durch den Konstantinopel in die schlimmste Bedrängnis geriet. Und so geht es weiter durch die Jahrhunderte. Den Südslaven wird ihre zerschmetterndste Niederlage zum Stoff ihrer herrlichsten Dichtungen. Aus dem Abgrunde, in den es unter den Paläologen gesunken, erhebt sich Konstantinopel mit einem Ruck unter den Osmanen wiederum auf die Zinnen der Weltmacht. In der Gegenwart erlebten wir selber ein Drama, das an Peripetien reich war, erlebten Glück und Ende und nochmaliges Vordringen der Osmanen, wie den Aufstieg und dann den Bruderkrieg der einstigen Rajahvölker.

Durch jüngste Funde und Forschungen ist es zweifelhaft geworden, ob der Orient die Wiege der Urkultur sei. Westeuropa tritt mit dem gleichen Anspruch auf die Bühne, und in zweiter Linie Nordwestafrika. Es handelt sich hier um die paläolithischen Zeichnungen der Dordogne und der Pyrenäen, sowie um verschiedene kalendarische und kunstgewerbliche Erscheinungen in Westafrika, die früher als die Pyramiden sein sollen. Die Geologen rücken jene paläolithische Kunst um 15, ja 20 Jahrtausende hinauf. Wäre das zu erweisen, so ist ohne weiteres die Frage zugunsten des Westens erledigt. Möglich ist jedoch, daß die Geologen irren. Ohnehin wäre die ungeheure Lücke von einem Jahrzehntausend kaum erklärlich; die Kultur der Dordogne wäre dann nicht nur ein Kind ohne Mutter, sondern auch eine Mutter ohne Kind. Seltsamerweise taucht eine ganz bestimmte Tracht der vorgeschichtlichen Dordogne, nämlich der Glockenrock, in dem Kreta des dritten vorchristlichen Jahrtausends und in dem heutigen Albanien auf. Die Ähnlichkeit wird allgemein zugestanden; strittig ist nur, wie die Gemeinsamkeit zu deuten sei.

Auch sonst weist die Balkanhalbinsel bedeutsame Berührungen mit der alten Bildung Kretas auf, und weiterhin mit der Kleinasiens. Die ganze Kultur Griechenlands, das wird jetzt immer klarer, ist auf ihrer ersten Stufe nur ein Abglanz fremder Errungenschaften. Erst mühsam, erst nach Jahrhunderten, machen sich die Hellenen von den übermächtigen Einflüssen der Fremdvölker frei. Mit Homer und mit den Tempeln des sechsten Jahrhunderts werden die Griechen selbständig, um dann die höchsten Höhen der Menschheit zu ersteigen. Was wir als den mittelmeerischen Geist bezeichnen können, geht auf diesen Ursprung, auf die Gedanken und Werke der Griechen zurück; dieser Geist aber ist für Europa und somit für die ganze Welt maßgebend geworden. Er ist auf der Balkanhalbinsel entstanden; somit ist diese Halbinsel die Wiege der Gegenwartskultur.



Homer ist ein Mann zweier Welten. Er ist der Rückblick auf die mycenische Zeit, auf die Taten von Fremdrassen, und er ist der Ausblick auf das hellenische Mittelalter. Man will herausgefunden haben, daß keiner seiner Helden einen echt griechischen Namen trage. Aber er hat den überkommenen Stoff in völlig eigener Art durchgebildet, er hat fremde Taten dermaßen mit griechischem Leben erfüllt, daß für andere Anschauung schlechterdings kein Raum mehr blieb. So ist er denn auch das überschwenglich gepriesene und nie erreichte Vorbild aller späteren Griechen geblieben, ist der Eckstein der ganzen hellenischen Kultur geworden.

Kaum zum Bewußtsein ihrer selbst erwachend, wurden die Spartaner, Athener und Korinther von schweren Gefahren bedroht, im Innern von dem Emporsteigen der niederen, meist landfremden Bevölkerung, nach außen von dem Ansturme der Perser und Karthager. Zwischen den beiden großen Feinden, die weiträumige Herrschaftsgebilde aufgebaut hatten, wäre das Griechentum, das sich inzwischen schon von Zypern bis nach Kapua und Südspanien ausgedehnt hatte, beinahe erdrückt worden; im letzten Augenblicke hat es ein großer Mann, Themistokles, gerettet. Herrlich blühte das ganze Leben in Hellas nach den Freiheitskriegen auf. Sehr bald jedoch machte sich Uneinigkeit zwischen den einzelnen Städten geltend. Der Peloponnesische Krieg warf Athen zu Boden und erhob Sparta; 40 Jahre später erwuchs Theben zur Vormacht. Das durch Bürgerkriege geschwächte Hellas fiel darnach den Macedonen zur Beute.

Bis zum heutigen Tage ist es ein unschätzbarer Vorteil der Balkanhalbinsel gewesen, daß städtische Kultur und die Kraft der ländlichen Bevölkerung sich immer die Wage hielten. Der überaus rege Verkehr, der durch die feine Gliederung der Halbinsel ermöglicht wurde, ein Verkehr, der nicht nur den Zustrom von Waren, sondern auch den von Gedanken von allen Himmelsrichtungen her erleichterte, begünstigte das Entstehen großer Kulturmittelpunkte. Hart jedoch an der Grenze der Städte erhielt sich die urtümliche Verfassung und Gemütsart landwirtschaftlichen Lebens in ungebrochener Kraft. Fortwährend hat ein Austausch zwischen den beiden so entgegengesetzten Welten stattgefunden, ein Ausgleich, der beiden zugute kam. Außerdem aber hat die Einwanderung von Nordrassen niemals aufgehört; ein schier ununterbrochener Strom nördlicher Barbaren wälzte sich von der Urzeit bis zur Gegenwart nach den lachenden, lockenden Gestaden des Südens. Die Züge der Barbaren haben viel verwüstet und zerstört, aber sie haben auch das Blut der Südländer, das

durch das städtische Leben von Jahrhunderten, durch die zerreibende Überkultur geschwächt war, aufgefrischt und Stahl hineingetan, sodaß eine gänzliche Erschlaffung wie in Mesopotamien auf der Balkanhalbinsel nicht Platz greifen konnte. Immerhin ist das Griechentum nach der macedonischen Eroberung nie wieder auf die alte Höhe, deren es sich in den Zeiten Homers, eines Aischylos und Perikles erfreute, gelangt. Was dagegen der Strom an Reinheit und jäher Kraft verloren hatte, das gewann er an Ausdehnung. Der Hellenismus erstreckte sich auf ein Gebiet, das dreifach größer war, als vor Alexander dem Großen. Am Hofe der Parther wurden Schauspiele des Euripides aufgeführt, bis nach Abessinien und Frankreich hin erschollen griechische Laute.

Inzwischen geriet die Balkanhalbinsel unter römische Herrschaft. Man kann sagen, daß zu keiner Zeit in der Weltgeschichte das ganze Mittelmeergebiet sich einer so ruhigen, gleichmäßigen Entwicklung erfreuen konnte, wie unter den Cäsaren. Man bedenke nur: Auf einer Fläche von 6 Millionen Geviert-Kilometern (das Mittelländische Meer mitgerechnet) war nirgends ein Zoll zu bezahlen und herrschte überall gleiches Maß und Gewicht und gleiche Münze. Dazu störten keinerlei Kriegswirren den Handel und Verkehr; denn Kriege wurden nur noch an der Peripherie des Reiches, gegen die fernen Parther, Germanen und Schotten geführt; sonst gab es höchstens unbedeutende örtliche Putsche, die bald niedergeschlagen wurden. Seit dem großen Aufstande in Illyrien und Pannonien, den die harte Faust des Tiberius um die Zeit Christi siegreich niedergeworfen hatte, ist Jahrhunderte lang die ganze Balkanhalbinsel von Feuer und Mord verschont gewesen. Höchstens daß einige Spritzer der markomannischen Flut unter Mark Aurel auch südlich der Donau auftauchten. Erst seit dem 3. Jahrhunderte an ward die Balkanhalbinsel wiederum in die Welthändel verstrickt, ward wiederum in den Maelstrom unaufhörlicher Wirren und Kriege geworfen. Sie hat bei diesen nie mehr abreißenden Händeln eine gewaltige Rolle gespielt: sie schenkte dem römischen Imperium mehrere Kaiser. Maximinus Thrax war der erste der Reihe, Diokletian, dessen Heimatdorf am südöstlichen Saum des heutigen Montenegros stand, der berühmteste. Diokletian zog sich nach erfolgreicher Laufbahn zuletzt in sein Heimatland zurück und erbaute einen ungeheuren Palast zu Spalato, dessen Ruinen noch heute das Staunen der Beschauer erregen. Wie dort die Häuserchen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Stadt in die Ruinen hinein, über sie, unter sie und um sie herum gebaut sind, das ist ein symbolisches Abbild von der Zerrissenheit der Balkanlage, wie sie seit Diokletian

typisch geworden ist. Denn kaum war das Szepter der Hand seiner Nachfolger entsunken, da brachen reisige Scharen von Norden her in die Halbinsel ein, da kamen die Gothen unter Alarich, die Hunnen unter Attila, kamen Avaren, Langobarden, Franken und vor allem die Slaven.

Wahrscheinlich sind die ersten Slaven schon als Schildträger und Pferdeknechte der Hunnen nach dem Balkan geraten. Ein Slave, Justinian, wurde sogar byzantinischer Kaiser. Der Hauptstrom slavischer Wanderung ergoß sich aber erst im 7. Jahrhundert nach Süden. Serben und Bulgaren erschienen, zunächst als Begleiter der Avaren, dann aber selbständig und nicht mehr nur kurzer Raubzüge halber, sondern um sich dauernd in den Donau- und Adrialändern niederzulassen. Das ist ihnen im Norden vollkommen gelungen; aus dem Süden, wohin ebenfalls zahlreiche Scharen gelangten — einige Horden sind sogar nach den Inseln des Archipels und nach Kleinasien gezogen — wurden sie wieder herausgeschlagen. Mehrmals rückten sie vor Konstantinopel und erschütterten das byzantinische Reich in seinen Grundfesten. Sie konnten jedoch mit ihren geringen Mitteln, bei ihrem Mangel an Artillerie, ebensowenig den gewaltigen Mauern der Kaiserstadt etwas anhaben, wie die Ros, die von Osten, und die Araber, die von Süden anstürmten. Die Byzantiner mußten sich jedoch damit abfinden, daß ihnen der Norden der Balkanhalbinsel dauernd verloren ging. Es fehlte zwar nicht an Schwankungen; ein chassez-croissez war zu beobachten, bei dem das Glück bald auf byzantinischer, bald auf slavischer Seite war: in der Hauptsache aber war für ein Jahrtausend das Schicksal der Halbinsel entschieden: Der Süden ward griechisch, der Norden slavisch. Daran änderten auch nichts die hartnäckigen und wiederholten Versuche der Germanen, besonders der Normannen, auf der Halbinsel Fuß zu fassen. Dagegen rang sich ein drittes Element zu beträchtlicher Geltung durch, das romanische. Nicht umsonst hatten jahrhundertelang die Römer östlich von der Adria geherrscht; ihre Spuren waren nicht nur in der Baukunst, sondern auch in der Bevölkerung des Landes geblieben. Die Rumänen wurden am Pindos und an der unteren Donau mächtig. Dazu kamen seit dem 4. Kreuzzuge die lateinischen Ritter des Abendlandes. Im 13. Jahrhundert wurde die Hälfte der Balkanhalbinsel unter französische, süditalienische, wallonische Ritter und die Serenissima, die venezianische Republik, aufgeteilt, während die Genuesen an den Küsten des Schwarzen Meeres den ganzen Verkehr beherrschten. Noch jetzt verrät die Küste Dalmatiens und Albaniens den maßgebenden venezianischen Einfluß, und das

Levantinertum in Konstantinopel und Saloniki geht in den letzten Wurzeln auf damalige Zeiten zurück.

Die Byzantiner gewannen noch einmal die Überhand, aber schon nahte eine dunkle Wolke, von der die ganze Balkanhalbinsel überschattet werden sollte. Die Türken setzten sich bei Gallipoli fest, eroberten 1361 Adrianopel und siegten 1389 auf dem Amselfelde. Dadurch wurden sie Herren der Halbinsel, mit Ausnahme besonders wilder, schwer zugänglicher Gebirgstäler, deren trotzige, freiheitsstolze Bevölkerung eigentlich niemals unterjocht wurde. Als nach einem kurzen Rückschlag die Osmanen Miene machten, schon nördlich von der Donau sich auszubreiten, da hielt es das christliche Abendland an der Zeit, einzuschreiten. Die Ritterschaft des Westens eilte zu den Schlachtfeldern des Balkans, um die Christenheit gegen den Ansturm der Ungläubigen zu verteidigen. Die Flut schwoll jedoch immer bedrohlicher an; die Türken drangen bis vor Wien und bis vor Salzburg vor. Erst von der Mitte des 16. Jahrhundert an trat Ebbe ein. Neben dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation war jedoch ohne Zweifel das Osmanische Reich damals das mächtigste der Erde.

Lediglich ihrer überlegenen Kriegskunst hatten die Türken ihre Erfolge zu verdanken, nicht ihrer Zahl. Niemals scheinen sie mehr als ein Zehntel der Gesamtbevölkerung auf der Balkanhalbinsel ausgemacht zu haben, wobei noch zu bedenken ist, daß wohl reichlich die Hälfte der Osmanen gar nicht rein türkischen Blutes war, sondern aus persischen, bulgarischen, griechischen, serbischen, armenischen und tscherkessischen wie rumänischen Proselyten bestand. Wie sie es als Nomaden gewohnt waren, „zelteten“ die Osmanen gewissermaßen nur unter den unterworfenen Völkern. Bloß in einzelnen Städten, namentlich in Konstantinopel, Adrianopel und anfänglich in Saloniki, bildeten sie einen beträchtlichen Bestandteil der Gesamtbevölkerung.

Hundertzwanzig Jahre lang waren die Osmanen auf der Höhe, von der Eroberung Konstantinopels bis zur Niederlage von Lepanto. Danach ging es abwärts, jedoch zunächst nur sehr langsam; das Jahr 1669 zeitigte sogar noch einen erklecklichen Erfolg, die Besetzung Kretas. Seit dem Scheitern Kara Mustaphas vor Wien ist indessen der Rückgang unaufhaltsam. Der Vorstoß Napoleons trifft die Hohe Pforte bereits in haltloser Schwäche. Die Reformen Mahmuds II. können daran nicht viel ändern. Die Türkei wird ein Spiel der Großmächte, deren Eifersucht allein das Ende des Osmanischen Reiches hinausschiebt. Der Krimkrieg wird ganz überwiegend von Engländern und Franzosen geführt; die Türken selber spielen darin nur eine ge-

ringe Rolle. Dagegen ist 1877 eine auffallende Erstarkung zu verzeichnen; die Russen kommen in eine sehr üble Lage, dennoch ist auch dieser Feldzug nur ein weiterer Schritt auf der schiefen Ebene. Die Tätigkeit des Balkanbundes 1912/13 tut den Rest. Schon längst aber, bevor die Hohe Pforte von den Waffen des Krieges eingestoßen und umgeworfen wurde, war sie innerlich durch die langsame Minierarbeit der westlichen Zivilisation zermürbt und zermorscht. In Zukunft ist jedenfalls Konstantinopel dem Geiste des Abendlandes zurückgewonnen.

Das jüngste Vordringen der Slaven gleicht dem Eroberungszuge der Macedonen. Die europäische Türkei stellte immerhin mit ihren großen Städten und ihrem zentralistischen Verwaltungssysteme, kurz mit ihrer müden Überkultur, eine entwickeltere Stufe der Bildung dar, als die rohen Agrarstaaten des Nordens, die erst seit einem Menschenalter sich überhaupt einer höheren Kultur erschlossen haben. So wird denn durch den jüngsten Krieg abermals der erschlaffte Süden durch die starken Säfte des Nordens aufgefrischt, wird zwar verwüstet und verheert, wie kaum je zuvor, wie vielleicht nicht einmal während der Völkerwanderung, aber es wird auch die Bahn für einen neuen Aufschwung geebnet. Durch den Rückschlag aber, den die Neugestaltung der Balkanhalbinsel auf das übrige Europa haben wird, tritt die weltgeschichtliche Bedeutung Südosteuropas in eine vollkommen andere Phase ein.

Charles Vildrac: Skizzen.

DER TUNNEL.

Die Stirn gegen die Scheiben gedrückt schaut das Kind aufmerksam hinaus. Diese ernste Feldarbeit, diese geraden Chausseen, diese kleinen Wälder, die wie gut gesammelte Herden die Hügel hinablaufen, diese Dinge, die sich während der Fahrt immer wiederholen, sie sind ihm jetzt bekannt wie die alltäglichsten Tatsachen.

Aber das unvergleichlich schöne Bild: das schnell fließende Wasser mit der Mühle, die kleine steinerne Brücke, auf der drei Knaben sitzen und angeln, das wird es nie vergessen.

Doch nun fährt der Zug in einen langen Tunnel ein.

„Setze dich jetzt," sagt die Mutter, die etwas Angst hat. Sie zieht das Kind zu sich heran, aber der Knabe wehrt sich:

„Nein, ich will sehen, ich will sehen!"

„Es gibt nichts mehr zu sehen."

Nichts zu sehen! Er aber weiß ganz genau, daß es immer etwas zu sehen gibt, und daß jedes Ding, jede Minute wie ein Geschenk ist für ihn, der seine Augen und sein Herz weit offen hält.

Er entwischt seiner Mutter, und nun sitzt er wieder am Fenster.

Wenn er nicht ausschauen würde, wer sollte dann das blinde Gewölbe kennen und lieben, und die traurigen Steine, die dann und wann von der Lampe beleuchtet werden? Und ihr, Wellen von gefangenem Rauch, Wolken, die ihr in einer Höhle zur Welt gekommen seid, wer würde eure Verstümmelung und euren schwarzen Tod verstehen?

Wenn er nicht aufpassen würde, wenn er nicht sehen könnte, welches Herz würde von eurer zaghaften Demut zeugen, ihr ersten Lichtschimmer; wer würde mit euch auferstehen?

Und wäre wirklich nichts zu sehen gewesen, nicht einmal die schwindelnde Finsternis, hätte man nicht dennoch da sein müssen, um trotzig das Erste zu erwarten, was erscheinen würde?

Nach der letzten rauchgeschwärzten Wand, nach der letzten gelben Laterne, die schon von dem Tageslicht verspottet wird, sieht man eine unfreundliche Böschung, und darauf steht einsam und kränklich eine Akazie. Dicht an der Öffnung steht sie und reibt ihre Zweige wund an der Wand des Tunnels.

Dieser kleine Baum ist nicht für die fünfhundert Reisenden da, die während der Passivität ihres Transportiertwerdens ihre untaug-

lichen Blicke stumpf an die pechbeschmierte Bretterwand heften. Er ist da, um die frischen, treuen Augen zu beglücken, die in der Nacht gewacht haben; die gewartet haben, um sich alsdann desto sicherer und freudiger dem ersten Grün zu geben.

DRAMA.

Seit einer halben Stunde durchfuhr der Zug in schnellem Tempo eine rauhe, verlassene Gegend, in der es trostlos regnete; eine Gegend ohne Anbau und beinahe ohne Dörfer. Da plötzlich wurde die Fahrt langsamer, die Bremse knarrte und der Zug hielt. Ich lehnte mich weit aus dem Fenster hinaus; es war keine Haltestelle zu sehen, auch keine Arbeiter auf den Schienen. Der Zug fuhr über einen Viadukt, dort war er stehen geblieben.

Der Viadukt überspannte ein hohes, eingeschlossenes Tal, und mein Wagen hielt gerade über einem Fluß. Unter dem niedrigen Himmel, unter dem zähanhaltenden Regen, war dieses Tal von einer Traurigkeit, die mir das Herz zuschnürte. Zwei Kilometer vor mir wurde es durch eine Biegung meinen Blicken entzogen, und ich sah, daß der Fluß sich teilte und in einem Dickicht von dunklem Gebüsch verschwand. Kein Haus stand an den Ufern; auch oben auf den Felsen war kein Haus zu sehen.

Da ich allein im Coupé war, ging ich an das andere Fenster. Dort war die Aussicht noch beschränkter und die Landschaft noch düsterer, denn der Fluß war breiter, und Regen auf schnellfließendem Wasser, ohne Beleuchtung, hat mir immer eine unbezwingliche Beklemmung eingeflößt. Auch auf dieser Seite kein Haus, kein lebendes Wesen. Fröstelnd wollte ich meinen ersten Platz wieder einnehmen, als ich, halb von dem Schilf verdeckt, ein Kind beim Angeln entdeckte.

Nun hatte sich alles für mich verändert, und ich blieb auf dieser Seite. Alles wurde weicher in dieser Landschaft, in der ein Kind ganz allein ruhig am Wasser saß, um einen Fisch zu fangen. Der Regen, der ihm keine Angst einflößte, der kalte Regen auf dem Wasser gab mir jetzt Lust, das Lied zu singen:

Es regnet, es wird naß,
Der Frosch freut sich im Gras.

War dieses Kind wirklich allein? Wo war sein Haus, sein Dorf? Vielleicht dort drüben, zwischen den Weiden? Ich nahm meinen Feldstecher heraus und untersuchte die Ufer. Ich konnte nichts entdecken und kehrte natürlich zu meinem Angler zurück. In dem Schilfrohr, durch das der Wind fegte, in dem triefenden Gras,

sah ich ihn so deutlich, als wäre ich nur einige Schritt von ihm entfernt gewesen.

Er war höchstens zehn Jahre alt. Mein Blick blieb mit wahrhafter Freude an seinem Gesicht haften, das solch kindlichen Fleiß und Eifer ausdrückte. Dichtes, helles Haar quoll aus der alten Mütze hervor; das Kinn nach vorne gestreckt, mit hochgezogenen Augenbrauen, den Mund halb geöffnet, so verfolgte der Knabe die Angel auf dem Wasser, indem er sich mit ausgestrecktem Arm vorbeugte, um ihr soviel freien Lauf als möglich zu lassen. Und wenn sie das Ende ihrer Fahrt erreicht hatte, zog er sie plötzlich zurück, um sie nach der entgegengesetzten Richtung zu werfen; den kurzen Aufschub benutzte er, um zu schnaufen, den Kopf zurückgeworfen, die Nase kraus gezogen, oder um mit dem Handrücken einen Wassertropfen abzuwischen, der ihm die Backe kitzelte. Er war gänzlich durchnäßt, die leinene Bluse schien an seinem Körper festzukleben. Aber daran dachte er nicht.

Unglücklicherweise blieb seine Angel an den Pflanzen im Wasser hängen. Er zog nach allen Richtungen, schüttelte und rüttelte daran und geriet schließlich in Wut, so daß die Angel zerriß. Dann versuchte er mit der Stange den Kork zu halten, der vor ihm im Wasser zu treiben schien. Er konnte ihn nicht erreichen. Ich sah, wie er auf einen Stein sprang, in Wasserhöhe, wie er sich auf die Zehen stellte, einen Arm nach hinten gestreckt, den anderen vor sich, um soweit als möglich hinauszureichen.

Von dem Augenblick an war es nicht mehr zum Vergnügen, daß ich ihn beobachtete.

Ich sah genau, wie er das Gleichgewicht verlor, wie er einen Augenblick auf einem Bein stehen blieb und dann in das Wasser stürzte, mit ausgestreckten Händen. Das Wasser spritzte auf, man sah einen kleinen Wirbel — und die Stange trieb den Strom hinunter.

Ich ließ meinen Feldstechen fallen, um zu rufen, doch konnten sich meine Augen nicht von dem Platze trennen, der jetzt plötzlich in natürlicher Entfernung erschien, in dieser unerreichbaren, erschreckenden Landschaft, die nun wirklich verlassen war.

Ich schrie, obwohl mir die Stimme versagte; die Coupés nebenan waren leer und wegen des starken Windes waren nur wenige Fenster auf. Ein einziger Reisende erschien. Ich zeigte auf den Fluß und erklärte gegen den Wind:

„Ein Kind ist ins Wasser gefallen!"

Der Reisende verstand nicht, er versuchte nur den interessanten Gegenstand zu erkennen, den ich ihm zeigte.

In demselben Augenblick kam mir der Gedanke, die Notbremse zu ziehen, auf die Schienen hinauszulaufen, den Zugführer zu benachrichtigen. Aber ich tat nichts von alledem; denn es wäre doch nutzlos gewesen.

Ich hatte nicht vergessen, daß wir Gefangene waren, hoch über dem Tal. Wir waren ein Teil eines Zuges, wir hatten kein Recht auf das Leben an diesem Ort, ebensowenig wie an irgend einem anderen Ort auf unserer Fahrt. Selbst diesen Schmerz hatte ich mir eben widerrechtlich angeeignet. Ich gehörte dem eisernen Weg, dessen Ballast, Schienen, Wagen, Maschinen, sich bei der Abfahrt und bei der Ankunft gleich sind, eine zwischen dort und hier liegende, abgeschlossene Welt, welche den Menschen während der Zeit, in welcher er von ihnen von einem Ort zum anderen befördert wird, vollständig isoliert.

Im übrigen setzte der Zug sich jetzt in Bewegung und ich blieb wie betäubt immer noch am Fenster stehen.

So wurde ich fortgetragen, während der Regen mir in das Gesicht peitschte. Die nächste Haltestelle war weit entfernt, und ich sah noch viele Landschaften, kleine Stationen, Häuser, in denen viele andere Dinge geschahen.

BEZEUGUNG.

In einem Stadtviertel, das ich wenig kenne, habe ich mich verirrt, auf der Suche nach einer Straße, von der selbst der Name mir bis zu diesem Tage unbekannt war. Ich merke, daß ich die Richtung ganz verloren habe: das klügste ist jetzt, nach dem Weg zu fragen.

Dort kommt mir ein Mann entgegen. Ich weiß noch nicht, ob ich ihn fragen werde oder ob ich mich an einen anderen wenden soll. Ich warte, bis ich sein Gesicht gesehen ...

Gut. Den kann ich fragen. Ihn werde ich nicht unsanft aus seinen Gedanken herausreißen; er ist weder sorgenvoll noch beschäftigt. Jetzt sind wir uns gegenüber. Seine Augen blicken freundlich um sich. Ich zögere nicht mehr.

„Verzeihung, mein Herr, könnten Sie mir bitte sagen, wo die Rue Dozulé ist?“

Er erwidert meinen Gruß, bleibt stehen und greift nachdenklich in seinen kurzen Bart.

„Rue Dozulé, Rue Dozulé, warten Sie ... das muß eine neue Straße sein ...“

In diesem Augenblick geht ein Bote an uns vorüber, ein Paket auf dem Rücken, mit dem Namen eines großen Geschäftes auf der Mütze. Der Mann hält ihn an:

„Eh, die müßten Sie doch kennen, die Rue Dozulé?"

Einen Augenblick denkt der Bote nach, dann sagt er einfach:

„Das werden wir schon finden."

Er ist ein großer Mann mit mächtigen Händen. Das Paket legt er auf die Erde, sucht in seiner Mütze und bringt einen kleinen Straßenplan zum Vorschein. Ich bin wirklich verwirrt, ich sage: „Was mache ich Ihnen für Mühe!"

„Das schadet nichts, man ruht sich dabei aus."

Und er blättert in seinem Plan und murmelt zwischen den Zähnen: D . . . D . . . Rue Dozulé . . .

Während er sucht, bemerkt der andere: „Die Straße muß in die Rue Marié führen, dort ist eine kleine Gasse, ich kenne sie wohl, aber ihren Namen habe ich nie gewußt . . ."

Plötzlich fällt mir ein, daß sie beide hier stehen, mit meiner Straße beschäftigt, daß sie mich nicht kennen, daß sie von mir nichts zu erwarten haben, und der Gedanke erfüllt mich mit Freude und Dankbarkeit.

Nun hat der Bote es gefunden.

„Da irren Sie sich aber, mein Alter, sie führt nicht in die Rue Marié. Die Rue Dozulé beginnt an der Avenue Alfred de Vigny und endet an dem Square du Petit-Auteuil. Sie hat 35 Nummern. Welche Nummer suchen Sie, mein Herr?"

„. . 6 . ."

„Dann müssen Sie zur Avenue Alfred de Vigny."

„Das ist ziemlich weit," bemerkt mit wahrer Besorgnis der Mann mit dem Bart. Und nun überlegen beide, wie ich am schnellsten von dem Punkte, wo wir uns befinden, die Avenue Alfred de Vigny erreichen kann. Ich höre zu und ich warte, voll Vertrauen, und wie ein Fremder der Debatte gegenüberstehend. Aber wie glücklich machen sie mich!

Wie könnte ich an dem Herz all der anderen zweifeln, wenn ich diese beiden sehe, die sich bemühen, den Weg für mich zu finden, und mir so viel Zeit und Mühe als möglich zu sparen!

Nun sind sie sich einig. Der Vorschlag des Boten wird angenommen. Ich muß die erste Straße links nehmen — aber dann wird es schwieriger. Ich versichere, daß ich sehr gut verstehe, aber der kleine Angestellte merkt wohl, daß ich im nächsten Augenblick alles werde vergessen haben. Er nimmt seinen Bleistift, und zeichnet mir auf einem Stückchen Papier einen Plan auf, der auch von dem Boten genehmigt wird.

Ich gehe weiter. Nicht genug kann ich ihnen danken. Dem Boten möchte ich helfen, sein Paket wieder auf den Rücken zu heben, aber er läßt mir keine Zeit dazu.

Schnell erreiche ich den Punkt, wo ich nach links abbiegen muß, dann sehe ich mich um.

Sie sind nicht mehr zusammen, sie sind nicht einmal auf derselben Seite der Straße. Aber beide bleiben stehen und folgen mir mit den Blicken, um zu sehen, ob ich nach links gehe.

Wenn ich unaufmerksamerweise geradeaus ginge, würden sie mich mit einem Schrei zurückrufen.

Bevor ich um die Ecke biege, winke ich ihnen zu. Dann untersuche ich das Stück Papier, welches ihre ganze Fürsorge enthält. Der Plan ist ungeschickt, aber die Namen der Straßen stehen da, ganz ausgeschrieben und sehr leserlich. Er erinnert mich an die geschriebenen Anweisungen, die man Kindern mitgibt.

Jetzt prüft mein Blick die Vorübergehenden. Würden sie mir auch helfen, meine Rue Dozulé zu finden? Sind sie alle wie die beiden Männer von vorhin?

Ja, fast alle; in diesem Augenblick weiß ich sogar, daß sie alle so sind wie die beiden. Ich freue mich der Gewißheit, daß selbst der Schlechteste unter ihnen so sein kann wie sie, ohne Anstrengung, sogar ohne darauf zu achten. Wenn ich diesen brummigen Bourgeois anrede und ihn höflich um Feuer bitte, wird er mir schnell seine Zigarette reichen, wird aufpassen, daß die meine gut brennt; und wir werden wenigstens ein Lächeln austauschen.

Ach, schon wieder finde ich den demütigen Schatz, auf den wir bauen müssen! Er ist nicht verborgen, er versteckt sich nicht: wie die Luft und das Licht kann man ihn überall finden, ist er überall!

Autorisierte Übertragung von Carus May.

Wilhelm Tideman: Vier Gedichte.

Du bist der Wind. Aus tiefen Feldern steigest
Du kreisend auf. Wer weiß den Grund!
Auf jeden der erflognen Gipfel neigest
Du einmal noch den schmalen, kühlen Mund.

So nimm mich hin. Dein Kuß hat mich gefangen.
Mein Wesen schwebt mit dir empor.
Du bist der Freund. Du bist das strömende Verlangen.
Du bist die Luft. Du bist der Wünsche Chor.

Auf Flügeln des Abends durch sternige Höhn
Leitest du mich, das suchende Kind.
Dein Singen ist fromm, dein Atem ist schön.
Du bist die Sehnsucht. Du bist der Wind.

* * *

Ach Freund, was ist der Tod!
Er wird uns nah'n wie eine träumerische Schwester,
Die manches Jahr im Ausland zugebracht.
Sie wird wohl unsern Arm ergreifen
Und führen uns hinab und durch die krause Schlucht der Krankheit
In der Finsternisse Tal.
Dort gleiten uns die staub'gen Kleider ab
Und unser Stoff wird in den Strom des großen Amens tauchen.
Der führet uns dem nahen Meere zu,
Das uns mit Stolz empfängt.
Und also werden wir sehr kühl und nächtlich sein. —
Dich drückt, o Freund, der Bilder düstrer Prunk?
Weißt du denn nicht, daß unser Leben ein Vermächtnis ist,
Wie mürbe wir es auch gewendet haben?
Die Nachgebornen haben Rat und Wissenschaft zu ernten,
Die wir in stillem Kampf gesäet haben.
Mich dünkt, ich sehe sie schon spielen
Mit unsrer müden Äcker Köstlichkeit!

* * *

Mondritt.

Ich ritt als Leiche schwarz zu Roß,
O Mond, durch deine öde Steppe.
Und hinterdrein ein Geistertroß
In breiter, grausig dunkler Schleppe.

Wir rasten wild durch Dämmerlicht,
Die Hufe stießen stumpf an Stein.
Doch hörten wir das Schlagen nicht.
Es huschte lautlos Totenbein.

Vorbei an fahl beglänzten Felsen,
Durch starr zerrissen Tal und Schlucht.
So ging's mit vorgestreckten Hälsen
Zur ferne schimmernden Vergessensbucht.

Da — hinter einer Zacke nieder
Schien plötzlich grell der Erde Ball!
Es zitterten dem Gaul die Glieder.
Vorüber zog der Fremden Schwall.

Ich staunend stand und sann.
Dem Nichts entgegen sah ich Knochen jagen.
Ich hob empor zur Heimat meine Hände dann,
Und wurde sacht dem Leben an das Herz getragen.

* * *

Neu-Jahr.

Ich schaue nach Osten, wo die Wolken sich teilen,
Wo die Winde erwachen, ein schläfriges Heer.
Da seh ich die Tapfren mit Tüchern enteilen
Über das tief unten noch blinzelnde Meer.

Ihr seid dem Gedanken des Handels willkommen.
Der Tod wird euch wie ein Gelöbnis umgehn.
Ich habe den Sang eurer rührigen Hände vernommen,
Und eure Wimpel wie durch ein Fernglas gesehn.

Ja, die Zeit blüht uns auf! Das Gehirn mußte siegen.
Es freu'n sich die Wesen entfesselten Schlags.
Auf federleichten Stahlmaschinen fliegen
Sie in das Geröte des wachsenden Tags!

Hans Bethge:
Erinnerungen an Otto Erich Hartleben.

Ich möchte einige Erinnerungen erzählen, die mich mit Otto Erich verbinden. Ich habe dem Dichter nie ganz nahe gestanden, aber ich habe einiges mit ihm erlebt, das ihn gut charakterisiert. Ein kleiner Beitrag zur Kenntnis des Menschen, nicht des Dichters Hartleben wollen diese Zeilen sein.

Wir wurden auf folgende Weise miteinander bekannt. Als junger Student im Jahre 1896 sandte ich ein Manuskript — es waren Verse mit kleinen Prosasachen vermischt — an einen Berliner Verleger und dieser gab die Sachen zur Einsicht und Prüfung an Otto Erich weiter. Otto Erich schrieb mir darauf — er mußte bei besonders guter Stimmung sein — einen launigen, aus Lob und Tadel anmutig gemischten Brief, und ich weiß noch den lauen Sommerabend auf Sylt, als ich den Brief empfing und das ganz entzückende Bild in Händen hielt, das er den auf kostbarem Büttenpapier geschriebenen Zeilen beigelegt hatte. Es war eine photographische Liebhaberaufnahme, die ihn in einer venezianischen Gondel liegend zeigt. Das schöne, klare Profil sieht auf das Meer hinaus, und um das Haupt drängen sich dichte, üppige Locken. Zwanglos und ernst liegt er da, in einem bequemen, losen Flanellanzug gekleidet, träumerisch und doch sehr wach. Ein reizenderes Bild habe ich nie von ihm gesehen.

Als ich ihn dann leibhaftig kennen lernte, war er ganz anders. Ich studierte in Halle, und die dortige „Literarische Gesellschaft“, deren treibende Kraft damals Dr. Carl Müller-Rastatt war, hatte ihn eingeladen, im Winter 1897/1898 den Mitgliedern einige neue Novellen vorzulesen. Er sagte zu und kam. Wir erwarteten ihn am Bahnhof, und als ich ihn hier aus dem Coupé herausspringen sah, da sah ich nicht den schönen jugendlichen Kopf aus der venezianischen Gondel vor mir, sondern ich sah einen allzu umfangreichen und aufgeschwemmten Mann von fast kolossalischen Dimensionen des Körpers. Ein Pokulant, ein lachender Zecher trat uns entgegen. Sein mächtiger Körper hielt damals dem Andrang allzu schwärmerischer Nächte noch Stand. Er war wohl in der Blüte seiner Zecherjahre.

Wir gingen durch die Stadt und landeten in der gemütlichen Weinstube von Johannes Grün. Hier wurde außerordentlich viel Rotwein getrunken; man kam auf den bevorstehenden Abend der „Literarischen Gesellschaft“ zu sprechen und richtete die Frage an Otto Erich, was er eigentlich vorzulesen gedenke.

„Sehr einfach," sagte er, „ich lese dreierlei. Die Sachen sind ausgewählt mit Rücksicht auf den Geschmack des Bourgeois (dieses Wort konnte er mit einer furchtbaren Verachtung aussprechen). Es handelt sich um eine Skizze „Das Sonnenblatt", sehr nett; dann kommt „Moritz, der Sortimenter", eine pikante, kleine Geschichte, aber ganz harmlos; habt keine Angst (er bewahrte einen stoischen Gleichmut, als er dies sagte, obwohl er wußte, daß ihm diese Geschichte bei den Hallensern das Genick brechen mußte); und zum Schluß lese ich dann den „Römischen Maler", das ist eine Novelle, die ich freilich erst zur Hälfte fertig habe, aber ich mache sie bis zum Abend bestimmt noch fertig, ihr könnt euch darauf verlassen. Na, Prost!"

Wir tranken und lachten, aber dem armen Müller-Rastatt war eigentlich gar nicht lächerlich zu Mute, denn er wußte wohl, wie schwer und stockend Otto Erich zu schreiben pflegte, und an eine Beendigung der Novelle vom „Römischen Maler" bis zum Abend glaubte er natürlich keinesfalls.

„Du wirst die Geschichte nicht fertig schreiben," sagte er bestimmt, „sondern du wirst, gestehe es nur offen, ein Fragment vorlesen."

„Was erlaubst du dir? Wer bist du eigentlich, du Journalist? (Auch dieses Wort wußte er furchtbar auszusprechen.) Ich habe dir gesagt, daß ich die Geschichte bis heute abend fertig schreiben werde. Sagst du noch irgend ein Wort dagegen?"

„Ich sage bloß, du wirst die Geschichte nicht fertig schreiben," erwiderte Müller-Rastatt mit großer Ruhe und trank sein Glas aus.

„Raum!" sprach jetzt Otto Erich mit dem Pathos des Zürnenden. Er erhob sich, suchte am Kleiderständer seinen Pelz, holte ein Manuskript daraus hervor — es waren Foliobogen holländischen Büttenpapiers — und rief, gebieterisch den Arm ausstreckend: „Tinte, lydischer Jüngling!"

Der Kellner brachte Feder und Tinte, Otto Erich schob alle die Gläser, Flaschen und Aschenbecher beiseite, die ihm auf dem Tisch hinderlich waren, dann, nachdem er mit Donnerstimme „Ruhe!" geboten hatte, holte er eine eigentümliche Hornbrille aus der Tasche, schob sie auf die Nase, setzte die Feder an und schrieb in seiner schweren, ruhigen, schönen Schrift, indem er hin und wieder genießerich von dem Rotwein trank, die Schlußkapitel seiner Novelle vom „Römischen Maler" nieder.

Es war eine abscheuliche Atmosphäre, in der wir saßen. Zigarrenqualm lag in dicken blauen Ballen um unsere Köpfe herum; es roch dumpfig nach Wein und Pilsener Bier; wir alle hatten schon ziemlich gerötete Köpfe, und ich, der jüngste, zwei-

fellos den rotesten, — aber Otto Erich saß da, breit, die große Hornbrille vor den Augen, und schrieb, Wort für Wort, Seite für Seite, ohne zu stocken, nur mitunter von seltsam untergründigen Lachwellen durchschüttert, wenn er nämlich bei seiner Niederschrift an besonders komische Stellen kam.

Wir verhielten uns ziemlich still, stießen den Rauch vor uns hin, tranken, und ich sah immer zu dem großen, blonden Kopf hinüber, der in so unerschütterlicher Ruhe die Bewegungen der feinen, elastischen Hand regierte.

Endlich seufzte Otto Erich tief auf, machte einen kleinen Schnörkel, legte die Feder hin, nahm die Hornbrille ab, sah uns an, hob sein Glas und sagte lächelnd:

„Na, Prost!"

Er hatte die Novelle in der Tat zu Ende geschrieben. Stolz und festgefügt standen die Zeilen da und kaum ein Wort war verbessert.

„Ich erkläre mich für besiegt," sagte nun Müller-Rastatt „wir wollen auf das Wohl Otto Erichs trinken."

Das taten wir, und als wir nicht lange darauf nach den Uhren sahen, bemerkten wir, daß es Zeit sei, in die „Literarische Gesellschaft" aufzubrechen.

Wir fanden dort den Saal schon ziemlich gefüllt, und wie immer bei derartigen Veranstaltungen, befanden sich die Damen durchaus in der Mehrzahl. Besonders waren viele Lehrerinnen anwesend, die damals, ebenso wie die Studenten, die Mitgliedschaft der Gesellschaft zu besonders günstigen Bedingungen erwarben; liebe, harmlose Damen, die mit dem Namen Otto Erich Hartleben wohl kaum irgend einen Begriff verbanden. Dieser Abend freilich brachte ihnen einen sehr gründlichen Begriff von Otto Erich Hartleben bei.

Der Dichter las, wie verabredet, als Introduktion die kleine Skizze „Das Sonnenblatt", die man höflich entgegennahm, und dann kam „Moritz, der Sortimenter" — und damit das Unheil. Diese Geschichte ist eine der gewagtesten, die Otto Erich geschrieben hat und die Art, wie er sie vortrug, forderte den Protest der Halleschen Damen noch in erhöhtem Maße heraus. Er las mit einem behaglichen Schmunzeln und sobald besonders vergnügliche Stellen kamen, geriet er, unfähig, sich zu bezwingen, derart in ein frohes und herzliches Lachen hinein, daß er die Vorlesung allemal auf ein Weilchen unterbrechen mußte. Dieses Benehmen und diese einigermaßen unanständige Geschichte erregten den Unwillen der anwesenden Halleschen Damen so sehr, daß sie sich, als das letzte Wort der Novelle verklungen war, wie

auf Kommando erhoben, und, die braven Lehrerinnen voran, den Saal mit sittlich entrüsteten Gesichtern verließen. Sie besaßen immerhin das Zartgefühl, die unanständige Geschichte nicht zu unterbrechen, sondern sie geduldig bis zum Schlusse mit anzuhören; aber dann, als sie verklungen war, rauschten sie von hinnen.

Otto Erich saß oben auf dem Podium und sah der Szene mit ziemlicher Verwunderung zu. Dann, als sich der Saal bis auf etwa dreißig standhaftere Seelen geleert hatte, stieg er kopfschüttelnd herab und meinte ganz vernichtet: „Nun habe ich den „Römischen Maler“ also doch umsonst zu Ende geschrieben!“ Gleich darauf freilich kam sein Lachen wieder und er sagte: „Aber nein! Jetzt lese ich ihn euch in geheimer Sitzung vor.“

Man begab sich in ein kleineres Zimmer, Otto Erich kam an die Spitze der Tafel zu sitzen, und nun las er, hin und wieder ein neues Glas Pilsener verlangend, den frisch beendeten „Römischen Maler“ vor, eine lustige Geschichte, die freilich nicht gerade zu seinen glücklichsten gehört.

Später ging es noch in ein Café, die Gesellschaft wurde immer kleiner, Otto Erich immer aufgeräumter, und schließlich ließ man ihn mit einem jungen, blonden Studenten, der im ersten Semester stand und ihn wegen seiner berühmten „Geschichte vom abgerissenen Knopf“ heimlich anbetete, allein, und diese beiden ungleichen Kumpane tranken nun vereint die ganze Nacht hindurch, und zum Schluß noch am Morgen auf dem Halleschen Bahnhof, bis zu dem Moment, wo der Zug einlief, der Otto Erich in das Babel an der Spree zurückführte.

Als er im nächsten Jahr sein Novellenbuch „Vom römischen Maler“ herausgab, in dem auch „Das Sonnenblatt“ und „Moritz der Sortimenter“ enthalten sind, ließ er auf das Widmungsblatt drucken: „Den Damen der „Literarischen Gesellschaft“ zu Halle an der Saale.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jahrelang hatte ich nicht mehr Gelegenheit, ihn zu sehen. Wir sandten uns ab und zu eine Postkarte, aber Näheres über ihn erfuhr ich nur aus der Zeitung: von den Erfolgen seines „Rosenmontag“, von seiner schweren, aus einer allzu ungebundenen Zecherfroheit geborenen Krankheit, die ihn mehrmals monatelang an das Sanatorium fesselte und ihn manchmal dem Tode ganz nahe ins Antlitz blicken ließ. Freilich wußte sich sein Körper immer wieder, wenigstens einigermaßen, herauszurappeln.

Erst im Frühjahr 1904 sah ich ihn wieder: das zweite und zugleich das letzte Mal. Ein Jahr später war er schon tot.

Ich reiste mit meiner Mutter nach Florenz, und wir machten am Gardasee einige Tage Rast. Als wir durch Saló schlenderten, kamen wir an der Villa „Halkyone" vorüber, die sich „il poeta" — so nannte man ihn in Saló allgemein — nach den unerhofften Erfolgen des „Rosenmontag" als ein Tuskulum erworben hatte. Wir traten ein; er war gerade im Garten beschäftigt, und als er mir hier, die Gartenschere in der einen Hand, entgegentrat, erschrak ich.

Das war nicht mehr der breite, herkulische Körper mit dem vielen Fleisch und noch weit weniger der Mann, wie er zwanglos und jugendlich in der venezianischen Gondel lag, sondern das war ein gebrochener, grauhaariger Mann, viel älter als seine Jahre und nicht mehr erfüllt von Hoffnungen auf die Tage der Zukunft. Sein Gesicht war fahl; er hielt sich nicht gut; sein Gang und Wesen entbehrten der Frische.

Er lud uns ein, Gäste der „Halkyone" zu sein, und wir nahmen diese Einladung für zwei Tage an. Er machte uns mit Frau Ellen Birr bekannt, seiner Freundin, mit der er den Aufenthalt in der „Halkyone" teilte. Er zeigte uns mit sichtlichem Stolz den köstlich am See gelegenen Garten, der seine ganze Freude war. Auch einen kleinen Hafen hatte er angelegt, in dem seine „Flotille" ankerte. Das war ein hübsches Boot mit dem am Bug prangenden Namen „Ellen mein Kind", in ihm ruderte oder segelte er, wenn es ihn lockte, auf die Fläche des Sees hinaus.

Als wir noch am „Hafen" standen, sagte er plötzlich mit ernster Miene:

„Jetzt zeige ich Ihnen meine Akademie."

Er führte mich zu einer Reihe breiter, stufenartig übereinander liegender Marmorsitze, die sich unmittelbar im Angesicht des Seespiegels erhoben. Ich sah ihn etwas verwundert an.

„Es ist die halkyonische Akademie für unangewandte Wissenschaften zu Saló," sagte er und blieb ganz ernst. „Die Namen der Mitglieder stehen an den betreffenden Sitzen verzeichnet. Hier sehen Sie Max Halbe, dort den Bildhauer Habich, da den Maler Adolf Bachmann, den Dichter Meyer-Förster usw. Die Podeste, die sich zwischen den einzelnen Sitzen erheben, sind für die Büsten der Akademiker bestimmt."

Als wir am nächsten Tage, von der Form der antiken Ode plaudernd, für die wir in gleicher Weise schwärmten, durch den Garten schritten, und an den Marmorsitzen vorüberkamen, sagte er plötzlich:

„Wollen Sie Akademiker werden?"

„Sehr gerne," erwiderte ich.

„Warten Sie,“ sagte er und entfernte sich dem Hause zu.

Als er wieder kam, folgte ihm das Hausmädchen, ein braunes, schönes, schlank gewachsenes Geschöpf, deren Linien und Bewegungen ich von einer klassischen Schönheit fand, was Otto Erich höchlich amüsierte. Das Mädchen trug lachend einen Fiasko Chianti und zwei Gläser auf einer Tablette vor sich her, stellte sie hin und verschwand. Otto Erich goß ein, reichte mir ein Glas, entblößte das Haupt, ich tat das gleiche, und er sprach:

„Hiermit ernenne ich Sie zum ordentlichen Mitglied der halkyonischen Akademie. Prost!“

Wir tranken, dann durfte ich mir einen Sitz aussuchen, und die Angelegenheit war erledigt.

Fast jeden Abend besuchte er die kleine, volkstümliche Oper in Saló. An den Abenden, als wir dort waren, gab es „Faust“ von Gounod und den „Barbier von Sevilla“. Beide Male waren wir dort. Er pflegte die sogenannte „Königsloge“ zu mieten und hatte eine kindliche Freude an der Darstellung, die, wie man ja selbst von den kleinsten Bühnen Italiens her gewohnt ist, eine verhältnismäßig ausgezeichnete war. Unvergeßlich werden mir die wahnsinnigen Droschkenfahrten zum Theater und von diesem zurück nach der „Halkyone“ sein. Die Fahrten wurden ausgeführt von dem mit einer aus Otto Erichs Besitz stammenden Automobiljacke bekleideten Kutscher Angelo, einem heißblütigen Manne, der von großer Dankbarkeit gegen den Dichter erfüllt war und eingestand, daß er jederzeit bereit sei, sieben Menschen für den geliebten poeta zu ermorden. Das verhielt sich so: Angelo hatte einem Manne, dem er nicht zugetan war, ein Auge ausgeschlagen und war dafür ins Gefängnis gewandert. Als er wieder in Freiheit gesetzt wurde, stand er mit seiner Familie mittellos da und wandte sich in seiner mißlichen Lage an den poeta mit der Bitte, ihm Geld zu leihen, damit er sich wieder ein Fuhrgeschäft gründen könne. Otto Erich erkundigte sich nach dem Manne, und da er erfuhr, daß dieser Angelo ein tüchtiger Mensch sei, der jene Tat nur in einer jähzornigen Aufwallung, da er schwer beleidigt worden war, verübt hätte, so lieh er ihm die gewünschte Summe und Angelo zeigte sich dieses Vertrauens würdig, denn schon nach kurzer Zeit war er wieder der geachtetste Fuhrherr in Saló. Wenn er nun den Dichter und seine Gäste fuhr — wie uns an jenen Abenden ins Theater — so sah er sich veranlaßt, ein Tempo zu nehmen, das alles Dagewesene bei weitem übertraf. Er jagte, unheimlich schnalzende Töne ausstoßend, derart durch die engen Gassen von Saló, daß alles scheu beiseite wich, und wir Insassen klammerten uns ängstlich

am Wagen fest, immer in der Befürchtung, wir könnten hinausgeschleudert werden. Es war, als würde man von der wilden Jagd mit fortgerissen. Meine Mutter bebte vor Entsetzen.

Einmal sprachen wir von Paul Heyse, der eine an der gleichen Küste gelegene Villa in Gardone bewohnte, nicht weit von Saló entfernt. Otto Erich sagte, er habe die redliche Absicht gehabt, dem älteren „Kollegen“ in Gardone einen Besuch abzustatten. Da er nun so gut wie nichts von ihm gelesen habe, hätte er sich Heyses „Novellen vom Gardasee“ gekauft, um nicht ganz unvorbereitet vor den Dichter hinzutreten. Während der Lektüre dieses Buches sei er von seiner Absicht, dem alten Herrn einen Besuch zu machen, abgekommen. Er hätte gefühlt, daß ihn mit dem Verfasser dieser „eigentümlichen“ Sachen innerlich nicht das geringste verbinde. Daher habe er eine Begegnung doch lieber vermieden.

Vor der Abreise spielte er mir noch einen Schabernack. Er trug mir nämlich Grüße an fünf verschiedene Herren der abendlichen Tafelrunde im Lapischen Keller in Florenz auf, und als ich mich nachher eines Abends in Florenz dieser Grüße entledigte, lachten alle Anwesenden hell auf, denn es stellte sich heraus, daß er mir Grüße an die fünf Spitznamen eines einzigen Herrn aufgetragen hatte.

Die Abreise kam. Ehe ich mit meiner Mutter auf dem Nachmittagsdampfer nach Desenzano weiter fuhr, stießen wir noch einmal die Gläser zusammen und tranken auf ein Wiedersehen. Wir hielten Schalen aus schönem venezianischen Glas in den Händen, und Asti spumante perlte darin.

Dann fuhren wir ab, und er stand winkend am Ufer. Aus dem Wiedersehen wurde nichts. Als ich im nächsten Frühjahr wieder durch Saló hinschlenderte, lag die Halkyone verödet, mit geschlossenen Fensterläden, und Otto Erichs Rumpf war schon zu Asche verbrannt. Verödet lag der schöne Garten mit dem Hafen, verödet lagen die Marmorsitze der stolzen halkyonischen Akademie, und alles war verändert.

Wenn ich an ihn zurückdenke, denke ich ihn mir am liebsten so, wie ich ihn im Leben leider niemals sah: so wie er auf meinem Bildchen in der venezianischen Gondel liegt. Dieses Bild paßt auch am besten zu den schönsten seiner Gedichte, die mir das Liebste sind, was er überhaupt gebildet hat.

Dr. Felix Günther: Moderne Orchestertechnik.

Das wesentlichste Moment des musikalischen Schaffens unserer Zeit ist, daß die Musik sich abgewandt hat von der Detailmalerei der programmatischen Symphoniker. Sie ist dabei aber doch durchaus Impressionskunst geblieben. Nur daß der Impressionismus jetzt in großen Zügen das zeichnet, was er früher bis ins kleinste Detail zerlegte. Die Musik unserer Tage ist von einer ungeheueren Wucht der Dialektik, von einer unerhörten Straffheit des Gedankens. Selten wohl ist eine Kunst so aus dem Innersten heraus reformiert worden wie hier. Und die kurze Zeit, die für diese völlige Umwandlung genügte, spricht für deren Wert und Notwendigkeit.

Man hat sich daran gewöhnt, Richard Wagner als Vater der modernen Orchesterkunst anzusehen. Diese Anschauung stimmte noch vor zwanzig Jahren. Das heutige Orchester zeigt eigentlich nur selten noch Wagnersche Mache. Und die Partien, die wagnerisch geraten sind, gemahnen kaum an den eigentlichen Wagner. Denn Wagners Charakteristikum ist eine bis ins Detail gehende Schilderung der szenischen und seelischen Vorgänge, also eine ins Dramatisch-Musikalische übersetzte Verwertung der symphonisch-programmatischen Grundsätze. Es ist sicher falsch, wenn die Wagnerianer reinsten Bayreuther Geblütes es nicht zugeben wollen, daß auch Wagner in manchem Epigone war, daß auch er von außen, durch Kenntnis verschiedener kompositorischen Techniken beeinflußt wurde. Der Wagner, der der Welt das absolut Neue im musikalischen Drama gab, ist in seiner orchestralen Sprache unbedingt oft Epigone. Allerdings ein Epigone in übertragenem Sinne. Seine Vorbilder sind Berlioz und Liszt. Und da, wo Wagner dramatisch am wagnerischesten erscheint, also da, wo er in der Technik der dramatisch-musikalen Konzeption am meisten nachgeahmt wurde, läßt sich meist unschwer in der orchestralen Gestaltung seine Beeinflussung durch die beiden vorgenannten Meister feststellen. Man vergleiche hier die unleugbare Einwirkung der orchestralen Gedanken in Liszts „Mazeppa" und der „Dante"-Symphonie („Inferno") auf die analogen Stellen im Ring. (Walkürenritt und Nibelheim.) Allerdings ist hier aus den Lisztschen Urgedanken etwas völlig Neues geworden, etwas so Eigenes, das schlechthin nicht nachgeahmt werden kann. Woran das liegt, will ich später erläutern. Es ist also hier aus einem ursprünglich nachempfundenen Prinzip eine neue Technik der orchestralen Färbung entstanden. Und die ist Wagners eigentliches musikalisches Cha-

rakteristikum. Szenen, wie die des Wanderers im Anfang des 3. Aktes „Siegfried", oder wie das Zwiegespräch Hagens und Alberichs („Schläfst du, Hagen, mein Sohn") erscheinen mir also als deutlichste Beweisstücke für die Wagnersche Art. Und gerade auf diesem Gebiete sind ihm seine Jünger nicht gefolgt. Wohlgemerkt, ich spreche jetzt nur vom orchestralen Moment. Der nachschaffende Wagnerianismus hat sich vielmehr auf dem Gebiete des Episch-Symphonischen bewegt, wie es bisweilen die „Meistersinger" zeigen, und das in der letzten Szene des „Siegfried" und im „Tristan" so völlig zur Methode wird. Und diese Teile des Wagnerschen Schaffens, die eine völlige Abkehr vom früheren System des charakterisierenden Orchesters zeigen und statt dessen ein symphonisches Orchester stellen, vermag ich nicht als typisch für Wagners Art zu bezeichnen, trotzdem sie die reifsten Früchte in Wagners Lebenswerk darstellen.

Was am Orchester des „Ringes" uns so neu ist, trotzdem auch hier — wie oben ausgeführt — Beeinflussungen mitgesprochen haben, ist die von Wagner zuerst und mit Meisterschaft geübte Technik der Ausnutzung der schlechtklingenden Lagen in den einzelnen Orchesterinstrumenten. Nur auf diesem — ich möchte beinahe sagen — „Trick" beruht die einzigartige Wirkung, die Unübertrefflichkeit der Charakterisierung z. B. der Alberich- und Mime-Szenen. Auch Loges Erzählung ist ein packendes Beispiel dafür. Und nur so vermag man die ungeheure Wärme zu erklären, die in den wenigen Gefühlsmomenten dieser Erzählung plötzlich über den Hörer flutet: Weil hier die Instrumente aus dem beengenden Zwange einer gefährlichen Lage entlassen, sich weich und voll ausbreiten können. Kein einziger Epigone Wagners hat dies orchestrale Mittel je bewußt zur Anwendung gebracht. Im „Don Quixote" hat Richard Strauß diesen Effekt einige Male spielerisch verwertet, und Mahler erzielt damit in der 3. Symphonie einige absonderliche Wirkungen. Aber man kann doch weder Strauß noch Mahler zumal als Symphoniker als Epigonen Wagners ansprechen.

Diese Ausnutzung der schlechtklingenden Lagen ist bei Wagner nun keineswegs ein Effektmittel von nebensächlicher Bedeutung. Sie gibt dem „Ring" ein gut Teil Wesenheit, und ist die Grundfarbe für das Bild, das der Meister von den Antipoden der Lichtgottheiten entwirft. Es ist also diese Technik ein Auskunftsmittel von ganz besonderem Range. Und doch hat Wagner sie fallen gelassen, als er das Orchester in seinen späteren Werken nicht mehr untermalend, sondern symphonisch erklingen ließ. Mir will immer scheinen, daß der Meister den höheren geistigen

und sittlichen Inhalt, die Weltabgeschiedenheit und abgeklärte Ruhe, die dem „Tristan“ und „Parsifal“ innewohnen, auch dadurch deutlich charakterisiert wissen wollte, daß er sein Orchester nun in ganz anderen und reineren Farben singen und sagen ließ. Kein Zweifel, daß die Musik dadurch unschätzbare Werte gewann. Aber ich kann mich doch nicht entschließen, diese Phase des Wagnerschen Schaffens als selbständig zu erklären. Sie ist beeinflußt durch Liszts spätere Technik, die dieser Meister nach seiner Abkehr von der Programmusik zeigt, und deren hervorragendstes Werk die „Faust“-Symphonie ist. Anderseits spricht hier auch vieles für Brucknersche Einflüsse. (Wenn doch die wohlgesinnten Wagnerianer endlich aufhören wollten, den Tatsachen entgegen Bruckner durchaus für einen Epigonen Wagners zu erklären! Beide Meister haben voneinander gelernt.) Aber Bruckner und Liszt sind hier ihrerseits wieder durchaus Epigonen Beethovens und Bachs. Und die Orchestertechnik unserer Tage baut sich — soweit man sie für wagnerisch erklären mag — durchaus auf der Basis: Bach—Beethoven, Bruckner—Liszt, Wagner auf.

Es ist gewagt, angesichts der Werke Urvater Bachs von einer Orchester*technik* sprechen zu wollen. Ein Orchester wie das seinige, in dieser kleinen, primitiven Besetzung, ist für einen solchen Meister sicher zu wenig bedeutend gewesen. Darum auch Bachs unausgesetzte Versuche zur Vergrößerung der Klangmöglichkeiten. Darum führt er die Orgel und das Klavier dem Orchester als Obligatinstrumente zu. Darum versucht er es mit einer Unzahl konzertanter Soloinstrumente, darum arbeitet er sogar für zwei gegenspielende Orchester. Umsonst! Die Farbenmöglichkeiten sind zu klein. Und darum fand Bach das Auskunftsmittel des kontrapunktisch und harmonisch bewegten Orchesters. Die raffinierte, dabei subtile und klare Vorhaltstechnik, die ihm eigen war, versuchte Bach orchestral zu verwerten. Wir können in Ansehung der Bachschen Partituren darin ein sehr feingegliedertes und deutliches System konstatieren. Die Bläser, Klavier und Orgel bilden darin stets das orchestrale Pedal, und die Streicher bringen dagegen die harmonische Bewegung. Da dieselbe nun abwechselnd in den hohen, mittleren oder tiefen Instrumenten liegt, entsteht eine Fülle von neuen Klangverbindungen, deren Wesen aber, da sie ja zumeist auf harmonischen Auflösungen beruhen, ein äußerst herbes Gepräge zeigt. Vorhalte, zumal in den seelenvollen Streichinstrumenten gebracht, haben für mich immer etwas von einem Seufzer in sich. Sie sind wie ein schmerzerfüllter Aufschrei, der nach und nach resigniert in sich zusammen-

sinkt. Und dies ist die charakteristische Farbe in dem Orchester Joh. Seb. Bachs. Dadurch vermittelt uns sein Orchester trotz seiner mangelnden klanglichen Modulationsfähigkeit und innerer Begrenztheit so viele klingende Erlebnisse.

Ganz anders Beethoven. (Ich sehe von Haydn, Mozart und Gluck ab, da ihre Werke nur in formaler, keineswegs aber in orchestraler Hinsicht auf die Musik unserer Tage bestimmend eingewirkt haben.) Fünfzig Jahre liegen bloß zwischen Bach und Beethoven, aber in dieser Zeit ist das Orchester ein ganz anderes Gebilde, eine wirkliche musikalische Potenz geworden. Und Beethoven schaffte darum bereits aus dem orchestralen Geiste heraus. Der Kontrapunkt ist ihm nicht mehr Retter in der Not und technisches Auskunftsmittel, sondern eine der vielen orchestralen Farbenmöglichkeiten. In seinem Orchester erklingen bereits wohlausgeglichene Holz- wie Blechblasinstrumente; das Schlagzeug, das bei Beethoven eine große Rolle spielt, ist bereits zu mannigfacher Vielgestaltigkeit ausgebaut. Und doch genügte dem Meister sein Orchester nicht. Gierig griff er jede Neuerung auf. Mit Interesse verfolgte er die Bestrebungen, aus der Harfe ein Orchesterinstrument zu machen; das Kontrafagott findet sich unmittelbar nach seinem Erscheinen auf dem Markte bereits in Beethovens Partituren oft und zweckmäßig verwertet vor. (Manche instrumentale Verbesserung, die erst die nächsten Jahre bringen sollten, hat zudem der Meister vorausgesehen. Ich verweise diesbezüglich auf seine Anmerkungen betreffs des ersten Seitenthemas im 5. Klavierkonzert.) Also: Beethoven findet ein volles Orchester zu seiner Verfügung und arbeitet in diesem Sinne. Und da er als Erster der Aufgabe, aus diesem vielgestaltigen Apparat vieltönendes Leben zu ziehen, gegenübergestellt war, und hierin nicht nur ein geeignetes Feld für Betätigung seines Genies fand, sondern auch mit dem ersten Wurf die Wesenheit dieses neuen Apparates erfaßte, verdient er das Epitheton des ersten Meisters der Instrumentation. Und schon bei ihm sehen wir die Instrumentation als Kunst der Kontrastwirkung geübt, und die erst viel später von Berlioz theoretisch festgelegten Grundsätze einer zielsicheren Instrumentation sind in ihrer Gesamtheit hier praktisch bewiesen. Losgelöst von harmonischen Floskeln, in bloßer Hinarbeit auf klangliche wie rhythmische Wirkung sind Beethovens Werke die ersten Beispiele moderner Instrumentation. Und Schubert empfand kongenial und schuf ebenso aus dem Vollen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Musik durch Beethoven und Schubert, vielleicht sogar durch den späteren Mozart, eine Ausweichung ins Kraftvolle, Rhythmische und Wuchtige erfuhr, die ihr früher nicht eigen war. Denn diese Kraft liegt ausschließlich

im Rhythmus, während der einzige Krafttitane vorher, J. S. Bach, wie oben ausgeführt, seine Wirkungen durch Polyphonie erzielte. Und schon meldet sich das Gegengewicht gegen diese Form der Komposition: die Romantik. Man hat Weber stets zu den Romantikern gerechnet. Ich glaube, daß das falsch ist. Weber beweist im „Freischütz“ und im „Oberon“ so viel dramatische wie musikalische Kraft, daß ich ihn füglich zum Beethoven-Schubertschen Kreise rechnen will. Die romantischen Momente in seinen Werken erscheinen mir als Konzession an seine Zeit. Man beachte, daß die rein romantischen Werke Webers (Silvana, die 3 Pintos, seine Lieder etc.) weit hinter den von dramatischem Leben erfüllten zurückstehen. Rein orchestral zeigt der „Freischütz“ wie der „Oberon“ — ohne Neues zu bringen — völlig die technische Abhängigkeit von Beethoven. Weber ist also kein Nur-Romantiker, und kommt darum für mich bei einer Betrachtung der Romantiker nur bedingungsweise in Betracht.

Mendelssohn, Schumann, Götz, Gade, Jensen, Brahms — das waren Romantiker. Und der musikalischen Werte, die wir ihnen verdanken, sind nicht wenige. Aber diese Werte liegen durchaus nur auf dem Gebiete des Liedes oder der musica di camera. Orchesterkomponisten sind sie allesamt nicht gewesen. Man beachte die kärglich besetzten Partituren Mendelssohns und Schumanns — durchaus Schulbeispiele für eine saubere, gewissenhafte Arbeit, die doch mit dem Wesentlichsten des Orchesters, der vieltausendfarbigen Klangmöglichkeit, nichts anzufangen weiß. Die süßesten Melodien, die empfindsamsten Gedanken dieser Meister sind in einer oft geradezu erschreckend nüchternen Instrumentation zu Gehör gebracht. Bei Schumann zumal sehen wir in der andauernden Führung der Melodie durch die Geigen den deutlichsten Beweis einer mangelnden orchestralen Vorstellungskraft. Felix Mottl hat dafür einmal das richtige Wort gesagt: „Schön ist's, aber es ist instrumentierte Klaviermusik.“ Und das gilt eigentlich von allen Romantikern. Auch von Brahms, den persönliche wie konventionelle Motive hinderten, der Orchestergestaltung seiner Zeitgenossen Liszt, Wagner und Bruckner näherzutreten, und der darum orchestral nie die Beachtung verdient, die ihm z. B. als Liederkomponisten zukommt. Darum werden, trotz ihres formalen wie musikalischen Wertes, die Brahmsschen Symphonien gar bald nur noch ein Stück Musikgeschichte sein.

Wir sehen: von Schubert zu Liszt fehlt die Brücke. Hier setzt die Lehre von der ewigen Kette bedeutungsvoller Meister der Tonkunst aus. Und darum müssen wir mit doppelter Bewunderung die musikalischen Tatsachen entgegennehmen, die uns Liszt, Berlioz und Bruckner und in der Folge auch Wagner be-

scherten. Allerdings haben auch diese Meister mit einem wieder bedeutend vergrößerten Orchesterapparat rechnen können. Die französische Industrie der Blasinstrumente hatte bedeutsame Neuerscheinungen auf den Markt gebracht: die Baß-Klarinette, die Ophikleiden, die Ventilhörner und die verschiedenen Zugposaunen, Geschult an Beethoven und Schubert faßten die ersten Meister der Moderne das Orchester an, indem sie ihr klangliches Können durch das kontrapunktische Beispiel Bachs vertieften. Man beachte, daß in diese Zeit die erste Systematisierung der Lehre vom musikalischen Chroma fällt. Simon Sechter in Wien hatte damit Beethovensche Gedanken in eine Form gebracht, die alle früheren musikalisch-theoretischen Lehren auf den Kopf stellte. Was früher verpönt war, ward jetzt erlaubt; und im Gegensatze zur früheren Begrenzung des musikalischen Modulationsschemas durch den sogenannten Quintenschlüssel ergaben sich jetzt mit Hilfe des Chromas innere Verwandtschaften zwischen Tonarten, die früher ohne jede Verbindung nebeneinandergestanden waren. Wir sehen also die Meister der ersten musikalischen Moderne mit doppeltem neuen Rüstzeug ausgestattet. Sie hatten jetzt orchestral wie harmonisch Neuland vor sich. (Ich muß übrigens bemerken, daß zu dieser Theorie Wagner zuerst allein und ohne Kenntnis von Sechters Werke kam; ebenso erging es Berlioz und auch Tschaikowsky.) Sechter greift nun in seiner Theorie immer auf den „modernsten Meister“, auf J. S. Bach, zurück. Und die Schüler — in Konsequenz dessen — tun desgleichen; bald finden wir sie da angelangt, wo Bach stand: beim Vorhalt. Und dies ist die große Neuerung an Liszt, Bruckner, Berlioz und besonders an Wagner (in seinem symphonisch-dramatischen Schaffen): daß durch eine verfeinerte Vorhaltstechnik, der eine reichhaltige Orchesterpalette zu gute kommt, völlig neue musikalische Werte geschaffen wurden. Das Vorspiel zum „Tristan“, das so vielen Theoretikern der alten Schule ein Buch mit sieben Siegeln sein mußte, erscheint uns nun plötzlich, auch rein theoretisch genommen, als Gebilde von seltener Klarheit. Die nächste Folge war die Herbeiziehung übermäßiger wie verminderter Intervalle — all die Details, die am Klavier oder der Orgel verschwimmen mußten, konnten hier, unterstrichen durch eine raffinierte Orchestration, zu Hauptsachen werden.

Wir sehen also, daß die moderne Orchestertechnik nicht minder harmonischen denn klanglichen Ursprung hat. Und die Meister der Neuzeit beweisen dies. Zwar, sie sind allesamt wenigstens von Haus aus Epigonen gewesen. Man darf sich also auch über einen Zusammenhang ihrer Kunst mit der ihrer Vorfahren nicht wundern. Aber so und soviele von ihnen haben sich



doch freigemacht vom Epigonentum. So vor allem Richard Strauß und Claude Debussy.

Richard Strauß ist der Meister der psychischen Wirkungen. Was Wagner in idealisiertem Lichte gezeigt hat, bringt er unverhüllt. Seine Musik ist modernste Moderne: die Erotik und die verfeinerteste Psychologie müssen darum hier in erster Linie bestimmend sein. Und hier hat sich Strauß zum ersten Male als selbständige Urkraft erwiesen. Die „Feuersnot“ und „Tod und Verklärung“ hatten ihn uns noch als allerdings genialen Epigonen gezeigt. Aber dann kam die „Salome“. Dies Werk kann man inhaltlich mehr oder minder hoch einschätzen, und eine Meinungsverschiedenheit darüber ist begreiflich. Aber rein orchestral betrachtet stellt die „Salome“ die erste positive Neuerung, den ersten tatsächlichen Fortschritt seit Bruckner—Liszt—Wagner dar. Wir sehen hier das Orchester vor eine völlig neue Aufgabe gestellt. Es ist dies die musikalische Interpretation jener menschlichen Gefühlsphase, die dem gesamten Kunstleben der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts ihr charakteristisches Gepräge gab; ich meine die Hypersexualität. Die „Salome“, die uns, ohne in Details zu verfallen, mit großen Zügen zum ersten Male musikalisch das Bild einer gesteigerten geistigen wie körperlichen Sexualempfindsamkeit gibt, ist damit der Anfang und zugleich der Höhepunkt der Kunst des Dekadenten gewesen, die unser Musikleben der letzten zehn Jahre so beeinflußt hatte. Kein Zweifel, diese Art der Musik hat wie keine zuvor aufpeitschende Wirkungen. Und dieselben werden kaum durch die Harmonik, sondern ausschließlich durch eine völlige Neugestaltung des reinen Orchesterklanges erzielt. Das von Berlioz zuerst angeregte, dann aber wieder teilweise vergessene System der Verdoppelungen auch bei schwach instrumentierten Stellen feiert hier seine Wiederauferstehung. Dadurch werden Klänge von ungewöhnlicher Herbheit produziert. Dazu kommt eine neue Ausnutzung der Klangmöglichkeiten in den Streichinstrumenten, die so oft und konsequent angewandt ist, daß ich sie nicht mehr als bloßen Effekt, sondern als wohlüberlegtes, zur Exposition der Ausarbeitung gehöriges Moment ansprechen muß. Es ist dies das Glissando oder die schnell aufgleitenden und nach dem Höhepunkte wieder in sich zusammensinkenden Lauffiguren in den Streichern. Dies System ist das erste Charakteristikum der musikalischen Hypermoderne, die aus der „Salome“ entstand. Wir finden es wieder in der „Elektra“, in „Ariane et Barbebleu“ von Ducas, in den Impressionismen der Jung-Wiener und der russischen Schule. Es ist allerdings von so zwingender Schärfe, daß man sich nur darüber wundern kann, daß es nicht früher schon angewandt worden

ist. Allerdings hat aber der Kunst von vorgestern noch die Erfüllung des Sexuellen ferngelegen. Und man muß es freudig begrüßen, daß die Kunst von heute auch schon wieder darüber hinaus ist und sich weniger pathologischen Vorwürfen zuwandte. Und daß dies wurde, ist wieder zum größten Teile Richard Strauß selbst zu danken, der sich mit seinem „Rosenkavalier" von dem System abwandte, das er selbst geschaffen, und dessen „Ariadne" wohl die idealste Verwertung der Musik des Geistigen ist. Ich meinesteils kann die moderne Kunstbewegung, die wir in den letzten zehn Jahren erlebten, wenigstens nur so verstehen, als ob, nach einem tiefschürfenden, wohl durch Nietzsche inspirierten, selbstquälerischen Graben und Wühlen im Allzumenschlichen, jetzt wieder ein Aufwärtsstreben, ein Haltsuchen in der Kunst sich zeigt, das reinigend und veredelnd wirkt. Wohl möglich, daß dieser Umschwung der inneren Kunstwesenheitsbegriffe, der sich gleichermaßen auch in der bildenden Kunst und Literatur zeigt, ein Gegengewicht bildet gegen die ungewöhnliche Schroffheit des realen Lebens von heute.

Rein orchestral genommen, sehen wir also ein Zurückgehen auf die Ausdrucksmittel und -möglichkeiten eines Bruckner. Sein Orchester kennt kein Wühlen in psychopathischen Möglichkeiten; ihm ist Musik reinste Kunst um ihrer selbst willen, verdeutlicht durch ihr blendendstes Ausdrucksmittel: das Orchester. Und was Bruckner noch nicht hatte, die nervöse Sensibilität der Moderne nämlich, brachte sein Schüler und Epigone Gustav Mahler mit. Auf Brucknerschen Möglichkeiten fußend, hat er uns als eigenes Gut eine mimosenhafte Feinfühligkeit mit in sein Werk gegeben. Dadurch sind seine Werke auch sofort dem Publikum des 20. Jahrhunderts nahegekommen. Mahler ist durchaus modern ohne Raffinement. Und er scheint mir darum künstlerischer zu sein als Strauß; denn seine Kunst ist offensichtlich von edlerem Holz. Im übrigen ist Mahler trotz seiner unstreitig hohen Bedeutung stets ein Epigone gewesen. Wir sehen, wie er in diesem Bewußtsein unablässig nach neuen Wegen und Möglichkeiten forschte. Er schuf sich das Orchester der Tausend, schuf sich Kolossalformen. Und wenn die moderne Musik auch diesem unablässigen Mühen viel Positives verdankt, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Mahler sich als Komponist nie über ein — wenn auch noch so hoch entwickeltes — Epigonentum erheben konnte. Und darin liegt wohl eine unerhörte Tragik. Mahlers Individualität war so eigen und so reich. Sein höchster Wunsch aber, der nach ureigenstem Schaffen, blieb ihm unerfüllt.

Das aber schmälert Mahlers Bedeutung nicht. Und daß ihm so viele unserer komponierenden Zeitgenossen folgen, beweist,

daß er trotz allem ein Suggestivtalent war. Die orchestrale Musik unserer Tage ist schlechterdings undenkbar ohne Mahler: Ertel, Böhe, Bleyle, Schillings e tutti quanti zeigen Mahlers Einfluß. Bei manchen von ihnen ist allerdings Mahlers Bild etwas in den Hintergrund gedrückt durch das Vortreten eines anderen Kopfes: Debussy. Ich erachte, daß Debussy der größte Musiker unserer Zeit ist. Denn er ist frei von allem Epigonentum. Er ist, seit er sich selbst fand, durchaus und immer er selbst geblieben, und sein musikalisches Profil hat sich nicht im geringsten verändert. Und Debussys Eigenart zeigt sich auch wieder am deutlichsten im Orchestralen.

Sein Orchester aber klingt, wie keines zuvor. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen geht Debussy durchaus nicht auf Massenwirkungen aus. Seine Partituren sind Filigranarbeit: zart, durchlässig und niemals überladen. Er verschmäht jeglichen Effekt; Kraftausbrüche sind ihm fremd. In einem Punkte zeigt er uns eine Ähnlichkeit mit der Bachschen Orchesterkunst: auch er instrumentiert nicht aus dem Geist des Orchesters heraus, sondern die harmonische Führung leitet seine Instrumentation. (Eine Eigentümlichkeit, die Hans Pfitzner mit Debussy gemeinsam hat.) Nun aber ist Debussy bekanntlich ein Verfechter der Ganztonskala. Daher bekommt sein Orchester von Grund auf wieder neue harmonische Möglichkeiten und klingt daher völlig neu. Wir erleben also hier wieder das paradoxe Schauspiel, das uns dereinst Bach geboten hatte: daß die Instrumentationspalette durch äußere, harmonische Einflüsse neue Farben erhält. Debussy arbeitet beispiellos langsam, mit der zähen Beharrlichkeit eines theoretischen Gelehrten. Und da ihm die Ganztonskala täglich Neues sagt (wie seine kürzlich erschienenen Klavierstücke beweisen), können wir von ihm wohl noch manche Bereicherung des Orchesterklanges erhoffen. Auch er hat freilich schon viele Nachahmer gefunden, die aber positive Werte noch nicht produziert haben.

Wenn sich — wie ich früher erwähnte — in der modernen Musik eine Rückkehr zum Gesund-Nur-Musikalischen geltend macht, so danken wir dies aber auch drei Meistern, die weitentfernt von allen obgenannten Schulen und Systemen, gesund und ursprünglich musiziert haben: Tschaikowsky, Smetana und Dvořak. Ihnen ist die typisch-slavische Unbekümmertheit des echten Musikantentums eigen. Und ihr Orchester klingt vielleicht nicht sehr geistreich, aber stets ursprünglich und warm. Man beachte z. B. das Violinkonzert Tschaikowskys. Wo in der ganzen Literatur findet sich noch ein derartiges Überströmen von gesund-männlicher Wärme, wie hier in dem ersten Eintritt des gesamten

Streichkörpers? Nicht viele musikalische Partien klingen ferner so überzeugend ausdrucksvoll wie der Anfang von Smetanas „Moldau“ oder das Andante in Dvořaks vierter Symphonie. Dabei hier wie dort niemals ein besonders edles Thema. Nur der orchestrale Klang erzielt hier die Wirkung. Das thematische Moment ist bei allen dreien oft recht banal, die harmonische Durcharbeitung oft mehr gefunden, als innerlich empfunden. (Tschaikowsky mit Bruckner, dem unbewußten Philosophen vergleichen zu wollen, erscheint mir darum als Unding.) Also ist wohl die prächtige Wärme des orchestralen Klanges, die allen drei Meistern eigen ist, der Grund für die Popularität ihrer Werke. Tschaikowsky zumal ist wohl der populärste moderne Symphoniker.

Noch muß ich zweier Komponisten gedenken, deren Arbeiten dem Orchesterklang neue Seiten abgewannen: Grieg und Puccini. Beide verkörpern im Grunde das gleiche System, beide verbergen ihr mangelndes Erfindungsvermögen unter dem gleichen Prinzip der Verwertung von theoretischen Paradoxen. Puccini hat sich seine eigene Note geschaffen durch die andauernde Verwendung von offenen Quinten, und Grieg hat durch die übermäßigen Intervalle seinem Melos eine persönliche Linie gegeben. Orchestrale Bedeutung kommt beiden nicht zu. Grieg hat sich denn auch schon völlig überlebt. Puccinis eigentliche Stärke liegt wohl eher in seinem Temperament, dem die Musik viel Schönes und melodisch Erlebtes verdankt, das dann auch geist- und geschmackvoll instrumentiert ist. Sonst ist seine Orchestration meist roh und kraß, mit doppeltem Farbstift unterstrichen. Das ist überhaupt ein besonderes Kennzeichen der realistischen Musik. Von der „Cavalleria“ bis „Tiefland“ und dem „Oberst Chabert“ sehen wir darin allenthalben das Orchester nur als Vermittler eines brutalen Kraftmeiertums. Die Gattung verträgt aber auch nichts anderes.

Aber der wirkliche Wert der Musik liegt nicht in ihrer Kraft, schon gar nicht in ihrer Brutalität. Und so können wir getrost über die realistische Oper zur Tagesordnung übergehen. Sie war Musik von gestern. Die Musik von heute ist zu musikalischeren Aufgaben zurückgekehrt. Und solange man musizieren wird, wird das Orchester der Gradmesser für die musikalische Kultur sein. Die heutige Orchestermusik ist meist Epigonentum. Aber da sie aufwärts strebt „zu lichten Höhen“, dürfen wir uns freuen, sie zu besitzen. Und die Nachwelt wird gerne konstatieren, daß unsere Musik bei weitem nicht die schlimmste war.

Dr. Alfred Gildemeister: Die wirtschaftspolitische Stellung der Hansestädte.

Wurde hier im Juli-Heft unter dem Titel: Die Hansestädte und die deutsche Nation hervorgehoben, wie sehr es notwendig sei, daß die Hansestädte sich als Organe der deutschen Wirtschaft, nicht als Sonderexistenzen fühlten, so ergibt sich aus diesem Grundgedanken die Gegenfolgerung, daß die Sache der Hansestädte auch die der Nation ist. Dieses Verhältnis einer gegenseitigen Bedingtheit der Interessen aber besteht, besonders soweit die beiden ozeanischen Hafenstädte Hamburg und Bremen in Frage kommen, in einem viel stärkeren Maße, als bei den sonstigen Bundesstaaten dem Reich gegenüber, und zwar deshalb, weil die wirtschaftspolitische Lage Deutschlands geradezu dazu zwingt, für das Reich diese beiden Seeplätze zu fördern.

Unsere Wirtschaftsauffassung leidet noch vielfach unter einer Verengung des politischen Gesichtswinkels, dem verhängnisvollen Trugschluß, daß das nationale Wirtschaftsleben nicht der Inbegriff, sondern nur die Summe atomisierter wirtschaftlicher Einzelexistenzen sei, daß es einer ordnenden organisatorischen Hand spotte, wie das aufkommende, noch nicht staatlich orientierte englische Bürgertum der Manchester-Epoche meinte.

Die hier früher hervorgehobene Tatsache, daß Hamburg und Bremen in der eigentümlichen Lage seien, gar nicht die natürlichen Aus- und Einfuhrplätze des Schiffsverkehrs mit dem immer mehr nach Rheinland und Westfalen sich verlegenden wirtschaftlichen Zentrum Deutschlands zu sein, wird dadurch noch verschärft, daß dieses Zentrum durch die beste Wasserstraße des Kontinents, den Rhein, mit den belgischen und holländischen Häfen in kürzester Verbindung steht. Der Binnenschiffahrtsverkehr der Weser bei Bremen registrierte 1910 618 911 Tonnen beförderte Güter, die mächtigere Elbe bei Hamburg das Zwanzigfache mit 12 615 078 Tonnen, aber Vater Rhein ließ diesen Riesenverkehr mit 20 568 851 Tonnen bei Duisburg-Ruhrort, dem Dreißigfachen des Oberweserverkehrs, weit hinter sich.

Dementsprechend wuchs unser Spezialhandel mit den Niederlanden von 31 206 706 Tonnen im Jahre 1911 auf 34 621 689 Tonnen 1912, die Zunahme betrug also 10,9 %. Der Semesterabschluß des Seeverkehrs von Januar bis Juni 1913 wies gegenüber dem Vorjahr bei Rotterdam und Amsterdam eine Steigerung von mehr als 10 %, bei Hamburg und Bremen von ca. 6 % auf.

Der Versuch Emdens, von dem Verkehr des Rheins einen Teil auf sich zu lenken, ist vorläufig wenig erfolgreich gewesen, das Semester schloß mit einem Verlust Emdens von 87 600 Netto-Registertons gegenüber dem Vorjahre.

Somit stehen wir vor dem Schauspiel, daß die geographische und wasserwirtschaftliche Lage der holländischen und belgischen Häfen mit Naturgewalt dahin führt, daß ihnen der Löwenanteil an dem steigenden Handelsverkehr Deutschlands zufällt. In der gleichen Richtung wirken die Verbesserungen der Wasserverbindungen mit dem Rhein, an denen in Westfalen und neuerdings auch in Süddeutschland gearbeitet wird, in erster Linie aber, daß der bei Hannover endende Stumpf des Mittellandkanals als Zubringerstraße für den Rhein ausgebaut wird und damit den Zweck einer Querverbindung der deutschen Ströme zur Stärkung des deutschen Binnenschiffs- und Seehafenverkehrs geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Die parteipolitische Weisheit, die den Mittellandkanal derartig verstümmelt hat, subventioniert also die holländischen Seeplätze auf Kosten der deutschen. Dies Unheil soll nun durch eine deutsche Rheinmündung für 300 Millionen Mark geheilt werden, ein Kanal, der auch mit der Elbe gemessen keine kürzere Verbindung als nach Rotterdam schafft, und von dem versprochen wird, daß er mit der abgabenfreien großen Straße des Rheins erfolgreich konkurrieren würde.

Die Förderung der holländischen und belgischen Häfen erfolgt in jenen Nachbarstaaten selbstverständlich aus Staatsmitteln, wie insbesondere die Schelderegulierung für Antwerpen, während die deutschen Seehäfen Hamburg und Bremen allein auf ihre kommunalen Mittel angewiesen sind. Aber nicht nur, daß insbesondere Bremen die Kosten für die Unterweserkorrektion ohne irgendwelche nennenswerte Beteiligung der Uferstaaten selbst aufwenden muß, auch die gütige Erlaubnis, die Fahrrinne der Weser zu vertiefen, also einen allgemeinen Vorteil zu schaffen, muß es teuer bezahlen.

Diese Staatsverträge umweht der Geist des seligen deutschen Bundes, was dabei von Bremen herausgehandelt wird, bedeutet einen ebenso großen nationalen Nachteil für das Reich, weil die Konkurrenzfähigkeit des Bremer Platzes gegenüber den ausländischen Häfen geschwächt wird.

Das Deutsche Reich tut also nicht nur **nichts** für die beiden großen Reichshandelshäfen, sondern sieht geruhsam zu, wie des Reiches großes Beste kleindeutscher Sonderpolitik aufgeopfert wird.

Durch die bedeutende Arbeit Friedrich Rauers über die Geschichte des Bremer Binnenhandels sind uns die Schwierigkeiten des Bremer Handels, die Sorgen, die seine schlechten Binnen-

landsverbindungen schon unseren Altvordern bereitet haben, gerade jetzt vor Augen gerückt worden.

Es kann keine Frage darüber bestehen, daß die Schwierigkeiten, die Bremen in der Vergangenheit zu überwinden gewußt hat, doch ungleich größere gewesen sind, als die sich heute vor uns auftürmen, und daß heute der Appell an den „Nationalgeist" im Friedrich Listschen Sinne nötigenfalls nicht versagen kann. Vielleicht haben die Hansestädte nicht immer genug getan, um das allgemeine Interesse für sich wachzurufen, die in Deutschland verbreitete Ansicht zu zerstören, als seien die „schwerreichen Hansestädte" so sicher und behaglich gebettet, daß man ihnen am besten durch „Zurückführung ihrer Bevorzugung auf das erträgliche Maß" beizukommen, anstatt sie zu fördern versuchen müßte.

Wenn Rauers in überzeugender Weise dargetan hat, daß die Zukunft Bremens von seinen Verbindungen mit dem Hinterland abhängt und gegenüber der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft den langen Weg durchs Land zu bahnen, sie davon abhängen läßt, „wie hoch Deutschland Bremen einschätzt", so ist es in der Tat die Frage, welche Einschätzung Bremen vom Reich beanspruchen darf.

Hamburg ist in unvergleichlich viel besserer und weniger problematischer Lage, die Elbe sichert ihm die Wasserverbindung bis nach Österreich und die Verbindung mit dem preußischen Wasserstraßennetz des Ostens, ihm brachte der Nord-Ostsee-Kanal auch die direkte Verbindung mit der Ostsee.

Wie kann nun das zwischen dem Rhein und der Elbe gelegene Bremen eine besondere Berücksichtigung rechtfertigen?

Die Weser ist nicht nur das Stiefkind der Schillerschen Muse gewesen, keiner der deutschen Ströme hat eine geringere Pflege erfahren als sie, die Weser hat allein kein anschließendes Kanalsystem. Dabei ist aber die Weser *die* Wasserader, welche die deutsche Nordsee nach Süddeutschland ausstreckt, ihren Oberlauf über die Werra an den Main anzuschließen, erscheint in vieler Beziehung als eine *nationale Pflicht*.

Wird der süddeutsche Binnenhandel immer mehr vom Rhein angesogen, führen wir auch diesen den holländisch-belgischen Häfen zu, die von der süßen Gewohnheit nicht lassen werden, sich von England und Frankreich gegen Deutschland politisch — militärisch wie wirtschaftlich — ausspielen zu lassen, so gefährden wir unser nationales Wirtschaftssystem. In Bayern ist jetzt der hoch zu begrüßende Versuch unternommen worden, durch den — nomen est omen — Bayrischen Lloyd die Donau als Wasserverbindung mehr als bisher auszunutzen, eine nicht in die Hand der seebeherschenden Mächte gegebene Wasserstraßenverbindung bis zum Schwarzen Meer zu schaffen, die im Schutze

verbündeter Mächte als Getreidezufuhrstraße im Kriegsfall von größter Bedeutung werden kann.

Es würde von höchstem Wert sein, Süddeutschland auch nach Norden eine militärisch und wirtschaftspolitisch gesicherte, unabhängige Wasserstraßenverbindung zu geben. Die deutsche Rheinmündung via Emden würde, abgesehen von der Zweifelhaftigkeit ihrer wirtschaftlichen Rentabilität, hart an der Nordwestgrenze Deutschlands liegen, ein verlockendes Angriffsobjekt für die von Lord Roberts ersehnte englische Invasionsarmee sein, die von der idealen Forderung beseelt wäre, „das Gleichgewicht in Europa wieder herzustellen". Ein Main-Weser-Kanal läge im Schutz deutscher Waffen. Mehr noch, er vermöchte nicht nur eine Wasserverbindung Süddeutschlands, sondern auch der thüringischen Staaten mit der Nordsee zu bilden, das geographische Zentrum Deutschlands zu erfassen. Dadurch würde auch Hessen-Nassau und das südliche Hannover wasserwirtschaftlich erschlossen und einem einseitigen Abströmen der schwimmenden Güterbewegung nach dem Westen ein Gegengewicht gegeben.

Heute weiß Holland, daß Deutschlands Mittellandverkehr ihm naturgemäß doch zufließen muß und macht sich über die deutschen Projekte der Rheinmündung keine Sorge, glaubt deshalb auch einer Abänderung der Rheinschiffahrtsakte sich absolut ablehnend gegenüber verhalten zu können. Ob nicht auch nach dieser Richtung ein Ausbau der Weser-Mainverbindung wirksam sein würde?

Eine seltsame Verquickung von Umständen hat dazu geführt, daß jetzt die hanseatischen Schiffahrtslinien der Hapag und des Lloyd den Emdener Verkehr besorgen werden, sollte damit nicht für Preußen Grund genug gegeben sein, seine Fürsorge an der Nordsee nicht nur Emden zuzuwenden und auch die Weser zu bedenken, deren Ausbau nicht nur eine Ableitung eines bestehenden Verkehrs, sondern einen neuen wasserwirtschaftlichen Verkehr schaffen würde? Daß der Hauptmündungshafen dann Bremen sein würde, kann doch auch in seinen Augen kein allzusehr störender Schönheitsfehler sein. Ein direkter Eingriff von seiten des Reichs im Interesse der Hansestädte ist bei seiner förderativen Grundlage kaum zu erwarten. Wohl könnte es bei dem Ausbau der direkten Reichssteuern, der begonnen hat, die Steuerkraft der Hansestädte schonen, weil diese wirksamer für die Spezialzwecke des Reichshandels durch den Ausbau ihrer Häfen verwandt würden, eine direkte Tätigkeit auf bundesstaatlichem Gebiet aber wäre ein Novum in der Staatspolitik des neuen Deutschen Reiches, der es dazu auch an den entsprechenden Organen fehlen würde.

Dem Gedanken der Reichseinheit würde besser und mehr im Einklang mit seiner geschichtlichen Entwicklung gedient, wenn die Bundesstaaten die selbstverständliche Pflicht mehr als bisher erkennten und übten, ihre Ehre in gegenseitiger Förderung als in sogenannten Errungenschaften auf Kosten des Nachbarbundesstaates zu suchen. Nicht mit Unrecht wird heute über die mangelnden Ergebnisse der äußeren Reichspolitik geklagt, innerpolitische Erfolge sind dafür ein ungenügendes und nicht unschädliches Surrogat.

Die preußische Eisenbahnpolitik ist ein Kapitel, das unter die machtvolle Überschrift der Reichsverfassung, die Eisenbahnen sind als einheitliches Verkehrsnetz zu verwalten, nicht immer ganz gepaßt hat. Auch die Gegenwart ist nicht frei von solchen „Verfassungsirrungen". Hamburg bemüht sich mit dem Hinweis darauf, daß der westeuropäische Handel Schwedens das Siebenfache, der Dänemarks das Achtfache des ost- und südeuropäischen Verkehrs ausmache, um die Route Kopenhagen—Hamburg—Fehmarn und beweist, daß der Weg nach Köln von Kopenhagen um 258, der nach Frankfurt um 124 Kilometer verkürzt würde.

Tut nichts, der preußische Eisenbahnminister erklärt: Solange ich Minister bin, wird diese Route nicht kommen.

Vielleicht würde das mit der Überwachung der Reichs-Eisenbahnverfassung betraute Reichseisenbahnamt Veranlassung haben, darauf hinzuweisen, daß die Veranstaltung von Korsofahrten über Berlin keine Maßnahme „der Verwaltung im Sinne eines einheitlichen Verkehrsnetzes" ist. Es ist ja sehr wohl zu verstehen, daß Preußen es auf das unangenehmste empfindet, keinen überseeischen Handelsplatz sein eigen zu nennen; das kann aber keinen vernünftigen Grund abgeben, die deutschen Seeplätze, die Deutschland unter hanseatischer Flagge besitzt, nicht mit allen verfügbaren Mitteln zu fördern.

Das ist das nobile officium des führenden deutschen Bundesstaates, durch das es seinen Wahlspruch: Preußen in Deutschland voran, zur Wahrheit machen kann und durch das es seine wirtschaftlichen Interessen letzten Endes am wirksamsten fördern und gleichzeitig den Ruhmestitel verdienen würde: alle Zeit Mehrer des Reichs zu sein.

Auch das Schicksal der Main-Weserverbindung und der Ausbau der Weser und ihr ostwärts gerichteter Anschluß an das preußische Kanalsystem, an dem insbesondere auch Braunschweig und Magdeburg interessiert sind, liegt bei Preußen. Große Aufgaben liegen hier, durch deren Lösung der Beweis zu führen ist, daß das in der Zeit der Zersetzung des alten Reiches Unerfüllte im neuen Deutschen Reich zur Verwirklichung gelangen konnte.

H. Prehn-v. Dewitz: Wirtschaftsstudien.

Beiträge zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage unserer Zeit.

(Schluß.)

Wir haben gesehen, wie der moderne Kapitalismus sich überall breitmacht, wie er die Großunternehmungen in Industrie und Handel zum Zusammenschluß, zu immer kapitalkräftigeren Gebilden zwingt. Doch nicht allein in den Großhandel, in die Titanengebilde der Industrie und Technik unserer Tage gräbt er seine Spuren, längst hat er noch ein anderes Feld der Betätigung, der Befruchtung gefunden. Wie er den Großverkauf in seine Schranken gedämmt, so hat er jetzt auch den Kleinverkauf in seine goldenen Netze einzufangen gewußt. Im Warenhaus hat er die modernste, vom Kapitalismus am stärksten bedingte, Form des Detailhandels geschaffen.

Kaum 50 Jahre mögen es her sein, seit er seinen Einzug auch in dieses Gebiet begann. Bis dahin herrschten noch auf diesem Boden die alten, starren, traditionell mittelalterlichen Formen. Im Gemischtwarenladen bot der Detaillist, der Krämer seine Waren feil. Der Absatz glich beinahe einer konstanten Größe, der Kundenkreis war noch recht eng umgrenzt, nur höchst selten mochte der Krämer einen Versuch machen, ihn zu erweitern. Das, was man heutzutage als kaufmännische Spekulation bezeichnet und was für jedes moderne Geschäft unentbehrlich ist, fehlte vollkommen. Der Krämer war eben kein Kaufmann. Alle diese Zustände hat der moderne Kapitalismus heute von Grund aus umgestürzt und verändert. Die großkapitalistische Produktion zwang naturgemäß den Kleinhandel, ihr zu folgen. Mit ihrem stetig wachsenden Angebot an Waren, das stets der Nachfrage vorauseilt, mit ihrer durch die Errungenschaften der modernen Technik ins Grenzenlose gesteigerten Produktivität verursachte sie zunächst eine Verschlechterung der Marktverhältnisse für den Produzenten selbst, dann aber auch für den Händler — den sie vor die Alternative stellte, entweder seine Waren bis zur Unverkäuflichkeit aufzuspeichern, oder sie in möglichst schnellem Umsatz zu veräußern. Und je mehr die großkapitalistische Produktion heranwuchs, je eiliger das Tempo ihrer eigenen Gütererzeugung wurde, desto mehr forcierte sie auch bald direkt, bald indirekt den Takt des kleinhändlerischen Warenumsatzes. Hitziger wurde der bis dahin in Grenzen gebannte Konkurrenzkampf, je größer die Zahl der um die Kundschaft Kämpfenden ist, desto erbitterter ist er. Der Detailhändler sah sich einer ganz neuen Konstellation

gegenüber. Selbst der Absatz der Waren an den letzten Konsumenten ward zum Problem. „Aus der traditionell-handwerksmäßig geübten Tätigkeit“, sagt Sombart, „ward unter dem Zwang der Verhältnisse ein zielbewußtes, vernunftsgemäßes Handeln, dessen Aufgabe darin besteht, die Frage zu lösen, wie trotz Verschlechterung und Steigerung der Absatzverhältnisse dennoch nicht nur die Nahrung zu sichern, sondern auch noch steigende Gewinne zu erzielen seien.“ Die Folge dieser Revolutionierung war die Entstehung ganz neuartiger Formen des Detailverkaufs. Als erste Erscheinung der neuen Ära machten sich die sogenannten Zwergläden bemerkbar. In jedem Mietshause, das sich nur irgendwie zum Umbau eignete, in jedem Neubau wuchsen sie gleichsam aus der Erde. Auch sie sind eine Wirkung des modernen Kapitalismus, der vielen, die sonst nicht vorwärts zu kommen vermögen, die trügerische Aussicht zu bieten scheint, mit diesem Mittel ihre Lage zu verbessern. In der Regel sind es die Ehefrau und die halberwachsenen Kinder irgend eines kleinen Beamten, Handlungsgehilfen, ja sogar Arbeiters, die ein solches Zwergladengeschäft betreiben, um so wenigstens einen Zuschuß zum Verdienst ihres Gatten und Vaters zu erzielen. Halbbewußt nur liegt in ihrem Streben der Wunsch, an dem Massenumsatz, wie ihn die moderne Industrie geschaffen hat, in aktiver, gewinnversprechender Arbeit teilzunehmen. Eine zweite Form des kapitalbeeinflußten Detailhandels, und zwar eine Art der Abwehr gegen die Übergriffe der nicht nur kapitalistisch herangezüchteten, sondern auch kapitalistisch organisierten Industrie, bilden die Konsumvereine, wie sie vornehmlich Arbeiter und Beamte gegründet haben und unterhalten. Ihr Zweck ist die Ausschaltung aller bisherigen kaufmännischen Zwischenglieder, dadurch, daß die Konsumenten, die sich in ihnen organisieren, selbst Verkaufsläden betreiben, in denen sie Waren so billig wie möglich direkt vom Produzenten beziehen und unter sich verkaufen. „Es gibt Orte,“ sagt Göhre,*) „wo diese Konsumvereine eine geradezu dominierende Stellung haben und bisher selbst die Blüte von Warenhäusern unmöglich machten.“ In Leipzig und seinen Vororten soll so z. B. bereits mindestens jeder vierte Mensch in dortigen Konsumvereinen organisiert sein. Neben dem Zwergladen und dem Konsumverein finden wir als dritten, und heute mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden Träger des kapitalistisch bestimmten Detailhandels, das Abzahlungsgeschäft. Acht Zehntel der Gesamtbevölkerung der Reichshauptstadt, sagt man, deckt ihren

*) Paul Göhre: Das Warenhaus.

Bedarf durch solche Geschäfte. Daß sie billig arbeiten und liefern, ist schon durch die Größe ihres Risikos ausgeschlossen; aber sie kommen einem starken Bedürfnis sichtlich entgegen. Eine weitere Neubildung des Detailhandels unserer Tage bildet das Spezialgeschäft, das stetig und sicher an Bedeutung gewinnt. Es sucht dadurch, daß es einen bestimmten Artikel in möglichster Vollzähligkeit, von der einfachsten Ausführung bis zum Prachtstück, führt, die Konkurrenz moderner Gemischtwarenhandlungen zu schlagen. Seine Ergänzung findet er schließlich in den großen Filialgeschäften, deren kapitalistischer Zug unverkennbar ist. Sie stellen eine Sammlung von Läden, in der Regel von Spezialgeschäften, dar, die von ein und demselben Unternehmer in mehreren oder allen Stadtteilen betrieben werden, um nach Möglichkeit den Hauptkonsum einer Stadt in einem bestimmten Artikel zu befriedigen. Die letzte der modernen Detailhandelsformen ist dann endlich das Warenhaus. In ihm verkörpert sich der Kapitalismus am augenscheinlichsten. Ökonomisch kann man es ansprechen als eine Sammlung von Sortiment- oder Spezialgeschäften aller Branchen unter einem Dache und in einer Hand.

Die Entwicklung der Warenhäuser ist interessant. Im Grunde genommen sind sie keine deutsche Blüte, vieles in ihrem Wesen ist von den schon in den vierziger Jahren in Paris aufgekommenen Großbasaren übernommen, und dennoch haben sie sich aus den kleinsten Anfängen, aus winzigen Detailgeschäften, unter kluger Ausnutzung wirtschaftlicher Konstellationen, entwickelt. Heute zählt Paris etwa ein Dutzend bedeutenderer Grands Magasins, und zwar Bon Marché mit einem Umsatz von ca. 170 Mill. Frs. und einem Kapital von 20 Mill. Frs., den Louvre mit ca. 150 Mill. Frs., den Printemps mit ca. 40 Mill. Frs., die Galeries Lafayette mit ebensoviel, die Pygmalion und Samaritaine mit 20 bis 30 Mill. Frs. Umsatz. Im ganzen mögen die Pariser Warenhäuser ca. 500 Mill. Frs. umsetzen oder etwa 16—17 % des 3 Milliarden betragenden Gesamtumsatzes der Seinestadt, gegen vielleicht 250—300 Mill. Mk. des Gesamtumsatzes der eigentlichen Warenhäuser in Deutschland, der etwa dem Umsatz der Konsumvereine oder landwirtschaftlichen Genossenschaften gleichkommt. Die Entwicklung der amerikanischen Warenhäuser ist ins Riesenhafte gegangen, ihr Reklameetat beläuft sich allein auf jährlich 15 Mill. Mk., von denen die größten wie John Wanamaker, Simpson Crawford Co., Siegel Cooper Co., Bloomingdale usw. ca. 1½—2 Millionen jährlich für ihren eigenen Reklamebedarf ausgeben. Jede größere Stadt in Amerika hat jetzt schon ihre Warenhäuser.

In Deutschland sind die Warenhäuser aus ganz kleinen Anfängen entstanden. Oskar Tietz erzählt darüber folgendes: Ihm kam es seineszeit vor allen Dingen darauf an, die vermittelnde Person zwischen Produzent und Konsument zu werden. Im Warenhandel, insbesondere in der Textilindustrie, stand der Fabrikant dem Grossisten und der Zwischenhändler wieder dem Detaillisten gegenüber. Diese Rangabstufung wurde in den meisten Branchen streng respektiert, und früher würde es kein Fabrikant gewagt haben, unter Umgehung des Grossisten mit dem Detaillisten in direkte Verbindung zu treten. Als Oskar Tietz im Jahre 1882 mit seinem Onkel in Gera ein kleines Geschäft der Posamenten-, Weiß- und Wollwarenbranche gründete, suchte er seinem oben angeführten Grundsatze treu, direkt mit den Fabrikanten in Verbindung zu treten. Bei dem kleinen Umsatz, den das neue Geschäft anfangs erzielte, war das ja nicht immer leicht, aber endlich gelang es doch, und als die Firma erstmal eine zweite Verkäuferin anstellen konnte, hatte sie schon mit den meisten Fabrikanten direkte Abschlüsse gemacht. Jetzt galt es den Umsatz zu forcieren, um immer günstigere Einkaufsbedingungen vom Fabrikanten zu erhalten. Die Firma tat es, indem sie mit einem ganz geringen Nutzenaufschlag, ohne Rücksicht auf die sonst üblichen Kalkulationen, ihre Ware absetzte. Eine Ware z. B., die beim direkten Bezug vom Fabrikanten 1 Mk. kostete, für die der Grossist aber 1,40 Mk. und der Detailhändler 2,10—2,50 Mk. forderte, verkaufte die Firma Hermann Tietz, indem sie sich mit dem Nutzen von 20—25 Pfg. begnügte, zu dem außergewöhnlich niedrigen Preise von 1,25 Mk. an das Publikum. Bei diesem ganz minimalen Aufschlag war es selbstverständlich, daß die Preise fest waren, und daß das sonst in Detailgeschäften übliche Handeln von vornherein ausgeschlossen war. Seitens des kleinen Publikums fand das Geschäft natürlich großen Zuspruch, und der Absatz vergrößerte sich zusehends. Außer den bisherigen Waren mußten nach und nach auch verwandte Artikel aufgenommen werden, da das Publikum sie verlangte. So geschah die Umwandlung in ein Warenhaus ganz allmählich. Auch der Entwicklungsgang der Firma A. Wertheim ist ein ähnlicher gewesen, wie der der Firma Tietz. Auch sie hat ganz klein als Spezialgeschäft der Wollwarenbranche in Stralsund angefangen, hat dann eine Filiale in Rostock etabliert und ist schließlich nach Berlin übergesiedelt, wo sie zunächst ein Warenhaus sehr bescheidenen Umfanges in der Rosenthalerstraße eröffnete und erst, nachdem sie noch ein zweites Geschäft in der Leipziger Straße und ein drittes in der Oranienstraße gegründet hatte, zum Bau ihres

Prachtbaues am Leipziger Platz schritt. Der Umsatz, den die Firma heute erzielt, wird auf ca. 45 Millionen Mk. jährlich geschätzt. Auch das Haus Jahndorf & Co. hat sich aus bescheidenen Detailgeschäften entwickelt, bis es daran gehen konnte, das Kaufhaus des Westens zu gründen.

Gegen diese älteren Warenhäuser kommen die vereinzelten neuen und spekulativen Gründungen des Großkapitals noch nicht auf. Sie alle, die heute als schlimmste Feinde des Detailhandels gelten, sind vor ein paar Dezennien erst aus ihm herausgewachsen. So hat im eigentlichen Sinne das Bedürfnis des Konsumenten das Warenhaus mitgeschaffen. Der Zweck der Warenhäuser hob sich immer mehr hervor. Es galt vor allem eine möglichst vollständige und wohlfeile Befriedigung der Bedürfnisse des Publikums herbeizuführen, und zwar in erster Linie nicht der sogenannten oberen Zehntausend, sondern hauptsächlich des mittleren und kleinbürgerlichen Publikums. Daß sie dabei auch bedürfnisanerziehend wirkten, eine Eigenschaft, die nicht nur für die Größe ihres Umsatzes, sondern auch kulturell in Betracht kommt und gewertet sein will, ist selbstverständlich. Stellen sie sich aber so auf der einen Seite bewußt in den Dienst der Konsumenten, so leisteten sie andererseits durch ihren Warenumsatz und dadurch, daß sie zahlreichen Fabriken den Massenabsatz ihrer Fabrikate gewährleisten, der Volkswirtschaft in der Verhütung von Überproduktionen wichtige Dienste. Wie Wernike (Kapitalismus und Mittelstandspolitik) sehr richtig bemerkt, basiert die zeitliche Entwicklung und Leistungsfähigkeit der Industrie in erster Linie auf der Zunahme der Produktion, in zweiter auf der dadurch ermöglichten Arbeitsteilung, Anschaffung von Spezialmaschinen und Verbilligung der Produktionskosten. Durch den von den Warenhäusern geförderten Massenumsatz war daher die Industrie in der Lage, ihre Produktion zur Massenerzeugung auszugestalten, ihre Produktionskosten und Verkaufspreise zu verbilligen und ihre Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte dadurch zu steigern. Die Warenhäuser sind also nicht nur hervorragende Konsumanstalten für das Publikum, sie sind auch wirksame und bedeutungsvolle Absatzstellen für die Industrie, die durch Erleichterung und Vergrößerung ihrer Produktion an Exportfähigkeit bedeutend gewinnt. Die große soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Warenhäuser liegt somit auf der Hand.

Ein wesentlicher Grund, der das Aufkommen der Warenhäuser begünstigt hat, lag in dem früheren Zustande des Detailhandels selbst. Je mehr die Industrie sich hob, desto drängender wurde, wie wir gesehen haben, das Problem des Absatzes, es

mußten neue Märkte geschaffen werden, auf denen die Unterbringung möglichst vieler Waren nach dem Prinzip „großer Umsatz, kleiner Nutzen“ möglich war. Die Heranziehung des Publikums wurde die Hauptaufgabe. Und gerade diese erfüllten die Warenhäuser in der ausgezeichnetsten Weise. Kein Wunder also, daß die Industrie ihnen bald Einkaufsvergünstigungen bot, die sie den kleineren Detailgeschäften nie gewähren konnte. Durch gutgeleitete Reklame, durch Ausstattung, Dekoration, billige Preise, Ausnahmetage, Lockartikel usw. waren die Warenhäuser in der Lage, ihren Umsatz ständig zu vergrößern. Da Massenartikel, d. h. diejenigen Artikel, von denen nach demselben Muster größere Mengen hergestellt werden, am billigsten sind, so lag es naturgemäß in dem Bestreben der Warenhäuser, immer bestimmte Warentypen in großen Mengen zu führen, um durch größeren und schnelleren Absatz dieser das Kapital möglichst oft umzusetzen und dadurch die Preise desto wohlfeiler bemessen zu können. Aber auch die bessere Ausnutzung des Personals und der Räume boten den Warenhäusern Vorteile, die sie mit geringeren Preisaufschlägen bei der Gewinnberechnung auskommen ließ.

Die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Warenhäuser liegt demnach auf der Hand. Wenn auch manche Warenhäuser noch nicht das wohlhabende Publikum zu ihren Kunden zählen und daher noch nicht die industriellen und kunstgewerblichen Erzeugnisse feinsten Genres zu führen vermögen, sondern ihren Hauptabsatz in Waren mittlerer oder geringerer Qualität zu wohlfeilen Preisen suchen müssen, so kann man ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn sie haben sich mit der Qualität ihrer Waren selbstverständlich ihrem Kundenkreis anzupassen, dessen gesundes Fundament nach wie vor, wie Oskar Tietz gar oft betont hat, der Proletarierstand und nicht die Besitzenden sind. Daß jedoch die Warenhäuser das Bestreben hätten, oder, wie auch behauptet wird, tatsächlich die Wirkung gehabt hätten, die Qualität der Ware unter ihrer Ägide zu verschlechtern, ist ein oft gehörter, aber keineswegs zutreffender Vorwurf. Das Warenhaus, nicht weniger als jedes gut geleitete Detailgeschäft, hat das ganz natürliche Bestreben, das Geschäft nach jeder Richtung hin zu heben, immer bessere Waren und Qualitäten zu führen, und damit immer bessere Kundschaftskreise zu gewinnen. So sehen wir denn auch bereits in Deutschland eine große Anzahl von Warenhäusern (Wertheim, Tietz, Oberpollinger) sich eines recht guten Rufes erfreuen. Ihnen fehlt das Omen, das einst einem jeden von ihnen anhaftete, und das heute vielleicht noch für

kleinere Warenhäuser, namentlich der östlichen Provinzen, ganz berechtigt ist. Während jene in bezug auf Qualität der Waren, Ausstattung und Dekoration Hervorragendes leisten, stecken diese noch in den Kinderschuhen, auf der untersten Staffel der Stufenleiter. Die Gegner der Warenhäuser, und hier haben wir es wiederum mit den großen Gruppen der Mittelstandsparteiler zu tun, führen aber gerade diese Geschäfte ins Feld, wenn es gilt, gegen die Warenhäuser und ihr Geschäftsgebahren, das als ruinös für die kleineren Detailgeschäfte bezeichnet wird, Front zu machen. Die großen und maßgebenden Warenhäuser coram publico dem Mittelstande als schlimmste Feinde seiner Lebensinteressen hinzustellen, möchten heute selbst die enragiertesten Gegner des Warenhauses kaum mehr wagen. Charakteristisch für die jetzige Zeitströmung ist dagegen, daß die Gegner, wenn sie gegen die Warenhäuser eifern, fast immer auf Ereignisse zurückgreifen, die 10 und mehr Jahre vorzudatieren sind, da ihnen aus der neuesten Zeit kaum nennenswertes Material zur Verfügung steht. Damit kommen wir auf die mannigfachen Angriffe zu sprechen, denen das Warenhaus auch im modernen Deutschland noch immer von seiten der Mittelstandsparteiler ausgesetzt ist. Nach wie vor hat sich der am Alten haftende kleine Detaillist nicht daran gewöhnen können, in dem Großunternehmen einen gleichberechtigten Konkurrenzfaktor zu sehen, noch immer zieht er gegen jene zu Felde und schreit nach staatlichen Ausnahmegesetzen gegen ihre Bedrückung. Und doch ist sein Kampf gegen die Warenhäuser ein völlig unfruchtbarer, denn er richtet sich, unbewußt freilich, weit mehr gegen die ganze moderne Entwicklung, denn gegen einzelne Unternehmerformen — er richtet sich überhaupt gegen die Großbetriebe im ganzen und hat sich damit von vornherein den Lebensnerv unterbunden. Niemals wohl ist ein hohleres Schlagwort geprägt worden als das: Das Warenhaus ist der Feind des Mittelstandes. Die allgemeine Tendenz der Entwicklung zum Großbetriebe wird völlig verkannt. Ob Krupp alljährlich 30 und mehr Millionen aus seinen Betrieben erzielt, ob alle Kleinbetriebe auf diesem Gebiete unmöglich sind, ob alle Kohlengruben in einigen wenigen Händen vereint werden, ob Gerson oder Herzog sich entwickeln, daß kein anderes Geschäft neben ihnen möglich ist, danach fragt man nicht. Die Warenhäuser hat man allein zum Sündenbock gestempelt, zum Feind des Kleinkapitals und des kleinkaufmännischen Unternehmens. Die Politik ist bequem — sie erspart jedes Nachdenken. Der Staat soll helfen — und deshalb häuft man Vorwürfe auf Vorwürfe gegen die Warenhäuser. Wie schwach ihre Begründung ist, werden wir sehen.

Man wirft den Warenhäusern vor:

I. Sie sind großkapitalistische Gründungen und verbildlichen die brutale Anwendung des Großkapitals (wir haben dagegen gesehen, daß die meisten aus kleinen Anfängen entstanden sind und sich allmählich erst zu Großbetrieben erweitert haben);

II. sie arbeiten mit marktschreierischer Reklame (man sehe einmal die Anzeigen der großen Warenhäuser in den Zeitungen durch, ich glaube, man wird nicht dergleichen finden — wohl aber gehen Spezialgeschäfte hierin häufig sehr weit);

III. sie treiben unlauteren oder unfairen Wettbewerb durch

a) trügerische Angaben in den Inseraten (wird bestraft),

b) Quantitäts- und Gewichtsverschleierungen, sogenannte Warenhauspackungen (ist selten vorgekommen und wird durch das Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb bestraft),

c) Führung von minderwertigem Konkurs-, Ausschuß-, Ramsch- oder sogenannten Basarwaren, von Surrogaten und Imitationen, durch die sie den Geschmack des Publikums und der Produktion verschlechtern (kommt bei allen Geschäften vor und richtet sich ganz nach den sozialen Schichten, dem die Käufer angehören),

d) Pfennigauszeichnungen zum Anschein der Billigkeit (ist ein überwundener Standpunkt und wird heute mehr und mehr vermieden),

e) Lockartikel und Kalkulation dieser Waren unterm Preis, anderer überm Preis (das Warenhaus kalkuliert überhaupt nichts unterm Einkaufspreis, sondern setzt nur die eine Ware mit größerem, die andere mit geringerem Nutzen ab),

f) Schleudern (ist bei den Partiewarengeschäften gang und gäbe, aber nicht bei Warenhäusern),

g) Ausnahmetage, weiße Wochen usw. (ist auf die eine oder andere Art bei den meisten Geschäften üblich).

Ferner sollen die Warenhäuser allen Umsatz an sich reißen und den selbständigen Mittelstand vernichten. Die Tatsache der sehr, sogar zu starken Zunahme der Kleingewerbetreibenden beweist das Gegenteil. Hierzu sei noch besonders bemerkt, daß nach eingehenden Untersuchungen die Warenhäuser gerade den Umsatz der kleineren Detaillisten ganz wesentlich erhöht haben. Die Bedürfnisanerziehung des Warenhauses, die es durch seine offene Auslage und billigen Preise bewirkt, erhöht im ganzen die Kauf-

lust des Publikums z. B. für Kunstgegenstände, Luxuswaren etc. und treibt es mehr denn früher in Spezialgeschäfte. Ebenso ist es eine ganz bekannte Tatsache und Erscheinung, daß kleinere Geschäfte in der Nähe eines Warenhauses durchaus nicht unter der Konkurrenz des Großbasars zu leiden haben, sondern im Gegenteil einen viel größeren Umsatz als früher aufweisen können. Daß schon weitere Kreise diesen Umstand erkannt haben, beweist nicht in letzter Linie die Mietssteigerung in der Nähe größerer Warenhäuser. Wir könnten noch viele Vorwürfe aufzählen, die man den Warenhäusern macht — die meisten von ihnen entbehren der Begründung und sind mehr aus Schlagworten entstanden, denn aus wirklich ernster Erwägung. Im übrigen wird sich der kleingewerbliche Mittelstand beruhigen müssen, auch den Warenhäusern ist eine Grenze gesetzt, über die sie nicht hinweg können. Sie bedürfen zu ihrem Fortkommen eines Massenverkehrs und Massenkonsums und können sich nicht dezentralisieren wie die kleinen Geschäfte. Gerade darin aber liegt ein sicheres Moment der Lebensfähigkeit für den kleinen Handel.

Der wirtschaftliche Fortschritt läßt sich nicht aufhalten, ihn erkennen ist Weisheit — ihn verkennen bedeutet den wirtschaftlichen Untergang.

Wenige schreiben, wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins einzelne durchdacht hat; — vielmehr die meisten nur so, wie man Domino spielt. Wie nämlich hier, halb durch Absicht, halb durch Zufall, Stein an Stein sich fügt, — so steht es eben auch mit der Folge und dem Zusammenhang ihrer Sätze. Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im ganzen herauskommen wird und wo das alles hinaus soll. Viele wissen selbst dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen: Periode fügt sich an Periode, und es geht wohin Gott will. Zudem ist das Leben der „Jetztzeit" eine große Galoppade: in der Literatur gibt es sich kund als äußerste Flüchtigkeit und Liederlichkeit.

Arthur Schopenhauer in „Über Schriftstellerei und Stil".

Adolf Mayer: Spiel um Gewinn und Versicherung gegen Schaden.

Glücksspiel und Versicherung haben, so verschieden der ökonomische Charakter dieser beiden Dinge ist, die mathematische Grundlage mit einander gemeinsam und können daher, wenn es sich um diese Grundlage handelt, unter ähnliche Gesichtspunkte gebracht werden.— Wir beginnen unser Geplauder, wie ziemlich, mit dem heiteren Spiele, um mit den ernsteren Anwendungen der gleichen Grundlage zu endigen, und aus dem Wunsche nach Belehrung wird auch derjenige, der Glücksspiel für Frivolität erachtet, gerne wenigstens mit diesem Ausgangspunkt Bekanntschaft machen. Es ist zudem eine Tatsache, daß auch bedeutende Menschen das Spiel leidenschaftlich geliebt haben, und ich komme überdies auch in diesem ersten Teile meiner Betrachtungen zu dem sehr moralisch wirkenden Resultate, daß Spielen um des Gewinnes willen überhaupt Torheit ist. Gescheite Leute spielen nur um der Erregung willen.

Freilich gibt es Theorien des sicheren Gewinns, also beginnen wir mit diesen, um jede schädliche Illusion sogleich zu zerstören. Sehr häufig hört man die folgende Argumentation in bezug auf die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens eines bestimmten, rein zufälligen Ereignisses, welches wir durch Erscheinen von „Rouge“ und „Noir“ in dem nach diesen beiden Farben benannten Glücksspiele illustrieren wollen. Man sagt, um bei dem von mir gewählten Beispiele zu bleiben, welches sich einmal durch seine besondere Einfacheit und dann durch das große Interesse, das die allgemein verbreitete Spielsucht an demselben nimmt, empfiehlt, daß 12, 14, oder 16 mal hintereinander dieselbe Farbe erscheint, ist so äußerst selten, daß man zuversichtlich das 13. oder dann noch ganz sicher daß 17. Mal die entgegengesetzte Farbe erwarten dürfe. Und Professionsspieler begründen auf diese Logik ihr System des Aufzeichnens des Hintereinandererscheinens einer und derselben Farbe, um dann, wenn dies oft geschehen ist, ihren Einsatz auf die entgegengesetzte Farbe zu machen. Daher die Pointierkarten in den Händen der Spieler, auf die sie nach dem Ausrufen der erscheinenden Farbe ihre Aufzeichnungen machen. Sie meinen dann — wenigstens die Spieler, die diesem Systeme folgen, das man in dem Jargon der Fachleute als „Martingales“ bezeichnet — eine besonders große Gewinnchance zu haben. Die Erfindung desselben wird dem Philosophen Descartes zugeschrieben, der dann eben doch in diesem Punkte kein großer Philosoph gewesen ist.

Freilich gibt es auch ein gerade auf der entgegengesetzten Argumentation beruhendes System, das sog. „Paroli“, das darauf beruht, der herrschenden Farbe zu folgen, also gerade, wenn mehrmals Schwarz erschienen ist, wieder auf Schwarz zu setzen. Die Verteidiger dieses Systems spotten über die Regel der Martingales und nennen sie „courier après son argent“. Aber auch das Parolisystem ist natürlich unlogisch.*)

Auch das mit jenen verknüpfte System des jeweils verdoppelten Einsatzes immer auf dieselbe Farbe beruht auf einem ähnlichen Raisonnement. Man meint, so den Gewinn ganz sicher zwingen zu können, und wenn dieses nicht gelingt, so schreibt man das Mißlingen der beschränkten Kapitalkraft des Spielenden oder den Vorschriften der Spielbanken zu, durch die ein Minimum und ein Maximum des Einsatzes festgestellt ist und wodurch das im übrigen unfehlbar erscheinende Verdoppelungssystem in manchen extremen aber gerade entscheidenden Fällen zur Unmöglichkeit wird.

*) Vergl. über diese Dinge die merkwürdigen Aufsätze von Multatuli: „Millionenstudien“.

Außerdem hat bekanntlich das „Sero" beim Roulette für die Bank eine besondere Chance, die Multatuli auf ungefähr 3% aller Gewinnchancen berechnet. Beim Trente-et-quarante soll sie dagegen nur 1¼% betragen.

Macht man hiergegen von dem Standpunkte der allgemeinen Logik geltend, daß alle diese Kalkulationen an dem einen Umstande scheitern müssen, daß Zufall Zufall bleiben müsse und sich durch keinerlei Rechnung in ein System bringen lasse, dann bekommt man etwa zur Antwort: es könne doch nicht geleugnet werden, daß im großen und ganzen Rot ebenso oft erscheine wie Schwarz, und um dieses Resultat zu erreichen, müsse, wenn ungewöhnlich häufig Rot erschienen sei, nun, um die Ungleichheit wieder gut zu machen, endlich auch häufiger Schwarz erscheinen, demnach eine größere Wahrscheinlichkeit für diese Farbe vorhanden sein.

Ich stelle dieser Art Beweisführung zunächst eine andere gegenüber, welche ganz und gar entscheidend ist, und zwar in dem entgegengesetzten Sinne. Wie ist es denkbar, daß ein Ereignis wie das Erscheinen des Rot oder Schwarz von dem vorausgehenden Erscheinen der einen oder der anderen Farbe in irgendeiner Weise abhängig sein kann? Die Kugel der Roulette fällt, die Karte wird gezogen, ganz unabhängig von dem, was früher geschah, und immer, ob das 1. oder das 17. Mal, sind bei der technischen Vollkommenheit der Mechanik der Roulette die Wahrscheinlichkeiten ganz gleich, daß Rot oder Schwarz erscheine. Hiergegen läßt sich nichts sagen, und damit ist die Sache für jeden logisch Denkenden eigentlich abgetan.

Nur wenn die Roulette fehlerhaft konstruiert ist, kann es sich ereignen, daß eine gewisse Nummer und daher auch eine gewisse Farbe begünstigt wird. Dieser Tatsache verdankte seinerzeit der englische Mechaniker Jappers, der nach geduldiger monatelanger Beobachtung die Ungleichheit entdeckte, seinen Erfolg. Derselbe gewann auf diese Weise, und hier hatte das Pointieren seinen guten Sinn, 3 Millionen Frs. zu Monte Carlo. Seitdem werden aber die Verwaltungen der Spielbanken wohl darüber wachen, daß so etwas nicht wieder vorkommt.

Da es aber immer Menschen gibt, welche die Argumente zählen statt sie zu wägen, und diese hier geneigt sein könnten, von einer positiven und einer negativen Instanz zu reden, wodurch noch nichts entschieden sei, müssen wir wohl ein übriges tun, und auch noch das erste, wenn schon auf schwachen Füßen stehende, Argument direkt widerlegen. Dies Argument geht aus von der angeblichen Tatsache, daß in einer größeren Reihe von zwei gleich wahrscheinlichen Einzelfällen erfahrungsgemäß gleichviele von jeder Art vorkommen. Diese angebliche Tatsache ist nichts anderes als das bekannte Gesetz der großen Zahlen, bei welchem schließlich alle Zufälligkeiten ausgeschieden werden. Man beachte wohl, der großen Zahlen. Eine solche Ausgleichung erfolgt nach diesem Gesetze eben nur, wenn die Zahl der Einzelfälle sehr groß ist.

Zum Beispiel im großen und ganzen werden ungefähr gleichviel Mädchen geboren wie Knaben, d. h. in Europa einige Prozent Knaben mehr, was wir aber unberücksichtigt lassen wollen. In ganz Deutschland oder auch noch in einem sehr viel kleineren Lande kann man also natürlich auf ein ziemlich festes prozentisches Verhältnis rechnen. Dies verhindert aber nicht, daß in einem noch kleineren Kreise oder Zeitabschnitt das Verhältnis ein ziemlich einseitiges sein kann, z. B. in einer Straße, in einer Familie oder während einer Woche. Überhaupt wird dies sehr oft der Fall sein, wenn die Erhebung in so kleinen Abschnitten geschieht, daß deren Betrag zum Gesamtresultat nicht mehr in Betracht kommt. Für die Bevölkerung eines ganzen Landes macht es eben nichts aus, ob in einer Familie oder in einer Woche selbst lauter Kinder von einem Geschlecht geboren

werden. Deshalb ist es ein Trugschluß, wenn man sich einbildet, daß die Natur wegen jenes Gesetzes der großen Zahlen sich beeilen müsse, eine kleine Ungleichheit hier oder da durch eine entsprechende Gegenleistung wieder gutzumachen. — Auch ohne diese Gegenleistung stimmt das Gesetz, soweit wir eben verlangen, daß es stimmen soll. D. h. auf 1 oder 2 % kommt es eben nicht an.

In anderen Fällen, außer dem des Glücksspieles, sind wir mit der Forderung einer solchen kompensatorischen Gegenleistung tatsächlich auch gar nicht so schnell bei der Hand. — Wie würde man z. B. die Schlußfolgerung finden: „In dieser Familie sind zwölf Töchter geboren; deshalb ist Aussicht, daß es bei der nächsten Niederkunft ein Sohn sein müsse?" — Ganz im Gegenteil, hier auf diesem Gebiete, wo wir viel Erfahrung haben, schließen wir eher umgekehrt, indem wir gar leicht, aber auch wieder vorschnell, die Hoffnung aufgeben, daß jemals ein Sohn erscheinen könne. Genau ebenso ist es aber auch falsch, zu schließen, daß nach 16 mal Rot im Roulette Schwarz wahrscheinlicher sei; denn die 16 Fälle machen gar nichts aus für diejenigen großen Zahlen, die überhaupt eine Gesetzmäßigkeit zeigen.

Also beruht das vorhin besprochene System des Verdoppelns des Einsatzes nach Verlust keineswegs auf der größeren Wahrscheinlichkeit des gewünschten Falles. Man könnte ebensogut auch abwechselnd Rot und Schwarz setzen oder die allerwillkürlichste Reihenfolge wählen, und würde dasselbe erreichen. Das Resultat beruht vielmehr in diesem Falle einfach auf der relativen Sicherheit kleiner Gewinne beim Riskieren großer Einsätze, denn ebenso proportional wie mit der behaupteten Wahrscheinlichkeit des Eintreffens des Gewinnes wächst ja in Wirklichkeit der Wert eines Einsatzes mit der Größe jenes, und weil ich viele Male das Risiko auf mich nehme um eines bescheidenen Gewinnes wegen. Also ist das Gewinnen relativ sicher, aber wehe, wenn ich ein einziges Mal verliere, dann reichen alle die gemachten Gewinne nicht aus, den großen Schaden wieder gutzumachen. Es ist damit genau wie in der Mechanik. Wenn man dort an der Kraft sparen will, ersetzt man deren Effekt durch Verwendung von mehr Zeit, in der die Kraft wirksam ist, was bekanntlich in den einfachsten Fällen durch Verlängerung des Hebelarmes erreicht wird.

Man übersieht also bei dem Verdoppelungssystem, daß, wenn z. B. die Börse des Spielenden oder die Spielgesetze, ich will einmal sagen, die 16fache Verdoppelung erlauben, es in vielen Jahren kaum einmal vorkommen wird, daß das System zu Schanden wird. Wird es aber einmal, vielleicht nach langen Jahren, zu Schanden, so hat der Spielende sich alle die Jahre hindurch jeweils mit der Erzielung des Minimalgewinnes zufrieden geben müssen, um endlich sein ganzes Vermögen einzubüßen. Ich habe einmal erlebt, daß beim Whistspiele ein Mitspielender 13 Karten von einer Farbe in die Hand bekam, ein theoretisch viel unwahrscheinlicherer Fall, als das 16malige Wiederholen einer Farbe beim Rouge et Noir, weil es sich hier um vier Farben handelt. Es ist leicht, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit diese weit geringere Chance zu berechnen.

Wie könnte es auch anders sein! Wenn es wirklich ein System des sicheren Gewinnes gäbe, so wäre dies eben ein Beweis, daß nicht der Zufall regierte, sondern irgendeine Regel, wie jene der technischen Unvollkommenheit des Rouletteapparates, hinter welche zu kommen es dem wissenschaftlichen Verstande vielleicht gelingen könnte, genau ebenso wie Herrn Jappers.

Die Logik ist unabweislich. — Ob diese einfache Beweisführung aber Erfolg haben wird? — Bei den eigentlichen Spielern wohl wenig; denn diese pflegen abergläubisch und daher der Logik wenig zugänglich zu sein. Aber ich habe den hier bekämpften Satz auch von Nichtspielern leidenschaftlich verteidigen hören. Er hat sich offenbar ganz im allgemeinen viel Terrain erobert. Unbevorurteilte müßten sich aber überzeugen lassen, wenn anders meine Darstellung durchsichtig genug ist. — Freilich gibt es Beweise, die hundertmal erbracht, immer wieder verloren gehen, weil Vorurteil und Eigennutz von vielen stärker und lauter ist, als der stille Verstand von wenigen. So ist es auch mit der Behauptung der Nützlichkeit des Luxus. Sie scheint unausrottbar.

Das soeben betonte Prinzip, daß man im Spiele an Sicherheit des Gewinnes erreicht, was man an der Gewinnquote preisgibt, gilt auch für das Setzen von zwei oder vier Feldern gleichzeitig im Rouge et Noir oder von zwei bis vier Nummern auf einmal im Roulette. Dasselbe gilt auch beim Börsenspiele, nämlich bei derjenigen Form desselben, die von manchen Dilettanten geübt wird, und die darin besteht, daß man ganz mechanisch und unbekümmert um die Börsenstimmung oder selbst die eigene Beurteilung des inneren Wertes, welche sonst den Spekulanten zu Kauf oder Verkauf treiben, von einem Papiere nach feststehender Regel immer bei steigendem Kurse abgibt, bei fallendem aber kauft. Man kann viel gegen wenig wetten, daß man bei diesem System immer gewinnen muß. Die Erfahrung lehrt ja auch hier, daß beinahe alle Papiere, die einen mehr, die anderen weniger, in ihrem Kurse auf- und niederwogen, beinahe, wenn auch mit geringerer Regelmäßigkeit, wie Ebbe und Flut. Wer also diese Erfahrung benutzt, müßte auch Vorteil von derselben haben. Aber auch hierbei ist außer acht gelassen, daß, ganz abgesehen von der übermenschlichen Kaltblütigkeit, die dazu gehört, von der Beurteilung durch die Börse ganz unabhängig zu bleiben, die selten eintretenden Fälle gerade diejenigen sind, welche schließlich den Ausschlag geben.

Wer z. B. die in Rede stehende Regel strenge befolgt und an exotischen Staatspapieren viele Jahre lang mit gutem Resultate in Anwendung gebracht hat, und es ereignet sich das ganz Unerwartete, daß eine Revolution die Papiere so entwertet, daß man Zimmer damit tapeziert, wie einst mit französischen Assignaten; dann hat der Vertreter des Systems, der immer zu und zu gekauft hat, bei den weichenden Preisen, gerade in diesem äußersten Falle das meiste Geld, ja vielleicht alles und noch darüber, durch Lombardieren dazu in stand gesetzt, seinen ganzen Kredit in diesen Papieren belegt. Und umgekehrt, steigen die Papiere, wie die englischen Konsols in der Zeit vor dem Burenkriege, oder gar die Aktien der Gold- und Silberscheide-Anstalt im Sommer 1912, dann hat er bei Eintritt dieser an sich so günstigen Konstellation gar keine mehr in Händen. Also auch hier kleiner sicherer Gewinn, aber doch verhältnismäßig großes Risiko. Es ist und bleibt immer dasselbe. Auf mechanische Weise kann man dieser Logik der Wahrscheinlichkeitsrechnung niemals entgehen.

Manche spekulieren so, daß sie verschiedene Papiere zu niedrig scheinenden Kursen kaufen und sich, auf die gewöhnlichen Schwankungen rechnend, vornehmen, ein jegliches nur mit Kursgewinn zu verkaufen. Die meisten der Papiere steigen dann auch wohl bei kommender Gelegenheit; aber wenn die Auswahl ohne ganz besondere Sachkenntnis stattgefunden hat, werden der Wahrscheinlichkeit nach auch eines oder mehrere darunter sein,

die trotz alledem zu hoch bewertet waren und nun wenigstens in der ersten Zeit fortdauernd fallen. In diese Papiere verbeißt man sich dann, wenn man von dem eben erwähnten Grundsatze ausgeht, und verliert an den wenigen vielleicht ebenso viel, als man an den anderen gewonnen, weil man sich bei diesen, gleichfalls nach demselben Grundsatze, mit einem unbedeutenden Gewinn zufrieden gab; und zudem liegt das in jene gesteckte Kapital für lange Zeit brach für neue Unternehmungen. — Dessen ungeachtet ist der letztere Umstand noch vielleicht die Sonnenseite dieser Art zu spekulieren, da bei der wilden Spekulation ohne mechanisches System und nur den wechselnden Eindrücken des Tages folgend, wobei man dann auch bei weichenden Kursen verkauft und bei steigenden kauft, dem Nichtsachverständigen viel größere Verluste drohen, und jedenfalls die bei jedem Wechsel sich erneuernden Spesen proportional größer sind.

Spekulieren kann mit großer Chance immer nur der, der „Verstand von der Sache" hat, und zwar mehr Verstand, als die Masse des Börsenpublikums, oder der durch seine Situation eher in der Lage ist, seiner Beurteilung schneller als die Masse durch Kauf und Verkauf Ausdruck zu geben; das ist also gewöhnlich der Fachmann, der am Börsenplatze wohnt. Ein solcher ist auch kein Spieler, sondern ein Mensch von produktiver Tätigkeit, wie ein anderer Geschäftsmann auch. Die Allgemeinheit hat Nutzen von dieser Tätigkeit, denn infolge derselben werden erst die Börsenwerte auf die richtigsten Preise eingestellt, und jeder, der kauft oder verkauft, profitiert von dieser überaus empfindlichen Normierung.

Daraus folgt aber zugleich mit unerbittlicher Notwendigkeit, daß der bloße Spieler, der nichts von dem innern Wert der verhandelten Papiere versteht, wenn er verliert, nicht bloß für sich verliert, sondern auch der Gesamtheit Schaden zufügt, indem er, soweit sein Einfluß reicht — und es ist nicht sein Verdienst, daß derselbe meistens nur gering ist — zu einer falschen Taxierung beiträgt.

Dies ist die eine Möglichkeit; die andere, im allgemeinen ebenso große, ist die, daß er gewinnt. Nun, in diesem Falle hat er Erfolg, aber doch keine rechte Freude an demselben, da ihn, wenn er nur einiges gesellschaftliches Gewissen hat, dann das Bewußtsein drückt, diesen Erfolg nicht verdient zu haben. In beiden Fällen aber bleiben, wie beim Roulette das Sero für den Bankhalter, die Spesen an den Staat, an die Bankiers und die Makler und die Verschleuderung der eigenen auf das Spiel gerichteten Arbeitskraft — Grund genug für jeden vernünftigen Menschen, um überhaupt nicht zu spielen, wenigstens keine Spiele, bei denen es sich wesentlich um Geld handelt, also auch nicht an der Börse.

Gegen andere Seiten der Börsenspekulation hier zu Felde zu ziehen, gehört nicht in den Betrachtungskreis dieser Studie, und ich versage mir daher das Eingehen auf die Vor- und Nachteile des Terminhandels und ersuche auch um die Erlaubnis, der zudem nicht mehr ganz brennenden Frage, ob die bei der Spekulation verhandelte und oft nicht vorhandene Ware, z. B. der sogenannte „Papierweizen", auf den Preis des wirklichen Weizens drücken könne, zur Seite lassen zu dürfen.

Wir wenden uns vielmehr zu der Besprechung des Wesens der Versicherung. Das Gewinnen durch Spiel steht, wie zu Anfang dieser Betrachtung erwähnt, in einer ganz nahen Beziehung zu den Prinzipien des Versicherungswesens. Der technische Unterschied ist nur der: Beim Spiele

getröstet man sich kleiner sicherer Verluste, eines erhofften größeren Gewinnes wegen. Bei der Versicherung tut man dasselbe, um einen möglichen großen Verlust zu verhindern. In beiden Fällen müssen viele ihr Scherflein zusammentragen, um einem einzelnen alles in den Schoß zu schütten oder einen einzelnen aus dem Zusammenbruch zu retten. Wer dieser einzelne sein wird, ist von vornherein ungewiß.

Wegen dieser in die Augen springenden Ähnlichkeit erscheint es vielleicht als eine Inkonsequenz, wenn vom Spiele abgeraten wird, da die Versicherung doch eine so vernünftige Sache ist.

Unvorteilhaft für die ganze Gruppe von Menschen, die spielen oder sich versichern, ist der Handel allerdings in jedem Falle; denn die Spesen müssen ja in jedem Falle von der Gesamtheit getragen werden, und mit Sicherheit gewinnt nur der Bankhalter und die Versicherungsgesellschaft, es sei denn bei der auf Gegenseitigkeit, in welchem Falle aber doch die notwendigen Spesen bleiben. — Daher denn auch der einzelne, der viele einzelne Gefahren läuft und dementsprechend über große Kapitalien verfügt, sich besser nicht versichert, oder, wie man das auch nennt, sich selbst versichert. So handelt der große Reeder, der viele Schiffe unterwegs hat, so handelt der Staat mit seinen Gebäuden gegenüber der Feuerversicherung.

Neben diesem Punkte der Übereinstimmung ergeben sich aber gewaltige Unterschiede zwischen Glücksspiel und Versicherung. Beim Spiele tragen viele, die reich werden möchten, es also noch nicht sind, wenigstens nicht nach ihren Begriffen, ihre Scherflein zusammen, und der gehäufte Besitz fällt einem einzelnen in den Schoß. Der Prozeß ist Ungleichheit vermehrend, anhäufend, kumulativ. Bei der Versicherung dagegen tragen viele, die den Beitrag, den sie geben, recht gut entbehren können, dazu bei, einzelne notleidende Existenzen zu stützen, vielleicht vor dem Untergange zu retten. Der Prozeß ist bestehende Härten ausgleichend, verebnend.

Das Spiel steigert die soziale Ungerechtigkeit, die Versicherung wirkt in der entgegengesetzten Richtung. Daher die ganz ungleiche moralische und soziale Bewertung. Lotterien werden mehr und mehr abgeschafft, Versicherungen staatlich gestützt.

Die Versicherung wirkt in der Richtung der sozialen Gerechtigkeit. Die Feuerversicherung hilft einen unverschuldeten Brandschaden, der jeden treffen kann, beseitigen; die etwas euphemistisch sogenannte Lebensversicherung den Schaden, der dadurch entsteht, daß die Familie des Ernährers beraubt wird. Daher ist die Versicherung auf das Leben über die Produktivität des Versicherten hinaus oder einer nicht produktiven Person, z. B. einer Frau vom Stande, tief unmoralisch. Sie fällt ganz in das Gebiet des Spiels, hat schon zu den größten Verbrechen Veranlassung gegeben. — Ich erinnere nur an den Prozeß Pelzer in Belgien in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts — und sollte vom wohlberatenen Staate nicht geduldet werden.

Segensreich, wie die Feuerversicherung, hat überall die Versicherung gegen Viehsterben gewirkt. Mit der Hagelversicherung ist das auch der Fall, aber diese ist eine technisch schwierige Sache. Wenn es z. B. nach der Hagelstatistik des Großherzogtums Baden im Bezirk Konstanz zehn- oder zwanzigmal so viel hagelt wie im Bezirk Heidelberg, so kann eine Hagelversicherung, die beide Bezirke umfaßt, nicht wohl von Konstanz die doch naturnotwendig so viel höhere Prämie erheben, ohne die dortigen Interessenten unzufrieden zu machen. — Sie kann auch nicht eine gleiche

Prämie erheben, sonst werden die Heidelberger lieber draußen bleiben. Das ist freilich nur eine technische Schwierigkeit, der durch Aufklärung nach und nach entgegengewirkt werden kann. — Außerdem hat die Hagelversicherung mit dem Umstande zu kämpfen, der übrigens auch für Feuer- und Viehversicherung gilt, daß in einzelnen Jahren die Schäden so ungleichviel größer sind, wodurch einzelne Gesellschaften geradezu in ihrem Bestande bedroht werden können. Man denke an den Brand von San Franzisko, dessen Konsequenzen sich denn auch viele Gesellschaften zu entziehen drohten, und an pestartige Krankheiten. Daß die große Norddeutsche Hagelversicherungsgesellschaft diese Schwierigkeit mit jener anderen, die nur für den Hagelschlag allein gilt, überwunden hat, ohne zu fallen, ist ein glänzendes Zeugnis für ihre feste Organisation. Trotzdem ist Hagelversicherung noch in vielen Gegenden ziemlich selten und muß oft dadurch, daß Staat oder Gemeinde die Sache erleichtern, künstlich eingeführt werden. Wie selten sie ist, das zeigt sich noch kürzlich bei den enormen Schäden durch die Hagelschläge im Frühsommer 1908 in hagelarmen Gegenden Badens, denen nur in seltenen Fällen Deckung durch Versicherung gegenüberstand.

Aus den gemachten Ausführungen folgt, wie wir gesehen, daß Lotteriespiel und Versicherung, obwohl einander technisch verwandt, wirtschaftlich prinzipielle Gegensätze sind. Wie ist es nun möglich, daß es auch Gesellschaften gibt, die gegen das Risiko beim Lotteriespiel Versicherungen versprechen? Ist das nicht eine contradictio in adjecto? Dabei muß doch das eine das andere aufheben und nichts als die Spesen übrig bleiben, die niemand bezahlt, wenn auch der mögliche Gewinn durch die Versicherung aufgehoben wird!

In Wahrheit liegt nun aber die Sache anders. Die Gesellschaften, die sich so nennen — z. B. die mit dem barbarischen Namen Lottisiko im Haag — sind einfach Glücksspielgesellschaften, die scheinbar unter annehmbaren Bedingungen dieselben Chancen bieten wie die Staatslotterien. Sie können das ja auch, da der Staat Gewinn aus den Lotterien zieht und jene auf einen Teil dieses Gewinnes verzichten können. Vielleicht ist es aber nicht einmal aussichtsreicher, auf diese Weise zu spielen, da den Vorteilen auch Nachteile gegenüberstehen, vor allem der, daß die Sicherheit der Auszahlung nicht dieselbe ist wie beim Staate. Die Gesellschaft kann ja zu Grunde gehen. Daß der Name gewählt wird, der der Sache nicht entspricht, rührt wohl daher, daß man durch denselben zu bedecken wünscht, worum es sich eigentlich handelt, da sonst vielleicht die Erlaubnis zur Errichtung der Gesellschaft nicht gegeben würde. Es wird also in einer solchen überhaupt nicht versichert, daß kein Schaden gelitten werden kann — einen Schaden muß jeder riskieren, der dem Glücke die Hand bietet — sondern es wird versichert, daß der Schaden relativ klein, die Glückschance relativ groß ist. — Es frägt sich nur, ob man dieser Versicherung Glauben schenken darf.

Otto Corbach: Pioniere des Todes.

Auf die Verkündigung eines Rechtes auf Nichtgeborenwerden durch die Neomalthusianisten mußte die Verkündigung der neuesten Modetorheit, eines „Rechtes auf den Tod", durch eine Gruppe falscher Menschenfreunde folgen, die man vielleicht modernerweise „Neoeuthanasisten" taufen wird. Der Malthusianismus, die von Thomas Robert Malthus gepredigte Lehre, wonach sich das soziale Elend nur durch „moral restraint", sittliche Zurückhaltung (im Geschlechtsverkehr) bekämpfen ließe, hat in der Wissenschaft nicht mehr viel Kredit, im praktischen Leben, wo Apostel der Keuschheit mehr als je überhört, mißachtet oder gar verhöhnt werden, noch viel weniger. Die Neomalthusianisten haben Malthus Namen dennoch wieder in weiten Kreisen zu Ehren gebracht, indem sie mit Malthusschen Argumenten jene Praktiken wissenschaftlich beschönigten, durch die die Kindererzeugung ohne Zurückhaltung im Liebesleben künstlich eingeschränkt oder gar keimendes Leben vernichtet werden kann. Euthanasie bedeutet im Griechischen den sanften natürlichen Tod, das Hinwegschlummern des lebensmüden Greises. Ein solches Ende ist gewöhnlich nur Leuten beschieden, die ein mühe- und arbeitsreiches Leben geführt haben. Sie sind mit dem Leben quitt; denn sie haben ihm gegeben, was sie ihm schuldig waren. Das Leben fordert von jedem Wesen ein bestimmtes Maß von Anstrengung, wer es vorher nicht leisten konnte oder wollte, muß es in der Sterbestunde nachholen. Die moderne Euthanasie nun will gleichsam das Leben um die Restschuld prellen, die ein unheilbar Kranker in heftigen Martern noch zu leisten hat, bevor ihm die Natur vergönnt, zu sterben. Wenn ein Kranker selbst aus dem Leben zu scheiden wünscht, weil die Qualen seiner Auflösung ihm unerträglich dünken, so soll, sobald ein beamteter Arzt den Fall geprüft, ein beamteter Jurist festgestellt hat, ob die Beschleunigung des Todes nicht etwa berechtigte Interessen Überlebender beeinträchtigt, dem Arzte das Recht gegeben werden, den Patienten Tage, Wochen oder Monate vor dem natürlichen Ende zu töten. Stillschweigend wird eine solche „Sterbehilfe" längst von vielen Ärzten zuweilen aus Mitleid mit schwerleidenden unheilbaren Patienten geübt; jetzt aber will man jeden Arzt für derartige Fälle mit einem gesetzlichen Mordrecht ausrüsten.

Schopenhauer würde, wenn er ins Leben zurückkehren könnte, sich vor Freuden die Hände reiben über die jüngsten „Triumphe der Erkenntnis über den blinden Willen zum Leben". Er würde allerdings auch über die Naivität der Neomalthusianisten und Neoeuthanasisten lächeln, die wähnen, das Leben der Gattung werde nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern auch noch gesteigert, wenn man aus Bequemlichkeit den Willen zum Leben in einzelnen künstlich dämpft und abstumpft. Wer den Willen zum Leben unter gewissen Bedingungen verneint, hat angefangen, ihn überhaupt zu verneinen. Voltaire bemerkt in seiner Schilderung des Todes Ludwigs XIV., jeder, der in der Stunde des Todes Zuschauer habe, sterbe mutig. Das mag nicht immer stimmen, aber es steckt in dieser Bemerkung viel Wahres. Die Anwesenheit derer, die ihm im Leben am nächsten gestanden haben, läßt den Sterbenden die Solidarität alles Lebens deutlich empfinden. Das Gefühl für den Gattungszusammenhang mit seinesgleichen wird in ihm lebendig und erweist sich, einmal geweckt, wie immer, stärker als das persönliche Selbstbewußtsein. Sein Kampf mit der Tode erhält einen Sinn; er verteidigt mit schwindenden

Kräften eine Position des Lebens überhaupt gegen den unerbittlichen Feind alles Lebens, und je heldenmütiger er bis zum letzten Atemzuge kämpft, desto anfeuernder wirkt sein Beispiel auf die Überlebenden für deren täglichen Kleinkrieg mit den Mächten des Todes. Ein deutscher Offizier, der während der Boxerunruhen in den Kämpfen bei Tientsin Proben besonderer persönlicher Tapferkeit abgelegt hatte, Major Christ, ein musterhafter Soldat, der auch sonst ein vorzüglicher Mensch von Charakter und Geist war, starb später in Tsingtau nach langem, schmerzhaftem Krankenlager am Typhus. Ich hörte den Prediger am Grabe seine Gefaßtheit in den letzten Lebenstagen bewundern; er habe darüber gescherzt, daß er es dem Tode nicht leicht mache, „die Festung zu erobern". Es war sein Ehrgeiz gewesen, dasselbe Leben dem Tode gegenüber bis zum äußersten zu verteidigen, das er als Krieger feindlichen Kugeln mutig preisgegeben hatte. Alles wahre Heldentum will dem Leben nützen, nur braucht es sich nicht um das Leben des Helden selbst zu handeln. Wer sinnlos, ohne die Absicht, sich für andere zu opfern, das eigene Leben, das er doch ebensowenig wie fremdes Leben hervorgerufen hat, willkürlich verkürzt, oder als Kranker durch die Hand des Arztes verkürzen läßt, übt Verrat am Leben überhaupt, gibt im Kampfe des ganzen Menschengeschlechts um ihr Dasein dem Tode feige ein Stück Boden preis, beschleunigt dadurch die schließlich unvermeidliche Vernichtung der ganzen Menschheit.

Professor Wilhelm Ostwald, der sich an die Spitze der deutschen Freunde künstlicher Euthanasie gestellt hat, ist sich schwerlich darüder klar, daß er der modernen Kulturmenschheit zumutet, in verfeinerter Form eine barbarische Gewohnheit anzunehmen, die sich nur in den Verhältnissen barbarischen Lebens durch äußere Umstände rechtfertigen läßt. Einst galten und bei manchen wilden Stämmen gelten noch heute Kranke für Parasiten des Lebens. Unter Wilden, die das Stadium des von der Hand in den Mund Lebens noch nicht weit hinter sich haben, ist es von der größten Wichtigkeit, daß alle, die essen, Unterhaltsmittel beschaffen helfen, wenigstens die, die nicht mehr jung sind, also durch keinerlei Treupflicht vertrauenswerte Wechsel auf ihre künftige Gemeinnützigkeit mehr ausstellen können. Unter Kulturmenschen hingegen, wo das Prinzip der Vorsorge und Aufspeicherung von Kraftreserven so hoch entwickelt ist, macht es für die Starken und Gesunden nichts aus, wenn Schwache und Kranke miternährt und noch sorgsam gepflegt werden. Sobald aber ein Schwacher oder Kranker nicht mehr auf Kosten der Gesundheit anderer lebt, ist sein Dasein auch dann nicht wertlos, wenn er keine Hoffnung hat zu genesen. Auf die, die ihn pflegen, wirkt der Krankheitsprozeß lebenfördernd; denn er regt sie zu lebhaftester Aktivität an. Sie stehen mit dem Kranken gleichsam im Vordertreffen des unaufhörlichen Kampfes alles Lebens gegen den Tod. Wenn nun ein Kranker den Wunsch nach künstlicher Euthanasie zu erkennen gibt, so spielt er vielleicht nur mit diesem Gedanken oder aber der uneingestandene Überdruß seiner Umgebung an den Mühen der Pflege hat ihn ihm eingegeben. Schopenhauer, der sich doch auf die Psychologie des Schmerzes verstand, weist einmal darauf hin, wie verschieden doch die Motive sind, auf welche der Selbstmord erfolgt, „indem wir kein Unglück angeben können, das groß genug wäre, um ihn nur mit vieler Wahrscheinlichkeit bei jedem Charakter herbeizuführen, und wenige, die so klein wären, daß nicht ihm gleichwiegende ihn schon veranlaßt hätten." Also der starke Wille zum Leben erträgt jedes Unglück, jeden Schmerz; er kann ja sogar über die

ärgsten Martern triumphieren, wie die Beispiele religiöser Märtyrer beweisen. Nietzsche sagt ironisch von gewissen christlichen Märtyrern, sie hätten nicht über ihre Feinde triumphiert, sondern darüber, daß sie keine Schmerzen empfanden, wo sie solche erwarteten. Künstliche Euthanasie bedeutet demnach immer eine Konzession an einen schwachen Willen zum Leben. Wo soll aber da Halt gemacht werden, wenn man einmal angefangen hat, die Tendenz, sich vor dem Todeskampf zu drücken, zu entschuldigen? Es geht da, wie immer: der erste Schritt steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte. Es gibt kein objektives Maß für den Schmerz, und darum keine Möglichkeit, der künstlichen Euthanasie Grenzen zu ziehen. Und nun erwäge man, welche Wirkung die Gewöhnung an den Gedanken, auf alle Fälle einmal mit Hilfe des Arztes „leicht und heiter" vom Leben Abschied nehmen zu können, auf die Lebensweise der meisten Menschen ausüben muß! Der natürliche sanfte Tod, das weiß oder empfindet wenigstens jeder, ist nur dem wahrhaft tugendhaften Menschen beschieden, und ebenso weiß nur der Tugendhafte dem vorzeitigen, schmerzhaften Tode mutig die Stirn zu bieten. Darum war bisher die Furcht vor dem Tode die stärkste Triebfeder zu sittlichem Handeln. Muß da nicht die Hoffnung auf künstliche Euthanasie die sittlichen Triebe erschlaffen? Genau wie der Neomalthusianismus, der dem modernen Kulturmenschen das peinliche Verantwortungsgefühl für den Gebrauch, den er von seiner Zeugungs- oder Gebärfähigkeit macht, nehmen möchte? Die Annahme des Malthus, daß das moderne soziale Elend nur auf die Tendenz aller Lebewesen, sich schneller zu vermehren, als die Mittel für den Unterhalt zunehmen, zurückzuführen sei, gilt heute im allgemeinen als falsch, aber die von ihm empfohlene „sittliche Zurückhaltung" hat doch in anderem Sinne einen großen sozialethischen Wert, weil sie einer sinnlosen Kraftvergeudung entgegenwirken und dadurch der Verbesserung der Rasse dienstbar gemacht werden kann. Der Neomalthusianismus leistet dagegen den zügellosesten Ausschweifungen Vorschub, und die Schwächung der Furcht vor einer mißratenden Nachkommenschaft muß auf den sittlichen Willen gerade so wirken, wie die Schwächung der Furcht vor qualvollem Tode.

Die Neomalthusianisten sagen, es sei unverantwortlich, Kinder in die Welt zu setzen, die sich voraussichtlich unter ungünstigen sozialen Verhältnissen entwickeln müßten. Aber der Begriff der Ungunst sozialer Verhältnisse ist so relativ, wie der Begriff des Schmerzes; je schwächer der Wille zum Leben ist, desto leichter schmerzt und hemmt ihn etwas, je stärker er ist, desto mehr erträgt und überwindet er. Darum verrät sich im Neomalthusianismus wie in der modernen Euthanasie abnehmendes Leben; die so etwas befürworten, sind Pioniere des Todes.

Anmerkung zu Durets „Napoleon“.

Das intellektuelle Frankreich hat den Götzen Napoleon den Großen heimlich schon längst zerschlagen. In Anatole Frances „Ile des Pingouins“ kommt ein siamesischer Prinz nach Paris und sieht da auf einer hohen Ruhmessäule einen kleinen Mann stehen. Wer der Mann gewesen sei: „Ein großer General.“ „Da hat er wohl viele Länder zu Frankreich hinzugewonnen?“ „Das zwar nicht, Frankreich war nach ihm kleiner als vor ihm, aber immerhin, er war ein großer General.“ Die Stelle kennzeichnet den Ton, in dem man von ihm redet.

Der Historiker steht vor einem merkwürdigen Problem. Da ist ein Mensch mit riesigen Soldatenleistungen, mit blendenden Schlachten in Ägypten und Italien, in Österreich und Deutschland, mit den größten Eroberungen überall; dann mit bleibenden Verdiensten in der Organisation und der Verwaltung; dann, als Politiker, mit bodenlosem Leichtsinn (Spanien, Rußland), mit fürchterlichem Hochmut, der aus lauter Leichtsinn und Hochmut in einem Augenblick, wo er (1813 in Dresden) von Metternich den Frieden haben kann, sehenden Auges in seinen Untergang rennt. Cyrano: „Je me bats.“ Ein antiker Mensch, unkompliziert, der Dämon der Tat, hochgekommen in einem kritischen Moment, zugleich der Vertreter der Revolution und der Reaktionär gegen die Revolution, immer eine Doppelrolle spielend; kometenhaft aufsteigend, dann abgrundtief stürzend. So war der Mann. Und den haben sie zum „Genie“, zum Retter Fankreichs gemacht, ja zum Halbgott. Er galt in Europa als der letzte Held. Die Legende hat sich seiner bemächtigt, die Geschichtsschreibung selbst wird von dieser Legende verwirrt, selbst bei den größten Historikern wird sein Aufstieg immer als Folge seiner Leistungen, sein Sturz dagegen als das Eingreifen übernatürlicher Mächte geschildert. Frankreich war geblendet von ihm und gab sich ihm auch nach seinem Tode noch so bedingungslos hin, daß es, als es abermals eine Revolution hinter sich hat, sich dem Erben seines Namens auf nichts als diesen Namen hin abermals blind anvertraute. Ob auch dieser zweite Napoleon dazu verdammt ist, automatisch nachzumachen, was sein Ahn getan hat, ob er auch dazu vepflichtet ist, Frankreich auf alle Fälle militärischen Ruhm, die „gloire“ zu verschaffen, koste es was es wolle, Frankreich kann nicht anders, es rennt abermals in den sicheren Untergang. Wohl war es Leichtsinn, alle Völker der Reihe nach anzugreifen und sie zu demütigen, sich überall in der Welt despotisch einzumischen, selbst jenseits des Ozeans. Wohl war der „Chauvin“, der „Ratapoil“, dieses Abbild der heruntergekommenen napoleonischen Idee, schon zu seinen Lebzeiten eine lächerliche Figur, deren Ende die Einsichtigen klar vorausgesagt haben — aber trotz und alledem, Frankreich muß mit Napoleon gehen, c'est plus fort, ça. Das kommt: in der napoleonischen Idee lagen Dinge, die den tiefsten Instinkten der Nation schmeichelten: die „gloire“, der Siegesrausch, die große Schauspielerei, das Heldentum in der Schlacht, und endlich: „das“ Genie. Weil sich die Franzosen in ihrem innersten Fühlen von diesem Krieger, dem ersten Napoleon, verstanden fühlten, haben sie ihn zum Gott gemacht und eine Legende über ihm aufgetürmt.

Historisch betrachtet sind die Napoleonen, einer wie der andere, politische Anachronismen.

Die Lehren der politischen Geschichte zeigten seit dem Ende Ludwigs XIV., daß im modernen Europa jedes Volk nur ein bestimmtes Maß von Bewegungsfreiheit hat, daß es innerhalb der ihm von Natur gesetzten Grenzen verharren muß, wenn anders es sich gedeihlich entwickeln will. Daß im modernen Europa

kein Platz mehr ist für die Vorherrschaft irgendeiner „grande nation" und daß die europäische Weltpolitik beherrscht wird vom Prinzip des „Gleichgewichts der Kräfte". Diese Lehren haben die Napoleonen, unmodern wie sie immer waren, ignoriert, und ihr Streben ging nach unbrauchbar gewordenen Idealen, nach dem römischen Imperium, nach den Träumen Alexanders und nach dem Weltreich Karls des Großen. So haben sie den Lauf der Geschichte unheilvoll aufgehalten und Frankreich viel mehr geschadet als genützt.

Der Franzose, der dies Buch geschrieben hat, ist bei alledem gerecht geblieben, er leugnet die Leistungen keineswegs, läßt sich aber nie blenden. Von Anfang an zeigt er die Stellen auf, wo die Schwächen des Gebäudes liegen, und daß es die eigenen Taten sind, an denen die Napoleonen zugrunde gingen. Um klar zu bleiben, muß er der Legende vom Halbgott und unfehlbaren Schlachtenlenker, vom genialen Politiker zu Leibe gehen, er muß Wahrheit und Dichtung streng auseinanderhalten und dann erklären, wie es kam, daß diese Legende entstehen und am Ende die gesamte Phantasie beherrschen konnte: in diesem psychologischen Kapitel liegt der Schlüssel der ganzen Untersuchung.

In Frankreich ist das Buch natürlich unter den Tisch gefallen. Ebenso wie Durets andres historisches Werk.*) Niemand, außer Rosny, hat es gewürdigt. Frankreich will seinen Helden gern behalten. Aber das ist kein Grund für Deutsche, es nicht zu lesen. Mir scheint, wir haben diese Dosis Skepsis dringend nötig, denn auch die Deutschen hat die Legende angesteckt. Auf den Schreibtischen junger Leute steht „das Genie der Tat" in Bronze. Daß wir ihm dankbar dafür sein müssen, daß der Widerstand gegen ihn es war, der schließlich Preußen groß machte und am Ende Deutschland ermöglichte, gehört nicht in die Idee Napoleons, das war die Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Trotz Goethes „Rüttelt ihr nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß" war er nicht so groß, als daß das Rütteln ihn nicht doch umgebracht hätte. Man braucht nicht um Nationalität zu rechten, die wahrhaft großen Menschen gehören der ganzen Welt und vor ihnen gehen die nationalen Schlagbäume in die Höhe. Aber es ist nicht erwiesen, daß Napoleon eine wahrhaft große Persönlichkeit war. „Größe erkennen wir, wo ein starker Lebenstrieb (Egoismus) sich instinktiv einer bedeutenden Sache vermählt, die er, von zielsicherer Klugheit bedient, wirklich zu Ende zu führen vermag: Cäsar, Friedrich der Große, Bismarck." Wenn diese von O. A. H. Schmitz gegebene Definition der historischen Größe richtig ist — und ich sehe keinen Einwand —, so wird niemand dem ersten Napoleon das Prädikat „groß" beilegen mögen. Die Sache, der er seinen Lebenstrieb vermählte, war keine bedeutende, sondern eine phantastische Sache, und das, was er seinen „Stern" nannte, eben seine Sache, hat er nicht zu Ende geführt, weil er selber kein Ziel sah und sehen konnte.

Hier ganz unerschrocken und klar geurteilt zu haben, ist Durets Verdienst.

E. W.

*) **Théodore Duret**: Histoire de France de 1870—1873. Paris, Charpentis. 2 Bände. (Der dritte Band erscheint 1913).

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Bücher und Schriften.

Curt Stoermer: Metamorphosen.
Horen-Verlag, Worpswede-Charlottenburg, Bismarckstr. 82/83.

H. Prehn-von Dewitz: Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Der Liebesroman einer galanten und unglücklichen Frau.
Verlag Alfred Janssen, Hamburg und Berlin.

Arthur Sakheim: Marion in Rot. Ein kleiner Roman.
Verlag Georg Müller, München.

Dr. Adolph Kohut: Heinrich Zeise, der Nestor der deutschen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart.
Verlag Walter Markgraf, Breslau.

Prof. Dr. Max Rumpf: Das Ideal des volkstümlichen Rechts.
Verlag J. Bensheimer, Mannheim und Leipzig.

Quadriga. Vierteljahresschrift für Kultur und Freiheit.
Verlag Bernhard Vopelius, Jena.

Der Zwiebelfisch. Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und andern Dingen.
Hyperion-Verlag, München.

Diskussion. Herausgegeben von Hans Ostwald.

Dokumente des Fortschritts. Internationale Revue.
Verlag Georg Reimer, Berlin.

Kaffee und Aberglaube.

Ein gefesselter Prometheus, angeschmiedet an den Felsen von St. Helena, den der Zorn des Himmels in den Ozean geschleudert zu haben schien, endete der gewaltige Korse, vor dem einst die Welt bebte, — argwöhnisch bewacht von Sir Hudson Lowe, seinem „feigen Kerkermeister" mit der elenden Schreiberseele, der „nie die Feuertaufe der Schlachten bekommen, nie den Rausch des Ruhmes, das Herzklopfen des Enthusiasmus gekannt hatte". Nach der ersten Begegnung mit Sir Hudson Lowe soll der gefangene Kaiser Napoleon gesagt haben: „Diesem Menschen ist das Verbrechen auf das Gesicht geprägt!"

Das Porträt, das Hudson Lowe von sich selbst entwirft, ist allerdings nicht sehr liebreizend. Jedenfalls kann ihm der Vorwurf nicht gemacht werden, daß er sich selbst geschmeichelt habe. Seine Gestalt war schmächtig, hager und trocken, sein Gesicht rot, seine Haare fuchsig; er schielte unter brennend blonden Augenbrauen hervor. In seiner ganzen Erscheinung sah Napoleon nur den Ausdruck „der Bosheit und niederträchtigen Grausamkeit". Für ihn war der Gouverneur nur ein verkappter Henker, der gekommen war, ihn zu martern und zu morden. Daß man ihn umbringen wollte, war seine unerschütterliche Überzeugung. Niemand wäre imstande gewesen, ihm diese zu nehmen.

Sir Hudson Lowe erzählt in seinen Memoiren (Stuttgart, Schwabachers Verlagsbuchhandlung): „Eines Tages ging ich nach Longwood. Als ich in Napoleons Zimmer erschien, stand auf einem kleinen Tische eine Tasse Kaffee, und als ich mich ihm zur Seite auf dem Sofa niederließ, schob er die Tasse von sich. Von Zeit zu Zeit warf er mir mißtrauische Blicke zu; sein flammendes Auge schoß Blitze, als wollte er mein Gewissen durchbohren oder mir Furcht einjagen. Nichts lag mir ferner als die Idee, ihn zu vergiften, aber er beruhigte sich nicht. Als ich fort war, warf er die Tasse mit den Worten aus dem Fenster: „Ich weiß nicht, dieser Mensch scheint mir zu allem fähig, ja zu allem. Er hat sich vor den Tisch gesetzt und vielleicht — wahrhaftig, man kann keinen Kaffee vor ihm trinken!" — Dieser Vorgang hat eine eigenartige Deutung erfahren. Daß der Gouverneur von St. Helena tatsächlich Gift in den Kaffee des Kaisers hätte mischen können, war undenkbar. Aber Baron Vaerst meint in seiner „Gastrosophie", Napoleon habe fest geglaubt, die Augen Hudson Lowes hätten das Getränk vergiftet. Da wäre also diese Szene in Longwood als ein Beispiel der Einwirkung des „bösen Blicks" anzusehen, durch den gewisse Leute, die

mit dem Teufel im Bunde sein sollen, ihren Mitmenschen oder Speisen, Getränken und überhaupt leblosen Gegenständen aus deren Umgebung angeblich Schaden zufügen können. Dieser Aberglaube ist bekanntlich noch heutzutage in Italien sehr verbreitet. Man schützt sich dort vor den Folgen des Zaubers dadurch, daß man in Gegenwart einer Person, die man mit dem „mal occhio" behaftet wähnt, eine Faust macht und dabei den Daumen zwischen den Zeige- und Mittelfinger steckt, falls man kein von frommer Hand geweihtes Amulett trägt. Daß es gerade der Kaffee war, durch den Hudson Lowe eine unheilbringende Wirkung auf seinen Gefangenen versucht haben soll, erklärt man aus dem Umstande, daß Napoleon dies Getränk sehr bevorzugte und daß die „Behexten" vermittelst Dingen, die wir besonders lieben, eine um so größere Gewalt über uns haben.

Will man dem Vorgang überhaupt eine tiefere Bedeutung beimessen, warum so weit schweifen? Die Erklärung ist einfach genug. Zu träger, geisttötender Einsamkeit verbannt auf eine unwirtliche Insel nach einem Tatenleben voll Glanz und Ruhm ohne gleichen, hatte sich des gefangenen Imperators eine starke Reizbarkeit bemächtigt, die ohne Zweifel der häufige Genuß starken Kaffees noch gesteigert hatte, gesteigert bis zu krankhaften Einbildungen. Da der Kaiser außerdem magenleidend war, mußte ihm der Kaffee, dem man damals noch nicht das nervenaufreizende Koffein zu entziehen verstand, besonders unbekömmlich sein. Vor ihm stand nun das liebgewordene Gewohnheitsgetränk. Neben ihm saß der verhaßte Kerkermeister, dessen Gegenwart seine Erregung noch verschlimmern mußte. Ist es da verwunderlich, daß sich in solchem Augenblick erhöhter Reizbarkeit der Gedanke, durch feigen Meuchelmord enden zu können, mit besonderer Heftigkeit Napoleons bemächtigte? Wohl uns Menschen einer ohnehin schon ruhelos hastenden Zeit, daß wir heute beim Genuß koffeinfreien Kaffees, wie ihn die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen uns bietet, vor der Gefahr nervöser Selbstvergiftung sicher sind, ohne auf den Genuß des Kaffees verzichten zu müssen. Die Bezeichnung „Kaffee" stammt aus dem Arabischen und das Wort „kawi", von dem sie herzuleiten ist, bedeutet „stark". Schon um dem Namen unseres Lieblingsgetränks keine Unehre zu machen, sollten wir daher den kräftigen, aber unschädlichen koffeinfreien Kaffee wählen.

Der Aberglaube ist so alt wie die Menschheit selber. Keine noch so verfeinerte Kultur, keine wissenschaftliche Aufklärung wird ihn je ganz ausrotten können — nicht einmal in den gebildeten Ständen, geschweige denn unter einfacher denkenden

Menschen und besonders auf dem Lande. Die sogenannten „Bauernregeln“ sind nichts anderes, als der naive Ausdruck abgergläubischer Ideen, die sich zumeist in Prophezeiungen kundgeben, anknüpfend an die Lebensgewohnheiten des Alltags, an Naturerscheinungen und Dinge, die der Mensch täglich vor sich sieht. Da nun wohl auf der ganzen Welt der Kaffee das verbreitetste Genußmittel ist, hat ihn das Volk vielfach in den Kreis seiner abergläubischen Beobachtungen hineingezogen. Einiges aus dem Volksglauben möge hier Erwähnung finden.

Es ist eine sehr verbreitete Ansicht, daß kalter Kaffee, am Freitag getrunken, schön macht. In einigen Provinzen Deutschlands gilt es als sehr unvorsichtig, beim Kaffeetrinken zuerst die Milch und dann erst den Zucker hineinzutun. Das gibt sicherlich eine unglückliche Ehe! Über Liebe und Ehe ist, besonders unter den jungen Mädchen, manch sonderlicher Aberglaube verbreitet. In den Hochzeitskuchen muß unbedingt, auf dem Lande wenigstens, eine gebrannte und eine ungebrannte Kaffeebohne hineingebacken werden. Diejenige der Brautjungfern, die die gebrannte bekommt, verlobt sich zuerst; die unglückliche aber, die die ungebrannte erhält, bleibt ledig.

Für den Landmann bedeutet es gutes Wetter, wenn der Zucker in der Mitte der Tasse Schaum bildet. Verteilt dieser sich jedoch über den ganzen Kaffee oder setzt er sich gar am Rande der Tasse fest, so gibt es unfehlbar Regen, zur Erntezeit nun einmal ganz gewiß!

Außer dem beliebten Bleigießen in der Silvesternacht kennt der Aberglaube auch ein Eiergießen, bei dem der Kaffee ebenfalls eine Rolle spielt. Man nimmt ein Glas, das zu drei Vierteln mit Wasser gefüllt ist, und färbt dieses mit etwas Kaffee. Dann läßt man das Weiße eines Eies in das Glas laufen und rührt mit dem Zeigefinger der linken Hand — um Gottes willen nicht etwa mit dem der rechten! — den Inhalt des Glases dreimal rechts und dreimal links herum. Aus den so entstehenden Figuren deutet man die Zukunft. Und dann — das untrügliche Wahrsagen aus dem Kaffeesatz! Doch davon ein ander Mal. R.

Der **„Luxemburger Zeitung“** (28. März 1913) entnehmen wir die folgende Plauderei:

„— Nachbarin, noch ein Täßchen?

— Wie, Sie danken? Sie haben doch früher . . . .

— Früher, ja, da habe ich nie über zehn Tassen getrunken. Aber mein Arzt . . . .

Kaum ist das Wort vom Arzt gefallen, da tritt Spannung in alle Gesichter. Den einen hat auch ihr Arzt den Kaffee verboten, die andern haben bis jetzt

den Arzt nicht gefragt, weil sie fürchteten, daß er ihnen den Kaffee verbieten würde. Und ihre Männer erst! Wie war es früher so schön, wenn sie sich nach Tisch ihr Schälchen Schwarzen einschenken ließen und bei einer duftenden Zigarre plaudernd sitzen blieben. Heute halten sie sich den braunschwarzen Trank mit einem wehmütigen Blick zehn Schritt weit vom Leib und deuten vielsagend auf Herz und Magen und Kopf. Und haben sie sich einmal zu einer Tasse verleiten lassen, in guter Gesellschaft, nach einem fröhlichen Mahl, dann sind sie nachher in Bärbeißerlaune.

— Ja, sagt da auf einmal eine junge Bremerin, die kürzlich hier eingeheiratet hat, warum trinken Sie denn keinen Kaffee Hag?

Liebenswürdige Leserin! Jetzt rümpfe nicht gleich dein reizendes Näschen. Lege nicht das Blatt fort und sage nicht: Wie dumm! Eine Geschäftsreklame!

Denn es gibt Geschäftsreklamen, die Wohltaten für die Menschheit bedeuten, auch für dich. Und für deinen Mann, so du einen hast.

Es gibt Genußmittel, an die sich die Kulturmenschheit gewöhnt hat, die ihr nicht nur einen materiellen Genuß, sondern eine Quelle ethischer Genüsse und Anregungen bedeuten: der Wein, der Tabak, der Kaffee. Im geselligen Leben sind das Faktoren, die nicht unterschätzt werden dürfen. Bismarck z. B. hat oft erklärt, daß er im Rauchen die nötige Ruhe und oft die besten Inspirationen für hochwichtige diplomatische Verhandlungen gefunden hat, und einem Kollegen gegenüber hat er einmal geäußert, der König sollte seinen Ministern vor jedem Ministerrat je eine halbe Flasche Sekt zu trinken geben, damit bei den Beratungen etwas Ordentliches herauskäme.

Was vom Wein und vom Tabak gilt, das trifft in viel höherem Maße beim Kaffee zu. Er galt von jeher als ein Anreger par excellence.

Aber des Lebens ungemischte Freude .... Und so ist auch diesen drei Genußmitteln das Gift beigemischt, das da mahnen sollte: Bis hierher und nicht weiter! Die Menschheit hat darauf nicht gehört, und so kam es, daß es heute nicht mehr heißt: der Wein, der Tabak, der Kaffee, sondern der Alkohol, das Nikotin, das Coffeïn. Das Gift wurde der Kulturmenschheit zur Hauptsache.

Nun ist es ja eine Frage für sich, wieviel bei der wohltätigen Wirkung dieser drei Genußmittel auf Rechnung des Giftes kommt und wieviel auf Rechnung der geliebten Angewöhnung, im Kreise der Freunde sein Glas Wein zu trinken, blaue Ringlein zu rauchen oder ein Schälchen Kaffee zu schlürfen.

Für die Massen kann es ja auch wirklich gleichgültig sein, daß Nietzsche mit dem stärksten Kaffee sich munter hielt, um seinem Hirn die Gedanken auszupressen, mit denen er für die Menschheit neue Wertsetzungen schuf. Für Millionen kommt nur in Betracht, daß sie ihren Kaffee weitertrinken können ohne die schädlichen physiologischen Wirkungen, die das Coffeïn um so stärker ausübt, je weiter das moderne Leben die Empfindlichkeit der Nerven steigert.

Und um es nun klipp und klar zu sagen: dies ist erreicht. Seit Jahren ist im Handel ein Kaffee, der an Wohlgeschmack und Aroma von seinem bösen Bruder nicht zu unterscheiden ist, den jeder genießen kann, ohne davon nachteilige Folgen für Verdauung, Herz oder Nerven befürchten zu müssen. Kaffeetrinker, die auf ihre Liebhaberei längst verzichtet hatten, weil bei ihnen das Coffeïn die unangenehmsten physiologischen Störungen bewirkte, können coffeïnfreien ungestraft genießen; die leichte, wohltuende Anregung ist geblieben, der Genuß ist ungeschmälert, Aroma und Wohlgeschmack sind unbeeinträchtigt.

Das Produkt ist bekannt. Es ist der von der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaff in Bremen auf den Markt gebrachte Kaffee Hag.*

Der Weltkonsum des Kaffees.

Eine erst kürzlich veröffentlichte Statistik gibt einen interessanten Überblick über den Kaffeeverbrauch in der Welt während des Jahres 1912. Die nachstehenden Zahlen sind durchaus zuverlässigen, offiziellen Mitteilungen entnommen. Es wurden verbraucht:

In den Vereinigten Staaten	4 239 114	Doppelzentner,
„ Deutschland	1 708 671	„
„ Frankreich	1 113 113	„
„ Österreich-Ungarn	563 709	„
„ Belgien	401 621	„
„ Holland	389 880	„
„ Italien	276 268	„
„ Argentinien	140 899	„
„ England..........................	131 712	„
„ Rußland	117 608	„
„ der Schweiz	106 206	„
„ Algier	75 976	„
„ Ägypten..........................	71 548	„
„ Kanada	64 887	„
„ Chile	48 000	„
„ Malta	3 413	„
„ Japan	837	„

„Die Kulturmission der Reklame".

So betitelt sich eine Sonderschrift, herausgegeben von der „Brücke", dem internationalen Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit, in München. In dieser Schrift wird angeregt, die gewaltigen Summen, die für Reklame ausgegeben werden, durch entsprechende organisatorische Maßnahmen gleichzeitig in den Dienst des Volkes zu stellen, mit anderen Worten: die Werbetätigkeit der Geschäftswelt so zu lenken, daß als Nebenprodukt jedesmal soziale Werke (verschiedenster Art) gefördert werden.

Eine großzügige, praktische Nutzanwendung dieser neuen Lehre läßt die Tragweite des Gedankens erkennen: die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen, die Herstellerin des bekannten coffeïnfreien Kaffee Hag und Verlegerin der „Güldenkammer", hat sich anläßlich des Kaiser-Jubiläums dazu verstanden, planmäßig die ehrwürdigen Wahrzeichen der deutschen Städte, Flecken und Dörfer, d. h. die von fachkundiger Künstlerhand entworfenen Ortswappen (es gibt ihrer rund 3000 in Deutschland) in der handlichen Form von farbenprächtigen Siegel- oder Werbemarken herauszugeben. Und zwar in Auflagen, die eine nachhaltige Verbreitung dieser kleinen Kunstblätter sichern.

Der erste Bogen von 32 verschiedenen Wappenmarken liegt bereits vor, und wer ihn sieht, wird ohne weiteres empfinden, daß hier tatsächlich eine Bresche in Gewohntes und Veraltetes geschossen ist, die einen hoffnungsfreudigen Blick auf Neuland gewährt. Die Verbreitung der Marken erfolgt dadurch, daß jedem Kaffehag-Paket einige verschiedene Marken beigelegt werden.

Plakatausstellung Bremen.

Die vom Verein der Plakatfreunde, vom Kunstverein, vom Gewerbemuseum und vom Deutschen Werkbund in der Zeit vom 31. August bis 21. September d. J. veranstaltete Plakatausstellung Bremen wird am Sonntag den 31. August, vormittags 11 Uhr, in den Räumen der Kunsthalle vor einem geladenen Publikum mit einem Vortrag des bekannten Malers Herrn Julius Klinger-Berlin über „Plakate und Plakatmaler" eröffnet werden. Für weitere Kreise ist der Eintritt ab 12½ Uhr. Die Ausstellungsleitung beabsichtigt, auch an den folgenden drei Sonntagen Vorträge abhalten zu lassen und hat hierfür bereits den Direktor der Bremer Kunsthalle, Herrn Professor Dr. Pauli, über ein noch festzusetzendes Thema, ferner den Syndikus des Vereins der Reklameinteressenten, Herrn Dr. Lindner-Mannheim, über „Plakatgesetzgebung", sowie Herrn Dr. Johannes Steindamm vom Norddeutschen Lloyd über „Reklame und Ästhetik" gewonnen. Die Ausstellungsleitung hat beschlossen, um einen regen Besuch aller Interessenten zu ermöglichen, von der Erhebung eines Eintrittsgeldes Abstand zu nehmen.

Plakatwettbewerb Kaffeehag.

Anläßlich der Bremer Plakatausstellung findet im Vortragssaal der Kunsthalle eine Sonderausstellung von Entwürfen für ein Kaffeehag-Plakat statt. Einige der ersten Plakatkünstler, wie Hohlwein, Bernhard, Klinger, Oppenheim, Erdt, Deutsch, Lehmann-Steglitz, Lindenstädt, Scotland u. a. m. sind — zum Teil mit mehreren Entwürfen — vertreten. Für Interessenten bietet es einen besonderen Reiz, festzustellen, wie ein bestimmtes Thema von verschiedenen Künstlern aufgefaßt und behandelt worden ist.

„Agfa" und Spelterini.

Angesichts des neuerdings von dem bekannten Aeronauten Kapitän Spelterini ausgeführten imposanten Alpenfluges, wobei der Monte Rosa überflogen und eine Höhe von 6100 m erreicht wurde, dürfte es interessieren zu hören, daß Genannter für seine wundervollen, durch zahlreiche Projektions-Vorträge bekannten Ballon-Aufnahmen sich des renommierten „Agfa"-Photo-Materials bedient.



GRAPH. KUNSTANSTALT
CARL RICHTER
BREMEN·PELZERSTR. N°23
FERNSPRECHER 7933
CLICHÉS
FÜR ALLE ZWECKE
ZEICHNUNGEN ALLER ART
PLANDRUCKEREI



Schreiben Sie
Continental
Fabrikat der
Wanderer-Werke
Schönau bei Chemnitz
5 Grand Prix
CONTINENTAL
Vertreter:
Diedrich Messerknecht
Bremen, Langenstraße Nr. 21.

FREMDEN-FÜHRER

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Bad Wildungen

Pensionen

Villa Gerta, Frl. Adler
„ Braun, Brunnenallee 12
„ Carola, Frau Dietz
„ Margarethe, Frau E. Engelhardt
„ Fröchtling, Aug. Fröchtling
Pension Josef Futermann
„ Gustke, Brunnenallee
Villa Haustein, Brunnenallee
„ Huneck, Frl. L. Heine
Helenenheim
Villa Kalkhöfer, C. Kalkhöfer
„ Carola, Aug. Kersten
„ Helene, Frl. Kesthaus
„ Victoria, Frau Kratz
Haus Cuntze, Frl. Lauer
Villa Frieda, Frl. Lauckhardt
„ Wilhelmina, Pension Leyting

Villa Alexander II., Frl. Lostin
„ Bellevue, H. Mauß
Haus Mogk, Wilh. Mogk I
„ Mogk, Frau E. Mogk
Villa Margarethe, Frl. O. Müser
Haus C. Nordheim
Pension Ch. Rothauge, Brunnenallee
Villa Sanssouci, Diedr. Schmidt
„ Concordia, Dr. B. Schmitz
„ Schumann, Carl Schumann
„ Bathildis, C. Seibel jr.
„ Biermann, Frl. D. Stabernack
„ Stöcker, Otto Stöcker
„ Klapp, J. Wagener
„ Heilquell, Frl. Weyrauch
„ Daheim, Hch. Wolpers

Hotels und Restaurants

Café Gustav Bax
Fürstl. Badehotel
Hotel Fürstenhof
Café und Restaurant Waldhaus, C. Grünert
Restaurant Helenenquelle, D. Grieche
Hotel Helenenquelle, A. Henne
Park-Hotel, H. Höhle
Hotel Royal, Chr. Kranz
„ Germania, G. Krittenstein

Restaurant und Pension zum Bilstein, Reitzenhagen b. Wildungen
Hotel Quisisana, M. Moebus
Kurhaus Reinhardsquelle b. Wildungen
Gasth. z. Rosenschlößchen, Hch. Ranft
Westend-Hotel
Kaiserhof, W. Schober
Kurhaus Königsquelle
Hotel Zimmermann
„ Bristol
„ zur Viktorquelle

Heilanstalten

Evangelisches Krankenhaus
Liboriushaus

Bad Salzschlirf

Pensionen

Pension Böddeker, Hch. Böddeker
St. Bonifaziushaus
Villa Daheim, Geschw. Prinz
„ Elfriede, Frl. Imgrund
Pension Caesar Gies
Villa Hahn, Hch. Hahn
„ Henkelmann, Frz. Henkelmann
„ Kronprinz, Frau Ney
Pension C. Lerch
Villa Linnenkohl, Bernh. Linnenkohl

Villa Margarethe, Frau Bauerfeind
„ Maria, Karl Hartung
„ Paradies, O. Ehrhardt
Haus Pester
Villa Rack, Marie Keil
„ Rothstein, Frau Rothstein
„ Stohr, Engelbert Stohr
Haus Waldeck, Frau Dr. Beisheim
Pension Weihl, J. Weihl

Hotels und Restaurants

Hotel Bellevue, Jacob Straußer
Eldorado, Frau Brehler
Kurhaus und Badehotel
Hotel Royal, Ed. Leuchter

Rest. Wilhelmshöhe, Liesel Eckert
Café Windsor
Hotel und Pension Winkler

In den obengenannten Etablissements wird der coffeïnfreie KAFFEE HAG verabreicht

FREMDEN-FÜHRER

Die Reihenfolge bedingt keine Rangordnung.

Bad Reinerz

Pensionen

Villa Brunnenhof
„ Cäcilie, Gertr. Preuß
„ Cornelia
„ Daheim, Frau Nowak
„ Eben-Ezer, Frau H. Helwig

Villa Edenhall, Frau Böhm
„ Elysium, Frau Fleischer
„ Fortuna, Phil. Richter
„ Idylle, Frl. Körning
„ Schmidt, Frl. E. und H. Schmidt

Hotels und Restaurants

Hotel u. Restaurant Annahof, Paul Bandt
Hotel Deutscher Hof
Hotel Germania
Julius Hold, Konditorei und Café

Park-Hotel Liche
P. Schirmer, Konditorei und Café
Hotel Schwarzer Bär, G. Liche
A. Tantz

Heilanstalten

Sanatorium Dr. Schön

St. Vinzenzstift

Kudowa

Pensionen

Villa Annenhaus, Frau A. Marel
„ Annenhof, Frau Stewig
„ Augusta, Franz Drechsler
„ Berghaus, Frau Hartwig
„ Cäcilie, Frau Riedel
„ Carmen, Frau Artelt
„ Concordia, Frau Umlauf
„ Daheim, F. Duchatsch
„ Diana, Frau Beck
„ Dora, Jos. Neuneita
„ Edelweiß, Frau M. Schrutek
„ Edenhall, Frau Aulich
„ Eduard, Frau Häring
„ Elisenhof, Frl. Martha Rothe
„ Feldschlößchen, M. Schumann
„ Flemming, Frau Flemming
„ Fortuna, Franz Lukas
„ Friedrichs Hof, Frau Bradke
„ Gerike, Frau Gerike
„ Gertrud, O. Ulrich
„ Cebhardt, H. Wilke
„ Glückauf, Carl Sachs

Villa Grunwald, Jul. Grunwald
„ zum Gutenberg, Frau Pohl
Haus Hedwig, F. Gräbisch
Villa Hillmann, Robert Hillmann
„ Hofburg, Frl. A. Pietsch
„ Hohenzollern, Frau Burdich
„ Hubertus, Frau Hanschke
„ Karlsruhe, Frau Zeidler
„ Lindenhof, Carl Schätti
„ Lohengrin, Frl. Locken
„ Königin Luise, T. v. Maciezewska
„ Martha, Frau Tommek
„ Merkur, Dr. Fritz Herrmann
„ Nowa, Frau Dinter
„ Regina, Frau Hauschke
„ San Remo, Frau Baumeister A. Mohaupt
„ Rheingold, Georg Negendank
„ Thalheim, Frau Schrutek
„ Tietz, Frau Käte Tietz
„ Viktoria, Frau Burkat
„ Waidenhof, Frau Schrutek

Hotels und Restaurants

Hotel Annenbad,
„ Austria, Phil. Pollak
„ Graf Moltke, Alb. Menzel
„ Ernst Franz
Restaurant Friedrichsruh, Frau Raschke
Hotel Fürstenhof
Hotel und Restaurant zum grünen Tal, Paul Schwartz
Kurcafé Charlottenbad
Logierhaus, Josef Tommek

Hotel und Restaurant Villa Logierhaus „Neue Welt", Herm. Schmidt
„ Pavillon I, Frau M. Scholz
„ Paulinenhof, Aug. Drechsler
Rosenhain, Frau Seidelmann
Schloß, E. Kastner
Schweizerei, Herm. Gerber
Restaurant Touristenheim, E. Schrudeck
Hotel und Pension Waidmannsruh, L. Schneider

Heilanstalten

Sanatorium Kudowa
Krankenhaus

Marienheim

In den obengenannten Etablissements wird der coffeïnfreie KAFFEE HAG verabreicht.



Kaffee=Handels=Akt.Ges. Bremen

COFFEÏN
FREIER
KAFFEE



KAFFEE=HANDELS
AKT.GES.BREMEN

